



Carmelia Maissen

HOCHHAUS UND TRAKTOR

Siedlungsentwicklung in Graubünden
in den 1960er und 1970er Jahren

HOCHHAUS UND TRAKTOR

**Siedlungsentwicklung in Graubünden
in den 1960er und 1970er Jahren**

Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich

vorgelegt von
Carmelia Maissen
von Disentis/Graubünden

Angenommen im Frühjahrssemester 2012 auf Antrag von
Prof. Dr. Philip Ursprung und Prof. Dr. Angelus Eisinger

Castrisch, im Juli 2012

INHALT

Einleitung	7
Im Umbruch	9
Fragestellung und Interesse	10
Forschungsansatz	14
Gegenstand der Betrachtung	15
Forschungsstand	17
Quellen	20
Aufbau	22
 Die Neue Stadt in den Bergen	 25
Chur in schwindelerregendem Wachstum	27
«Neue Stadtbaukunst» durch Wohnungsnot	29
Theoretische Weichenstellungen	31
Pragmatische Praxis	37
Bauen und Ordnen	42
«Unarchitektonische» Verkehrsprobleme und eine Versuchsanordnung	44
Die Einführung der Ausnützungsziffer	49
Sonderfall Hochhaus	52
«Graubündens erster Hochbau» (1956) und das Gestle-Haus (1956–1957)	
Verwaltungsgebäude Untertor (1952–1959)	
Solariapark (1957–1964)	
Das Hochhaus: «halb erwünscht und halb befürchtet»	61
Vergangenheit und Moderne	65
Lacuna: Koexistenz von Natur und Stadt	68
Das Einkaufszentrum als Agora	70
Traktor und Hochhaus	76
Diaspora der Bauern oder Negation der Stadt	81
Imponierende Skyline	84
Das Hochhaus als Therapeut	87
Licht, Luft und Öffnung	87
Schwesternhaus Beverin (1957–1960)	
Regionalspital Ilanz (1957–1960)	
Diagnostikzentrum Ilanz (1968–1972)	
Therme Vals (1960–1970)	
Altersheim S. Giusep Cumpadials (1970–1973)	
«Gulliver unter den Riesen»	103

Malaise von Stadt und Land	107
Unwirtlichkeit der Städte	109
Babylonische Landschaft und missliebige Denkmäler	110
Der städtische Lebensraum in der Kontroverse	113
<i>RhB-Parkhaus (1975–1977)</i>	
<i>Gäuggeli-Initiative (1976)</i>	
<i>Hotel City (1958–1960) und Arcas (1968–1978)</i>	
<i>Chur – deine Stadt! (1977)</i>	
Abgesang auf die Neustadt oder der Paradigmenwechsel	129
Geplante Heimat – Die Suche nach der Dorfgestalt	131
Aufwachen aus der «gestalterischen Ohnmacht»	132
Fehlendes Planungsrecht und fehlende «Grundvorstellungen»	134
Geschichte als Lehrmeisterin	137
«Tarn- und Anpassungstheorien» – Ansätze und Diskussionen	142
<i>Wohnbauwettbewerb Celerina (1973) und Quartierplan Sils i.E. (1972)</i>	
<i>Eine «offene Planung» für Scuol (1979/1980)</i>	
<i>Fallbeispiel Tujetsch (1979)</i>	
<i>Fallbeispiel Vicosoprano (1980)</i>	
Anpassung als Modernisierungsstrategie und ein Generationenwechsel	159
Alpine Retorten	165
«Vom Pomp zur gemütlichen Behaglichkeit» – die Industrialisierung des Tourismus	167
«Aktion Meili»	169
Hotelerneuerung als «Anpassungstechnik»	171
<i>Kurhaus Lenzerheide</i>	
<i>Hotel Adula, Flims-Waldhaus</i>	
<i>Hotel Hauser, St. Moritz</i>	
Tourismus im dialektischen Spannungsfeld	177
Retortenstadt Avers – «Modellfall einer Projektierung mit Hindernissen»	181
Voraussetzung: «Zuallererst die Strasse»	183
Verhandlungen	185
Das architektonische Projekt	190
«Leider» oder «glücklicherweise» gescheiterter Modellfall?	196
Die neuen Staumauern	199
Soleval – ein «nicht alltäglicher» Ferienort in der Lenzerheide	200
Im Fadenkreuz der Kritik	206
Erholung in der Retorte: drei Ansätze einer Analyse	211
Das «Recht auf Schnee» für alle	213
Feindbilder Planung und Massentourismus	214
Das Künstliche zur Steigerung des Natürlichen	216

Zusammenfassung und Fazit	221
Von der «Saus-und-Braus-Epoche»...	223
...zur «erzwungenen Denkpause»	228
 Dank	 231
 Anhang	 233
Ungedruckte Quellen aus Archiven und Nachlässen	235
Gedruckte Quellen und Literatur	236
Abkürzungsverzeichnis	255
Lebenslauf	257
 Abbildungen	 259

EINLEITUNG

Im Umbruch

Galt Graubünden Ende des Zweiten Weltkrieges noch als Armenhaus der Schweiz, veränderte sich der Bergkanton in den folgenden Jahrzehnten rasant. Begleitet und bedingt durch einen anhaltenden wirtschaftlichen Aufschwung wandelte sich die Gesellschaft grundlegend. Die Öffnung des Tourismus gegenüber dem breiten Fremdenverkehr, der bis anhin den Reichen vorbehalten war, forcierte die Emanzipation und Liberalisierung Graubündens zusätzlich.¹ Mit diesem Strukturwandel ging eine intensive Bautätigkeit einher, die in Graubünden ein vielerorts über Jahrzehnte hinweg gleich gebliebenes Siedlungsbild sowie die Landschaft grundlegend veränderte.

Einen Eindruck davon, wie die neuen Bauten und von aussen kommenden Einflüssen innert kurzer Zeit die Dörfer veränderten und dieser Wandel wahrgenommen wurde, liefert eine Schilderung aus dem Jahr 1963. Sie stand einleitend in einer Ausgabe der Bündner Kulturzeitschrift *Terra Grischuna* zum Thema «Der Baumeister und sein Werk»: «Wie wildwuchernde, fremdländisch anmutende Pflanzen, deren Samen vom Winde irgendwohin getragen wurden und dort Wurzeln bilden konnten, entstanden, losgelöst vom langsam gewachsenen Dorf, unbeschwert von irgendwelcher Tradition, da und dort neue Bauten, die bald Nachbarn erhielten und so zu Dorfsatelliten wurden, die wirtschaftlich in der Dorfgemeinschaft eigenes Gewicht erhielten und doch als Fremdkörper wirkten.»² Aus dieser Beobachtung lässt sich das Entstandene als eine direkte, durch nichts gemilderte Konfrontation zwischen dem Bestehenden und dem Neuen lesen. Das Neue blieb fremd, auch wenn es Wurzeln schlug und zum wirtschaftlichen Faktor wurde. Der Autor belies es indessen nicht dabei, allein das veränderte Dorfbild zu beschreiben, sondern suchte auch nach den Verantwortlichen und den Ursachen für die Entwicklung: «Dafür nur die Bauherren und Architekten verantwortlich zu machen, wäre ungerecht. Noch fehlten weitgehend die richtigen Massstäbe.»³ Implizit wies er darauf hin, dass in der Planung und Architektur stets Kräfte und Faktoren wirksam waren, welche ausserhalb des engen Kreises der direkt an einem Bauwerk Beteiligten, also Bauherrschaft und Architekt, ihren Ursprung haben. Diese «Massstäbe» waren zwar vorhanden, standen jedoch in einer Diskrepanz zur neuen Zeit; es fehlten die «richtigen» Massstäbe. Gleichzeitig glaubte der Autor einen allmählichen Wandel zu erkennen: «Heute wird vieles nicht mehr hingenommen, das vor kurzem noch kaum Anstoss erregte. Ein neues, starkes Verantwortungsgefühl ist erwacht. Neue Möglichkeiten wurden gefunden, um moderne Bauformen und die gewachsenen Ansprüche an den Wohnkomfort den örtlichen Gegebenheiten anzupassen. Das einzigartig schöne Baumaterial Holz, das auch verarbeitet voller Leben ist, wurde zu einem neuen verbindenden Element zwischen Mensch und Landschaft, nachdem man einmal entdeckt hatte, dass es nicht nur für einen Chaletbau taugt. Vielversprechend sind auch die Wege, die nunmehr nach langem Tasten und Zögern im Bau von Schulhäusern, Heimen, Krankenhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden eingeschlagen werden. Überall ist das Bestreben

¹ Der Aufsatz «Graubünden seit 1945» von Bruno Fritzsche und Sandra Romer von 2003 bietet einen knappen Überblick über jene Zeit sowie die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen; siehe Fritzsche/Romer 2003.

² Terra Grischuna 1963a.

³ Ebd.

fühlbar, Vergangenheit und Zukunft harmonisch zu verbinden.»⁴ Unterstützt würde diese erfreuliche Entwicklung durch gute Bauordnungen, welche die Voraussetzung bildeten «für eine gedeihliche und dem Dorfkern angepasste bauliche Weiterentwicklung.»⁵ Dieser zeitgenössische Kommentar bietet eine anschauliche Übersicht über die Problemstellungen und Zusammenhänge, welche Ausgangslage für diese Arbeit waren: der rasche Wandel des Siedlungsbildes und der Dorfstrukturen, der Einfluss von aussen, die Konfrontation von Tradition und Moderne, das Entstehen und die Bedeutung der Planungsinstrumente sowie das Gewicht der ausserdisziplinären Faktoren. Ergänzen lässt sich diese Aufzählung durch die Darstellungen, die in der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Das Ballhorn* aus dem Jahr 1977, einer «satirischen Chronik in Bild und Wort» des Bündner Künstlers Robert Indermaur und weiteren kritischen Zeitgenossen, zu finden sind.⁶ Mit bissigen Karikaturen kommentierten darin die Autoren den baulichen und landschaftlichen Wandel Graubündens. [Abb. 1–2] Der Mensch steht in dieser Landschaft, die von Hochhäusern, Hotels und falschen Chalets neu definiert wurde, als verlorenes Wesen da, welches nach der Bergidylle und unversehrten Natur sucht. Die spitze Feder der Autoren richtete sich vor allem gegen den Begriff der «Erschliessung», der von den Politikern als Losung für die Entwicklung des Berggebietes betrachtet werde, jedoch eigentlich mit Zerstörung gleich zu setzen sei. Dass in der ersten Ausgabe des *Ballhorns* gerade diese Problematiken aufgenommen wurden, macht die Brisanz und das Ausmass der Entwicklung in Graubünden von Landschaft und Siedlung deutlich. Im Vergleich zur optimistischen Einschätzung in der *Terra Grischuna* von 1963 zeigt sich in der kritischen Position von 1977, dass sich im Verlauf der Zeit Werte und Argumente geändert haben.

Fragestellung und Interesse

Es sind die in diesen beiden Zeitbildern aufgeworfenen Phänomene und Entwicklungen in Graubünden, welche im Zentrum dieser Arbeit stehen. Die Untersuchung geht der Frage nach, wie diese Zeit, die durch einen stürmischen Wandel gekennzeichnet war, mit den siedlungsgestalterischen und städtebaulichen Herausforderungen umging. Die heterogenen Erscheinungen, die Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeiten, hatten unterschiedliche Strategien zur Folge, die sich nicht zu einem einheitlichen Bild zusammenfügen lassen. Und trotzdem haben sich die Zeichen der Zeit in Graubünden zu Diskussionen und Prozessen konkretisiert, welche im Zusammenhang des spezifisch ländlich-alpinen Kontextes zu verstehen und darin von Gemeinsamkeiten geprägt sind. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt deshalb darauf, ausgewählte Schauplätze zu beleuchten, an welche sich die Bedingungen der Zeit, planerisch wirksame und architekturelevante Faktoren zu einem Ereignis verdichtet haben. Ein besonderes Augenmerk gilt der

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Die Zeitschrift *Das Ballhorn. Eine satirische Chronik in Bild und Wort* war 1977 von Robert Indermaur und weiteren kritischen Zeitgenossen gegründet worden mit dem Ziel, das aktuelle Geschehen in Graubünden und darüber hinaus in Form von Satire zu kommentieren. Nach einer Handvoll Ausgaben mussten die Initianten das Projekt mangels Leserinteresse und aktiver Mitarbeit wieder aufgeben. Die Autorin dankt Robert Indermaur für die Informationen und das Überlassen der Zeitschriften.

jeweiligen raumrechtlichen Situation und der politischen Diskussion sowie der vielfach mit konkreten Projekten einhergehenden Etablierung von raumplanerischen Instrumenten. Als leuchtendes Beispiel für die direkte Wirksamkeit von politischen Entscheidungen auf die Siedlungsentwicklung und die Architektur sei die Einführung des Stockwerkeigentums 1965 erwähnt, welche den Bau von grossen Mehrfamilienhäusern, vielfach in Form gigantischer Jumbo-Chalets, in den Ferienorten wesentlich förderte.

Ein zentrales Moment in der Arbeit stellt das Verhältnis von Stadt und Land dar – in seiner Bedeutung als innerkantonales Spannungsverhältnis zwischen der Kantonshauptstadt Chur als wirtschaftlicher und kultureller Motor und den Tälern, zwischen den zunehmend urbanisierten Tourismusorten und den kleinen Bauerndörfern, aber auch als Beziehung zwischen dem ländlichen Graubünden und dem städtischen «Unterland».⁷ Die Relevanz dieser Thematik für die Betrachtung von Graubünden mag nicht auf der Hand liegen. Doch schon bei Erwin Poeschel, dem Begründer der Bündner Kunsttopografie, klang sie an: «Auf das seltsame Ineinanderspielen von Abgeschiedenheit und Weltbürgertum muss jeder aufmerksam werden, der sich mit bündnerischen Dingen beschäftigt.»⁸ Aus Poeschels Bemerkung wird deutlich, dass Stadt und Land, Zentrum und Peripherie, letztlich auch Tradition und Fortschritt in Graubünden sich nicht einfach im Sinne sich ausschliessender Gegensätze gegenüberstehen, sondern in einem «seltsamen Ineinanderspielen» immer wieder neue Beziehungen eingehen. Gleichzeitig können die Begriffspaare nicht unbeachtet einander gleichgesetzt werden, indem das fortschrittliche Moment allein der Stadt und das Beharren nur dem Land zugewiesen werden. Auf die wechselseitige Vielschichtigkeit dieser Relationen, in die Graubünden seit jeher eingebunden ist, wies auch Guido Jörg in seinen Gedanken zum Wesen über das Kulturleben einer Kleinstadt wie Chur hin: «Aber nicht nur das spezifisch Regionale ist mitbestimmend, sondern auch die allgemeine Entwicklung, in der das Land, ja die Welt zur Zeit steht; denn die Wechselwirkungen sind heute derart weittragend, dass die Weltgeschichte, die Weltsituation sich auf fernste Gemeinwesen auswirken. Die Provinz tritt dadurch in ein anderes Licht, sie ist nicht mehr der abgeschiedene, weltfremde Flecken, an dem die grosse Zeit vorüberauscht. Die Provinz hat den Anschluss gefunden, zu ihrem Wohl und Leid.»⁹ Und dennoch bleibt die Situation der Peripherie eine besondere: «Geflohen ist, durch die Dezentralisation, ein gewisses retardierendes Moment. Es ist dies nicht eine «Verzögerung in der Kultur», sondern höchstens oft eine verzögerte Aktualität. Im grossen gesehen werden die «kulturellen Signale der Zeit» wohl seltener in der Provinz gegeben, die Provinz ist eher die erdauernde, die erleidende, die – heutzutage – aufmerksam dem Gärungsprozess in den Grossstädten, in der Grossen Welt, zuschaut und rezipiert. Wie sie dies tut, welche Auswahl sie trifft, ist weitgehend bestimmend für ihren kulturellen Standort.»¹⁰

⁷ Historisch gesehen gibt es in Graubünden nur vier Städte: Chur, Ilanz, Maienfeld und Fürstenaub. Die Städte hatten wohl als Markttorte ihre Funktionen, jedoch aus politischer Sicht hatten sie keine besondere Machtvorstellung gegenüber den Gemeinden, denen früh ein hohes Mass an Selbstständigkeit zukam und die das eigentliche Rückgrat im ehemaligen Freistaat der Drei Bünde und im späteren Kanton Graubünden bildeten.

⁸ Poeschel 1925, S. 182.

⁹ Jörg 1965, S. 295.

¹⁰ Ebd.

Schon im 18. Jahrhundert hatte Jean-Jacques Rousseau die Schweiz als ein verstädtertes Alpenland beschrieben. Auch wenn Rousseaus Analyse angesichts der seit damals geschehenen Entwicklung und unter dem heutigen landläufigen Verständnis von Urbanität etwas befremdend sein mag, belegt sie doch, dass die Vorstellung der Schweiz als Bergland, das vom Bauerntum geprägt ist und in inniger Beziehung zur Natur steht, seit langem weit eher ein Mythos denn Realität war – selbst in den ländlichen Gegenden, die Rousseau auf seiner Reise ebenfalls besucht hatte. Gleichwohl brachte die Zeit nach 1945 für Graubünden eine bislang ungewohnte und verdichtete Konfrontation mit neuen, vielfach eben aus der Stadt kommenden Phänomenen, die im Bezug auf die städtebaulichen und siedlungsplanerischen Fragen verschobene Gewichtungen evozierten. Insofern geht die Arbeit den Phänomenen von Verstädterung aus ihrer raum- und architekturwirksamen Perspektive nach und der Frage, in welcher Form sie für die städtischen, aber auch für die ländlichen Siedlungen in Graubünden eine Bedeutung hatten. Es gilt dabei differenziert zu untersuchen, wie weit diese Kräfte einfach auf dem Hintergrund des Topos von fortschrittlichem Zentrum und retardierender Peripherie zu sehen sind oder wie weit dieses feststehende Bild selbst in der genauen Betrachtungen von Ereignissen zu hinterfragen ist. Es wird untersucht, wie weit die Entwicklung jener Jahre in Graubünden im Städtebau und in der Architektur im gängigen Dissens von Stadt und Land einzuordnen ist und inwiefern der – im Alpenmythos stets mitschwingende – antiurbane Reflex einerseits, die «alpine Kulturretardierung» andererseits eine Rolle gespielt haben.¹¹ Beziehungsweise wie weit aus der Sicht des Städtebaus und der Architektur das Geschehen in Graubünden eine Stadt-Land-Dichotomie gefördert, aufgehoben oder verändert hat.

Die These des Stadt-Land-Gegensatzes ist allerdings differenziert zu betrachten, gerade auch im Hinblick auf die Feststellung, wie sie der Stadthistoriker Bruno Fritzsche gemacht hat, nämlich dass dieser als politische Maxime in der Nachkriegszeit keine Rolle mehr gespielt hätte, denn das «in der Zwischenkriegszeit ideologische Band von Stadt und Land als Teil des nationalen Selbstverständnisses erwies sich als dauerhaft und stark.»¹² Fritzsche sah eine Relevanz des Stadt-Land-Gegensatzes jedoch sinnvoll hinsichtlich der «tiefgreifenden raumstrukturellen Veränderungen, die im Gefolge der verkehrswirtschaftlichen und industriellen Umwälzungen stattfanden.»¹³ Das ideologische Band zwischen Stadt und Land zum einen und der nach wie vor präsente Gegensatz im unterschiedlich gestalteten Raum zum anderen sind die beiden Seiten, unter denen denn gerade auch die raumstrukturellen Veränderungen in Graubünden kritisch zu analysieren sind.

Die Untersuchung von Projekten und den damit verbundenen Diskussionen gibt darüber Aufschluss, in welcher Hinsicht sich diese Bilder in den städtebaulichen Konzepten und Architekturen niederschlugen – wie und warum Graubünden dem «Gärungsprozess in den Grossstädten» zuschaute und in welcher Form dieser rezipiert wurde. Exemplarisch hierfür ist das Fallbeispiel der Lacuna, einer Grossüberbauung für 3'000 Einwohner in Chur. Die weitgehende Absenz des alpinen Kontextes in der Konzeption der Lacuna wirft in verschiedener Hinsicht Fragen auf, die für die Beurteilung der Churer und der

¹¹ Niederer 1979, S. 234.

¹² Fritzsche 1998, S. 106.

¹³ Ebd., S. 94.

bündnerischen Entwicklung insgesamt bedeutsam sind. Es wird geprüft, inwieweit dieser Aspekt in der Diskussion der Fachwelt berücksichtigt wurde und welche Vorstellungen von Konnex zwischen dem Städtischen und dem Alpinen dafür verantwortlich sein mochten. Diese Seite mag tendenziell einer Aussenperspektive nahekommen, im Wissen darum, dass die Denkfigur einer Sicht von aussen und einer in Opposition dazu stehenden von innen die Vielfalt von Beziehungen und Einflüssen, wie sie gerade Graubünden seit jeher kannte, eine starke Vereinfachung bedeutet.¹⁴ Um gerade auch das Vermeintliche dieses Topos zu ergründen, ist im Gegenzug dem Bild von Stadt, welches die Bündner selber haben, nachzugehen, beziehungsweise, wie weit sie sich mit städtischen Phänomenen identifizieren konnten und diese in der Siedlungsgestaltung einen Niederschlag fanden.

Im Hinblick darauf, dass viele der in dieser Zeitspanne bedeutsamen Herausforderungen noch heute einer Lösung harren, sei indessen davor gewarnt, diese Untersuchung mit Erwartungen für neue Lösungen zu verbinden. Der Blick in die Geschichte ist notwendig, um zu wissen, woher wir kommen. Ob er indessen auch wirklich zu sagen vermag, wohin wir gehen sollen, sei hier offen gelassen. Es geht nicht darum, diesen betrachteten Schauplätzen mit ihren teilweise problematischen Seiten und Fehlentwicklungen retrospektiv eine Sinngebung aufzusetzen. Oder im Gegenzug diese für Graubünden wichtige und auch fruchtbare Zeit allein als Erfolgsgeschichte zu skizzieren. Mit dem Fokus auf einzelne Fallbeispiele kann die Arbeit auch nicht ein Übersichtswerk über Graubündens Baukultur jener Zeit bieten, auch wenn dies im Hinblick auf die Abrissbirne oder den natürlichen Zerfall, der vielen Bauten dieser Zeit droht, ein dringendes Desiderat ist.

Im Bewusstsein um dieses Desiderat und um die Erkenntnis, dass in der untersuchten Zeit die wesentlichen Grundlagen für unsere heutige Ordnung gelegt wurden, sowie angesichts der seit Jahren anhaltenden Diskussionen um die Zukunft des Alpenraums und seine nachhaltige Entwicklung entspringt die Fragestellung nicht zuletzt einem persönlichen, biografischen Interesse. Der von den Architekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron geprägte Begriff der alpinen Brache hat mich alarmiert. Es kann nicht sein, dass die Zukunft des Alpenraums und damit jene Graubündens in einer nach wirtschaftlichen Faktoren gelenkten selektiven Förderung besteht und die davon nicht betroffenen Regionen dem Niedergang überlassen werden. Das Interesse an einer Entwicklung, die meine Heimat Graubünden nicht allein zum Freizeitpark des Unterlands werden lässt, hat ihren Niederschlag in dieser Arbeit gefunden – im Wissen, dass es eine wertfreie Wissenschaft und Forschung nicht gibt.

Die schwierige Frage der Wertung betrifft ein weiteres Interesse an den sechziger und siebziger Jahre. Viele zeigten sich erstaunt über mein Dissertationsthema, denn die Bautätigkeit der Nachkriegszeit hat gemeinhin einen schlechten Ruf, sowohl was ihre architektonische als auch ihre bautechnische Qualität betrifft. Ebenso wird die Zersiedelung in erster Linie mit dieser Zeit in Verbindung gebracht. Diese ablehnende Haltung der jüngsten Vergangenheit gegenüber interessierte mich. Wo liegen die Gründe für diese

¹⁴ Der Karikaturist Raymond Burki versah dazu in der Ausgabe des *24 heures* vom 22. Juni 1989 die Zeichnung einer Gruppe von Trachtenfrauen, die mit kritischem Blick und distanziert einige lederbekleidete Punks beobachten, mit folgendem Kommentar: «Ohne Vorurteile könnte man die Komplexität des Alltags nicht bewältigen. Entscheidend ist, zu welchen Differenzierungen man im Bedarfsfall fähig ist.»

Skepsis? Sind es objektiv fassbare Fehlleistungen oder eine als Pendant zum Alpenmythos gepflegt, nicht minder mythische Vorstellung? Denn kann es sein, dass eine ganze Generation von Architekten und Planern sich auf dem architektonischen Holzweg befand und an den Bedürfnissen der Menschen vorbeibaute?

Forschungsansatz

Die spezifische Situation Graubündens einerseits, das Interesse nach transdisziplinären Zusammenhängen in städtebaulichen und siedlungsplanerischen Prozessen andererseits bedingten eine breite Perspektive, die sich auch im Methodischen niederschlug. Es ist deshalb ein Forschungsansatz verfolgt worden, der nicht allein vom theoretischen Diskurs der Disziplin als bestimmendes Moment für die Umsetzung in der Praxis ausgeht, sondern in der Betrachtung von Erfolg oder Misserfolg einer Unternehmung weitere Faktoren als gleichwertig entscheidend berücksichtigt. Dies beruht im Kern auf der Annahme, dass der theoretische Überbau für die Planungs- und Baupraxis in Graubünden nicht zu überschätzen ist. Fern vom wissenschaftstheoretischen Diskurs einer ETH oder der nationalen und internationalen Protagonisten der Architekturdiskussion fokussierten die Architekten ihre Schaffenskraft auf die Praxis und deren konkreten Herausforderungen. Ausschlaggebend für den Verlauf waren Faktoren wie die zeitbedingte Fortschrittsgläubigkeit, die finanziellen Mittel, die reale Wohnungsnot, die rechtliche Lage und die wirtschaftlichen und politischen Konstellationen mit ihren je widersprüchlichen Erwartungen. In der Nachkriegszeit zeigten die Bündner Architekten auch wenig Interesse, sich schreibend mit Architektur und Planung auseinanderzusetzen. Erst Ende der siebziger Jahre, im Zuge der Wirtschaftskrise und angesichts der als Fehlleistungen eingeschätzten Bauten der jüngsten Vergangenheit regte sich eine kritische Auseinandersetzung mit den Zeichen und Folgen der Zeit. Diese Zuwendung aus der Praxis hin zur Theorie widerspricht der weiter oben kolportierten Zweiteilung von Theorie und Praxis, ebenso der Gleichsetzung von Peripherie und Theorieferne. Diesen vereinfachenden Annahmen soll deshalb der Ansatz gegenübergestellt werden, dass Wissenschaft letztlich nicht auf der rein theoretischen Reflexion beruht, sondern die Überführung in die Praxis, in den komplexen Kontext der Gesellschaft ihre Weiterentwicklung bedeutet. Hierbei sind die Architekten und Planer nicht einfach Übersetzer der Lehrtheorien, sondern selber Forschende, indem sie die Theorie, die eigenen Konzepte in der Konfrontation mit der Praxis weiter entwickeln. Deshalb erfordert die Arbeit das Nachvollziehen von Planungsprozessen, Meinungsbildungen und Entscheidungsfindungen. Es geht darum, sich nicht allein anhand der Analyse der fachspezifischen Arbeitsinstrumente, sondern ebenso der Mittel für die Verständigung zwischen den Akteuren und der Diskussion in der Öffentlichkeit ein Bild zu machen.

Am Anfang stand deshalb die sorgfältige Sichtung und Analyse der sehr heterogenen Quellen. Ein wesentlicher Teil für den Erkenntnisgewinn stellt die Beschreibung dar, die sowohl das eigentliche architektonische Projekt als auch die dazugehörigen Prozesse umfasst. Im Wissen darum, dass es – gemäss dem österreichischen Architekturkritiker Friedrich Achleitner – «nicht möglich [ist], mit Sprache Architektur zu beschreiben» und

dass mit der Rekonstruktion der Geschichte nicht gesagt werden kann, wie es «wirklich» war, dient die Beschreibung gleichwohl als wesentliches Mittel zur Annäherung.¹⁵ Um die Aufmerksamkeit nicht vom Gegenstand der Betrachtung abzulenken, bleibt der nationale und internationale Kontext bewusst nur am Rand erwähnt. Die bereits beschriebene «leise antiintellektuelle Haltung» jener Generation der «Schweizerblüte», wie es Benedikt Loderer im Fall von Otto Glaus sehr treffend und unbedingt in Achtung vor dessen Leistung genannt hat, relativiert die unmittelbare Bedeutung der internationalen fachtheoretischen Auseinandersetzung ebenfalls.¹⁶ Die in der Moderne noch avantgardistischen Ideen und Prinzipien waren in den sechziger Jahren zum Allgemeingut geworden, verwendet als Bild, die Modernismus und Fortschritt suggerieren sollten, die jedoch vielfach abgelöst waren von ihren einstigen Intentionen. Vor diesem Hintergrund stand auch das Baugeschehen in Graubünden. Insofern ist hier auch auf eine breite theoretische Einführung der verwendeten Begriffe verzichtet worden, im Bewusstsein um die dabei entstehenden Unschärfen und Schwierigkeiten der Abgrenzung. Eine punktuelle Verortung geschieht dennoch über den Bezug zur Ausbildung an der ETH, welche die führenden Bündner Architekten jener Zeit durchlaufen und über die sie den Zugang zum Fachdiskurs erfahren haben.

Gegenstand der Betrachtung

Das Thema der Arbeit beinhaltet drei Perimeter – einen inhaltlichen, einen geografischen und einen zeitlichen –, deren Inhalt und Abgrenzung hier kurz dargestellt werden sollen. Auf Anhieb verständlich mutet die geografische Begrenzung auf das Gebiet des Kantons Graubünden an. Gleichzeitig scheint die Berücksichtigung der politischen Grenzen angesichts der in der Nachkriegszeit auch in Graubünden immer stärker wirksamen Globalisierung und Internationalisierung nur bedingt sinnvoll zu sein. Zudem ist Graubünden seit jeher ein sehr heterogener Raum, in dem Kultur, Wirtschaft, Gesellschaft und Natur sich in sehr unterschiedlichen Formen zeigen. Neben der räumlichen Heterogenität bestand gerade in der Nachkriegszeit eine starke zeitliche Heterogenität. Bezeichnend für diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen ist der Umstand, dass sich in Graubünden sowohl jener Ort befindet, der als erster in der Schweiz elektrisches Licht erhielt – das St. Moritzer Hotel Kulm, 1879 –, als auch jener, der als letztes elektrifiziert wurde – die Fraktion Munt in der Lugnezer Gemeinde St. Martin in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts.¹⁷ Gleichwohl ist Graubünden aus seiner langen Geschichte als politisch eigenständiger Raum, der sich über die Jahrhunderte hinweg geografisch nur wenig verändert hat, eine Einheit. Die geografische Abgeschiedenheit, die periphere Lage sowie die alpine Umwelt sind weitere einende Faktoren.

Der in der Arbeit betrachtete Zeitraum umfasst die Dekaden der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die Untersuchung setzt zu jenem Zeitpunkt Ende der fünfziger Jahre an, als in Graubünden eine junge Generation gut ausgebildeter Architekten in

¹⁵ Friedrich Achleitner, zitiert nach Templ 2011.

¹⁶ Loderer 1995, S. 6.

¹⁷ Siehe Simonett 2000b, S. 9. Zu Munt Information von Theo Maissen.

den Berufsalltag einstieg. Zu dieser gehörte Andres Liesch, Alfred Theus, Hans Peter Menn, Richard Brosi, Robert Obrist und als erste Bündner Architektin, die an der ETH studiert hatte, Monica Brügger. Der Start ihrer Berufskarrieren fiel zusammen mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Ende der fünfziger Jahre, der in Graubünden etwas später einsetzte als in der restlichen Schweiz.¹⁸ Diese Koinzidenz hatte zur Folge, dass die jungen Architekten sehr rasch Aufträge erhielten, denn sowohl im privaten als auch im öffentlichen Sektor bestand ein grosser Nachholbedarf an Infrastrukturen. Geprägt von der klassischen Moderne und deren Protagonisten Le Corbusier, Mies van der Rohe, Alvar Aalto etablierten diese Architekten in Graubünden durch zahlreiche Kommunal- und Privatbauten die internationale Moderne der Nachkriegszeit.

Ein Generationenwechsel markiert auch das Ende der hier betrachteten Periode. Ende der siebziger Jahre gewann der einstige Mitarbeiter der kantonalen Denkmalpflege, Peter Zumthor, seinen ersten Architekturwettbewerb, die Erweiterung des Schulhauses Churwalden. Mit dem Eintreten von Zumthor in die Architektenlandschaft begannen auch weitere junge Bündner Architekten, wie Rudolf Fontana, Gioni Signorell und Hans-Jörg Ruch, ihre Laufbahn. Ihre Architektur war beeinflusst von der Diskussion um den Kontext und orientierte sich, im Gegensatz zu den Bauten der vorangegangenen Zeit, wieder expliziter am Lokalen. Diese Besinnung auf den Ort und die Geschichte ging mit einer allgemeinen Sensibilisierung für die Umwelt einher. Die untersuchte Zeitspanne wird demnach zum einen von einer Architektengeneration geprägt, das heisst von einer gewissen personellen Konstanz, ohne jedoch von einer inhaltlichen Homogenität dieser auszugehen. Zum anderen umfassen diese beiden Jahrzehnte sowohl den grossen Umbruch in Graubünden in der Nachkriegszeit, als auch die Stagnation in den siebziger Jahren und den Beginn eines Paradigmenwechsels.

Seit den Anfängen des Tourismus Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich in Graubünden schrittweise drei sozial und wirtschaftlich unterschiedliche Siedlungszonen herausgebildet: die Hauptstadt Chur, die Kur- und Tourismusorte sowie die landwirtschaftlich geprägten Dörfer. Die Auswahl der untersuchten Beispiele widerspiegelt diese Verschiedenheit mit ihren je eigenen Voraussetzungen und Entwicklungen. So steht der Untersuchung über die Grossüberbauung Lacuna in Chur, die Wohnraum für 3'000 Menschen schaffte, jene der Feriensiedlung im Avers gegenüber, wo 10'000 Gästebetten in einem 160-Seelendorf hätten entstehen sollen.

Kriterien bei der Auswahl der einzelnen Projekte waren vordergründig nicht architektonische Qualitäten oder ausserdisziplinäre Erfolgsfaktoren. Unter den Beispielen sind auch gestalterisch anspruchslose Werke und solche, die gescheitert sind. An den anonymen, alltäglichen Bauten zeigen sich um so deutlicher Probleme und Themen, die sich mit den Umständen der Zeit zu einem Ereignis verdichteten. Darin sind kulturelle Einschlüsse verborgen, die letztlich das Fundament einer Gesellschaft ausmachen. Dieser Blickwinkel widerspiegelt sich auch im eigentlichen Auswahlverfahren. Nach der Besichtigung einer breiten Auswahl von Bauten und Planungen vor Ort wurde viel Zeit in die Recherche in Archiven, Zeitschriften und Zeitungen aufgewendet. Darüber erschloss sich die näheren Zusammenhänge und Relevanzen, so dass die definitive Auswahl auf dieser Grundlage getroffen werden konnte. Der Fokus der Objektwahl, der herausgesuchten

¹⁸ Siehe Fritzsche/Romer 2003, S. 346.

Situationen und Diskurse hat jedoch auch zur Folge, dass für diese Zeit und für Graubünden relevante Bereiche, wie der öffentliche Bau, und wichtige Architekten, wie Andres Liesch, in der Arbeit nicht zur Sprache kommen.

Forschungsstand

Sowohl die Siedlungsentwicklung als auch das Architekturschaffen der Nachkriegszeit in Graubünden sind bis anhin kaum eingehender untersucht worden. Wohl mag die relativ kurze zeitliche Distanz und die dadurch scheinbar fehlende «objektive» Einschätzung, die Wichtiges von Nebensächlichem zu trennen wissen will, diese Situation mitbedungen haben. Im Vordergrund steht jedoch der Umstand, dass mit dem intensiv rezipierten Bündner Architekturschaffen der Gegenwart, das sich stark dem alpinen Kontext widmet, der Fokus auf Strömungen in der Geschichte gelenkt wurde, die ähnliche Aspekte aufgegriffen haben. Konkret stehen dafür der Bündner Heimatstil und bezogen auf die Nachkriegszeit das Schaffen von Rudolf Olgiati und Bruno Giacometti, das gemeinhin unter dem Topos des Nachkriegsregionalismus gefasst wird.¹⁹ Das Werk jener Architektengeneration, die in den fünfziger Jahren als junge Architekten ihre Berufslaufbahn startete und in den folgenden Jahrzehnten im Kanton Graubünden mit zahlreichen Bauten die internationale Moderne etablierte, ist indessen kaum aufgearbeitet. Einzig zum Werk von Robert Obrist wurde jüngst im Rahmen der Reihe Monografien Schweizer Architekten und Architektinnen eine monografische Arbeit publiziert.²⁰ Das Büro Domenig hat in Eigenregie zwei reich bebilderte Bände herausgegeben, die dessen Schaffen über sechs Jahrzehnte dokumentieren.²¹

Mit der Publikation zur Hundertjahrfeier des Bündner Ingenieur- und Architekten-Vereins von 1977 liegt eine der wenigen Übersichten über die Architektur Graubündens der sechziger und siebziger Jahre vor.²² 1986 haben Robert Obrist, Silva Semadeni und Diego Giovanoli einen kritischen Katalog herausgegeben, mit dem Ziel, das Wissen und die Sorgfalt um das bauliche Kulturgut der südlichen Bündnertäler und des Engadins zu erweitern.²³ In diesem Verzeichnis wird auch der Architektur der jüngeren Zeit und dementsprechend Werken von Obrist, Liesch, Menn und Brosi gebührend Raum gegeben. Eine wertvolle Übersicht bietet auch das 2004 von Leza Dosch fertiggestellte Bautenverzeichnis, wo bedeutende Bauten Graubündens von 1800 bis 1970 dargestellt sind.²⁴ Conradin Clavuot und Jürg Ragettli haben mit ihrem Buch *Die Kraftwerkbauten in Graubünden* von 1991 einen architekturhistorischen Überblick über diese die Landschaft stark prägenden Anlagen geschaffen.²⁵ Unter der Perspektive der Prägung und Veränderung der Landschaft hat Leza Dosch Kunst und Architektur in Graubünden seit dem

¹⁹ Riederer und Frischknecht.

²⁰ Obrist 2002.

²¹ Domenig 1995 und Domenig 2009.

²² BIA 1977.

²³ Obrist/Semadeni/Giovanoli 1986.

²⁴ Dosch 2004.

²⁵ Clavuot/Ragettli 1991.

ausgehenden 18. Jahrhundert in seinem Werk *Kunst und Landschaft in Graubünden. Bilder und Bauten seit 1780* untersucht.²⁶ Im Hinblick auf die sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts konzentriert sich die Arbeit zum einen auf die Ingenieurwerke, zum anderen auf den sogenannten Nachkriegsregionalismus und dessen Protagonisten lachen Kőnz, Bruno Giacometti und Rudolf Olgiati. Einziges Beispiel der sogenannten Nachkriegsmoderne ist die Quartierüberbauung Lacuna in Chur von Thomas Domenig. Aus dieser Literaturübersicht wird deutlich, dass die Forschungsliteratur zur Architektur dieser Zeit sehr spärlich ist und die aufgearbeiteten Themen einen vergleichsweise selektiven Blick einnehmen. Gerade die in dieser Arbeit im Zentrum stehenden Fallbeispiele, die Ansätze ausserhalb regionalistischer Annäherungen suchten und sich an die internationale Moderne anlehnten, waren deshalb allein über ein eingehendes Quellenstudium aufzuarbeiten.

Mit der Bündner Architekturgeschichte vertraute und diese gleichsam begründende Autoren wie Erwin Poeschel, Autor der Kunstdenkmälerbände Graubündens, und Alfred Wyss, der erste Leiter der Bündner Denkmalpflege, lieferten mit ihren Forschungen thematische wie methodische Anknüpfungspunkte für die Einschätzung von Entwicklungen im Verhältnis von Tradition und Neuem.²⁷

Verschiedene Untersuchungen lieferten themenspezifische Zeitbilder und die faktenmässigen Grundlagen. Ein wichtiges Nachschlagewerk war hierbei das Buch von Erwin Bundi *Raum Graubünden. Dokumentation, Raumplanung und Raumentwicklung* von 2007.²⁸ Anhand zahlreicher Statistiken und Daten hat der ehemalige Chef des Amtes für Raumplanung Graubünden die räumliche und strukturelle Entwicklung des Kantons Graubündens der letzten fünf Jahrzehnte dargestellt. Einzelne ortsbezogene Darstellungen zur Raumentwicklung und der Geschichte des Planungsrechts wie jene von Leza Dosch für Chur oder von Fritz Ludescher für die Gemeinde Vaz/Obervaz erweiterten das Bild.²⁹ Eine Einführung in die Entwicklung des Planungsrechts verschaffte die Publikation über Hans Marti, herausgegeben von Claude Ruedin und Michael Hanak.³⁰ Anhand Martis Planer- und Beratertätigkeit, die sich auch immer wieder auf Graubünden und insbesondere auf Chur erstreckte, bot sich eine Einführung in die Methodik des Planungsrechts sowie in die damaligen Argumentationsfiguren und das Planungsrecht bestimmenden Fragen. Im Vordergrund stand die Ausnützung der endlichen Ressource Boden und das dazu gehörige Planungsinstrument, die Ausnützungsziffer. Die Veränderung der Einschätzung der Nützlichkeit der Ausnützungsziffer liess sich anhand der Arbeit von Roland Tresp aus dem Jahr 1977 nachvollziehen, in der er sich mit der Zonenordnung der Stadt Chur unter besonderer Berücksichtigung der Ausnützungsziffer auseinandergesetzt hatte.³¹

Eine wesentliche Grundlage für die Auseinandersetzung mit dem Thema war der Schweizerische Diskurs jener Zeit zu städtebaulichen Fragen, insbesondere zum Konzept

²⁶ Dosch 2001.

²⁷ Poeschel 1925 und Poeschel 1928; Wyss 1960.

²⁸ Bundi 2007.

²⁹ Dosch 1993 und Ludescher 1993.

³⁰ Ruedin/Hanak 2008.

³¹ Tresp 1977.

der Neuen Stadt, zur differenzierten Bauweise und zum Hochhaus. Einen thematischen Einstieg bot dafür die Analyse von Angelus Eisinger über Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz zwischen 1940 und 1970.³² Seine Darstellung der Entwicklung anhand konkreter Fallbeispiele und thematischer Schwerpunkte gab ebenso zentrale Anregungen für die Konzeption dieser Arbeit und die methodische Ausleuchtung über den Einbezug politischer, rechtlicher und soziotechnischer Aspekte. Einen konzisen Überblick über die Entwicklungslinien hat Michael Koch in seinem Werk *Städtebau in der Schweiz 1800–1900* geleistet.³³ Als spezifische Einführung in die intensiv diskutierte Frage des Hochhauses in der Schweiz diente die Zusammenstellung von Hans Aregger und Otto Glaus von 1967, die einen umfassenden Einblick in die damaligen Diskussionslinien und Methoden der Stadtanalyse gab.³⁴

Das Thema der alpinen Stadt beziehungsweise der Stadt in den Alpen hat in den vergangenen Jahren an Interesse gewonnen. Allerdings beschränken sich die Untersuchungen auf ökonomische und raumtechnische Faktoren, so wie es die Beiträge im Sammelband *Die «Alpine Stadt» zwischen lokaler Verankerung und globaler Vernetzung. Beiträge zur regionalen Stadtforschung im Alpenraum* aus dem Jahr 2000 zeigen.³⁵ Soziokulturelle Phänomene kommen vorab in der Auseinandersetzung um das Verhältnis zwischen Stadt und Land zur Sprache, so bei Untersuchungen von Georg Kreis oder von Bruno Fritzsche.³⁶

Ein für die Arbeit ebenfalls relevanter Themenbereich war die technische Entwicklung. In der Publikation *Unter Strom. Wasserkraftwerke und Elektrifizierung in Graubünden 1879–2000* von 2006 haben Hansjürg Gredig und Walter Willi dieses für Graubündens Entwicklung spannende Stück Technikgeschichte untersucht. Unter Einbezug der gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Aspekte bot das Werk einen disziplinenübergreifenden Ansatz von Geschichtsforschung.³⁷ Einen explizit sozialgeschichtlichen Ansatz in der Untersuchung der Entwicklungsfolgen der Modernisierungen auf die Bevölkerung hat Peter Egloff in seiner Arbeit *Zatgei eis ei dapertut. Zur soziokulturellen Situation abgewandelter Bündner Oberländer Romanen in Chur* aus dem Jahr 1981 verfolgt.³⁸ Referenzpunkt für die Einschätzung der sozialen und kulturellen Situation der Bergbevölkerung, insbesondere auch in Bezug auf die Frage nach dem Verhältnis Stadt und Land, war der Aufsatz «Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart» von Richard Weiss aus dem Jahr 1957.³⁹ Differenziert und entgegen dem Kultivieren des Alpenmythos hat Weiss darin die Situation der Menschen in den Berggebieten im Hinblick auf die Auswirkungen des raschen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandels, für den vielfach der Tourismus wesentlich verantwortlich war, analysiert. In Bezug auf die touristische Entwicklung und die Situation des Touristen stellte der kritische Aufsatz von Hans

³² Eisinger 2004.

³³ Koch 1992.

³⁴ Aregger/Glaus 1967.

³⁵ Borsdorf/Paal 2000.

³⁶ Kreis 1994 und Fritzsche 1998.

³⁷ Gredig/Willi 2006.

³⁸ Egloff 1981.

³⁹ Weiss 1957.

Magnus Enzensberger «Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus» von 1958 gleichsam das janusköpfige Gegenüber zu Richard Weiss dar.⁴⁰ Indem Enzensberger den Tourismus als dialektisches Phänomen dargestellt hat, das gerade dadurch selbst Motor der Entwicklung ist, hat er die Betrachtung dieses Phänomens ausserhalb der in der Tourismuskritik gängigen Einteilung von Gut und Böse ermöglicht.

Verschiedene Texte boten weitere Ansätze zu einer Lektüre von touristischen Grossprojekten, die ausserhalb der gängigen Kritik an der touristischen Entwicklung in Graubünden stattfinden konnte. Eine anregende Sichtweise auf die Widersprüchlichkeit des Tourismus hat Wilhelm Berger in seinem Aufsatz «Die Technologisierung des Erlebens» aus dem Jahr 1999 entwickelt.⁴¹ Dabei wertete er die Technologisierung und Inszenierung des Naturerlebnisses in künstlichen Ferienwelten auch als bereicherndes Phänomen. Mit Blick auf die Dimensionen der touristischen Entwicklung und ihre planerischen Auswirkungen hat Marc Chevallier zu einer Neu-Lektüre der französischen Winterstationen aufgerufen, indem er diese touristischen Retortenstädte nicht länger allein im Licht von Landschaftszerstörung, kaltem Funktionalismus und purem Renditestreben verstanden haben will, sondern auch als soziokulturelles Mittel von Demokratisierung.⁴² Diese Positionen stehen in Opposition zu den in den siebziger Jahren erschienen Publikationen von Rolf Keller, Jost Krippendorf und Fritz Hans Schwarzenbach.⁴³ In den marktschreierische Titel tragenden Publikationen – im Falle von Keller *Bauen als Umweltzerstörung*, bei Krippendorf *Die Landschaftsfresser* und bei Schwarzenbach *Alpen im Zwielficht oder zerstört der Tourismus sich selbst* – ist der Tourismus allein aus seiner landschaftszerstörenden Wirkung dargestellt – eine Sicht, die den Diskurs über lange Zeit geprägt hat.

Quellen

Anlage und Aufbau meiner Arbeit bedingten einen sehr heterogenen Quellenkorpus, dessen einzelnen Kategorien – Planmaterial und Bauakten, amtliche Akten, Rechtserlasse, Berichterstattungen und Kommentare in der Tagespresse, Texte der Architekten, Architekturzeitschriften, Zeitzeugen – für die Untersuchung gleichwertig nebeneinander standen. Die Vielfalt des Materials lässt sich grob nach zwei Aspekten unterscheiden: auf der einen Seite die umfassende Aufarbeitung ausgewählter Fallbeispiele; auf der anderen der Einbezug der zeitgeschichtlichen Diskurse und Entwicklungen der Planungsthematiken, die mit dem konkreten Geschehen verbundenen waren.

Für die Planungs- und Baugeschichte der einzelnen Fallbeispiele waren die wesentlichen Pläne und Akten in den Büroarchiven und Nachlässen der Architekten zu finden und wo nicht vorhanden, bei den Bauämtern oder in den Archiven der Bauherrschaften. Dabei waren nicht allein die im engeren Sinn für den Entwurf relevanten Unterlagen von Interesse, sondern auch jene, welche die Umstände der Anfänge, des Gelingens oder des Scheiterns dokumentierten. Gleichzeitig bedingte der Fokus auf den Aspekt der

⁴⁰ Enzensberger 1958.

⁴¹ Berger 1999.

⁴² Chevallier 1996.

⁴³ Keller 1973; Krippendorf 1975; Schwarzenbach 1979.

Siedlungsentwicklung, dass gerade bei den Architekturplänen das Material selektiv gesichtet wurde.

Die Einbettung dieser Architekturen und Planungen in den Kontext, insbesondere in den städtebaulichen und siedlungsgestalterischen, erfolgte zu einem wesentlichen Teil über den Einbezug der rechtlichen Grundlagen. In vielen Fällen, vor allem bei den grösseren Planungen, die sich über viele Jahre erstreckten, wurden Planungs- und Entstehungsgeschichte von den sich im Aufbau oder Umbruch befindenden Planungsmittel und Rechtsordnungen entscheidend mitbestimmt. Um die wechselseitigen Bedingtheiten zwischen Entwurf und Recht zu ergründen sowie um die dahinterliegenden Argumentationsfiguren zu verstehen waren die amtlichen Dokumente, wie Botschaften der Exekutiven oder Protokolle der Legislativen, eine wichtige Grundlage. Diese Erkenntnisse ergänzten die Berichterstattung und die Kommentare in der Tagespresse, die ein Bild der politischen Kräfte, der gesellschaftlichen Dynamiken und der brennenden Themen und Weltsichten gaben. Einige Journalisten haben das Geschehen über Jahre verfolgt und kommentiert, so dass sich aus ihren Äusserungen der Wandel der Zeit erschliessen liess. Eine weitere Quelle für Zeitgeschehen und -geist in Graubünden war die sechsmal jährlich erscheinende Zeitschrift *Terra Grischuna*. Als Gefäss für alle im Zusammenhang mit Graubünden stehenden Fragen im Bereich Natur und Kultur widmete sich die Zeitschrift auch immer wieder Fragen der Architektur und der Siedlungsentwicklung.

In der Tagespresse waren immer wieder auch die Architekten selber präsent, die bisweilen pointiert Stellung zum Architektur- und Planungsgeschehen bezogen. Allerdings ist festzustellen, dass in den sechziger Jahren solche Kommentare noch spärlich waren und die Architektur- und Planungsthemen vorab im Zusammenhang mit konkreten Vorhaben und Baudokumentationen in den Zeitungen auftauchten. Dies änderte sich mit dem durch den Einbruch der Wirtschaft bedingten Rückgang der Bautätigkeit und mit einer vermehrten Schreibtätigkeit der Architekten und Planer. Als aktive Mitglieder in verschiedenen Organisationen, so in der Bündner Vereinigung für Raumplanung und in der «Aktion wohnliches Chur», erarbeiteten sie auch immer wieder öffentliche Stellungnahmen und Studien. Der glückliche Umstand, dass viele der damaligen Protagonisten noch am Leben sind, bot zudem die interessante Möglichkeit, sie selber zu den damaligen Geschehnissen und zur Bedeutung und Wirkung ihres vor Jahrzehnten geschaffenen Werkes äussern zu lassen.

Demgegenüber ist festzustellen, dass das Bündner Architekturgeschehen der Nachkriegszeit in den einschlägigen Schweizer Architekturzeitschriften wenig Widerhall fand. Ein Grund dafür mochte die periphere Lage Graubündens gewesen sein, ein weiterer die teilweise explizite Haltung der Architekten, die praktische Tätigkeit in den Vordergrund zu stellen. Gleichwohl waren die Architekturzeitschriften ein zentraler Fundus für die Erarbeitung des Schweizerischen Kontexts im Hinblick auf die Frage der Stadt- und Siedlungsentwicklung. Zu dieser Arbeit gehörte auch die Lektüre der zentralen Positionen und Konzepte im Zusammenhang mit der Neuen Stadt. Die Verkörperung des damaligen Zeitgeistes, von Wachstum und Fortschritt – sei es aus Perspektive der Befürworter, sei es aus jener der Rezeption – war das Hochhaus. Für die Einbettung dieser Akzentsetzung in der Stadt und auf dem Land, so wie sie auch in Graubünden geschehen war, wurde auch die Debatte um das Hochhaus in der Schweiz rekonstruiert.

Aufbau

Die Gliederung der Arbeit widerspiegelt das Bestreben, sowohl über punktuelle Vertikalschnitte in der Zeitachse als auch über die Verfolgung der Entwicklung über die Dauer ein Verständnis für die Thematik zu schaffen. Entsprechend wickelt sich der Aufbau nicht entlang eines einzigen Kriteriums ab, sondern chronologische, thematische und nutzungsspezifische Aspekte begründen die unterschiedlichen Schwerpunkte.

Das erste Kapitel widmet sich dem Konzept der Neuen Stadt im Hinblick auf seine Bedeutung für Graubünden. Als konkretes Beispiel, an dem die im Zusammenhang mit der Neuen Stadt relevanten Fragen abgehandelt werden, dient die Lacuna in Chur, eine zu ihrer Entstehungszeit in den sechziger und siebziger Jahren schweizweit wahrgenommene Grossüberbauung. An diesem Bauwerk, das für Chur das Vordringen in eine neue städtebauliche Dimension bedeutete, zeigen sich die engen Verflechtungen von politischen, gesellschaftlichen und planerischen Prozessen und die wechselseitigen Einflüsse. Das Nachzeichnen der planungsrechtlichen Vorgeschichte und der politischen Diskussionen, die den Boden für dieses Grossprojekt legten, dient dazu, die bestimmenden Faktoren für die konkrete städtebauliche Praxis zu verstehen. Davon ausgehend ist bei der Falluntersuchung nach der Bedeutsamkeit des alpinen Kontextes zu fragen, inwiefern dieser bei der Entstehung oder aber in der Rezeption und Wahrnehmung zum Tragen kam. Als Angelpunkt für diese Diskussion, die sich um das Verhältnis von Stadt und Land, von Architektur und Natur drehte, dient das Hochhaus. Am optisch markantesten Element der Stadt entzündeten sich immer wieder Debatten zur gesellschaftlichen, städtebaulichen und wirtschaftlichen Wertung von Städtebau, weshalb dieser Bauform breiten Raum eingeräumt wurde. Beispiele aus anderen, nichtstädtischen Regionen Graubündens erweitern den Horizont der Argumente für und wider das Hochhaus und beleuchten seinen Wert als Inbegriff von Fortschritt angesichts des funktionalen und landschaftlichen Kontexts von neuen Seiten.

Der zweite Teil setzt die Diskussion des ersten Kapitels chronologisch fort. Mit dem gesellschaftlichen Umbruch von 1968, der Erdölkrise fünf Jahre später und den immer stärker sichtbar werdenden Umweltveränderungen setzte in den siebziger Jahren ein Paradigmenwechsel ein. Unter dem Begriff der «Unwirtlichkeit» gerieten sowohl die Entwicklung der Stadt als auch, im Hinblick auf die Zersiedelung, jene des Dorfes in den Fokus der Kritik. Die Aufarbeitung einiger sehr kontrovers diskutierter Eingriffe in die Stadt Chur in den siebziger Jahren führt zu den Argumenten und Faktoren dieser Debatte. Sie erschliesst das Umfeld für die kontroversen Positionen der Akteure und die Motive für den allmählichen Perspektivenwechsel, der sich in Chur vorab in einer neuen Beziehung zur Altstadt und damit zur Geschichte manifestierte. Dabei wird gezeigt, wie sich politische Anliegen – die stärkere Partizipation der Bevölkerung an der Gestaltung der Stadt, die Forderung nach besserem Wohnraum in der Altstadt und städtebauliche Vorstellungen, die eine Alternative zur Neuen Stadt darstellen sollten – vermischten. Das Gegenstück zu diesen Auseinandersetzungen liefert die in Graubünden von Planern, Architekten und Politikern intensiv geführte Diskussion um die Erhaltung und Gestaltung der Dörfer. Die zunehmende Zersiedelung der Landschaft vor allem durch den Bau von Ferienhäusern und Zweitwohnungen stellte die Planer vor neue Herausforderungen. Eine überbordende, Chaos und Monotonie verursachende Bautätigkeit sollte umgelenkt

werden in eine Raum- und Gestaltungsordnung, die wieder von einer übergeordneten Idee von Dorfgemeinschaft und öffentlichem Raum geprägt und nicht länger dem individuellen Bedürfnis nach Aussicht und Sonne untergeordnet war. Anhand verschiedener Projekte und Planungen sowie einer Reihe von Studien der Bündner Vereinigung für Raumplanung werden die unterschiedlichen Ansätze und Strategien untersucht. Im Zentrum steht die Betrachtung der damals neu auftauchenden Aspekte wie die Rückbesinnung auf die Geschichte, die Bedeutung des Kontextes und die Rolle der traditionellen Dorfbilder als planerisches Vorbild.

Das dritte Kapitel schliesst die Klammer zum ersten. Der Wohnungsnot in der Stadt, welche mittels Grossüberbauungen und Hochhäusern entgegen getreten wurde, stand die touristische Grosserschliessung der Bergtäler gegenüber. Dabei liegt das Hauptinteresse auf Konzepten und Projekten, welche mit Grossstrukturen an diese Aufgabe herangingen und damit einen Gegensatz zur Vorstellung der kleinen, einsamen Berghütte in der idyllischen Alpenwelt bildeten. Die vorbereitenden Ansätze dazu fanden sich in der Erneuerung der Hotellerie in den fünfziger Jahren, welche auf ihre Anpassungstheorien hin untersucht werden. Am Beispiel der nicht realisierten Feriensiedlung im Hochtal Avers und der gebauten Ferienüberbauung Soleval in der Lenzerheide – in ihrer Entstehungszeit beides Projekte mit für Schweizerische Verhältnisse gigantischen Dimensionen – werden die Planungsgeschichte, die architektonischen Aspekte sowie der Zusammenhang zur parallel laufenden Entwicklung der Ortsplanung analysiert. Zudem werden die Gründe eruiert, wieso im einen Fall das Projekt gescheitert ist und es im anderen Fall zur Realisation kam.

DIE NEUE STADT IN DEN BERGEN

Chur in schwindelerregendem Wachstum

*«Gegrüsst sei mir, du kleine Bergstadt Chur!
Zu Füßen hochgetürmter Bergesriesen,
umsäumt von Rebenhängen, Wäldern, Wiesen,
liegst du verträumt am Strande der Plessur.»*

Emil Hügli, ca. 1940

Ein Bergkind hüpfte verträumt über Wiesen und durch Wälder, lässt Steine in den Bergbach klatschen; sein selbstvergessenes Tun beschützt der mächtige, gutmütige Riese im Hintergrund. So oder ähnlich möchte man sich das von Emil Hügli als «köstliches Idyll» gelobte Chur vorstellen.¹ Hügli's Sprachbilder in seinem Gedicht «Chur» aus den frühen vierziger Jahren gemahnen an die idealisierende, zeitlose Darstellung eines Idylls, in dem Stadt und Natur personifizierte Protagonisten einer unschuldig-natürlichen Beschaulichkeit sind. Oder ist das Bergkind ein verliebtes junges Mädchen, das träumend am Ufer des Baches liegt und sich von der Natur lieblosen lässt? – «Fürwahr, du bist ein Liebling der Natur» hielt der Dichter in der von den Kriegseignissen überschatteten Zeit über seine Heimatstadt fest.² Zwanzig Jahre später stand dieses Bild innigster Verbindung der Stadt mit ihrem Umland als Einführung zu einer Sonderausgabe der Zeitschrift *Terra Grischuna* mit dem Titel «Chur, heute und morgen».³ Churer Politiker, Verwaltungsbeamte, aber auch Heimwehchurer skizzierten darin eine Momentaufnahme der Stadt, die nach langer Stagnation nun wuchs «wie ein Jüngling im Pubertätsalter».⁴ Vorbei waren die Zeiten, in denen Chur in «manchen zivilisatorischen Belangen im Rückstand» war und als «die finanzielle Blutleere dort auch das Kulturleben hintanhaltete und schwächte».⁵ Vorbei war aber auch, wie einige meinten, die Zeit des «köstlichen Idylls». Graubündens Hauptstadt erlebte zu Beginn der sechziger Jahre ein geradezu stürmisches Bevölkerungswachstum. Innerhalb von nur gerade fünfzehn Jahren, zwischen 1953 und 1968, war die Bevölkerung um die Hälfte angewachsen, von 20'000 auf 30'000 Einwohner.⁶ Junge Menschen aus den entlegenen Bündner Talschaften wanderten in Scharen in die aufstrebende Stadt ab, wo sie – im Gegensatz zu den kargen Lebensbedingungen in der Heimat – eine Zukunft in wirtschaftlicher Sicherheit zu finden hofften. Und auch die zahlreichen Emigranten, vor allem Italiener, die auf den Baustellen oder in der Gastronomie arbeiteten, trugen zu dieser Entwicklung bei; ebenso der «Baby-Boom». Dieses Bevölkerungswachstum zeitigte im Stadtbild sehr bald

¹ Hügli 1944.

² Ebd.

³ Terra Grischuna 1965.

⁴ Riffel 1965, S. 262.

⁵ Ebd.

⁶ Siehe zur Bevölkerungsentwicklung und -struktur Churs in der Nachkriegszeit Simonett 1993, S. 393–403 sowie S. 500–519, «Zeittafel». Eine detaillierte Strukturanalyse von Faktoren wie Haushaltsgrösse, Zivilstand, Sprache, Konfession, Verteilung auf die Stadtquartiere oder Herkunft der ausländischen Bevölkerung liefert Schwarz G. 1977, S. 7–12. Churs Bevölkerungszunahme in dieser Zeit ist selbst im Vergleich zum ebenfalls starken Wachstum in vielen anderen Schweizer Städten als ausserordentlich zu bezeichnen.

tiefgreifende Veränderungen: «nach allen Seiten hin, gegen Rhein und Fürstenwald, schickt es [Chur] neue Strassenzüge wie Pioniertruppen vor, kaum gelegt und schon wieder mit Neubauten besetzt»; «ganze Strassenzeilen werden niedergelegt, um Neuem und Neuestem Platz zu schaffen»; «neue Industriewerke wölben in der Ebene draussen ihre mächtigen Hallen, und selbst im alten Weichbild recken Baukräne ihre stählernen Kraftarme in ganzen Kompanien».⁷ [Abb. 3] Mit diesen expressiven, die Betriebsamkeit und den Lärm der vielen Baustellen veranschaulichenden Bildern zählte der Beobachter gleichsam die drei für den Wandel der Stadt wesentlichen und im Folgenden näher zu beleuchtenden Elemente auf: die Entwicklung der Neustadt, den Umbau der Altstadt sowie den Verkehr. Die Veränderungen erfüllten ihn mit Stolz, denn selbst das minutenlange Warten des Fussgängers am Strassenrand ob des regen Verkehrs in den Stosszeiten bekam bei ihm eine fortschrittliche Note.

Doch unter die Freude mischten sich auch leise Klänge der Wehmut. So seien in den Gassen kaum mehr bekannte Gesichter anzutreffen und die Sprache der Kinder hätte sich befremdlich verändert: «Die übervielen Zuzüger, Radio und Fernsehen haben die allgemeine Verflachung des Schweizerdeutschen auch hier durchgesetzt und die Einschmelzung der Ortsfremden scheint nur schwerfällig anzulaufen.»⁸ Das neu Hinzukommende in Form von Sprache, Kultur oder Bauten lässt sich offenbar nicht naht- und reibungslos in das Bestehende einfügen, in den Stadtkörper «einschmelzen». Im Gegenteil, «beinahe eruptiv begann in jenem Zeitpunkte die Entwicklung vom verträumten Provinzstädtchen zum modernen Gemeinwesen», wie es der damalige Stadtpräsident Georg Sprecher 1970 im Rückblick darstellte.⁹ Das sich lange Angestaute, wie die in den fünfziger Jahren sich zuspitzende Wohnungsnot, brach in den sechziger Jahren in Form einer Bautätigkeit aus, die für das Stadtbild Veränderungen bedeutete, «wie sie ehemals nur Jahrhunderte dauernde kulturgeschichtliche Prozesse oder Katastrophen zustandebrachten».¹⁰ In ihren Ausmassen und ihrer Dynamik wurde die Entwicklung von vielen als unüberblickbar und nicht begreifbar wahrgenommen: «Etwas verwirrt stehen wir der Entwicklung gegenüber, die wir in ihren Einzelheiten längst nicht mehr genau verfolgen können.»¹¹ Schicksalhaft scheint im «schwindelerregenden Wachstum», das «eruptiv» über die Stadt hereinbrach, und in den fremden Ausdrucksweisen, die in den Gassen zu hören waren, das biblische Urbild der gefallenen Stadt auf.¹² Den Menschen in Babel, die sich daran gemacht hatten, «eine Stadt und einen Turm mit der Spitze bis zum Himmel zu bauen», hat der erzürnte Herr sprachliches «Wirrsal» (Babel) gebracht, auf dass Chaos ausbrach und die Menschen aufhörten, an der Stadt zu bauen.¹³ Doch in der Nachkriegszeit übertönte die Euphorie des Aufbruchs die warnenden Stimmen, die erst später, in den siebziger Jahren zu einer vehementen Kritik an der damaligen, nun für blind und

⁷ Riffel 1965, S. 262.

⁸ Ebd.

⁹ Sprecher 1970, S. 10.

¹⁰ Id. 1962, S. [11].

¹¹ Ebd.

¹² Held 1972.

¹³ Genesis 11, 1–9.

naiv befundenen Fortschrittsgläubigkeit anschwellten. «Babylonische Verwirrung: Häuser, die nicht mehr miteinander reden können» lautete dannzumal das Urteil.¹⁴

«Neue Stadtbaukunst» durch Wohnungsnot

Für die Zeitgenossen bedeutete die «Katastrophe» – dahingehend zu verstehen, als dass in Folge des rasanten Bevölkerungswachstums die Infrastrukturen aus allen Nähten platzten und Chur im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen gleichzeitig seine Aufgaben als Verwaltungs- und Schulzentrum Graubündens ausbaute – in erster Linie Nährboden für das Neue, auf dem das «lange stagnierende Chur» endlich aufblühen konnte. Die städtebauliche Verkörperung dieses Nährbodens war die Rheinebene nördlich des Bahnhofs, wo sich in der Nachkriegszeit die neuen Quartiere in Richtung Rhein ausdehnten. Bis anhin war das Gebiet grösstenteils Landwirtschaftsfläche, bewirtschaftet von den Churer Bauern, und nur spärlich besiedelt.¹⁵ Die eigentliche Stadt befand sich südlich der Gleisanlagen, im oberen Teil des Schwemmkegels der Plessur. [Abb. 4] Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschränkte sich die Besiedlung auf den Bereich der heutigen Altstadt und des Welschdörfli. Die Abtragung der Stadtbefestigung zwischen 1829 und 1861, gleichsam die Überwindung der Vergangenheit und der Startpunkt für eine mit Wachstum und Öffnung zum Umland hin verbundenen Zukunft, ermöglichte die Expansion der Stadt in Richtung Bahnhof, der 1858 noch ausserhalb der Stadt eröffnet worden war.¹⁶ Bis Anfangs des 20. Jahrhunderts bildete sich zwischen Altstadt und Bahnhof die Mittelstadt aus mit der Grabenstrasse als repräsentativem Boulevard und der Bahnhofstrasse als Geschäftszentrum.¹⁷ Die Grabenstrasse am Ort der nordwestlichen Begrenzung der Altstadt, die im Zuge des Ausbaus des Bahnhofs entstandene Gürtelstrasse sowie die 1972 fertig ausgebaute, ursprünglich als Umfahrungsstrasse vorgesehene Ringstrasse markieren die drei Etappen der Stadterweiterung – für die Ringförmigkeit der Ausdehnung beredtes Zeugnis sind die Namensgebungen Gürtel- und Ringstrasse.¹⁸

Chur wies mit diesen drei Wachstumsringen Altstadt, Mittelstadt und Neustadt eine Stadtentwicklung auf, wie sie charakteristisch für viele schweizerische Kleinstädte ist.¹⁹ Für Hans Ulrich Scherer, Zürcher Architekt und besonders an der Frage konzentrierter Bauweisen interessiert, war in den sechziger Jahren eine Kleinstadt wie Chur der

¹⁴ Keller 1973, S. 23.

¹⁵ Zu den ersten Bauten in der Rheinebene gehören die beiden zwischen der Rhein- und der heutigen Ringstrasse 1909/10 entstandenen Zwölf- und Achtzehnfamilienhäuser der Genossenschaft für Beschaffung billiger Wohnungen von Otto Schäfer und Martin Risch. Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Siedlung mehrmals mit Bauten von Otto Schäfer erweitert. Um 1920 liess die Allgemeine Baugenossenschaft Chur entlang der Ringstrasse eine Wohnsiedlung durch den späteren Kantonsbaumeister Johann Eusebius Willi errichten. Siehe dazu auch Dosch 1993, S. 243–245.

¹⁶ Zur Deutung der Schleifung der Stadtmauern im 19. Jahrhundert als Symbol für die überwundene Epoche und als Zeichen des Aufbruchs siehe Fritzsche 1998, S. 92.

¹⁷ Einen ausführlichen Überblick über Churs Stadtentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert leisten Dosch 1993, S. 208–291 sowie Fuchs 2011, S. 55–93.

¹⁸ Siehe Fuchs 2011, S. 81–83.

¹⁹ Siehe Scherer 1961, S. 189–191.

«Grundtyp städtischer Siedlung, in dem sich das Wesen der Stadt noch in einfachen Zügen darstellt» und daher eine «Fundgrube schlummernder Möglichkeiten zu grosszügiger neuer Stadtbaukunst».²⁰ Die reduzierte städtische Wirklichkeit der Kleinstadt als Einladung und Möglichkeit zur modernen Stadtplanung, bei der die Komplexität der Grossstadt ausser Acht gelassen werden konnte, war eine in jener Zeit für viele probate Gedankenfolge. Dass dieser auf den ersten Blick sicher nützlichen Vereinfachung auch Denkfehler inne wohnten, werden wir bei Hans Martis Problemanalyse von Churs Stadtentwicklung und der sich daraus ergebenden Prozesse sehen. Den Churer Rheinwiesen hätte Scherer schlummernde städtebauliche Kräfte allerdings abgesprochen, denn er war der Ansicht, dass die fruchtbaren Flächen in der Ebene geschont werden und die Überbauungen sich stattdessen auf die Hanglagen konzentrieren sollten.²¹ In Chur war dieses Argument als richtungsweisender Motor für die Stadtentwicklung jedoch bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurückgestellt worden, als mit dem Bau der Siedlung von Schäfer und Risch an der Rheinstrasse die Rheinebene zum neuen Stadterweiterungsgebiet für die breite Masse wurde. Die sonnigen Hanglagen und einstigen Rebbaugelände im Lürlibad und entlang der Loëstrasse, die wohl nach Scherers Überzeugung der ideale Ort für Wohnüberbauungen gewesen wären, waren seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert grossen Villen und diversen Wohlfahrtseinrichtungen vorbehalten.

In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg breitete sich in der Rheinebene nach und nach ein heterogener Teppich von Wohnbauten und -siedlungen verschiedenster städtebaulicher Struktur und architektonischer Prägung aus, darin eingewoben einzelne Industrie- und Gewerbebauten sowie mehrere Schulhausanlagen. [Abb. 5–6] Gab es 1950 in Chur knapp 5'000 Wohnungen, waren es 1975 über 12'000 Einheiten, wobei der grosse Zuwachs in den Jahren zwischen 1965 und 1975 im Rheingebiet geschah. Mitte der siebziger Jahre wohnten von den 33'000 Stadteinwohnern die Hälfte im Rheinquartier, wobei aufgrund der Zuwanderung vieler Familien die Bevölkerung sehr jung war. Im Gegensatz dazu lebten in der Altstadt nur gerade 4'500 Einwohner; überdies war dort eine starke Überalterung festzustellen.²² Gleichwohl vermochte die intensive Bautätigkeit die anhaltend hohe Nachfrage nach vor allem preisgünstigem Wohnraum nicht zu erfüllen. «Die vordringlichste Aufgabe sozialer Natur in unserer Stadt», konstatierte 1965 der Chef des städtischen Sozialamtes, «stellt sich auf dem Sektor des Wohnungsbaues. [...] Mit Ausnahme der Überbauung «Lacuna» herrscht in der Wohnbautätigkeit eine ausgesprochene Flaute.»²³ Kein Wunder, stiessen Vorhaben wie die erwähnte Lacuna der Architekten Thomas Domenig sen. und Thomas Domenig jun., durch welches in der

²⁰ Ebd., S. 189. Zu Leben und Werk von Hans Ulrich Scherer siehe Rucki/Huber D. 1998, S. 480.

²¹ In drei Terrassensiedlungen (Terrassensiedlung Burghalde in Klingnau, 1959–63, Mühlehalde in Umikon, 1963–66, Brüggliacher in Oberrohrdorf, 1966–68) führte Scherer die Vorzüge von konzentrierter Bodenausnutzung und sparsamer Bauweise in Verbindung mit attraktiver Wohnlage und landschaftlicher Gestaltung zusammen; siehe Scherer 1966, S. 201–207.

²² Siehe Schwarz G. 1977, S. 11/12 und 24.

²³ Mittner 1965, S. 289. Vermochte der genossenschaftliche Wohnungsbau in den Jahrzehnten zuvor der Nachfrage nach neuen Wohnungen weitgehend nachzukommen, war er nun bedeutungslos geworden. Mit ein Grund für den rapiden Rückgang des genossenschaftlichen Wohnungsbaus war der Entscheid der Schweizer Bevölkerung von 1950, die Wohnbausubventionierung durch den Bund aufzuheben. 1958 wurde mit dem Bundesbeschluss zur Förderung des sozialen Wohnungsbaus jedoch erneut ein Instrument zur Unterstützung eingeführt; siehe Eisinger 2004, S. 231.

Rheinebene ein Quartier mit über 1'000 Wohnungen für 3'000 Einwohner erstellt werden sollte, auf grossen Anklang.²⁴ Das Wohnbauprojekt galt zu Beginn der sechziger Jahre als eines der grössten in der Schweiz und überdies insofern als einmalig, als es privat initiiert und kein genossenschaftlicher Wohnungsbau war. Aufgrund der grossen Wohnungsnot entschieden die Architekten gar, die ursprünglich vorgesehene Gesamtbauzeit von zehn bis zwanzig Jahren auf fünf bis zehn Jahre zu reduzieren.²⁵ «Chur kämpft grosszügig gegen katastrophale Wohnungsnot» wurde denn auch 1965 beim Start der Grossüberbauung freudig verkündet.²⁶ Mit der Mischung von Hochhäusern und niedrigen Bauten, den weiten, frei fliessenden Grünräumen und einer unter den Boden gebrachten Verkehrsinfrastruktur baute es auf jenen städtebaulichen Gestaltungsprinzipien auf, die damals mit der Idee der Neuen Stadt in Verbindung gebracht wurden. Der Begriff der Neuen Stadt setzte sich in der Schweiz ab den fünfziger Jahren als Lösungsansatz gegen das uferlose Wachsen der Städte durch. Neugründungen ausserhalb der bestehenden Stadt, nach den modernsten wissenschaftlichen und technischen Ansprüchen konzipiert, sollten den Lebensraum für die moderne Gesellschaft schaffen. In dieser Radikalität letztlich nie umgesetzt, hat die Neue Stadt dennoch ihre Ableger in zahlreichen Quartierüberbauungen wie der Lacuna entwickelt.²⁷ Die Wohnungsnot in Chur wurde somit zur Verbündeten und Antreiberin bei der Umsetzung neuer städtebaulicher Ideen und Massstäbe. Wesentlicher Faktor für den Gang der Entwicklung waren aber auch die politischen, planungsrechtlichen und gesellschaftlichen Diskussionen und die Vorbereitung der notwendigen Zustimmung.

Theoretische Weichenstellungen

Die Autoren dieser Türme «mit den Spitzen bis zum Himmel» waren Vater und Sohn Domenig. Thomas Domenig jun. (*1933) war 1958 in das Architekturbüro seines Vaters Thomas Domenig sen. (1898–1991) eingetreten. Ein Jahr früher hatte er an der ETH bei Hans Hofmann (1897–1957) das Architekturstudium abgeschlossen, zusammen mit zwei weiteren Bündnern, Richard Brosi (1931–2009) und Monica Brügger (*1931).²⁸ Gleich im Anschluss an das Studium arbeitete Domenig für ein halbes Jahr an der ETH als Assistent bei William Dunkel (1893–1980) mit dem Vorhaben, eine Doktorarbeit über den modernen Städtebau und die Quartierplanung zu schreiben. Als Referent war Alfred Roth (1903–1998) vorgesehen, der 1955 mit einer Vorlesungsreihe zu ausländischem Städtebau erstmals an der ETH gelehrt hatte und 1956/57 zum ordentlichen Professor

²⁴ Das Lacuna-Quartier mit den seit 1961 vorgesehenen Ausmassen wurde einige Jahre später in Lacuna I umbenannt, als die Planung der zweiten Etappe, der Lacuna II, östlich davon, im Gebiet Ring-, Wiesental-, Giacometti- und Aspermontstrasse, in Angriff genommen wurde. Realisiert wurde die Lacuna II, eine Abwandlung der Lacuna I, in den Jahren 1972 bis 1981. Der hier relevante Teil ist die erste Etappe, weshalb der Einfachheit halber von Lacuna die Rede ist.

²⁵ Siehe Spadini 1965b, S. 2.

²⁶ Spadini 1965a, S. 3.

²⁷ Siehe Eisinger 2004, S. 143ff.

²⁸ Siehe Ronner 1971, S. 21. Um Verwechslungen von Vater und Sohn Thomas Domenig zu vermeiden, soll künftig von Thomas Domenig sen. (Vater) die Rede sein. Ist nichts vermerkt, handelt es sich um dessen Sohn Thomas Domenig.

ernannt worden war.²⁹ 1958 aber entschied Domenigs Mentor und Korreferent William Dunkel im Zuge der Neuorientierung des Architekturlehrgangs und den damit verbundenen personellen Wechseln, seine über dreissigjährige Lehrtätigkeit an der ETH zu beenden. Die Möglichkeit, die begonnene Doktorarbeit bei Linus Birchler (1893–1967), dem damaligen Professor für Architekturgeschichte, fortzuführen, schlug Domenig aus. Denn Birchler stellte sich eine historisch ausgerichtete Forschungsarbeit vor, in der die städtebauliche Entwicklung Churs aufgearbeitet werden sollte. Domenigs Interessen lagen indessen in der Planung und Gestaltung der Zukunft, im Aufbau einer modernen Stadt.³⁰ Dass Domenig dazu in seine Heimatstadt Chur zurückkehrte, mag auf den ersten Blick nicht nachvollziehbar sein. Dunkel hatte ihm geraten, nach Amerika oder zumindest in eine der grossen Schweizer Städte zu gehen, denen ganz im Sinne des Topos vom fortschrittlichen Zentrum und der retardierenden Peripherie der tonangebende Städtebaudiskurs zugeschrieben wurde. «Warum Chur?» heisst es denn auch schicksalsschwer in der Einleitung der von den Architekten Domenig selbst edierten Monographie aus dem Jahr 1995.³¹ Denn Chur konnte Ende der fünfziger Jahre einem jungen ETH-Architekten kaum als prosperierende Stadt und ersehntes Wirkungsfeld erscheinen. Diese Wahrnehmung vom damaligen Chur als Provinznest teilten denn auch Domenigs Bündner Kollegen Monica Brügger, Richard Brosi oder Hans Peter Menn (*1930).³² Einhellig beschreiben sie die Rückkehr nach Chur im Anschluss an das Studium an der ETH Zürich und ersten Berufserfahrungen in Zürcher Büros sowie teilweise im Ausland als einen Entscheid, den sie eher widerwillig und aufgrund äusserer Sachzwänge, wie den damals herrschenden Regeln im Wettbewerbswesen, gefällt hatten. Denn vom Kanton oder von den Gemeinden ausgeschriebene Wettbewerbe richteten sich vorab an die in Graubünden ansässigen oder heimatberechtigten Architekten. Für Domenig allerdings mag nebst dem pragmatischen Vorteil des bereits etablierten väterlichen Architekturbüros letztlich die Einschätzung Churs trotz und gerade wegen der provinziellen Enge als «Fundgrube schlummernder Möglichkeiten zu grosszügiger neuer Stadtbaukunst» den Ausschlag für die Heimkehr gegeben haben; dass Chur, wie es in der Domenig-Monographie heisst, eben «weit mehr ist, als was man sich im allgemeinen unter einer Kleinstadt [...] vorstellt».³³ Mit den an der ETH aufgenommenen Ideen der Neuen Stadt im Kopf mag Domenig schon damals eine Ahnung der städtebaulichen, in der Aufbruchsstimmung jener Zeit schlummernden Entwicklungsmöglichkeiten Churs gehabt haben – desgleichen der guten pekuniären Aussichten.

Den Grundstein für die Lacuna und die weiteren Grossprojekte aus der Feder Domenigs, die für Chur und Graubünden das Vordringen in neue Dimensionen bedeuteten, legte indessen bereits Thomas Domenig sen. Denn schon seit den frühen fünfziger Jahren

²⁹ Siehe Ronner 1971, S. 133; Ronner 1970, S. 57.

³⁰ Gespräch der Autorin mit Thomas Domenig am 15. April 2009 in Chur; siehe auch Berger O. 2006.

³¹ Domenig 1995, S. 5.

³² Gespräch der Autorin mit Richard Brosi am 17. Oktober 2008 in Zürich; mit Thomas Domenig am 15. April 2009 in Chur. Verschiedene Gespräche mit Hans Peter Menn und Monica Brügger in Chur 2008 und 2009. Den Drang nach «Grossstadtluft» hatte wohl auch ihr Zeitgenosse Andres Liesch (1927–1990) verspürt. Denn der in Chur aufgewachsene Architekt hat nebst Wohnsitz und Architekturbüro in Chur zeitlebens auch in Zürich gelebt und gearbeitet.

³³ Domenig 1995, S. 5.

erweckte das Büro Domenig manch schlummernde Möglichkeit Churs zu steinernem, respektive betonernem Leben und veränderte das Stadtbild wie niemand sonst.³⁴ [Abb. 7] Einer der markantesten und auch umstrittensten Eingriffe von Thomas Domenig sen. in das Stadtbild von Chur ist die Überbauung am Postplatz auf dem einstigen Areal der 1972 abgebrochenen Villa Caflisch. [Abb. 8] Mitbedungen von einer Stadtbehörde ohne Weitsicht wurde sie von den Kritikern als das Ergebnis einer «verpassten Chance» bezeichnet, an Churs bester Lage und an einer städtebaulich neuralgischen Zone im Übergang zwischen Altstadt und Bahnhofstrasse nicht einen Ort für die Kultur geschaffen zu haben.³⁵ Pläne für ein Theater-, Konzert- und Kongresshaus waren an der finanziellen Misere der Projektinitianten, der Theatergenossenschaft und der Stadt Chur gescheitert. In die Bresche sprang die Curiaedes AG, eine von Thomas Domenig sen. gegründete Gesellschaft zur Verwaltung der firmeneigenen Immobilien, die das Areal 1949 übernahm.³⁶ Ab den fünfziger Jahren realisierte das Büro Domenig die Randbebauung mit Geschäftshäusern entlang der Bahnhofstrasse, des Postplatzes und der Gäuggelistrasse – im späteren Urteil der Architekten eine «weitsichtige und damals entscheidende, städtebauliche Massnahme».³⁷ Zwei Jahrzehnte später war das Gebiet flächendeckend mit Parkhaus, Wohn- und Geschäftshäusern zugebaut. An der Überbauung am Postplatz entfachte sich in den fünfziger Jahren erstmals die Polemik um die Bau- und Immobilien-tätigkeit des Büros Domenig, welche in den kommenden Jahrzehnten immer wieder aufflammte und zu Spannungen führte. Beispielhaft steht die Überbauung und die Geschichte ihrer Entstehung für die Kombination von Geschäftstaktik, finanzieller Macht und ungebremsster Baulust, mit der sich das Architekturbüro Domenig zu Churs dominierendem Immobilienimperium, im wahrsten Sinne des Wortes, aufbaute.

Mit dem Eintritt von Thomas Domenig in das Büro seines Vaters wehte ein frischer Wind, was die in jener Anfangszeit entstandenen Bauten und die Quartierplanungen deutlich machen. Eingedenk der Gunst der Stunde, innert kürzester Zeit die finanziellen Mittel zur Verfügung gehabt zu haben, die eigene, unabhängig von der Vergabe öffentlicher Aufträge Projekte ermöglichten und der väterlichen Vorprägungen war gleichwohl Domenigs Zeit an der ETH bestimmend für seinen Berufsstart. Domenig selbst pflegt auf

³⁴ Thomas Domenig sen. war 1934 mit seiner jungen Familie von Samedan nach Chur gezogen, wo er in einer wirtschaftlich schwierigen Zeit das Architekturbüro von Hans Hächler, dem späteren eidgenössischen Bauinspektor, übernahm. Zu Beginn der vierziger Jahre konnte er verschiedene Militärbauten in der Surselva ausführen. Später baute er vor allem in Chur und Umgebung, so etwa 1947 die neue Doppelturnhalle mit Sportanlagen «Im Sand» für die Kantonsschule. Die vor allem in den fünfziger Jahren zahlreich entstandenen Mehrfamilienhäuser in Chur sind von schlichter Art und widerspiegeln die in den ersten Nachkriegsjahren noch bescheidenen finanziellen Möglichkeiten im Bauwesen. Alle Angaben zur Vita von Thomas Domenig sen. siehe Domenig 1995, S. 20–21 und Kill 1992.

³⁵ Die detaillierte Chronologie der Geschichte und Ereignisse rund um das Areal nordwestlich des Postplatzes, wo bis 1972 die Villa Caflisch stand, hat Leza Dosch aufgearbeitet; siehe Dosch 1993, S. 255–260.

³⁶ Neben der Curiaedes AG 1949 gründete das Büro Domenig 1967 die Falkenstein Chur AG, die 2007 in die heute tätige und sich vorwiegend im Familienbesitz befindende Firma Domenig Immobilien übergegangen ist (siehe www.moneyhouse.ch Handels- und Firmendaten). Mit diesen beiden Gesellschaften tritt das Büro Domenig als Bauherrschaft auf, erwirbt und handelt Liegenschaften und verwaltet die eigenen Immobilien. Zudem betrieben diese Gesellschaften den Flugplatz Bad-Ragaz, den Reit- und Pensionsstall Falkenstein, das Hallenstadion Chur mit dem hauseigenen Eishockey-Club und der Juniorenausbildung sowie bis heute die Gewerbe-, Handels- und Landwirtschaftsausstellung GEHLA; siehe dazu auch Domenig 1995, S. 21. Zudem war das Büro Domenig an einigen Baugesellschaften beteiligt, für welche das Büro die Planung machte.

³⁷ Domenig/Kill 1965, S. 282.

diesen Kontext hinzuweisen und die Bedeutung vor allem von William Dunkel für die ersten Quartierplanungen Solariapark und Lacuna zu betonen. Der theoretische Diskurs der eigenen Disziplin als Prämisse für die Umsetzung in der Praxis soll nicht überbewertet werden – auf die Relevanz der gegebenen Umstände vor Ort wurde in Ansätzen bereits hingewiesen –, aber auch das Gegenteil wäre falsch, denn letztlich hat Domenig seine Berufstätigkeit im Büro seines Vaters mit der «reinen» ETH-Lehre im Rucksack angefangen. Ein Blick in diese Lehrzeit an der ETH, auf die daran beteiligten Figuren und die geführten Diskurse wird uns Aufschluss geben können, aus welchen Bestandteilen der theoretische Rucksack Domenigs bestand. Dies geschieht auch im Hinblick auf die weiteren Protagonisten der Bündner Architektur der Nachkriegszeit und deren noch später darzustellende architektonische Praxis, die, auf demselben theoretischen Fundament wie jene Domenigs entwickelt, ganz andere Wege nahm.

Einen Eindruck der damals an der ETH gelehrt städtebaulichen Grundlagen gibt uns die Ausgabe der Zeitschrift *Plan* von November/Dezember 1955, die sich ganz dem Thema «Bauen wir eine neue Stadt!» widmete und zur Illustration auch Studentenarbeiten beizog.³⁸ Den deklamatorischen Aufruf unterstrich Jakob Hunziker, der Obmann der von der Gesellschaft «Neue Stadt» eben gegründeten Studiengruppe, mit der Feststellung: «Wir sind kein Volk von Hirten mehr».³⁹ Man habe sich endlich der Tatsache zu stellen, dass die Schweiz zunehmend verstädtert würde und der Städtebau ein «echtes Problem unserer Zeit» sei und dass die Planung der neuen, «echten Städte» in die Hand genommen werden müsse.⁴⁰ Diese kämpferische Rhetorik kam nicht von ungefähr; das kurz zuvor erschienene Pamphlet *achtung: die Schweiz* des Autorenkollektivs Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter hatte mit dem Vorschlag, anstelle einer Landesausstellung auszurichten, im Mittelland eine neue Stadt zu gründen, landesweit für Diskussionen gesorgt. Die Gesellschaft «Neue Stadt» war daraufhin mit dem Ziel ins Leben gerufen worden, für die lancierte politische Diskussion um die Zukunft der Stadt mit Studien jene Grundlagen zu erarbeiten, auf denen zur Tat geschritten, das heisst, die Neue Stadt realisiert werden könne. Einbezogen in die Verwirklichung der Neuen Stadt waren auch die Architekturstudenten der ETH, die bei Hans Hofmann Studien über neue Städte und Satellitenstädte durchführten. In der genannten *Plan*-Ausgabe war das Modell einer solchen Studie, eine gemischten Bebauung für ein an eine Grossstadt angebundenes Wohnquartier, abgebildet. [Abb. 9]

Unter Mischbauweise, auch differenzierte Bauweise genannt, wurde gemeinhin eine aufgelockerte, von grossen Freiräumen durchzogene Bebauungsstruktur mit Gebäudevolumen unterschiedlicher Proportionen verstanden. In der ideellen Absicherung, wie sie der Generalsekretär der CIAM, Sigfried Giedion (1888–1968), und andere intendierten, wurde das Konzept der baulichen Differenzierung mit der Idee der sozialen Durchmischung in Bezug gebracht, nämlich differenziert auch in dem Sinne aufzufassen, «dass verschiedene Bautypen für die Alleinstehenden, für die Familien mit Kindern und für die alten Leute nötig sind. Dieser Zusammenklang von Form und Funktion, von gefühlsmässigem Verlangen und von soziologisch notwendigen Gliederungen ist eines der

³⁸ Hunziker 1955, S. 193.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd.

Zeichen, die darauf hindeuten, dass wir wieder universalen Konzeptionen entgegengehen.»⁴¹ In Abkehr von der strengen Zeilenbauweise wurde die Mischbauweise indes- sen von vielen in erster Linie als formales Organisationsprinzip und ihrer ästhetischen Vorzüge wegen verwendet, oder aber auch als Lösung für die Wachstumsprobleme be- trachtet. So wurde als wichtigstes Resultat aus den erwähnten ETH-Studien der Studen- ten die Erkenntnis genannt, «dass uns in Form der gemischten Bebauung ein Mittel in die Hände gegeben ist, bei entsprechenden psychologischen, rechtlichen und politi- schen Voraussetzungen, in unseren Städten im Zuge einer geplanten Regenerierung bedeutend mehr Menschen unterzubringen, ohne wesentliche Verletzung hygienischer Normen. Damit könnte endlich auch das nachteilige, flächenhafte Wachstum der Städte in die Landschaft hinaus merklich gebremst werden.»⁴² Auf der einen Seite wird hier der Eindruck erweckt, dass mit der so genannt gemischten Bauweise das probate Mittel für die beklagten Probleme der Stadt – Vermassung, Monotonie und Verkehrschaos waren die Stichworte – schlechthin gefunden worden sei. Auf der anderen Seite wird mit dem Verweis auf die «entsprechenden psychologischen, rechtlichen und politischen Voraus- setzungen» deutlich, dass die Vision der Neuen Stadt an eine Reihe von praktischen ausserdisziplinären Voraussetzungen gebunden war, welche einer absehbaren Umset- zung schier unüberwindbare Hindernisse in den Weg stellten. Dafür steht auch die Tatsache, dass den Studenten nicht etwa die Aufgabe gestellt wurde, eine eigentliche Neue Stadt zu entwerfen, sondern lediglich ein an eine bestehende Stadt angebundenes Quartier. Der Städtebau- und Planungshistoriker Angelus Eisinger stellte in seiner Unter- suchung zum Städtebau und zur Stadtentwicklung in der Schweiz der Nachkriegszeit fest, dass «die Geschichte der Neuen Stadt in der Schweiz eine virtuelle geblieben ist», die an der Kontextabhängigkeit städtebaulicher Praxis gescheitert sei.⁴³

In der vergleichsweisen Kontextunabhängigkeit der Lehre konnten sich die Ideen der Neuen Stadt gleichwohl entfalten. «Architekturstudenten bereiten sich auf die neue Stadt vor» lautete, trotz der an eine spätere Realität angepassten Projektdimensionen, die Überschrift zum besagten Studentenmodell in der *Plan*-Ausgabe.⁴⁴ Zu diesen Stu- denten gehörte auch Thomas Domenig, der 1956/57 zwei Semester bei Hofmann stu- diert hat. Zusammen mit seinen Mitstudenten Rolf Dreier aus Solothurn und Roland Wälchli aus Olten projektierte er in dieser Zeit eine neue Stadt im Glattal. [Abb. 10] Die drei Studenten wurden offenbar angesteckt von der allgemein herrschenden Aufbruchs- stimmung und setzten diese in doppelt so hohen Hochhäusern wie ihre Mitstudenten um, woraufhin Hofmann mit der Bitte einschritt, in den Entwürfen etwas zurückhaltender zu sein.⁴⁵ Diese Zurückhaltung von Hofmann, der ab 1942 bis zu seinem Tod Ende 1957 an der ETH lehrte, gegenüber den studentischen Türmen mit «Spitzen bis zum Himmel» gründete in der Auffassung, dass die alte demokratische Tradition der Schweiz grosse Ausmasse und monumentale Gesten nicht zulasse. Stattdessen forderte er von den Architekten eine menschliche Haltung und die Beachtung des menschlichen Massstabs,

⁴¹ Giedion 1956b, S. 71.

⁴² Christ 1955.

⁴³ Eisinger 2004, S. 138.

⁴⁴ Christ 1955.

⁴⁵ Siehe Wälchli 2009, S. 13.

letztlich eine «kritische Bedächtigkeit», um «allzu extreme, sensationelle Lösungen» zu vermeiden.⁴⁶ Dem Extremen auch im Sinne der puristischen Moderne abhold, rief er den Architekten zu einer «einfachen Baugesinnung des Verstandes und des Gefühls» auf, welche aber die Reichhaltigkeit des Lebens aufnehmen sollte.⁴⁷

Auch William Dunkel, der 1929 die Nachfolge von Rudolf Salvisberg an der ETH angetreten hatte, suchte nach einer pragmatischen Versöhnung von Traditionellem und Modernem. Dunkel betonte stets die Bedeutung der bäuerlichen Kultur für das nüchterne, dem Nutzen und der Wirklichkeit zugekehrte Denken der Schweizer. Die starke Verstädterung würde dieser Kultur aber den Boden entziehen, «die Grossstadt saugt alle verfügbaren und entwurzelten Elemente an sich.»⁴⁸ Gleichwohl bedeutete für ihn diese Feststellung nicht den resignierten Rückzug in den Mikrokosmos des Einzelobjektes. Die Landesplanung, als dessen Bestandteil er den Städtebau verstand, nannte er «das grosse technische Zentralproblem unserer Zeit», zudem eine «realistische Ordnung», welche aber nur bei dem nötigen öffentlichen Interesse und der staatlichen Unterstützung nicht zur «intellektuellen Gedankenspekulation» gerate.⁴⁹ So genannte «Tochter- und Satellitenstädte», die «organisch» mit der bestehenden Stadt verbunden sind, stellten für ihn ein geeignetes Mittel dar, um das Wachstum der Städte in «vernünftige Bahnen» zu lenken.⁵⁰ Im schweizerischen Kontext stand die Idee der Satellitenstadt in Verbindung mit der Dezentralisierung, wie sie Armin Meili (1892–1981), Vater der Schweizer Landesplanung, unter der Vision einer «weit dezentralisierten Grossstadt» bereits in den dreissiger Jahren als planerisches Konzept vorgeschlagen hatte.⁵¹ Die Zürcher Studiengruppe um Hans Carol, die Ende der vierziger Jahre einen Vorschlag zur Gestaltung schweizerischer Grossstadt-Gebiete erarbeitet hatte, sprach von der «geordneten Dezentralisation».⁵² Darunter wurde der Aufbau der Gemeinschaft über die Stufen Wohnung, Wohngruppe, Ortsgemeinde und politische Gemeinde verstanden. Wie wir bei den Studentenarbeiten an der ETH gesehen haben, erfuhr die Idee des Satellits im Verlauf der Zeit eine Verschiebung der Perspektive, indem sie nicht mehr als autonome Neugründung verstanden wurde, sondern als neuer Teil der bestehenden Stadt, welcher zu deren Erneuerung beitragen sollte. Dunkel beurteilte allerdings die föderalistische Struktur der Schweiz als hohe Hürde, sollten optimale – das hiess für ihn vereinheitlichte – Voraussetzungen für Planungen im grösseren Ausmass geschaffen werden. Damit beurteilte Dunkel die Bedeutung der Schweizerischen Demokratiekultur für den Städtebau aus einem anderen, gar gegenteiligen Blickwinkel als Hofmann, der in der direktdemokratischen Staatsform den Grund für das Masshalten sah. Gerade für die Betrachtung der

⁴⁶ Hofmann 1947, S. 168.

⁴⁷ Hofmann 1942, S. 292.

⁴⁸ William Dunkel, «Historische Beiträge zur Entwicklung der schweizerischen Architektur», Vortragstyposkript, 1944, S. 25 [Schachtel Vortragsunterlagen, Nachlass William Dunkel, gta Archiv, ETH Zürich].

⁴⁹ William Dunkel, «Die schweizerische Landesplanung», Vortragstyposkript, gehalten 1944 in Madrid, S. 2/3 [Schachtel Vortragsunterlagen, Nachlass William Dunkel, gta Archiv, ETH Zürich]. Zur Vielschichtigkeit des Begriffs des «Organischen» und seiner Verwendung in der Schweizer Städtebaudebatte siehe Eisinger 2004, S. 52ff.

⁵⁰ Ebd., S. 22.

⁵¹ 1932 hat Armin Meili beim SIA einen Vortrag über die Schweiz als «weit dezentralisierte Grossstadt» gehalten. Zitiert nach Beckel 2002, S. 17.

⁵² Carol/Werner 1949, S. 94.

Entwicklung in Graubünden sind diese beiden Positionen von Interesse. Hier führte das Verhältnis von Planung und planerischen Mitteln zum hohen Stellenwert der Selbstbestimmung von Gemeinden angesichts der wenig massvollen Zersiedelung der Landschaft in den sechziger und siebziger Jahren immer wieder zu Grundsatzdiskussionen und beeinflusste die Praxis.

Die Ausbildung der jungen Schweizer Architektengeneration an der ETH in den fünfziger Jahren war zum einen geprägt von diesen beiden über Jahrzehnte Kontinuität wahrenden Positionen. Zum anderen unterrichteten an der ETH zunehmend Persönlichkeiten wie Alfred Roth und Sigfried Giedion, die mit ihren in der modernen Avantgarde wurzelnden Haltungen den Boden ebneten für den grossen, von Alfred Roth und Bernhard Hoesli angeführten Generationen- und Paradigmenwechsel im Jahr 1960.⁵³ Zur Heterogenität der methodischen und «stilistischen» Ansätze jener Jahre des Übergangs, gerade auch hinsichtlich städtebaulicher Theorien, trugen überdies Figuren wie der Kunsthistoriker Linus Birchler, der ehemalige Zürcher Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner sowie Ernst Egli und Ernst Winkler, Autoren des Studienprojektes für eine Neue Stadt, bei. Vor dem Hintergrund dieser Vielfalt an Referenzen, um nicht zu sagen dieses Eklektizismus, erscheint Domenigs Bemerkung, bei den grossen Planungen in Chur nach den «neuesten architektonischen Erkenntnissen» gehandelt zu haben, in einem etwas anderen Licht, respektive richtet den Blick auf weitere, ausserhalb der «reinen» ETH-Lehre wirkende Faktoren. Denn folgt man dem Befund von Egli und Winkler, den sie 1969, zehn Jahre nach Erscheinen der Studie zur Neuen Stadt, machten, dass nämlich im Schweizer Städtebau «wir immer noch auf dem Stand jener Arbeit stehen, welche vor zehn Jahren nicht Zukunft, sondern eher Rückblick darstellte», ist die Neuheit der Erkenntnisse an der ETH Mitte der fünfziger Jahre zu relativieren.⁵⁴ Dasselbe gilt für die Vorstellung, dass der theoretische Diskurs von einer klaren Richtung dominiert worden sei, wenn auch die Vision der Neuen Stadt – mitunter durch die mediale Breitenwirkung – viel Raum einnahm und die Semesterübungen bei Hans Hofmann explizit auf diese künftige Aufgabe ausgerichtet waren.

Pragmatische Praxis

Domenigs Mitstudent Wälchli erinnert sich an seinen Kommilitonen, wie dieser «vor Ideen, jugendlichem Elan und dem festen Willen, die an der ETH, nahe an der Grenze zum Utopischen gereiften Ideen, in die Realität umzusetzen», sprühte.⁵⁵ Konkreter Ort dieser Realität sollte Chur werden, Domenigs Heimatstadt, die es in eine moderne Stadt umzubauen galt. Denn für Domenig hatte Chur in Folge des Bevölkerungswachstums seit 1945 eine unkontrollierbare Entwicklung genommen und ein «verzerrtes Stadtbild

⁵³ Zum im Herbstsemester 1960 neu eingeführten Lehrplan an der Architekturabteilung der ETH Zürich siehe Roth 1961; allgemein zur Architekturausbildung nach 1945 siehe Pfammatter 1998. Für eine detaillierte Aufstellung der Lehrpläne und eine Übersicht über die damaligen Professoren und Lehrbeauftragten an der ETH sowie die Lehrinhalte siehe Ronner 1971, S. 132f. und Ronner 1970, S. 56f.

⁵⁴ Aebli/Egli/Winkler 1969, S. 117.

⁵⁵ Wälchli 2009, S. 13.

[ist] aus dem Boden gewachsen».⁵⁶ Seine Kritik galt der «planlosen Bebauung kleinster Parzellen ohne Rücksichtnahme auf eine Gesamtkonzeption» und den «phantasielosen Überbauungen oder [der] geradlinigen Aufreihung ausgedehnter Gebiete mit einförmigen Häusern und Blöcken».⁵⁷ [Abb. 11] In Domenigs Urteil widerspiegeln sich die beiden Pole der damals gängigen Kritik am Siedlungsbau der vierziger und fünfziger Jahre: ein planloses Vorgehen auf der einen Seite, auf der anderen das einförmige Aussehen der Quartiere. Das zwischen diesen Polen entstehende Spannungsfeld, welches letztlich ein Diskurs über Chaos und Ordnung sowie die Einbettung und Funktionen des Menschen darin bedeutet, bot zwangsläufig viel Raum für die verschiedensten Auslegungen und ist mit dieser Universalität eine Denkfigur von Stadtkritik, wie sie seit jeher immer wieder auftaucht. So diente sie unter umgekehrten Vorzeichen in den ausgehenden sechziger Jahren und verstärkt ab 1973 durch die als Zeichen für die bisherige Fehlentwicklung interpretierte Ölkrise wiederum der Kritik an der Neuen Stadt.

Um genauer erkennen zu können, an welchen Aspekten dieser Form von Stadt sich Domenig störte, respektive in welchen Bereichen er mit der eigenen Tätigkeit ansetzen wollte, lesen wir die Glosse «Cum grano salis» aus dem Jahr 1953 von Max Frisch (1911–1991), dem damals wohl präsentesten Verfechter eines radikalen Wandels der Schweizer Stadt. Erfüllt von den Eindrücken der amerikanischen Städte ging der eben von einem einjährigen USA-Aufenthalt in die Heimat zurückgekehrte Frisch in diesem Aufsatz scharf ins Gericht mit der Schweizer Architektur und damit, wie sehr bei dieser das Bedürfnis nach Grösse verpönt sei. Im ganzen Land würden Siedlungen entstehen – proper gebaut, schmuck und gepflegt, sauber und gesund –, bei denen aber eine Uniformierung nicht zu übersehen sei und gleichwohl gerade diese mit allen Mitteln verleugnet und die Standardisierung verdrängt werde. Doch die «Monotonie der Uniformierung» war für Frisch nicht allein ein ästhetisches Unbehagen, sondern Ausdruck des Vortäuschens individueller Freiheit, ein «dekorativer Trost», hinter dem die unbewältigte Wirklichkeit verdeckt werde.⁵⁸ Gerade die individuelle Freiheit blieb für ihn in diesen Siedlungen unterdrückt, weshalb Frisch zum radikalen Massstabssprung zum grossen Ganzen aufrief; Satellitenstädte mit Schnellbahn und Hochhäusern würden eine «wirkliche Hilfe» und die dringend benötigte wahre geistig-menschliche Nachbarschaft bringen.⁵⁹ Zwei Jahre später betonten Max Frisch und die Mitautoren Lucius Burckhardt und Markus Kutter in *achtung: die Schweiz* nochmals die Notwendigkeit einer höheren Zielsetzung für die Planung auf der grünen Wiese: «Das freie Feld genügt nicht zur Planung; jede Planung bedarf einer geistigen Grundlage: Wer eine Stadt bauen will, muss ein ideologisches Ziel haben.»⁶⁰ Die Vision der Neuen Stadt war eng verbunden mit dem Ideal einer neuen Gesellschaft.

⁵⁶ E.P. 1964, S. 5.

⁵⁷ Domenig/Kill 1965, S. 283; E.P. 1964, S. 5.

⁵⁸ Frisch 1953, S. 328.

⁵⁹ Ebd. Der Artikel löste in Fachkreisen eine grosse Kontroverse aus. In einer nicht minder prägnanten Replik stellte sich der Städtebauer Hans Bernoulli gegen Frischs Angriff auf den schweizerischen Kompromiss und verteidigte den von Anstand und Sorgfalt geprägten Durchschnitt als Schweizer Eigenart, welche sehr wohl der architektonischen und städtebaulichen Qualität zugute komme; siehe Bernoulli 1953.

⁶⁰ Burckhardt L./Frisch/Kutter 1955, S. 53.

Auch wenn Thomas Domenig sich in der Analyse, dass die «seelenlose Uniformität [...] einen in rasch emporwachsenden Vorortsquartieren oft frösteln lässt», mit Frisch vordergründig und in der emotionalen Tonlage traf, gab er der gesellschaftlichen und soziotechnischen Dimension weniger Gewicht. Denn die Mängel des Bestehenden waren für ihn in erster Linie eine Frage der Siedlungsästhetik, des äusseren städtebaulichen Zusammenhanges, aber vor allem der sich in akuter Wohnungsnot und im Verkehrschaos direkt äussernden Nichtbewältigung des starken Wachstums. Das in der Zwischenkriegszeit entstandene Werk *Histoire de l'urbanisme* des französischen Städtebauhistorikers Pierre Lavedan zitierend, dass Schönheit des Städtebaus stets funktionell sei, sprach Domenig von den «funktionellen Überlegungen», dass es «in erster Linie Wohnraum zu schaffen» gelte.⁶¹ Diese als die technische Organisation einer Stadt ausgelegte Funktionalität war die pragmatische Grundlage für Domenigs Planungen, und nicht sozialromantische Vorstellungen, mit dem Solariapark oder der Lacuna eine neue Gesellschaft zu gestalten. So scheinen den Planungsarbeiten keine ausführlichen soziologischen Analysen der Churer Bevölkerungsstruktur und deren Bedürfnisse vorangegangen zu sein, wie sie in jenen Jahren mehr und mehr als integraler Bestandteil städtebaulichen Arbeitens gefordert wurden. Vielmehr stand den Projekten eine sehr allgemeine Vorstellung der Bedürfnisse des modernen Menschen Pate, die sich wohl stark mit jener der planenden Architekten deckte. Mit vergleichsweise grosszügigen Wohnungsgrundrissen und einer guten Quartierinfrastruktur sollte zeitgemässer Raum für gutbürgerliche Haushalte bereitgestellt werden. Aussagen darüber, dass es «neben den finanziellen Belangen auch noch einen ideellen Wert zu erstreben gilt», blieben genereller Natur und bezogen sich in erster Linie auf die praktische Wohnungseinteilung und einen soliden Ausbaustandard.⁶² Eine konsistente Vorstellung von Gesellschaft schien mit diesen Planungen nicht verbunden gewesen zu sein.

Diesen Mangel an Reflexion über gesellschaftliche Realitäten begründete die deutsche Soziologin Heide Berndt 1968 in ihrer Studie über das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern zum einen mit der monothematischen Ausbildung an den Universitäten, wo soziotechnische Aspekte kaum zur Sprache kamen, zum anderen mit der Komplexität der gesellschaftlichen Ansprüche, vor der viele Stadtplaner kapitulierten und sich stattdessen in die Sicherheit technischer Fakten flüchteten.⁶³ Solcher Arbeitsweise kann der Vorwurf einer pauschalisierenden und die Reichhaltigkeit des Lebens wenig reflektierenden Methode nicht ganz genommen werden. Zugleich bewahrte sie davor, mittels der differenzierten Bauweise eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung planen zu wollen und den verschiedenen Bau- und Wohnungstypen eine vorgefasste Nutzungsvorstellung zuzuweisen.⁶⁴ Das Ideal der Wohnsiedlung, deren gemischte Bauweise zum Abbild der pluralistischen Bevölkerung wurde beziehungsweise wo die verschiedenen Typen sich mit der gesellschaftlichen Position der einzelnen Bewohner deckten, wurde im

⁶¹ Domenig 1970, S. 25.

⁶² Baugesellschaft Lacuna 1973, S. [10].

⁶³ Siehe Berndt 1968, S. 46–49.

⁶⁴ Max Bosshard und Christoph Luchsinger sehen die Idee, gesellschaftliche Organisationsformen in eine bauliche Realität umzusetzen, wie sie von den Verfechtern der differenzierten Bauweise vertreten wurde, als gescheitert an; siehe Bosshard/Luchsinger 1982.

Zusammenhang mit den frühen Beispielen von differenzierter Bauweise in den ausgehenden vierziger Jahren gerne herausgestrichen; so beispielsweise von Werner M. Moser beim 1944 bis 1947 bearbeiteten, aber nicht ausgeführten Projekt von Häfeli, Moser, Steiger für eine Wohnsiedlung in Prilly bei Lausanne, oder von Hans Fischli, der zur selben Zeit ein ringförmig aufgebautes Schema einer nach der Bevölkerungsstruktur differenzierten Siedlung entwickelte.⁶⁵ [Abb. 12–13] Dass Domenig dieses von Moser als «Einheit höherer Ordnung» bezeichnete Ideal nicht zur zentralen Absicht machte, hat im langen Planungsprozess kaum gegen die Realisierbarkeit der Projekte gesprochen, im Gegenteil. Angesichts der katastrophalen Wohnsituation in vielen alten Häusern bedeuteten moderne, helle Wohnungen, mit dem neusten Komfort ausgestattet, per se eine Besserung. Spezifische sozial- und gesellschaftspolitische Vorstellungen hätten unnötig Kritiker auf den Plan gerufen.

Weit mehr Gewicht hatte für Domenig in der konzeptionellen Argumentation die topografische Situation, die für ihn ausschlaggebend für jede Städteplanung war: «Die Stadt Chur ist in der glücklichen Lage, ideale Voraussetzungen für eine solche Planung auf lange Sicht zu bieten. Die Stadt ist organisch gewachsen, entsprechend den örtlichen geografischen und topografischen Gegebenheiten.» Domenig sah Projekte wie die Lacuna als logische Fortsetzung dieses «organischen» Wachstums, denn die «breite Ebene der Rheinwiesen, die letzte grössere Baulandreserve der Stadt Chur, kommt topographisch und städtebaulich dem Gedanken einer weitsichtigen und sinnvollen Planung sehr entgegen.»⁶⁶ Unter organischer Stadtentwicklung fasste er demnach die Tatsache, dass sich Chur im Verlaufe der Zeit fächerförmig über das Plessur-Delta Richtung Rhein ausgebreitet hatte. Und er machte diese Vorstellung von «organischem Wachstum» zur idealen Bedingung für seine Planungen. Damit griff Domenig auf einen Topos der Städtebaudiskussion zurück, der eine wechselvolle Geschichte mit mannigfaltigen Auslegungen hinter sich hatte. Viele von Domenigs Zeitgenossen zweifelten jedoch die Nützlichkeit des Begriffs des Organischen an, wobei auch die Kritik selbst die Verschiedenartigkeit der Konzepte von organischem Wachstum widerspiegelte. So hielt Ernst Egli (1893–1974), Mitautor der Studie zur Neuen Stadt, die Auffassung vom Organischen als Gegensatz zum Geplanten als eine der «üblichen Vereinfachungen zur Denkökonomie des Zeitalters. [...] Der Gedanke, dass derlei Dinge sozusagen unbewusst aus dem Schosse einer nichtsahnenden Bürgerschaft oder zum fassungslosen Erstaunen eines Bürgermeisters plötzlich oder auch allmählich aus dem Felde hervorwuchsen, hat die unfreiwillige Komik der Gelehrsamkeit an sich.»⁶⁷ Auch für den Architekten Hans Aregger (1915–1977), der 1967 zusammen mit Otto Glaus (1914–1996) das Buch *Hochhaus und Städteplanung* publiziert hatte, war die Assoziation von städtischem Wachstum mit der Pflanzenmorphologie ein Denkfehler. Denn die Vorstellung der blattweisen oder jahresringmässigen Erweiterung laufe der Tatsache zuwider, dass die Stadt immer ein von Menschenhand geplantes Werk sei.⁶⁸ Max Frisch sah im Argument von organischem Wachstum einen Deckmantel für die Spekulation: «Wieso soll ausgerechnet der Städtebau, der ein

⁶⁵ Siehe Moser 1949, S. 5; Fischli 1948, S. 4f.

⁶⁶ Baugesellschaft Lacuna 1969, S. [3].

⁶⁷ Egli 1951, S. 109.

⁶⁸ Siehe Aregger 1967, S. 24.

Kulturakt höchster Art ist, das Reservat für eine infantil-romantische Naturgläubigkeit sein? – und all dies nur, damit die Spekulation, die sich als organisches Wachstum ausgibt, nicht beim Namen gerufen werden muss.»⁶⁹

Alle drei Positionen gehen für die Definition des organischen Wachstums vom sich ausschliessenden Gegensatz organisch-geplant aus. Domenig hingegen nannte die beiden Aspekte in einem Atemzug, da sich das geplante Weiterbauen nahtlos an das bisherige, vermeintlich organisch Gewachsene anschliessen sollte. Dies ist insofern kein Widerspruch, als er den Begriff des organischen Wachstums allein auf die im Einklang mit den topografischen Gegebenheiten geschehende Entwicklung der Stadt bezog. Somit kann das Ergebnis der Stadtentwicklung nicht einer allgemein gültigen Stadtform entsprechen, da jede Stadt ihre spezifische Topografie hat, aus der ihre eigene Form entsteht. «Die Stadt in ihrer landschaftlichen Lage ist kein Zufallsgewächs» schrieb denn auch 1951 Ernst Egli in seinem Buch *Die neue Stadt in Landschaft und Klima*, wo er dazu aufforderte, aus der Untersuchung der räumlichen, landschaftlichen und klimatischen Voraussetzungen die neuen Grundlagen für die Stadt zu erarbeiten.⁷⁰ Demzufolge sollte mit der Lacuna die Stadt Chur in der Logik des bisherigen Wachstums weitergebaut werden. Es ging nicht darum, auf der Rheinwiese eine neue Stadt zu gründen und einen «von der Vergangenheit gereinigten Raum» zu schaffen, in welchem «die soziotechnischen Netze der gesellschaftlichen Entwicklung neu geknüpft werden.»⁷¹ Darin zeigt sich auch der Pragmatismus von Domenigs Mentor William Dunkel, für den «Tochter- oder Satellitenstädte, welche organisch mit der Mutterstadt verbunden bleiben, [...] ein vernünftiges Mittel dar[stellen], um die Stadterweiterungsimpulse, welche nie aufhören, in vernünftige Bahnen zu lenken.»⁷²

In «vernünftige Bahnen» gelenkt, was bei Thomas Domenig immer auch finanziell profitabel hiess, gehörte nach ihm aber auch die Entwicklung der Altstadt sowie der City genannte Teil zwischen Altstadt und Bahnhof. Dabei ging es ihm in erster Linie darum, diese Gebiete aus ihrem Dornröschenschlaf zu wecken und ihnen mit neuen Geschäftsbauten zu wirtschaftlichem Aufschwung zu verhelfen. Die Funktion dieser Stadtgebiete war also vor allem jene eines Geschäftszentrums, das Gewinn abwarf. Fragen der Erhaltung historischer Bausubstanz blieben für Domenig dabei sekundäre und das eigentliche Ziel eher behindernde Aspekte. Weit wesentlicher war die «dringend notwendige Frage der Parkierung», die durch «rigorose Massnahmen» gelöst werden musste.⁷³ Domenig plante im Verlaufe der Zeit mehrere unterirdische Parkgaragen in der Innenstadt Churs, an denen sich in den siebziger Jahren heftige Diskussionen entzündeten um die Zulässigkeit solcher «rigoroser» Eingriffe in das historische Stadtgefüge und an der Bewertung städtebaulicher Massnahmen allein aus wirtschaftlicher Sicht. Diese öffentlich geführte Debatte stand in Chur für die wachsende Kritik an der bisherigen Entwicklung und den Folgen der industrialisierten Welt. Dieser Kritik und der damit verbundenen Suche nach

⁶⁹ Burckhardt L./Frisch/Kutter 1956, S. 48.

⁷⁰ Egli 1951, S. 128.

⁷¹ Eisinger 2004, S. 145.

⁷² William Dunkel, «Die schweizerische Landesplanung», Vortragstyposkript, Vortrag gehalten 1944 in Madrid, S. 22 [Schachtel Vortragsunterlagen, Nachlass William Dunkel, gta Archiv, ETH Zürich].

⁷³ Domenig/Kill 1965, S. 283.

einem wieder ganzheitlicher verstandenen Leben, das sich auch in der Gestaltung der urbanen Umwelt niederschlug, wenden wir uns später eingehender zu.

Mit den drei Aktionsfeldern Neustadt/Wohnen, Altstadt/Geschäftszentrum und Verkehr sind die neuralgischen Punkte der damaligen Diskussion um die Stadt genannt. Domenig operierte und argumentierte mit den gängigen Begriffen des theoretischen Diskurses seiner Zeit und unterzog diese zuweilen einer Vereinfachung und einer Anpassung an die lokalen und eigenen Gegebenheiten. Handkehrum erfuhren auch die konkreten und komplexen Verhältnisse vor Ort eine Vereinfachung, um sie in eine für die Anwendung und Umsetzung der Theorie konvergente Ausgangslage zu bringen. Betrachtet man allein die Tatsache als Erfolg, dass Projekte wie der Solariapark oder die Lacuna im Gegensatz zu so vielen anderen Papier gebliebenen Planungen jener Zeit realisiert wurden, und erinnern wir uns daran, dass es Domenig darum ging, «die an der ETH, nahe an der Grenze zum Utopischen gereiften Ideen, in die Realität umzusetzen», lässt sich die gängige Polarität von Theorie und Praxis nicht länger aufrecht halten. Teil dieses Erfolgs in der Praxis war nicht zuletzt die Persönlichkeit Domenigs selber, die mit einem unumstösslichen Glauben an den Fortschritt und dem Willen zur Tat und zum ökonomischen Erfolg den für jene Zeit charakteristischen offensiven, gewinnorientierten Machertyp versinnbildlichte. Damit waren die «entsprechenden psychologischen [...] Voraussetzungen» gegeben. Deren Bedeutung schmälert auch Domenigs eigene, als Mythos gepflegte Einschätzung nicht, als junger Architekt die Avantgarde und den Fortschritt in die Provinzstadt Chur gebracht zu haben.

Bauen und Ordnen

Nebst den «psychologischen» Voraussetzungen waren aber auch die «entsprechenden [...] politischen und rechtlichen Voraussetzungen», wie es 1955 in der bereits erwähnten Zeitschrift *Plan* hiess, nötig, um der Churer Wohnungsnot mit grosszügigen Planungen entgegenwirken zu können.⁷⁴ Diese boten das revidierte Baugesetz sowie ein neues Hochhausgesetz, die der Churer Souverän beide am 7. Februar 1960 angenommen hatte. Allein, der Zusammenhang zwischen der Entstehung der rechtlichen Grundlage und der Umsetzung in eine städtebauliche Praxis ist kein einfacher und lässt keine klare chronologische und kausale Zuordnung der einzelnen Entwicklungsschritte zu. Vielmehr ist am Beispiel der Diskussion um die Churer Baugesetzgebung zu sehen, wie sich die planerische Praxis, die Rechtslage und die politischen Gegebenheiten oszillierend gegenseitig bedingten und korrigierend oder fördernd beeinflussten.

Die Vorarbeiten für die Revision der rechtlichen Grundlagen setzten 1956 ein, als die Stadt Chur dem Zürcher Architekten Hans Marti (1913–1993) und seinem damaligen Partner, dem Churer Christian Trippel (1914–1972), den Auftrag zu einer Studie über die Verkehrsprobleme sowie die Situation der Bauzonen erteilte.⁷⁵ Der politische Anstoss

⁷⁴ Christ 1955.

⁷⁵ Das Ausmass der Verkehrsprobleme zeigt sich in der explosiven Zunahme an Motorfahrzeugen. Waren 1950 in Chur 883 Motorfahrzeuge zugelassen, waren es fünf Jahre später 2'248 und 1965 bereits über 5'000; siehe Fuchs 2011, S. 81.

dazu war bereits zwei Jahre früher gegeben worden, als der Stadtrat eine Motion als dringlich erklärte, welche die bessere Baulandausnutzung im Auge hatte.⁷⁶ Hans Marti gehörte damals zu den Pionieren in der Raumplanung und hatte seit der Gründung seines Büros 1947 bereits überall in der Schweiz Orts- und Stadtplanungen durchgeführt.⁷⁷ Graubünden kannte Marti aus seiner Zeit als junger Architekt. Während des Zweiten Weltkriegs arbeitslos geworden verbrachte er 1943 einige Zeit in St. Moritz bei seinen Schwiegereltern. Wenig später konnte er im Rahmen der vom Bund initiierten und von seinem Schwager Armin Meili geleiteten «Aktion für die bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten» die Planung von San Bernardino übernehmen – seinen ersten Auftrag als Planer.⁷⁸ Fortan gehörte er zu den engagiertesten Wortführern einer als übergeordnetes Instrument für die Weiterentwicklung des Landes verstandenen Planung. Stets betonte er die Wichtigkeit der Rechtsgrundlagen, weshalb angesichts der «im Werden befindlichen» Bauart der Grosssiedlungen und Hochhausbebauungen «der Fortschritt auch in gesetzgeberischer und rechtlicher Hinsicht Vater des Gedankens sein muss.»⁷⁹ Doch die Realität erwies sich vielfach als weit nüchterer. «Bleigewichte halten uns auf dem eidgenössischen Boden fest» lautete Martis Lagebeurteilung 1955 als Reaktion auf die Publikation von *achtung: die Schweiz*.⁸⁰ Er begrüßte die Idee der drei Autoren Burckhardt, Frisch und Kutter, eine neue Stadt zu bauen, in welche «Luft und Licht, Freude und Harmonie Einzug halten könnten». Angesichts der Verkehrsnot und der steigenden Raumknappheit würden Eingriffe in die bestehenden Städte nur Flickwerk bedeuten, nötig seien hingegen radikale Massnahmen. Allerdings seien die Planer in der täglichen Praxis viel zu eng mit den Auftraggebern verbunden und von den realen Umständen eingenommen, als dass sie noch frei im Denken wären und neue Ideen entwickeln könnten. «Grenzen, Eigentümer und Kompetenzbereiche stehen unserem Gestaltungsdrang

⁷⁶ Siehe *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. I. Revision der Bauordnung*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 2/3 [StadtAC BII/2.0003.08900].

⁷⁷ Die Büropartnerschaft Marti + Trippel dauerte von 1955 bis 1958. 1960 machte Marti seinen langjährigen Mitarbeiter Hans Kast zum Teilhaber und nahm fortan unter dem Namen Marti + Kast die Beratertätigkeit für die Stadt Chur wahr; siehe Ruedin/Hanak 2008, S. 221. Christian Trippel kehrte nach Graubünden zurück und übernahm die Nachfolge von Ulrich Könz als Geschäftsleiter der Planungsgruppe Graubünden, der Bündner Sektion des VLP; siehe Bundi 2007, S. 160.

⁷⁸ Siehe Marti 1945, S. 83–86, Planbeilage 6. Die persönlichen Konstellationen gerade im Bereich der Raumplanung und Stadtentwicklung weisen auf einen regen Austausch zwischen den Fachkreisen in Zürich und jenen in Graubünden hin – Leza Dosch spricht diesbezüglich von Graubünden als «Satellit» Zürichs; Gespräch der Autorin mit Leza Dosch vom 21. September 2011 in Chur. Neben dem hier dargestellten Austausch über Marti und Trippel und den Tätigkeiten im Zusammenhang mit den Hotel- und Kurortssanierungen hatten viele Bündner Architekten wie Andres Liesch, Richard Brosi oder Max Kaspar zeitlebens in Zürich eine zweite Heimat gefunden. Erwin Bundi, der 1969 zum ersten Leiter der neu geschaffenen Planungsstelle des Kantons Graubünden (später Amt für Raumplanung) ernannt worden war, hatte seine Sporen in den Jahren 1962 bis 1965 als Kreisplaner im Amt für Regionalplanung des Kantons Zürich unter dem Amtsvorsteher Hans Aregger abverdient. Aregger wiederum wurde 1971 von der Bündner Regierung in die Expertenkommission berufen, welche das kantonale Bau- und Planungsgesetz von 1964 überarbeiten sollte; siehe Gabathuler 2007, S. 168f.

⁷⁹ Hans Marti, «Hochhäuser», Typoskript, o. J., S. 2 [3-T-1-1 M49/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

⁸⁰ Hans Marti, «Achtung – die Schweiz», Typoskript, undatiert (ca. 1955), S. 7 [Schachtel Vortragsunterlagen, 3-T-1-3/4, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich]. Abgedruckt in: *Neue Zürcher Zeitung*, 176 (311), 5. Februar 1955, o.S.

hindernd im Wege; Gesetze, Vorschriften und Verfahrensregeln grenzen unsere Lust zu planen ab, so dass uns die Kraft fehlt, neue Gesetze vorzuschlagen.»⁸¹

In späteren Jahren suchte Marti die Übermacht der technischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Faktoren, die den Menschen zum «Sklassen unserer eigenen Handlungen» werden lassen, zu relativieren, und wollte den Städtebau «trotz allen genannten Belastungen als menschliche, gesellschaftliche oder gar kulturelle Aufgabe» verstanden wissen.⁸² Martis Auseinandersetzung mit den diversen Faktoren, die auf das Tun der Planer, Städtebauer und Architekten einwirken, lässt darauf schliessen, dass die Gewichtung und Abwägung der Bedeutung und Folgen dieser Faktoren im Kontext des damaligen Stadtdiskurses keineswegs abschliessend geschehen waren. Vieles war offen oder unklar, die eigene Haltung noch nicht gefunden. Ebenso ist daraus eine latente Furcht vor dem Bedeutungsverlust des Planers in seiner Aufgabe, den menschlichen Lebensraum allumfassend zu gestalten, zu lesen. Gleichwohl war sich Marti bewusst, dass auch Gewinnstreben, wirtschaftliches Denken und Gesetze zum menschlichen Sein gehören und der Planer entsprechend zu lernen hat, «diesen Gegebenheiten den richtigen Platz in der Rangordnung der Dinge» zuzuweisen.⁸³ Und wiewohl er die politischen Gegebenheiten der Schweiz als besondere Herausforderung für den Übergang der Theorie in die Praxis erkannte, stand Marti, selber Mitglied der Freisinnig-Demokratischen Partei, hinter der liberalen Grundordnung. Zudem war er Pragmatiker genug, den Weg der kleinen Schritte zu ehren und nicht die grosse Revolution anzustreben.

«Unarchitektonische» Verkehrsprobleme und eine Versuchsanordnung

Am 22. Februar 1957 präsentierte Marti auf Einladung des SIA Chur der Öffentlichkeit seine Stadtanalyse und die daraus gewonnenen Lösungsansätze. Einleitend würdigte Marti den Auftrag der Stadt Chur als eine in seiner Planertätigkeit einmalige und seltene Gelegenheit, gleichzeitig Verkehr und Bauzonen umfassend und damit ganz im Sinne des modernen Städtebaus das «Stadtproblem in seiner Gesamtheit» untersuchen zu können.⁸⁴ Der hohe Stellenwert des Verkehrs weist auf die veränderte Dynamik in der Gestaltung des Stadtraums infolge der Motorisierung hin – die «autogerechte Stadt» hiess die Lösung der Stunde.⁸⁵ Gerade Churs damalige Verkehrsnot macht zudem die Plötzlichkeit der Entwicklung offensichtlich, war doch das Automobil auf den Bündner Strassen bis 1925, als Graubünden nach mehreren Anläufen und als letzter Schweizer Kanton

⁸¹ Hans Marti, «Achtung – die Schweiz», Typoskript, undatiert (ca. 1955), S. 3f. [Schachtel Vortragsunterlagen, 3-T-1-3/4, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich]. Abgedruckt in: *Neue Zürcher Zeitung*, 176 (311), 5. Februar 1955, o.S.

⁸² Marti 1961, S. 159.

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 1f. [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung]. Bereits zwei Jahre zuvor hatte Marti vor dem SIA Chur über den Städtebau gesprochen; siehe dazu Verweis in ebd., S. 10.

⁸⁵ Unter dem Titel *Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos* publizierte der deutsche Architekt und Stadtplaner Hans Bernhard Reichow 1959 seine Vision einer dem Verkehr untergeordneten Stadtplanung; siehe Reichow 1959.

endlich das generelle Fahrverbot aufhob, eine Seltenheit.⁸⁶ Marti beurteilte Churs Verkehrsprobleme denn auch als schwerwiegend und gleichzeitig typisch für die Zeit: «Wo früher ein friedliches Nebeneinander von Verkehrsmitteln [...] stattfand, entstehen heute Reibungen, weil die Fahrzeugdichte gross geworden ist».⁸⁷ Lösungen wie Umfahrungsstrassen, Strassenverbreiterungen und die dazu gehörigen Abbrüche oder die Trennung in zwei Ebenen würden vielfach zu einem Dilemma führen. Denn auf der einen Seite sei man sich einig, dass der Verkehr als Fortschritt zu begrüßen sei, auf der anderen Seite stünden viele den sich daraus zwingend ergebenden Anpassungen und Massnahmen skeptisch gegenüber, da sie das bekannte, mit «Gefühlswerten» verbundene Stadt- und Strassenbild zum Verschwinden bringen würden. «Man betreibt in solchen Fällen eine Vogelstrausspolitik und hofft auf ein Wunder.»⁸⁸ Ausdrücklich warnte Marti die Churer vor diesem Vorgehen, denn Strassen und Leitungen seien zwar «höchst unarchitektonische Dinge», aber durch ihre hohe Rechtsverbindlichkeit das «Gerippe jeder Planung».⁸⁹ Doch trotz der Verkehrsprobleme seien die Voraussetzungen in Chur gegeben, um «schönen Städtebau zu betreiben».⁹⁰ Marti schlug vor, auf der Basis des geltenden Zonenplans aus dem Jahr 1948 das Strassennetz, welches sich radial aus der Altstadt heraus nach Norden ausdehnte, fächerförmig in die Rheinebene fortzusetzen. [Abb. 14] Hingegen beantragte er, den Lokal- und Durchgangsverkehr radikal zu trennen. Dafür sah er längs der Plessur einen die Wohngebiete unterfahrenden «Expressway» vor, der die Innenstadt sowie die Ausfallstrassen am Obertor nach Arosa und in die Lenzerheide mit der dem Rhein entlang geplanten Autobahn verbinden sollte.⁹¹

Vor einem ähnlichen Dilemma, jenem zwischen der Erhaltung des Bestehenden und dem Nachgeben gegenüber den Zeichen der Zeit, stand der Architekt nach Marti auch in der Frage der Baulandausnutzung. «Stadtbaukunst im eigentlichen Sinne» sei unter den herrschenden Bedingungen nicht möglich, dem Architekten bliebe allein die Suche nach «tragbaren Kompromissen».⁹² Dazu unterschied Marti im Falle von Chur zwischen der Frage des Umgangs mit der Altstadt und derjenigen der Entwicklung der Neubaugebiete in der Rheinebene. Für die Altstadt entwarf Marti ein Modell, welches den Baubestand in drei Zonen einteilte: integrale Erhaltung, sorgfältiger Umbau unter Wahrung des Strassenbildes, Neubau unter einschränkenden Bedingungen.⁹³ 1962 floss dieses

⁸⁶ Siehe Simonett 2000a, S. 71–73. Zu Churs Verkehrsentwicklung siehe Simonett 1993, S. 311–327.

⁸⁷ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 2 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

⁸⁸ Ebd. S. 3.

⁸⁹ Ebd. S. 5.

⁹⁰ Ebd. S. 6. Einzig der scharfe Einschnitt der Bahnlinie in den Stadtkörper bildete für Marti einen Schönheitsfehler, da jener die Entwicklungsgebiete nördlich des Bahnhofs stark vom Stadtzentrum abtrennen würde.

⁹¹ Siehe ebd. S. 6/7, 9–11. Trotz der zu erwartenden technischen Schwierigkeiten erachtete der in die Planung einbezogene Stadtingenieur Singer diese Lösung als realisierbar. Umgesetzt wurde die Idee jedoch nie und heute, fünfzig Jahre später, harret das Churer Nadelöhr am Obertor nach wie vor einer Lösung. Die Planung des Nationalstrassennetzes mit der Bernardino-Route als N13 erfolgte in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre. Gebaut wurde die neue Nationalstrasse zwischen Landquart und San Bernardino abschnittsweise von 1956 bis 1977; siehe Bundi 2007, S. 353f.

⁹² Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 4 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

⁹³ Siehe Marti 1986, S. 15.

Modell in das Gesetz über die Bauweise in der Altstadt von Chur ein.⁹⁴ Im Gegensatz zu dem mit Auflagen verknüpften Bauen in der Altstadt betrachtete Marti das Neubaugebiet nördlich der damals das Siedlungsgebiet abschliessenden Ringstrasse als «Versuchsfeld für stadtbaukünstlerische Vorschläge», bei dem «keine Hindernisse rechtlicher und psychologischer Art» die Freiheiten des Architekten einengen sollten.⁹⁵ Allein hier auf der grünen Wiese, die im wahrsten Sinn nur am Rand mit dem vielschichtigen, komplexen Kontext des Bestehenden tangiert war, schienen die Voraussetzungen gegeben, um doch auch in der Gegenwart Stadtbaukunst zu betreiben. In Martis Suche nach einer tragfähigen Entwicklung zur Neuen Stadt hin, die auf der einen Seite die Zukunft in von Grund auf neu konzipierten Stadtteilen sieht, auf der anderen Seite die Bedeutung des Bestehenden für die Identität und die Gemeinschaft berücksichtigt, kommt zum Ausdruck, dass eben nicht die «tabula-rasa-Vorstellung der modernen Bilderstürmer, sondern eine Balance zwischen einem Umbau der bestehenden Städte und neuen, modernen Planungsgrundsätzen entsprechende Realisierungen» angestrebt wurde.⁹⁶

Die Weite der Rheinwiesen nutzte Marti gleich selbst, um «mehr zu eigenen Studienzwecken als im Auftrag der Stadt» in einer Versuchsanordnung «einen Blick in die Zukunft» zu ermöglichen.⁹⁷ Als Reservegebiet, auf dem in ferner Zukunft Wohnraum für 15'000 bis 30'000 Menschen geschaffen werden könnte, schien Marti das Gelände ausreichend abstrakt und frei von «Gefühlswerten» für städtebauliche Gedankenexperimente.⁹⁸ Trotzdem war es ein realer Ort und keine fiktive Szenerie, der dem Modellhaften seiner Versuchsanordnung das Verbindliche und Praktikable gab, die Marti für den Beweis der Praxistauglichkeit brauchte. Ernst Egli schrieb 1959, einführend zur Studie Furtal zur Frage des konkreten Ortes, die Studie «sollte die Idee der neuen Stadt im Rahmen eines der Natur entliehenen Standortes entwickeln und dabei die vielen Fragen studieren, die im Hinblick auf Organisation, Aufbau und Verwirklichung einer solchen Stadt auftauchen.»⁹⁹ Zudem wollte Marti mit seiner Modellreihe die Stadt Chur dazu ermuntern, sich frühzeitig mit den Gestaltungsmöglichkeiten der Rheinwiesen auseinander zu setzen, um das Potenzial für guten Städtebau auch wirklich zu nutzen.

⁹⁴ Siehe *Erlass eines Gesetzes über die Bauweise in der Altstadt. Städtische Abstimmung vom 7. Oktober 1962*, Chur, 7. September 1962 [StadtAC BII/2.0003.07802]. Die von Marti für Chur entwickelte Systematik einer Differenzierung in Schutzgebiet, Charaktererhaltung und Neubaugebiet etablierte sich in den sechziger Jahren zum Allgemeingut der Stadtentwicklung; siehe Ruedin/Hanak 2008, S. 176.

⁹⁵ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 4 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

⁹⁶ Eisinger 2004, S. 66. Als Beispiel für die Radikalität der «modernen Bilderstürmer» kann der Auftrag der Stadt Zürich Mitte der dreissiger Jahre an die örtliche CIAM-Gruppe genannt werden, welche für den Stadtteil Aussersihl einen Bebauungsplan und einen Bauordnungsentwurf erstellen sollte. Für das Gebiet, welches der Zürcher Stadtbaumeister A.H. Steiner noch in den fünfziger Jahren als «gewissermassen vogelfrei» bezeichnete und deshalb zum «Experimentierfeld» erklärte, sahen die Autoren eine komplette Neubebauung vor, mit der die gesundheits- und sozialpolitischen Forderungen erfüllt werden sollten; siehe Eisinger 2004, S. 41–43. Max Frisch notierte am 3. September 1948 nach Fahrten durch das kriegszerstörte Deutschland in sein Tagebuch: «Tabula Rasa, damit ist die erste Voraussetzung für wirklichen Städtebau erfüllt; zum ersten Mal hat der moderne Städtebau wirklich eine Chance, nachdem er seit Jahrzehnten überall gelehrt wird.», in: Frisch 1983, S. 273.

⁹⁷ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 18 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

⁹⁸ In der Hochzeit der Wirtschaftsbüte Mitte der sechziger Jahre existierten Prognosen, die für die Stadt Chur im Jahr 1980 50'000 und im Jahr 2000 gar 100'000 Einwohner voraussagten; siehe Trippel 1965, S. 277. Tatsächlich hatte Chur im Jahr 2000 35'000 Einwohner; siehe www.chur.ch.

⁹⁹ Egli 1959, S. 31.

In dem von Marti selbst bezeichneten «bescheidenen Beitrag» zu dieser Auseinandersetzung analysierte er in einem ersten Schritt anhand von Versuchsmodellen das Verhältnis von Ausnützungsziffer und Gebäudetypologie, da neben den Verkehrsproblemen die Bodenknappheit die grösste städtebauliche Herausforderung war, die man in erster Linie über das damals relativ neue Instrument der Ausnützungsziffer anpacken wollte. Denn «diese Zahl wird es ermöglichen, Gruppenbauten vorteilhafter zu behandeln als Einzelbauten, womit der Hauptforderung der besseren Ausnützung des Bodens Rechnung getragen wird.»¹⁰⁰ In einer Abfolge von neun Modellen stellte Marti eine Grossüberbauung dar, bestehend aus zwölfgeschossigen Türmen, achtgeschossigen Scheiben und viergeschossigen Reihenhäusern, bei je einer Ausnützung von 0,5, 0,75 und 1. [Abb. 15] Unter der Annahme, dass die Gebäudeformen in alle drei Dimensionen veränderbar waren – also auch in der Höhe –, prüfte er so das tragbare Verhältnis von Gebäudeform, Ausnützungsziffer und Freifläche. Ein gutes Verhältnis war dann gegeben, wenn die Forderungen der Hygiene, Soziologie, Wirtschaft und des Städtebaus erfüllt waren. Darüber hinaus musste der moderne Städtebau aber nicht nur die Herausforderung der Verknappung des Bodens meistern, sondern – als gleichsam dazu im Widerspruch stehendes Anliegen – die in den Städten vielfach fehlenden Frei- und Grünflächen schaffen.

Andernorts zeigte Marti anhand einer Gegenüberstellung der konventionellen Bebauungsart mit dem Vorschlag eines «berühmten Architekten», der Unité d'habitation von Le Corbusier, dass sich gerade die moderne Architektur diesen Fragen in umfassender Weise annahm.¹⁰¹ Währenddessen die herkömmliche Bauweise praktisch das ganze Grundstück besetzt, bleiben beim auf Pilotis gestellten Bau von Le Corbusier 90 Prozent der Fläche frei; rechnet man den Dachgarten hinzu, beträgt die «Grünfläche» gar 130 Prozent. Diese Erkenntnis übertrug Marti auf eine schematische Darstellung von neun Varianten, in denen mittels «mathematisch einwandfreien Elementen» das Freihaltmass und der Ausnützungskoeffizient bestimmt wurden.¹⁰² [Abb. 16–17] Was hier noch als abstraktes Spiel von einfachen Bauklötzen erschien, transformierte Marti für Chur in eine Untersuchung am realen Ort, in eine «eigentliche Forschungsarbeit auf architektonischem Gebiet».¹⁰³

Erstmals präsentierte Marti die Modellreihe anlässlich seines Vortrags in Chur. Ende 1957 veröffentlichte er die Ergebnisse in der *Schweizerischen Bauzeitung* als Methode, «wie die erhöhte Ausnützung als räumlich architektonisches Problem oder als städtebauliche Aufgabe anzupacken» sei.¹⁰⁴ Denn als zweiter Schritt war aus der schematischen Feldstudie eine eigentliche Testplanung resultiert, ein städtebaulich-räumlicher Entwurf, anhand dessen «die kommende Bebauung und die noch zu setzenden Rechtsnormen abgeklärt werden können».¹⁰⁵ [Abb. 18] Die Grundlage der Testplanung bildeten vier Gebäudetypen: das punktförmige Hochhaus sowie die gleich hohe, geknickte

¹⁰⁰ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 16 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

¹⁰¹ Marti 1954a.

¹⁰² Ebd., S. 580. Marti war der Meinung, dass «Ausnützungskoeffizient» ein geeigneterer Begriff sei als «Ausnützungsziffer».

¹⁰³ Marti 1954b, S. 398.

¹⁰⁴ Marti 1957, S. 829.

¹⁰⁵ Ebd., S. 831.

Hochhausscheibe, das etwas niedrigere Horizontalband sowie der niedrigste und ungewöhnlichste Gebäudetypus, eine aus dreigliedrigen Sternelementen zusammengefügte Struktur.¹⁰⁶ Die einzelnen Gebäudetypen fasste Marti zu Gruppen von jeweils drei bis sieben gleichen Elementen zusammen, welche er um das Zentrum herum anordnete. Dieses umfasst ein an die Autobahn angrenzendes Sportstadion sowie, im geografischen Zentrum des Gebietes, eine Reihe von flachen, vorwiegend rechteckigen Bauten, die pavillonartig zwischen Bäumen, aber streng im rechten Winkel zueinander stehend angeordnet sind. Mittels unterschiedlicher räumlicher Instrumente und den verschiedenen Gebäudetypen selbst wird der Raum nach aussen abgegrenzt und innerhalb der Überbauung gegliedert. Während nach Osten hin eine Reihe zueinander verschobener und teilweise abgewinkelter Bänder und anschliessend daran im Norden zur Autobahn fünf Hochhäuser den Abschluss markieren, setzt eine von Süden nach Norden mittig durch die Überbauung und das Zentrum verlaufende Baumzone einen optischen Halt. Dort, wo die Überbauung an die bestehende Stadtbebauung anschliesst, bilden Radial- und Querstrassen den Abschluss. Eine Begrenzung der Strassenräume erfolgt punktuell dort, wo Bäume dies tun; den die Strasse fassenden Blockrand gibt es nicht mehr. Die Bauten stehen von der Strasse abgerückt auf dem freien Feld. Der Raum ist ein in alle Richtungen fließendes Kontinuum, das sich an einzelnen Stellen verdichtet, an anderen weit ausbreitet und seinen Charakter mit den verschiedenen Zonen und Gebäudetypen ändert. Damit wird das von Marti als «Stadtteil» verstandene Gebiet in einzelne Quartiere gegliedert, die sich durch ihre Gebäude- und dementsprechend auch Wohnungstypen sowie die Art, wie der städtische Raum gefasst und gestaltet ist, voneinander unterscheiden.

Wie weit mit dieser Differenzierung auch eine soziale und wirtschaftliche Strukturierung einhergehen sollte, liess Marti offen. Für Marti war die gemischte Bauweise jedoch nicht einfach eine möglichst abwechslungsreiche Bebauungsstruktur, sondern eine dem Aufbau der Stadt von der kleinsten Zelle, über die Wohnung bis zum grossen Ganzen folgende Ordnung. Er warnte denn auch davor, die gemischte Bauweise als Allerweltsrezept zu sehen und kritisierte die inflationsartige Verbreitung von Turm-, Punkt- und Hochhaus sowie deren Kombinationen, denen das schöne Bild der Städte, «das einst von Kirchtürmen bestimmt gewesen ist», zum Opfer falle.¹⁰⁷ Entsprechend sah Marti seinen «Entwurf eines Stadtteils» von Chur auch nicht als in sich abschliessend durchdachte Planung, sondern vielmehr als Anregung und Grundlage für einen städtebaulichen Wettbewerb, um daraus «die richtige Form im Laufe der Zeit – aber noch vor der eintretenden Bautätigkeit» – zu finden.¹⁰⁸ Er plädierte damit für eine vorausschauende

¹⁰⁶ Diese ungewöhnliche Form des Dreizacks, wie sie beispielsweise auch Albert Heinrich Steiner in Zürich bei den zwischen 1950 und 1952 erbauten Letzigrundhäusern verwendet hatte, tauchte später beim Hochhaus des Lacuna-Einkaufszentrums wieder auf. Als Grundelement einer Wohnüberbauung war sie bereits Mitte der vierziger Jahre in einer Überbauung nahe von Stockholm zu sehen. 1949 hatte Alfred Roth die «neuartige und eigenwillig anmutende Bebauungsform», die von den Architekten mit der rationalen Ausnutzung des Grundstückes sowie dem ebenso rationellen Zusammenbauen begründet wurde, im *Werk* publiziert. Obwohl Roth die angenehme räumliche Wirkung der Höfe lobte, sah er die Nähe der Häuser zueinander und die daraus entstehenden Einblickmöglichkeiten, die in Schweden vielleicht als «baulich unterstützte Zusammengehörigkeit der Familien» geschätzt würden, als ungeeignet für die Schweiz, wo eine grössere Abgeschlossenheit gefragt sei; siehe Roth 1949, S. 19 und 21.

¹⁰⁷ Marti 1964, S. 49.

¹⁰⁸ Marti 1957, S. 830.

Planung, die versucht, Fragen der Stadtentwicklung auf- und vorwegzunehmen, bevor die Entwicklung von der konkreten Bautätigkeit in eine ungewollte Richtung festgefahren werde. Gleichzeitig sollten die Architekten von den «Fesseln einengender Paragraphen» befreit werden, denn Marti störte sich daran, dass starre Bauvorschriften «keine Rücksicht auf den Wandel der Zeit und den damit verknüpfenden Wandel der Ideen» nehmen würden.¹⁰⁹ Mit diesem Ansatz, die Vorschriften in Neubaugebieten explizit zu lockern, um den Wandel der Zeit in die Entwicklung einzubinden, und der Einsicht, dass es für die Festlegung von Vorschriften den geeigneten Moment braucht, entwickelte Marti neue planerische Grundsätze. Diese Haltung beruhte nicht zuletzt auf der Erkenntnis Martis, dass mit Vorschriften und Regeln gute Bauten nicht erzwungen werden könnten, im Gegenteil, dass gerade die Monotonie der schweizerischen Architektur der «Starrheit von Paragraphen und ihrer Auslegung» zuzuschreiben sei.¹¹⁰

Die Einführung der Ausnützungsziffer

Martis Empfehlung, für die Auslotung von Lösungen für die Überbauung der Rheinwiese einen städtebaulichen Wettbewerb zu veranstalten, kam die Stadt Chur nicht nach. Ob sie sich von einem derartigen Verfahren zu wenig versprach oder andere Umstände dafür verantwortlich waren, dass kein Wettbewerb durchgeführt wurde, lässt sich nicht mehr feststellen.¹¹¹ Hingegen ging der 1960 revidierte Zonenplan, der weitestgehend die Grundsätze des bestehenden übernahm, auf einen Entwurf von Marti zurück. Vor allem aber flossen Martis Anregungen in das 1960 revidierte Baugesetz und in das gleichzeitig neu geschaffene Hochhausgesetz ein. Eine wesentliche Neuerung im Baugesetz bedeutete die Einführung der Ausnützungsziffer, also die Festlegung des Verhältnisses der Wohnfläche zur Grundstücksfläche. Offenbar hatte seit der letzten Revision 1948 ein Wandel in dieser Sache stattgefunden. Denn die damalige Revision beruhte im Wesentlichen auf der im Jahre 1946 erneuerten Bauordnung der Stadt Zürich, allerdings war die in der Zürcher Ordnung bereits enthaltene Ausnützungsziffer in Chur noch ausgeklemmt worden.¹¹²

¹⁰⁹ Ebd., S. 831; Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 16 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

¹¹⁰ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 18 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

¹¹¹ Einzige Vermutung bleibt, dass die Stadt ungute Erinnerungen an den Ideenwettbewerb für einen Bebauungsplan aus den Jahren 1935/36 hatte, von dem sich die Behörden wohl eine bessere Auswertung und Umsetzung der Ergebnisse erhofft hatten; siehe *Revision der Bauordnung der Stadt Chur. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur*, Abstimmungsunterlage, Chur, 10. Mai 1948, S. 1 [StadtAC BII/2.0003.08900]. Die Jury, in der mit Hans Bernoulli und Konrad Hippenmeier, dem Chef des Bebauungsplanbüros der Stadt Zürich, schweizweit anerkannte Städtebau-Fachleute Einsitz genommen hatten, sah vor, die beiden erstprämiierten Architekten Walther Sulser und Otto Manz mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für eine neue Bauordnung zu beauftragen. Dieser Vorschlag versandete allerdings, und 1944 betraute die Stadt eine siebenköpfige Bebauungsplankommission mit diesen Arbeiten, welche 1948 in der Annahme der neuen, jene von 1896 ersetzenden Bauordnung mündeten. Gleichzeitig wurde der erste Zonenplan über das Churer Stadtgebiet erlassen, der im Wesentlichen den Empfehlungen der Jury des Bebauungs-Wettbewerbs folgte; generell zum Bebauungs-Wettbewerb von 1935/36 siehe Dosch 1993, S. 270–276.

¹¹² Siehe Tremp 1977, S. 2. Erstmals fand die Ausnützungsziffer in der Bauordnung für Berlin im Jahr 1925 Anwendung als rechtliches Planungsinstrument; siehe Real 1956, S. 71. In der Schweiz wurde sie im Rahmen des Wettbewerbs Gross-Bern 1932/33 erstmals öffentlich diskutiert, ihre allgemeine Verwendung

Marti selber war ein engagierter Verfechter der Ausnützungsziffer, erforschte in mehreren Aufsätzen deren verschiedene Aspekte und hob in seinen Vorträgen die Bedeutung dieses Steuerungsinstruments stets besonders hervor. Zur Hauptsache sah er die Vorteile in der Lockerung der gestalterischen Möglichkeiten, in der Befreiung von der «Fessel der einheitlichen Stockwerkzahl und von den sturen Abstandsvorschriften [...], die Schuld an der Monotonie von neuen Quartieren geworden sind.»¹¹³ Zum Tragen käme die Ausnützungsziffer denn auch gerade bei grösseren Parzellen, da im Innern des Grundstückes die bisher üblichen und stark form- und raumbestimmenden Beschränkungen entfielen. Weiter sprach aus Sicht Martis die bessere Ausnützung des Bodens für die Einführung der Ausnützungsziffer, ein Argument, dessen Beweiskraft er mit der bereits dargestellten Modellreihe zur Entwicklung der Churer Rheinwiese belegt hatte. Doch trotz der Überzeugung von der Wirkung dieses Instruments waren für Marti die alten Vorschriften, das heisst die Grenz- und Gebäudeabstände, der Licht- und Luftzug, Gebäudelänge und Mehrlängenzuschlag, weiterhin notwendig, damit nicht Verhältnisse entstünden, die «schlimmere Zustände schaffen, als sie uns ohne Ausnützungskoeffizient schon bekannt sind. Man hat nämlich in diesem Falle eine Gleichung mit vielen Unbekannten vor sich, die eine Fülle von Lösungen zulässt, wenn man eine oder mehrere Unbekannte abwechslungsweise als fest annimmt.»¹¹⁴ Schliesslich könnten alle das Bauen betreffenden Vorschriften «nur von den Grundlagen des Bauens und von den Gesetzen des Zusammenlebens der Menschen und nicht von der Erscheinung der Bauten her entwickelt werden.»¹¹⁵ Eine flächendeckend gleiche Ausnützungsziffer hielt Marti deshalb für falsch, gerade im Hinblick auf die in der Schweiz hohe Gemeindeautonomie mit den starken föderalistischen Strukturen; vielmehr sollte sie gleich anderen Massen dem jeweiligen Ort und den dortigen Umständen angepasst sein. In seinem Referat vor dem Churer SIA rief er dann auch dazu auf, eine Kommission mit Churer Architekten zu bilden, welche in Kenntnis der lokalen Verhältnisse die Masse und Zahlen der Bauordnung festlegen sollten, denn «wir auswärtigen Berater können es nämlich im Einzelfall nicht abwägen, was hier nun speziell gelten muss.»¹¹⁶ Eine solche Kommission zur Begutachtung der Abstandsvorschriften und des Zonenplanes wurde schliesslich eingesetzt.¹¹⁷ Marti ging es also darum, die komplizierten, den Gestaltungswillen der Architekten einengenden Bauvorschriften durch ein einfaches, auf den örtlichen Verhältnissen beruhendes Mass zu ersetzen, welches gleichzeitig eine Basis für die aufgrund des Bevölkerungswachstums notwendige erhöhte Ausnützung des Bodens bieten sollte. Wies er wenige Jahre zuvor daraufhin, dass die Auswirkungen der Ausnützungsziffer

setzte sich aber erst in den fünfziger Jahren durch; siehe Koch 1992, S. 166. Allgemein zur Geschichte der Ausnützungsziffer im schweizerischen Kontext siehe Huber F. 1986.

¹¹³ Marti 1954b, S. 397.

¹¹⁴ Ebd., S. 398. Um diese problematische Seite der Ausnützungsziffer in den Griff zu bekommen und den Behörden «messbare Grundsätze» für die Beurteilung von Grossprojekten an die Hand zu geben, schlug der Schaffhauser Ingenieur Erhard Vogt in Anlehnung an Marti die Verwendung der Freiflächenziffer, also des Komplementären zur Ausnützungsziffer, vor; siehe Vogt 1958.

¹¹⁵ Marti 1954a, S. 581.

¹¹⁶ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 17 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

¹¹⁷ Siehe *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. I. Revision der Bauordnung*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 3 [StadtAC BII/2.0003.08900].

noch zu wenig bekannt seien, um dieses Mass als einwandfreie rechtliche Regelung festzulegen, weshalb er forderte, in einer «eigentlichen Forschungsarbeit auf architektonischem Gebiet» die nach bisherigen Regeln erbauten Quartiere zu erforschen, waren die Zweifel an der Wirksamkeit der Ausnützungsziffer bei der Beratung der Stadt Chur 1957 aus dem Weg geräumt.¹¹⁸

Allein, die Ausnützungsziffer stiess allorts auf Skepsis, nicht nur in Chur. Zwar würde die Ausnützungsziffer die Freiheit gewähren, rechtsgleich differenziert, mit verschiedenen Baukörpern zu bauen. Es sei aber ein Irrtum zu glauben – so das Urteil des damaligen Stadtplaners von Winterthur Werner Real –, die Ausnützungsziffer biete Gewähr für gute Architektur. Zudem bedeute das neue Mass für kleine Parzellen eine wirkungslose, nicht zu verstehende Überbestimmung.¹¹⁹ Genau gegenteiliger Meinung in Bezug auf die Wirksamkeit bei kleinen Parzellen war Thomas Domenig sen., zu jener Zeit Mitglied der städtischen Baukommission, welche die Baugesetzrevision von 1960 vorzubereiten hatte. Er hielt es für falsch, dass die Ausnützungsziffer einzig bei Hochhäusern und grösseren Quartierüberbauungen zur Anwendung kommen sollte. Gleichzeitig sah er in der neuen Vorschrift eine unzulässige Beschränkung der Bodenausnutzung, welche in erster Linie die Bauherrschaft in Form von schlechter Rendite zu tragen habe, was unweigerlich zu einem «gewaltigen Rückschlag des gesamten Baugewerbes», ja gar zu einem «B a u s t o p p» führen würde. War die Ausnützungsziffer den Befürwortern ein Instrument, das bei grösseren Gestaltungsfreiheiten eine bessere Rechtsgleichheit bot, stellte sie für Domenig sen. einen weiteren rechtsstaatlichen Eingriff in die Freiheit des Einzelnen und in das Privateigentum dar; eine «Rechtsungleichheit [...], die mit dem ethischen Substrat einer jeden Rechtsordnung nicht zu vereinbaren» ist. Aus diesen «prinzipiellen Gründen» war er gegen die Aufnahme der Ausnützungsziffer ins Baugesetz.¹²⁰ Hier sprach der wirtschaftsliberale, an die Rolle des Staates als stiller Nachtwächter glaubende Unternehmer, dem die Freiheit des Einzelnen gegenüber allem anderen Vorrang hatte.

Anderer Meinung war der Stadtrat. Er warb in der Botschaft zur Abstimmung um die Zustimmung zum neuen Artikel 47 mit den grösseren gestalterischen Freiheiten für Bauherr und Architekt, den grösseren Freiflächen für die Bewohner sowie der städtebaulich günstigen Wirkung, welche die Anwendung der Ausnützungsziffer bei grossen Überbauungen bewirken würde. Als übergeordneter Zweck aber wurde die massvolle Ausnutzung der Grundstücke genannt.¹²¹ Damit deutete die Stadt die Wirkung der Ausnützungsziffer aus der von Marti gegenteiligen Perspektive: dieser sah unter der Wahrung

¹¹⁸ Marti 1954b, S. 398.

¹¹⁹ Siehe Real 1956; Real 1964.

¹²⁰ Siehe alle Zitate von Thomas Domenig sen. in: Thomas Domenig [sen.], Brief an den juristischen Sekretär des Stadtpräsidiums Chur Dr. R. Caduff, Chur, 24. September 1959 [StadtAC BII/2.0003.08900]. Aufgrund der von Domenig sen. und weiteren Mitgliedern der vorberatenden Kommissionen geäusserten Kritik an der Ausnützungsziffer sowie der rechtlichen Bedenken des Stadtrates holte die Stadt Chur bei Juristen des Bauamtes der Stadt Zürich ein Rechtsgutachten ein. Dieses konnte die Bedenken zerstreuen und belegen, dass das gewählte System rechtlich korrekt und technisch richtig und zweckmässig sei; siehe *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. I. Revision der Bauordnung*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 3 [StadtAC BII/2.0003.08900].

¹²¹ Siehe *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. I. Revision der Bauordnung*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 19–21 [StadtAC BII/2.0003.08900].

des tragbaren Verhältnisses von Überbauung und Freifläche die bessere Ausnützung als Absicht und Vorteil der Ausnützungsziffer. Die Ausnützungsziffer war denn auch Zankapfel in der «mit grossem Aufwand betriebenen Inseratenkampagne der Gegner» im Vorfeld der Volksabstimmung zum neuen Baugesetz vom 7. Februar 1960.¹²² Mit dem Argument der sich verteuern den Mieten und der negativen Auswirkungen für die Grundeigentümer griffen die Gegner die Vorlage an. Im Nachgang der Abstimmung wurde letzteren vorgeworfen, ausschliesslich private Interessen vertreten zu haben, «denen sie das Gesamtwohl skrupellos zu opfern bereit» waren.¹²³ Auf der Befürworterseite wurden die «ansprechenden städtebaulichen Akzente» betont, welche das neue Baugesetz ermöglichen sollte. Ebenso wurde mit weiten Grünflächen, grosszügigen Kinderspielflächen und mit der von Sigfried Giedion in der Schweiz populär gemachten Trinität der Moderne von «Sonne, Licht und Luft» für ein Ja geworben.¹²⁴ Als Aussenstehender, der weder als Grundeigentümer, Bürger, Bauherr noch Architekt vom neuen Baugesetz betroffen war, informierte Marti die Churer an öffentlichen Veranstaltungen über die planerischen und gesetzlichen Massnahmen. Die «sachliche Aufklärung» des gesetzgeberischen Volkes sah er als Notwendigkeit der Demokratie an und die öffentliche Auseinandersetzung mit Kritikern als inhärente Aufgabe des Planers.¹²⁵ Mit einem Ja-Anteil von 60 Prozent stimmten die Churer am 7. Februar 1960 der neuen gesetzlichen Grundlage für die bauliche Weiterentwicklung ihrer Stadt zu.¹²⁶

Sonderfall Hochhaus

Eine Zweidrittelmehrheit erhielt gleichentags das neue Gesetz für den Bau von Hochhäusern, unter welches künftig alle Gebäude fielen, die höher als sechs Geschosse waren.¹²⁷ Für ihre Bewilligung galten fortan erschwerte Bedingungen: die Baugenehmi-

¹²² z 1960b.

¹²³ Anonym 1960b.

¹²⁴ z 1960a.

¹²⁵ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 13/14 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung]. Schon früh bezog die Stadt bei den über fünf Jahre dauernden Arbeiten an den neuen Bauvorschriften überdies interessierte Kreise mit ein. Den ersten Vorentwurf begutachtete eine Kommission bestehend aus den interessierten privaten Organisationen. Eine weitere Kommission von Churer Architekten wurde auf Empfehlung von Marti zur Festlegung der Bauabstände und detaillierten Zonenvorschriften beigezogen. Und vor der Beratung im Stadtrat wurde der Entwurf des revidierten Zonenplans öffentlich aufgelegt, um den Grundeigentümern Gelegenheit zu geben, sich vor der Abstimmung dazu zu äussern – ein verfahrensmässiges Novum für die Stadt Chur. Die Tatsache, dass der Stadtrat die Mitarbeit der verschiedenen Kommissionen sowie die öffentliche Auflage des Zonenplans in der Botschaft zur Abstimmung ausführlich darstellte, weist auf die ungewohnt starke Partizipation der Öffentlichkeit am Verfahren hin; siehe *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. I. Revision der Bauordnung*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 3/11 [StadtAC BII/2.0003.08900].

¹²⁶ Siehe z 1960b.

¹²⁷ Ebd. Auch weitere Schweizer Städte hatten besondere gesetzliche Vorschriften für den Bau von Hochhäusern erlassen. 1930 verabschiedete Basel eine «Verordnung für den Bau von Hochhäusern», in der bereits eine Art Vorprüfung vor Einreichung des definitiven Gesuchs vorgesehen war; siehe «Auszug aus der Basler Verordnung für den Bau von Hochhäusern, vom 11. Februar 1930», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 97 (19), 9. Mai 1931, S. 243–244. 1956 stimmte der Kanton Zürich einem Hochhausparagrafen zu; siehe Marti 1956. Aarau arbeitete zeitgleich mit Chur und ebenfalls mithilfe von Marti an Vorschriften zum Bau von Hochhäusern; siehe Zimmerlin 1960. Eine Eigenheit war, dass bei der Definition, was genau als

gung erteilte, nicht wie bei Baugesuchen sonst üblich, der Stadtrat, sondern der Gemeinderat. Zudem sollte über einen gemeinderätlichen Vorentscheid sowie ein von Fachleuten angefertigtes Gutachten die architektonische und städtebauliche Qualität zusätzlich geprüft werden. Und drittens war der Kreis der Einspracheberechtigten auf Organisationen wie Stadtvereine oder den Heimatschutz erweitert worden, welche den Schutz des Stadtbildes zum Ziel haben.¹²⁸ Offenbar überzeugten diese Vorgaben die Churer und sie teilten die Befürchtungen der Gegner nicht, dass die Churer «Skyline» von dieser «Modeerscheinung» namens Hochhaus verpfuscht werden könnte, indem etwa die neue Konkurrenz die Kirchtürme ihrer Bedeutung als «höchstes Wahrzeichen städtebaulicher Kultur» berauben könnte.¹²⁹ Mit soviel Zuspruch hatten die Behörden anscheinend nicht gerechnet, befürchteten sie doch, dass die für Chur noch ungewohnte Bauform auf Skepsis oder Widerstand stossen würde und dass die gesetzlichen Bestimmungen dazu die ganze Vorlage zu Fall bringen könnten. Deshalb hatten sie beschlossen, das Volk über die Frage des Hochhauses separat entscheiden zu lassen.¹³⁰ Wie weit Marti damit einverstanden war, dass das Hochhaus in einem eigenen Gesetz geregelt wurde, ist aus den Materialien nicht zu eruieren. Wenn er auch aus politischer Sicht vom Vorgehen überzeugt gewesen sein mochte, hatte er aus fachlicher Sicht wohl eher Bedenken. Denn wenige Jahre zuvor, bei der Abstimmung über den Hochhausparagrafen der Stadt Zürich, kritisierte Marti, dass damit die Frage des Hochhauses aus dem Kontext gerissen würde und wesentliche, damit zusammenhängende städtebauliche Aspekte ausgeklammert blieben. Für Marti war das Hochhaus trotz dessen kontroverser Wirkung in der Öffentlichkeit nur ein Bestandteil der Stadtplanung, und nicht deren Hauptsache.¹³¹

Über diese politische Besonderheit hinaus sollen uns hier die Gründe dafür interessieren, weshalb die Churer mit so grossem Mehr den Weg für den Bau von Hochhäusern frei gemacht haben, und inwieweit diese Gründe Chur-spezifisch waren. Bei den diversen Argumenten, seien es jene in den Medien oder auch jene des Stadtrates, sind zwei Herangehensweisen festzustellen. Auf der einen Seite wurden die Vorteile, welche das Hochhaus gegenüber der herkömmlichen Bauweise auszeichnet, hervorgehoben: die aufgrund der akuten Wohnungsnot verlangte rationelle Bauweise und gute Ausnützung des knappen Bodens; die besseren hygienischen Verhältnisse von Wohnungen in Turmhäusern; die Möglichkeit, städtebauliche Akzente zu setzen; und auch die

Hochhaus gelten soll respektive ab welcher Höhe ein Bau die Zonenordnung sprengt, die Regelungen «echt föderalistisch» von Kanton zu Kanton schwankten; rb. 1964. Der Deutsche Ulfert Herlyn begründete diese Relativierung des Hochhausbegriffes in der Schweiz auch wahrnehmungspsychologisch, nämlich dass «der Bewertungsmaßstab für die spezifische Gestalt einen Gegenstandes von der Grösse und den Proportionen der umgebenden Gegenstände ähnlicher Art [...] abhängig ist.»; Herlyn 1970, S. 83. Als Grösse und Proportionen der umgebenden Gegenstände können die sehr unterschiedlichen kulturlandschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen Schweizer Regionen verstanden werden.

¹²⁸ Siehe «Gesetz über den Bau von Hochhäusern. Beschlossen in der Volksabstimmung vom 7. Februar 1960», in: *Gesetzessammlung der Stadt Chur. Planung, Bau, Erschliessung*, Stichtag 31. Dezember 2003, S. 1–3.

¹²⁹ Anonym 1960a.

¹³⁰ Siehe *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. II. Erlass eines Gesetzes über den Bau von Hochhäusern*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 24 [StadtAC BII/2.0003.08900].

¹³¹ Siehe Marti 1956, S. 398f.

topografisch prädestinierten Rheinwiesen, wo Hochhäuser «dem Landschaftscharakter einen markanten Akzent verleihen» würden.¹³² Auf der anderen Seite wurde das Hochhausgesetz als griffiges Regelwerk dargestellt, welches Gewähr für allfällige negative Auswirkungen, vor allem eine wahllose Ausbreitung des Hochhauses, bieten würde. Denn zum einen sei mit der Genehmigung durch den Gemeinderat sowie dem ausgedehnten Einspracherecht das Bewilligungsverfahren stark erschwert. Zum zweiten sollte der Bau von Hochhäusern nur in bestimmten Zonen möglich sein, und drittens werde mit der Ausnützungsziffer sichergestellt, dass die Grundstücke nicht übermässig überbaut würden. Über die Vorteile und den gesetzlich geregelten Schutz vor allfälligen Nachteilen hinaus appellierten die Befürworter an den Zeitgeist und den Glauben an den Fortschritt mit dem Hinweis, dass das Hochhaus eine in Chur bereits bekannte und andernorts vielfach erprobte Bauform sei. Bildlich wurde dieses Argument mit dem Modell des Solariaparks bekräftigt, der zu jenem Zeitpunkt zusammen mit einem weiteren Quartierplan beim städtischen Bauamt auflag.¹³³ Dass gerade das Solaria-Projekt als Werbeträger für das neue Hochhausgesetz angeführt wurde, hatte nicht allein mit dem zeitlichen Zusammenfallen von dessen Planung und der Abstimmungskampagne zu tun. Denn die einzelnen bisherigen Churer «Hochhäuser» waren vorab Verwaltungs- oder Geschäftsbauten und entsprachen mit diesen Nutzungen nicht der dem Hochhausgesetz zugrundeliegenden Intention, mit dem Zulassen dieser Bauform die Produktion von dringend benötigtem Wohnraum zu fördern.

«Graubündens erster Hochbau» (1956) und das Gestle-Haus (1956–1957)

Geht man von der Definition aus, dass jedes Gebäude, welches die in der Bauordnung von 1948 maximale Höhe von sechs Geschossen übersteigt, ein Hochhaus ist, bedeuteten die Solaria-Hochhäuser als Wohntürme für Chur dennoch keine Neuheit, zumindest nicht auf dem Papier. Im Januar 1956 war in der Zürcher Tageszeitung *Die Tat* das Modell eines elfgeschossigen Scheibenwohnhauses – «Graubündens erster Hochbau» – abgebildet, das einen Beitrag gegen Churs Wohnungsnot leisten sollte.¹³⁴ [Abb. 19–20] Der vorgesehene Eisenbetonbau sollte 88 Zwei- bis Vierzimmerwohnungen sowie in einem eingeschossigen, den Vorplatz einfassenden Nebenbau Ladenlokale und Garagen umfassen. Die Wohnungsgrundrisse entsprachen den für Zweispänner üblichen Dispositionen. Spezifischer für ein Hochhaus waren der Dachgarten sowie der Lift für die Vertikalerschliessung. Parallel und leicht versetzt sollte in einer weiteren Etappe ein zweites Hochhaus entstehen. «Mit Rücksicht auf die Gruppierung des bischöflichen Hofes und die in genügender Entfernung ziemlich steil ansteigenden Gebirgszüge» sollte das Gebäude nördlich des Bahnhofs gebaut werden.¹³⁵ Damit waren die beiden potenziellen Konfliktfelder thematisiert, die seither immer wieder die Churer Hochhausdiskussion

¹³² *Städtische Abstimmung vom 7. Februar 1960. Der Stadtrat an die Einwohnergemeinde der Stadt Chur. II. Erlass eines Gesetzes über den Bau von Hochhäusern*, Chur, 21. Dezember 1959, S. 23 [StadtAC BII/2.0003.08900].

¹³³ Siehe W.H. 1960.

¹³⁴ ht. 1956.

¹³⁵ Ebd., S. 48.

prägten, nämlich die Altstadt mit dem Bischofssitz als Zentrum und die Bezugnahme auf die Natur, insbesondere die Bergkulisse. Der Entwurf stammte von den Zürcher Architekten W.D. Fischer und C.E. Haenni, die zu jener Zeit für die Siedlung Hirzenbach der Bau- und Holzarbeitergenossenschaft Zürich das damals höchste Wohnhochhaus der Stadt Zürich planten.¹³⁶ Im Mai 1956 publizierte das *Schweizer Baublatt* eine Sondernummer zum Thema Hochhaus, in der vierzig geplante oder bereits ausgeführte Schweizer Hochhausprojekte einen Überblick über die «seit einigen Jahren in der Luft liegende Entwicklung» gaben.¹³⁷ Unter den Beispielen, die mehrheitlich in den grösseren Städten standen, sind auch solche aus Altdorf, Kreuzlingen, Glarus sowie das erwähnte Projekt aus Chur. Trotz dieser für ein Churer Wohnhausprojekt erstaunlichen publizistischen Resonanz – diese war wohl nicht zuletzt in der Zürcher Herkunft der Architekten und der damit besseren Verbindung zu den Schweizer Architekturzeitschriften zu suchen –, wurde der Bau nicht realisiert.

Der nächste, nunmehr erfolgreiche Anlauf, die gesetzliche Obergrenze von sechs Geschossen mit einem Wohnhaus zu sprengen, liess nicht lange auf sich warten. Im Oktober 1956 erhielt Thomas Domenig sen. die Genehmigung, für die Eisen-, Metall- und Kassenbaufirma J. Gestle AG in der Industriezone an der Pulvermühlestrasse ein siebengeschossiges Büro- und Wohngebäude zu erstellen.¹³⁸ [Abb. 21] Bereits früher hatte die Gestle AG dank der städtischen Industrieförderung ihre Produktionsstätten aus dem engen Siedlungsgebiet an den neuen Standort an der Pulvermühlestrasse unterhalb der Bahngleise verlegt.¹³⁹ Mit einer architektonisch ausformulierten Rahmenstruktur und der darin aufgespannten Fassade als Netzwerk horizontaler und vertikaler Elemente verströmt das Gebäude von Thomas Domenig sen. die luftige Leichtigkeit der Bauweise der Fünfziger Jahre. Ein offener Dachaufbau unterstützte diese Wirkung und gab dem Gebäude zusätzliche Höhe. Eine geschwungene Treppe, die die grosszügige Halle im Erdgeschoss mit den Büros im ersten Stockwerk verband, und abgerundete Schaufenster betonten ebenfalls die schwungvolle Heiterkeit. 1966 wurde das Hochhaus in derselben Architektursprache zu einem Riegel verlängert. [Abb. 22] Die städtebauliche Disparatheit und die architektonische Anspruchslosigkeit, die Industriezonen an sich haben, brachte es wohl mit sich, dass dieser Bau nicht auf Hürden stiess, zumal die Stadt einer Arbeitsplätze schaffenden Unternehmung keine Steine in den Weg legen wollte.

Verwaltungsgebäude Untertor (1952–1959)

Zu mehr Diskussionen führte der Bau des kantonalen Verwaltungsgebäudes Untertor, im Volksmund «Beamten-silo» genannt. Im Übergang zur Altstadt und in unmittelbarer Nähe

¹³⁶ Siehe am. 1959.

¹³⁷ *Schweizer Baublatt* 1956, S. 3.

¹³⁸ Siehe Akten Baugesuch 1955/56 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Baupolizei, Baugesuch Nr. 1461].

¹³⁹ Nach der Wirtschaftskrise in den vierziger Jahren war die Stadt Chur bemüht, die Industrie zu fördern und erliess 1954 ein entsprechendes «Gesetz betreffend Förderung der Industrie»; siehe Simonett 1993, S. 345–347. Davon profitierte auch die Gestle AG, der die Verlegung des Domizils mit der günstigen Abtretung von Boden sowie einem Darlehen von 100'000 Franken erleichtert wurde; siehe Verwaltungsbericht Chur, 1955, S. 6.

der Villa Planta und des Verwaltungsgebäudes der Rhätischen Bahn brachte der Bau das gewohnte, nach Hans Marti mit «Gefühlswerten» verbundene Stadtbild ins Wanken. [Abb. 23] In Chur herrschte in den Nachkriegsjahrzehnten nicht nur ein steter Mangel an Wohnraum, auch die kantonale Verwaltung bekundete Mühe, für die zahlreichen neuen und umfangreicheren Aufgaben, die im Wandel der Zeit dem Kanton übertragen wurden, den notwendigen Raum zu beschaffen. Ebenso wuchs die Zahl der Grossräte, die an die Zahl der Bevölkerung gebunden war, so dass das Parlament im Grossratssaal des Staatsgebäudes in den fünfziger Jahren auf engstem Raum debattieren musste. Abhilfe bot das ehemalige Zeughaus an der Masanserstrasse, das seit dem Bezug des neuen Gebäudes auf dem Kasernenareal 1951 leer stand.¹⁴⁰ Martin Risch (1880–1961), der nach dem Austritt aus dem Büro Schäfer und Risch nach Zürich gezogen war, erhielt den Auftrag, mögliche Umbau- und Nutzungsvarianten auszuarbeiten. Neben rein kantonalen Nutzungslösungen präsentierte er im Mai 1952 auch die Variante einer Mischung von Grossratssaal, Verwaltungsbau und Stadttheater, zu dem auch ein Restaurant und Ladenräume gehören sollten.¹⁴¹ Damit wurde das – seit der «verpassten Chance» am Postplatz, als 1949 mangels Finanzen das gesamte Areal an die von Thomas Domenig sen. gegründeten Curiaedes AG verkauft wurde – hängige Postulat nach einem städtischen Ort für Theater und Musik reaktiviert.¹⁴² Dem nach wie vor mit leeren Kassen agierenden Kanton war es aber auch eine willkommene Gelegenheit, die Stadt als Finanzpartner ins Boot zu holen. Als weiteren Investor zog der Kanton die Pensionskasse der kantonalen Angestellten bei, die den Umbau des Grossratssaals sowie den Neubau des Verwaltungsgebäudes, das schliesslich an Stelle des Restaurants und der Ladenlokale entstand, finanzierte.¹⁴³ Mit diesem Handel erübrigte sich eine Volksabstimmung, so dass das Volk nichts zu seinem künftigen Parlamentsgebäude zu sagen hatte und seine Volksvertreter zu Mietern im eigenen Haus wurden.

Aus den frühen Varianten, die noch eine vertikale Stapelung der verschiedenen Nutzungen vorsahen, entwickelte sich eine klare Dreiteilung, welche die einzelnen Nutzungen als eigenständig funktionierende Einheiten sowohl nach innen als auch in der Beziehung zum städtischen Raum fasste. Im östlichen Teil des ehemaligen Zeughauses wurde der Grossratssaal untergebracht und die Schmalseite des vorstehenden Kopfteils zur Masanserstrasse hin bildet die Eingangsfassade. Das Stadttheater nimmt den grösseren, westlichen Teil ein und wird über den alten Haupteingang in der Mitte der Längsfront erschlossen. Das siebengeschossige Verwaltungsgebäude, mit dem alten Zeughaus über einen die Nebenräume des Theaters beinhaltenden Zwischenbau verbunden, schliesst das Geviert zu einer L-förmigen Anlage und markiert gleichsam als modernes Stadttor den Eingang zum Stadtzentrum. Als das Bauprojekt im April 1957 zur Bewilligung ausgeschrieben wurde, erregte vor allem der Beamtenturm die Gemüter der Anwohner, da dieser Licht und Sonne wegnehme und die gesetzlichen Gebäudeabstände nicht

¹⁴⁰ Das kantonale Zeughaus wurde 1861 bis 1863 von Johannes Ludwig auf dem bischöflichen Baumgarten errichtet; siehe Seifert-Uherkovich/Dosch, S. 33.

¹⁴¹ Siehe Zehnder 1959, S. 167–169.

¹⁴² Siehe weiter oben S. 33.

¹⁴³ Siehe Regierungsbeschluss des Kleinen Rates des Kantons Graubünden vom 1. Oktober 1956, Protokoll Nr. 2061 [StAGR].

respektiere. Ohnehin sei ein solch hohes Gebäude gemäss Bauordnung gar nicht zulässig und die Einsprechenden bezweifelten, dass der Artikel 26, der den Behörden die Kompetenz gab, bei der Gebäudehöhe von öffentlichen Bauten auch Ausnahmen zu gestatten, hier rechtens zur Anwendung käme. Denn es sei fraglich, «ob man beim Erlass dieser Bestimmung tatsächlich an solche Gebäudehöhen gedacht hat. Nach unserer Auffassung hatte man eher Kirchtürme und dergleichen im Auge.»¹⁴⁴ Es ist zu bezweifeln, dass der Gesetzgeber 1948 und mit der Zürcher Bauordnung als Vorlage allein Kirchtürme im Sinn hatte, die als besagte Ausnahme gemäss Artikel 26 in Frage kämen, denn schon damals war das Thema Hochhaus auch in der Schweiz aktuell. Mit der Begründung, dass die nicht direkt an das Grundstück anstössigen Anwohner gar nicht einspracheberechtigt seien, wurde ihr Anliegen abgewiesen und die Bauarbeiten konnten Ende 1957 beginnen. Bereits im Juli 1958 stand der Rohbau und 1959 waren die Bauarbeiten abgeschlossen.¹⁴⁵

Das Verwaltungshochhaus spielt geschickt mit historischen Zitaten und nimmt dabei den schlichten Charakter des ehemaligen Zeughauses auf. Das Grundgerüst wird durch ein modernes Betonskelett gebildet, das sich zum Theaterplatz hin als dichte Rasterstruktur zeigt, hingegen an seiner Schmalseite von Steinplatten verdeckt wird und an eine Kolossalordnung erinnert [Abb. 24]. Der spannungsreiche Kontrast zwischen der Schwere alter Massivbauten und der Leichtigkeit der neuen Zeit wird ein weiteres Mal am Dachabschluss sichtbar, wo unter dem dünnen, beinahe schwebenden Dach kleine Ochsenaugen die Mauerflächen durchbrechen. Weniger die Gestaltung im Kleinen als der grosse Spannungsbogen, den Vertikale und Horizontale in der Gesamtanlage bildeten, faszinierte die Zeitgenossen. Für den damaligen Staatsarchivar Rudolf Jenny dokumentierte das «Triptychon» von Grossratssaal, Theater und Verwaltungsgebäude, «dass sich mit Klugheit und Geschick eine gewaltige, mehrstöckige Waffenhalle, ungeachtet der totalitären Ausschliesslichkeit unserer Zeit, in einen festlichen Grossratssaal umbauen lässt, wobei der mächtigen Längskubatur des ehemaligen Zeughauses eine bestimmende Vertikale im Verwaltungshochbau mit architektonischer Kunst gegenüber gestellt worden ist, weshalb sich Vertikal und Horizontal gegenseitig wundervoll beleben.»¹⁴⁶ Auch der damalige Regierungspräsident betrachtete es als besondere Leistung, dass angesichts der «waffenstarrenden Welt» und des schwelenden Zusammenpralls von West und Ost die Bündner ihr einstiges Waffenarsenal in eine «Stätte geistiger Sammlung und ernster Beratung» umgewandelt haben.¹⁴⁷ In der Vereinigung von Politik, Kultur und Dienstleistung an einem Ort sah er zugleich die Tradition des Dreibündenstaates fortgesetzt, wo sich die verschiedenen Formen gesellschaftlichen Lebens mangels öffentlicher Infrastrukturen vielfach auch unter demselben Dach abgespielt hatten.¹⁴⁸ In Ergänzung zum

¹⁴⁴ «Einsprache gegen das Bauvorhaben der Stadt Chur und des Kantons Graubünden, Grabenstrasse 4, Umbau in Theater und Grabenstrasse 8, Neubau Verwaltungsgebäude mit Verbindungstrakt, publiziert im Stadtamtsblatt vom 5. April 1957», Chur, 12. April 1957, S. 2 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Baupolizei, Baugesuch Nr. 2161].

¹⁴⁵ Siehe Zehnder 1959, S. 171.

¹⁴⁶ Rudolf Jenny, «Zur Geschichte der bündnerischen Staats- und Verwaltungsgebäulichkeiten», 19. Juli 1962, Typoskript, S. 15 [StAGR VIII 5a].

¹⁴⁷ Bezzola 1959.

¹⁴⁸ Siehe ebd.

nüchternen Zweckbaucharakter des ehemaligen Zeughauses kommt dem vertikalen Akzent des Verwaltungshochhauses die Funktion zu, diese gesellschaftliche Bedeutung im Stadtkörper zu markieren.

Solariapark (1957–1964)

Der Hinweis der Hochhaus-Befürworter im Abstimmungskampf um das neue Hochhausgesetz, dass das Hochhaus in Chur längst kein Fremdkörper mehr sei, war also nicht aus der Luft gegriffen. Das im Februar angenommene Hochhausgesetz traf den Nerv der Zeit. Bereits im Sommer 1960 wurde das neue Gesetz durch das Baugesuch der Architekten Domenig für ein Hochhaus des Solariaparks ein erstes Mal auf die Probe gestellt. Die ersten Bewilligungen erteilte die Stadt im März 1961.¹⁴⁹ Im Juli 1961 begannen die Bauarbeiten für das erste Hochhaus des Solariaparks. Die Überbauung befindet sich westlich vom späteren Lacuna-Quartier, zwischen Ringstrasse, Alpsteinweg, Albula- und Kurfürstenstrasse, und war mit über 300 Wohnungen in zwei Hochhäusern à 17 Stockwerken und einer Reihe von langgestreckten Blockbauten die erste eigentliche Grossüberbauung Churs. [Abb. 25] Der Solariapark war die Vorhut und gleichsam die Generalprobe zum Lacuna-Quartier – für die Architekten als Erfahrungsschatz in der Planung von Grossprojekten und als Aufbau der finanziellen Basis; für die städtischen Behörden in Bezug auf die Entwicklung planungspolitischer und rechtlicher Instrumente; und für die Städter sowie künftigen Quartierbewohner zur Auseinandersetzung mit den neuen Wohn- und Siedlungsformen.

Das zum Solariapark gehörende erste Hochhaus Churs, zumindest Erstling in Bezug auf das 1960 in Kraft getretene Hochhausgesetz, wurde rasch zum Sinnbild der dynamischen und fortschrittlichen Entwicklung der Kantonshauptstadt. So untermalte eine Froschperspektive der in den Himmel strebenden Hochhaussilhouette die Tatkraft der Bündner Wirtschaft 1967 anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der alljährlich in Chur stattfindenden Handels-, Industrie- und Gewerbeausstellung HIGA: «Aufwärtsgerichtet, zukunftsweisend sollen die Bestrebungen zur Förderung von Graubündens Handel, Industrie und Gewerbe sein» – lautete der Wunsch des Stadtpräsidenten Georg Sprecher.¹⁵⁰ [Abb. 26–28] Die tiefgreifenden Veränderungen, welche die Hochkonjunktur bewirkte, wurden in der Wahrnehmung an den optisch dominanten Hochhäusern fest gemacht, auch wenn andere, unauffälligere Elemente – die Veränderung der sozialen Strukturen, der Arbeitsprozesse – den Wandel ebenso stark prägten.¹⁵¹ Beredtes Beispiel für die Verwendung des Hochhauses als Botschafter einer fortschrittlichen Stadt war auch der Auftritt Churs an der Expo'64 in Lausanne. Am Umzug des Bündner Kantonaltages führten die Churer Schulen eine grosse Tafel mit einer Froschperspektive der damals in Planung befindlichen Lacuna mit. Der Titel der Tafel lautete «Nous portons l'avenir de notre ville» («Wir tragen die Zukunft unserer Stadt»). [Abb. 29] Die

¹⁴⁹ Siehe weiter oben S. 33.

¹⁵⁰ Sprecher 1966.

¹⁵¹ Ruedi Weidmann erarbeitete in seiner Lizentiatsarbeit die Zusammenhänge und Wechselbeziehungen von Hochhaus und Hochkonjunktur anhand der Planungs- und Baugeschichte der ersten Hochhäuser in der Stadt Zürich Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre; siehe Weidmann 1999.

Perspektive, mit kräftigem, schnellem Strich gezeichnet, zeigt die räumliche Dynamik, welche das Spiel von liegenden Längsbauten und hohen, schlanken Türmen auslösen sollte. Wie die Wachtürme der alten Stadtmauer spannen die Türme den Raum der neuen Satellitenstadt auf. Dass die Lacuna, ein auf dem Nährboden der Idee der Neuen Stadt entstandenes Projekt, an der Landesausstellung von 1964 gezeigt wurde, ist nicht ohne Ironie, hatten doch gerade die Vordenker der Neuen Stadt, Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter, mit ihrer Schrift *achtung: die Schweiz* 1956 die Öffentlichkeit mit der Forderung provoziert, anstelle der Landesausstellung eine neue Stadt für 10'000 Menschen zu gründen.¹⁵² Doch deren Vision war zu utopisch beziehungsweise gehörte zu jenem Zeitpunkt bereits der Vergangenheit an, so dass an die Stelle der Neuen Stadt die kleine Schwester der Satellitenstadt, das «Satellitenquartier», trat.¹⁵³

Der Weg zur Verwirklichung des ersten Hochhauses in Chur war allerdings weniger geradlinig und widerstandslos als es die Worte des Stadtpräsidenten und die pfeilgerade in den Himmel schiessenden Bauwerke suggerieren. Auf Bestrebungen der Stadt und auf Betreiben von Architekt Christian Trippel, der aus Chur stammte und in Zürich mit Hans Marti ein Planungsbüro führte, haben die Architekten Domenig bereits 1957/58 Vorschläge für einen Quartierplan im Gebiet des späteren Solariaparks ausgearbeitet. Das von der Stadt mitgetragene Projekt stiess jedoch auf Widerstand bei den Anwohnern sowie beim Rheinquartierverein, die in den vier geplanten Hochhäusern eine allzu starke bauliche Massierung fürchteten.¹⁵⁴ Daraufhin wurde die Zahl der Hochhäuser auf zwei reduziert und der überarbeitete Quartierplan, der nebst den Hochhäusern mehrere niedrige Wohnblöcke umfasste, im Dezember 1959 bewilligt.

In seiner Botschaft an den Stadtrat betonte der Stadtrats-Ausschuss die Bedeutung solcher Unternehmen für die von der Wohnungsnot und von einer planlosen baulichen Entwicklung geplagten Stadt: «Leider wurde in unserer Stadt in den letzten Jahren ohne weiträumige Planung von jedem Grundeigentümer auf seinem Boden drauf los gebaut, ohne dass Rücksicht genommen worden wäre auf die Überbauung grösserer Flächen.»¹⁵⁵ [Abb. 30] Die Zeit sei reif für grössere, zusammenhängende Überbauungen – Projekte in anderen Schweizer Städten würden den Weg weisen –, weshalb der Quartierplan trotz der wackligen rechtlichen Grundlagen zu genehmigen sei. Laut Zonenplan war es nämlich nicht möglich, Bauten mit mehr als sechs Stockwerken zu erstellen. Allerdings erachtete es die Stadt als gerechtfertigt, eine Ausnahme zu erlauben, da das grosse, flache Gelände geradezu prädestiniert für den Bau von Hochhäusern und mit dem Quartierplan eine einheitliche Konzeption gewährleistet sei. Überdies wollte die Stadt den positiven Entscheid über den Quartierplan Solariapark und die Hochhausfrage noch vor der Abstimmung über das revidierte Baugesetz und das neue Hochhausgesetz im

¹⁵² Siehe auch weiter oben S. 34.

¹⁵³ Siehe Eisinger 2004, S. 186.

¹⁵⁴ Siehe Thomas und Thomas Domenig, «Beschrieb Quartierplan Solariapark», Chur, 2. Dezember 1959 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»].

¹⁵⁵ *Botschaft des Stadtrats-Ausschusses an den Stadtrat von Chur betreffend Genehmigung des Quartierplanes «Solariapark»*, 11. Dezember 1959, S. [1] [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»]. Bis zur Revision der Stadtverfassung von 1964 hiess das Parlament Stadtrat und die Exekutive Stadtrats-Ausschuss, da dieser aus vier vom Stadtrat aus dessen Mitte gewählten Mitgliedern bestand. Seit 1964 gelten die heutigen Bezeichnungen Gemeinderat und Stadtrat; siehe Jecklin 1993, S. 499.

Februar 1960 fällen. Zum einen sollte so das Volk die «willkommene Gelegenheit» erhalten, sich ein «günstiges Bild [...] über dergleichen Gesamtüberbauungen und über die Auswirkungen des neuen Gesetzes» zu machen.¹⁵⁶ Zum anderen riet die Baukommission, in der auch Thomas Domenig sen. Mitglied war, zu raschem Handeln, um nicht Gefahr zu laufen, dass bei der erst nach langer Überzeugungsarbeit zustimmenden Anwohnerschaft erneut Bedenken auftreten.

Grundstückseigentümer und Bauherrschaft waren die Baugesellschaft Solariapark, die aus Thomas Domenig sen. sowie zwei Churer Unternehmern bestand, sowie die Zürcher Firma Ernst Göhner AG, die seit den dreissiger Jahren eines der wichtigsten Bauunternehmen im Schweizer Wohnungswesen war. Jede Partei sollte den Bau eines Hochhauses und zweier Wohnblöcke übernehmen.¹⁵⁷ Gleichsam sinnbildlich für die Wechselbeziehung von Hochhaus und Hochkonjunktur entstand der erste moderne Wohnturm Churs unter der gemeinsamen Ägide des Vaters des später als «Baulöwe von Chur» bezeichneten Thomas Domenig und der Ernst Göhner AG, die das Bauwesen über Jahrzehnte landesweit dominierte.¹⁵⁸ Im August 1960 reichte die Ernst Göhner AG die Baueingabe für eines der Hochhäuser ein; diese wurde jedoch unter Berufung auf ein Gutachten von Hans Marti abgelehnt. Das Projekt wies eine weit grössere Grundrissfläche und höhere Ausnützung auf, als dies im Quartierplan genehmigt worden war.¹⁵⁹ Im März 1961 erhielten dann beide Hochhausprojekte die Baubewilligung, worauf die Realisierung der im *Tagesanzeiger* als «Churer Hochhäuser mit Zürcher Unterstützung» präsentierten Werke endlich beginnen konnte.¹⁶⁰

In einem Beschrieb des Solariaparks hiess es: «Die neue Bauweise bedeutet mehr Licht und Sonne, grössere Grünflächen und doch rationellere Ausnützung des Baulandes.»¹⁶¹ Damit wurden die zum Allgemeingut gewordenen Vernunftargumente des modernen Städtebaus zitiert: aus der Konzentration auf wenige, hohe Volumen folgten in arithmetischer Konsequenz grössere Zwischenräume, wohin die gemäss Geschichtsschreibung der Moderne aus der Stadt verbannte Natur zurückkehren kann. An Stelle dunkler, feuchter und für die schlechte Gesundheit der Bewohner verantwortlich gemachten Kammern alter, maroder Wohnungen entstanden helle, lichtdurchflutete Räume, aus denen man den Blick über die Stadt geniessen kann.¹⁶² «In den höhergelegenen Stockwerken spürt

¹⁵⁶ *Botschaft des Stadtrats-Ausschusses an den Stadtrat von Chur betreffend Genehmigung des Quartierplanes «Solariapark»*, 11. Dezember 1959, S. 4 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»].

¹⁵⁷ Siehe «Vereinbarung betreffend die Überbauung des Solaria-Parkes in Chur zwischen der einfachen Gesellschaft Solaria-Park und der Ernst Göhner AG, Zürich/Chur», 24. Mai 1960 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»]. Als im April 1962 das erste der beiden Hochhäuser errichtet war, trat an der Aufrichtefeier die Vita-Lebensversicherung als Bauherrin auf, siehe pvc. 1962.

¹⁵⁸ Ca. 2003 porträtierte das Schweizer Fernsehen in der Reihe «reporter» Thomas Domenig mit einem Dokumentarfilm, der den Titel «Der Baulöwe von Chur» trug.

¹⁵⁹ Siehe «Verfügung des Stadtpräsidenten Chur in der Einsprachesache Item/Wachter/Rheinquartierverein/Hunger/Mazzoleni betreffend Baugesuch Ernst Göhner für die Überbauung Albulastrasse/Kurfürstenstrasse (Solariapark)», 10. November 1960, S. 6 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»].

¹⁶⁰ Anonym 1962.

¹⁶¹ «Überbauung Solaria-Park. Hochhaus «Vita» / Chur», Frühjahr 1962 [Büroarchiv Domenig Architekten, Chur].

¹⁶² 1951 untersuchte Gertrud Aemisegger in ihrer Diplomarbeit die Wohnverhältnisse in der Stadt Chur und einigen umliegenden Gemeinden. Sie war schockiert von den ärmlichen Zuständen, in denen viele

man eine ganz besonders freie Atmosphäre und ein Gefühl von Losgelöstsein, die für «Hochhauswohnen» charakteristisch sind. Die einzigartige Aussicht über die Stadt hinweg, dem Lauf des Rheins entlang und in die Berge mag viel dazu beitragen.»¹⁶³ Die Beschreibung stammt aus der Werbebroschüre eines der Solaria-Hochhäuser. Darin wurden die vielen Vorteile aufgezählt, die das Wohnen im Hochhaus des Solariaparks mit sich bringe. Neben den konzeptionellen Vorzügen der unterirdischen Einstellhalle, die direkt aus den Häusern erreichbar war, und den dadurch als Park und Spielplatz für die Kinder nutzbaren Flächen zwischen den Bauten wurde mit der Beschreibung der diversen technischen Neuheiten das Interesse der künftigen Bewohner zu wecken versucht. Die Genauigkeit, mit der die Funktionsweise der Apparaturen sowie die Materialisierung und Handhabung der Einrichtungen erläutert wurden, lässt erahnen, dass damals die wenigsten Menschen mit diesen Gerätschaften vertraut waren. Zum Beweis für das komfortable, dank moderner Technik befreiende Leben, das vor allem der Hausfrau Erleichterung bringen sollte, sitzen zwei elegant gekleidete Herren und eine Dame entspannt in modernen Sesseln [Abb. 31]. Der abstrakte Hintergrund wird durch die Fassadensilhouette des Hochhauses gefüllt. Bei dieser Illustration ging es um nichts weniger, als die sozio-technische Abstimmung des künftigen Bewohners und seiner Lebensgewohnheiten mit dem modernen Technikkomfort. Oder im Ton der damaligen Tagespresse ausgedrückt, wohnen im Wohnturm, einer für Graubünden bereits aus dem Mittelalter bekannten Hausform, nun nicht mehr «in Eisen und Samt gekleidete Ritter, sondern die neuen «Ritter der Landstrasse» mit ihren Stahlrösslein», die sie nicht in den Pferdestallungen, sondern in den unterirdischen Garagen unterbringen können.¹⁶⁴

Das Hochhaus: «halb erwünscht und halb befürchtet»

Dem Solariapark als grosse Gesamtüberbauung mit Wohnhochhäusern war im zeitlichen Zusammenfallen von Planungs- und Bauzeit mit der Erarbeitung des neuen Hochhausgesetzes eine besondere Rolle als Impulsgeber, Testfall, Prototyp und Vorzeigeobjekt zugefallen. Dass der Bautyp Hochhaus in Chur auch an anderen Orten zu gedeihen begann, zeigen das Verwaltungsgebäude Untertor (1952–1959), das Gestle-Haus (1957) sowie das nicht realisierte Wohnhausprojekt von 1956. «Es liegt was in der Luft» konstatierte Hans Marti denn auch bereits 1951, wobei er der im Schweizer Stadthimmel neu auftauchenden Bauform gemischte Gefühle entgegenbrachte.¹⁶⁵ Zwar brach er eine Lanze für den dem Fortschritt zugeneigten Schweizer und für dessen Aufgeschlossenheit dem Hochhaus gegenüber, halte dieser in baulichen Belangen ansonsten doch eher am

Menschen lebten. Auf engstem Raum hausten Grossfamilien, ohne fliessendes Wasser, bei eisiger Kälte und selten mit elektrischem Strom; siehe Gertrud Aemisegger, *Sanierungsbedürftige Wohnverhältnisse im Fürsorgebezirk Chur. Erhebungen in Gemeinden, die nicht in die bundesrätlichen Sanierungsmassnahmen der Wohnverhältnisse in Berggebiete fallen*, unveröffentlichte Diplomarbeit Schule für Soziale Arbeit, Zürich, 1951. Zitiert nach Simonett 2000b, S. 199.

¹⁶³ Werbebroschüre «Albula Hochhaus im Solaria Park», o. J., o. S. [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»].

¹⁶⁴ sch. 1962.

¹⁶⁵ Marti 1951, S. 603.

Alten und Bewährten fest und scheue das Experiment.¹⁶⁶ Zugleich belustigte er sich über die Hochhauseuphorie, über die vielgepriesene Bereicherung des Stadtbildes und bezweifelte die kaum infrage gestellte Gleichsetzung von Fortschritt und Hochhaus. Denn vor allem würde das Hochhaus einen ungewohnten Massstab in den Stadtkörper einbringen, beziehungsweise die vorhandene Massstäblichkeit verschieben: «In unseren Städten und Dörfern wird das Hochhaus «Gulliver bei den Zwergen» sein, angesichts der Berge aber bleibt es «Gulliver unter den Riesen».» Nichtsdestotrotz wollte Marti sich nicht als Hochhaus-Feind verstanden wissen. Es ging ihm vielmehr darum, rechtzeitig und kritisch die Vor- und Nachteile des Hochhauses zu beleuchten, denn das «bedenkenlose Hinnehmen dieser Entwicklung» schien ihm gefährlich zu sein.¹⁶⁷

Die doppeldeutige Stellung von Bauten gegenüber den Häuserzwergen zum einen, und den Bergriesen zum anderen, war für Marti denn auch weder ein Nachteil noch neu. Daher war für ihn gerade im Falle von Chur der Widerstand gegen Hochhäuser nicht erklärlich, da grosse Baukörper in der Altstadt seit langem zum Stadtbild gehörten.¹⁶⁸ Die Wirkung des Hochhauses ging für Marti aber weiter als nur gerade bis zur Akzentsetzung im Stadtbild, denn mit Hochhäusern könnten die «Landschaften geformt werden, die Geländeformationen herausgehoben, unterstrichen, betont und die Feinheiten herausgearbeitet werden.»¹⁶⁹ Das Hochhaus sollte also nicht zum billigen Auffüllmaterial werden, mit dem im Stadtkörper Löcher gestopft werden sollten, vielmehr sollte es umgekehrt dazu verwendet werden, die Reichhaltigkeit der Topografie zu betonen.¹⁷⁰ Deshalb war für Marti die Suche nach der richtigen Stelle für das Hochhaus und seine Einbettung in die Landschaft das Entscheidende. Letztlich sollten aber nicht die «heimatschützerische Photomontage oder der Modellbau en gros» darüber entscheiden, ob der Bau eines Hochhauses begründet sei oder nicht, sondern die «logisch von unserem Leitmotiv» hergeleitete Beurteilung, ob damit «bessere als bisher übliche Verhältnisse für den Menschen» geschaffen werden.¹⁷¹ Damit machte Marti indirekt dennoch wieder einen Brückenschlag zwischen Hochhaus und Fortschritt. Im Wissen um die vielen noch offenen Fragen und die mangelnde Erfahrung hielt Marti ein gründliches, mit zusätzlichen Prüfungen verbundenes Bewilligungsverfahren deshalb für eine angemessene Massnahme gegen die Gefahr eines »bedenkenlosen Hinnehmens der Entwicklung«. Den städtebaulichen Akzenten sollte also auch auf gesetzlicher Ebene besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, wie es in Chur mit dem Hochhausgesetz der Fall war. Ein solches Spezialgesetz bedeutete aber nicht allein im Hinblick auf das erschwerte Bewilligungsverfahren eine Hürde zur Realisierung eines Hochhauses. Allein der damit verbundene erhöhte Planungsaufwand und die Zusatzkosten waren wohl für viele Bauherrschaften

¹⁶⁶ Marti 1955, S. 33.

¹⁶⁷ Marti 1951, S. 603.

¹⁶⁸ Siehe Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 5 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

¹⁶⁹ Hans Marti, «Hochhäuser», Typoskript, o. J., S. 4 [3-T-1-1 M49/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

¹⁷⁰ Hans Marti, «Bericht an den Vorstand der Regionalplanungsgruppe Nordostschweiz über die Frage der Hochhäuser», Typoskript, Zürich, 12. April 1957, S. 3 [3-T-1-1 M47/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

¹⁷¹ Hans Marti, «Über das Verfahren zur Bewilligung von Hochhäusern», Typoskript, o. J., S. 14 [3-T-1-1 M48/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

und Architekten gewichtige Gründe, um von vornweg auf die Projektierung von Hochhäusern zu verzichten.

Mit dieser zurückhaltenden Begeisterung für das Hochhaus, die gleichsam auf das Postulieren des Sonderfalls Hochhaus hinauslief, stand Marti nicht allein da.¹⁷² Gerade in den Fachkreisen war die Skepsis gross: Der Ruf nach vorsichtigem Abwägen der Hochhausfrage wurde laut und als Gegenstück dazu wurde entsprechend eindringlich vor einer hemmungslosen Entwicklung gewarnt; mit Schlagworten wie «Hochhaussucht» und «Gefahr wahllos aufgestellter Vertikalbauten» wurde Alarm geschlagen.¹⁷³ Es herrschte in den fünfziger Jahren ein Konsens darüber, dass das Schweizer Hochhaus ein Ausnahmefall bleiben sollte. Geht man den Argumentationen dieser Entwicklung nach, welche Angelus Eisinger mit dem «erfolgreichen Bemühen prominenter Repräsentanten der Architektur- und Städtebaudiskussion der ersten Nachkriegsjahrzehnte, das Hochhaus zur Expertenaufgabe und zum Einzelfall zu erheben» beschrieb, scheinen darin vor allem zwei Muster auf.¹⁷⁴ Zum einen wurde mit dem grundsätzlichen Missbehagen der Schweizer gegenüber dem Hochhaus argumentiert, gleichsam die genetische Veranlagung des Schweizer als Grund für dessen reservierte Haltung angeführt. So sei den Schweizern seit jeher die Anhäufung vieler Menschen auf engem Raum zuwider, ebenso sei ihnen eine «gesunde Abneigung gegen das Überdimensionierte» inne. So drückte es Armin Meili 1954 in seinem Aufsatz «Das Hochhaus – eine Aufgabe für Berufene» aus.¹⁷⁵ Zum anderen kreiste die Diskussion – sozusagen als Gegenstück zur Frage, ob der Schweizer sich als Nutzer und Bewohner von Hochhäusern eignet – um die Eignung des Hochhauses an sich für Wohnzwecke. Die Debatte drehte sich dabei um die Wirtschaftlichkeit, um die Nutzbarkeit als Wohnhaus, vor allem für Familien mit Kindern, um die städtebauliche Wirkung sowie angesichts der kleinräumig strukturierten Schweizer Landschaft um die Frage, in welchem Gelände das Hochhaus idealerweise zu platzieren sei.

Jene Kritiker, die vor allem die Eignung des Hochhauses zu Wohnzwecken in Zweifel zogen und den Vorwurf erhoben, das Wohnhochhaus bedeute eine für hiesige Verhältnisse wesensfremde Lebensart und bringe soziale Probleme mit sich, sollten mit Erfahrungsberichten aus den ersten Schweizer Wohnhochhäusern vom Gegenteil überzeugt werden: so verstünden es der Schweizer und das Hochhaus durchaus eine harmonische Beziehung einzugehen.¹⁷⁶ Die Bewohner in den oberen Stockwerken der 1952 fertig erstellten Letzigraben-Häuser in Zürich würden eine «fast staubfreie Luft» geniessen, was den Putzaufwand stark verringere, und sie wären weit weniger vom Strassenlärm gestört. «Und die Befürchtung endlich, dass das Hochhaus nicht allein zur Entindividualisierung des Wohnens, sondern auch zur Ablösung des Menschen von der Erde beitrage, will uns als hinfällig erscheinen, wenn wir bedenken, dass die in unserer Stadt als

¹⁷² Zur Frage des Sonderfalls Hochhaus und seiner Geschichte siehe Weidmann 1999 und Eisinger 2004, S. 199–228.

¹⁷³ Albert Heinrich Steiner, zitiert nach Weidmann 1999, S. 2; Burckhardt E. 1951, S. 6.

¹⁷⁴ Eisinger 2006, S. 9.

¹⁷⁵ Meili 1954, S. [5].

¹⁷⁶ Siehe Real 1951. «Wollen wir denn überhaupt in Hochhäusern wohnen? Oder: Wer will in Hochhäusern wohnen? Wir tappen da nämlich im Finstern» war noch 1956 die Einschätzung im *Schweizer Baublatt*; Rüdösühli 1956.

wünschenswert erachtete Höhe der Hochhäuser in einer echten *massstäblichen Beziehung zum Menschen* bleiben wird.»¹⁷⁷ In Basel gaben die Bewohner der 1950/51 erstellten Hochhäuser der Genossenschaft Entenweid zu Protokoll, dass gerade die Anonymität und natürlich der erhöhte Komfort geschätzte Vorteile des neuen Heims seien.¹⁷⁸

Allein, seitens der Architekten gab es auch überzeugte Verfechter des Hochhauses in der Schweiz. Zu ihnen gehörte Hans Aregger, der die gängige Schuldzuweisung an das Hochhaus, für den gesellschaftlichen Zerfall verantwortlich zu sein, als haltlos kritisierte. Nebst den städtebaulichen, ästhetischen und architektonischen Vorzügen sei vor allem die Tatsache anzuerkennen, dass das Hochhaus «Ausdruck der heutigen Zeit, oder genauer der kommenden [ist], wie es das Einfamilienhaus in der Periode der geistigen Landesverteidigung war.»¹⁷⁹ Später, als das Hochhaus längst zum gewohnten Teil des Schweizer Stadtbildes gehörte, ging Aregger im Bestreben, dem Hochhaus über die praktischen Aspekte hinaus sinnstiftende Bedeutung zuzuweisen, noch weiter. Unter dem Titel «Das Hochhaus – Wahrzeichen unserer Zeit» beschrieb er 1967 das Hochhaus als Symbol für das Sich-erheben der Menschen, als Machtdemonstration, die gerade im Wohnhochhaus für das Schweizer Volk als Zeichen einer «wohletablierten Volksherrschaft» zu lesen sei.¹⁸⁰ Er kehrte also den Spiess um und stilisierte das Hochhaus als Ausdruck der Schweizer Demokratie zur prädestinierten Bauform der Schweizer. Überdies schliesse das Hochhaus im Gegensatz zum Grossteil der zeitgenössischen Bauproduktion an die alte Vorstellung der doppelten Bedeutung von Architektur an, als es nicht nur eine konkrete Nutzfunktion erfülle, sondern auch als Kulturträger wirke.¹⁸¹ Gleichwohl zeigte Aregger Verständnis dafür, dass solche privaten Wohnbauten, welche mit ihrer exponierten Lage und Form Attribute öffentlicher Bauten besetzten, Diskussionen evozierten.

Areggers Beitrag von 1967 belegt aber vor allem, dass mit dem Abklingen der ersten Diskussion über die technischen, zweckmässigen und ästhetischen Aspekte des Hochhauses die Frage nach dem Sinn ins Zentrum der Auseinandersetzung rückte. Viele waren ob der bescheidenen Ergebnisse ernüchtert: Die von einigen als Wundermittel propagierte Bauform schien weder bewältigt zu sein noch die Versprechen einer besseren Landausnützung und höheren Rendite eingelöst zu haben. Entsprechend herrsche «Verwirrung über Sinn und Zweck der modernen Turmbauten», ein «Wirrsal» wie einst in Babel.¹⁸² Teil der Argumentationsfiguren war wie seit Beginn der Hochhaus-Diskussion der Hinweis auf die amerikanische Grossstadt, in deren Ballung von Wolkenkratzern sich die menschliche Vermessenheit und die Lust der Wirtschaft nach Machtdemonstration zeige. Damit verbunden schien die Frage, wie weit auch die Wohntürme in der Schweiz wirtschaftliche Errungenschaften der Nachkriegszeit, wie etwa die Demokratisierung des Konsums und des Wohlstands, sichtbar demonstrieren und ob dies als geistige

¹⁷⁷ msp. 1953.

¹⁷⁸ Siehe Jost 1954.

¹⁷⁹ Hans Aregger, «Die sozialen und soziologischen Gesichtspunkte zur Hochhausfrage», Typoskript, Zürich, 21. Januar 1954, S. 2/3 [3-T-1-1 M56/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

¹⁸⁰ Aregger 1967, S. 13.

¹⁸¹ Siehe ebd., S. 11.

¹⁸² rb. 1964.

Grundlage diese Bauform ausreichend legitimiere. Ziehen wir dazu noch einmal Areggers Aufsatz heran, der 1967 im gemeinsam mit Otto Glaus publizierten Buch *Hochhaus und Stadtplanung* eine umfassende Darstellung der Diskussion um das Hochhaus im schweizerischen Kontext leistete. Die Auseinandersetzung mit dem Symbolgehalt untermauerte Aregger mit der Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte des europäischen Hochhauses. Dabei fällt auf, dass er den amerikanischen Einfluss betont klein hielt; Hochhäuser der Zwischenkriegszeit wie das Bel-Air in Lausanne (1929–1932) oder das Kirchgemeindehaus Wipkingen (1930–1932) und der Walcheturm (1934–1935) in Zürich seien «kaum von amerikanischen Vorbildern inspiriert, sondern dem Bedürfnis nach lokaler Abhebung und Akzentuierung entsprungen.»¹⁸³ Während Aregger dem amerikanischen Hochhaus in erster Linie profane Demonstration von Wirtschaftsmacht zuschrieb, hob er bei der Entwicklung des europäischen Hochhauses die kulturelle Dimension hervor.

Die nordamerikanische Grossstadt als Sinnbild für Verderbnis und Zerfall einerseits, Geltungssucht und Machtdemonstration andererseits, war eine gängige Metapher. William Dunkel machte die ästhetisch unbefriedigenden Hochhäuser Amerikas verantwortlich für die «prinzipielle Abneigung gegen das Hochhaus im Herzen des eingefleischten Europäers», der er letztlich aber wenig Verständnis entgegenbrachte.¹⁸⁴ Allgemein war jedoch weniger die Frage der Ästhetik Auslöserin für die Abneigung, sondern die dichte Bebauung. Von der Massierung dicht an dicht gebauter Hochhäuser wurde neben einem Mehr an Verkehr vor allem eine soziale Abwertung und gesellschaftliche Verwahrlosung befürchtet. Gleichzeitig war der American Way of Life und der damit verbundene Wohlstand vielen ein erstrebenswertes Ziel, weshalb der Einfluss des amerikanischen Hochhauses auf die Entwicklung in der Schweiz nicht ohne weiteres weggeredet werden darf, wie es Aregger vorschlug. Zeitgenossen wie Max Werner, der als Planer und später als Kantonsbaumeister von St. Gallen eine wichtige Stimme im Auf- und Ausbau der Planung als Disziplin war, versuchten diesen Widerspruch und die Vorstellung von der kulturellen Überlegenheit Europas als Projektion des eigenen Schattens zu entlarven: «Die Vorstellung unüberblickbarer, ungegliederter und unkultivierter Grossstadtbilder erregt als Symbol strukturloser Menschenmassen unsere affektierte Ablehnung. Leicht sind wir geneigt, zu glauben, dass es bei uns in der Schweiz und in Europa, obwohl sich Lochergut und Hirzenbach kaum von dem unterscheiden, zu dem wir ins Ausland pilgern, gar keine Massen gebe.»¹⁸⁵

Vergangenheit und Moderne

Die hier nur in groben Zügen und anhand ausgewählter Positionen, vor allem jener von Hans Marti, umrissene Schweizer Hochhaus-Debatte in den fünfziger und sechziger Jahren soll uns den Kontext im Hinblick auf eine umfassendere Einordnung von Churs Entscheidungsprozess hin zur politischen Zustimmung zum Hochhaus erweitern. In einer ersten

¹⁸³ Aregger 1967, S. 15.

¹⁸⁴ Dunkel 1929, S. 179.

¹⁸⁵ Werner 1961, S. 380.

Beurteilung scheinen vier Aspekte die Entwicklung hauptsächlich begünstigt zu haben. Da ist einmal der Berater Hans Marti, durch den sowohl die Richtung der Entwicklung als auch die Argumente der Diskussion massgeblich geprägt wurden. Hierfür ist die Situation Mitte der fünfziger Jahre zu vergegenwärtigen: die dringende Forderung nach einer besseren Ausnützung des Baulands aufgrund der wachsenden Wohnungsnot, aus der heraus die Behörden die Revision der Bauordnung in Angriff nahmen. Zudem ist der Inhalt des städtischen Auftrags an das Planungsbüro Marti und Trippel in Erinnerung zu rufen, aufgrund einer Analyse der Verkehrssituation und der Bauzonen die Grundlagen für einen neuen Zonenplan und eine neue Zonenordnung zu erarbeiten. Diese sehr allgemeine Ausgangslage eröffnete Marti einen vergleichsweise weiten Gestaltungsraum, in dem er die Schwerpunkte selber setzen konnte und den er mit der Modellreihe zur Ausnützung der Rheinebene und der daraus resultierenden «Versuchsanordnung» dazu nutzte, visionäre städtebauliche Möglichkeiten zu präsentieren. Mit seiner Erfahrung, einer pragmatischen Herangehensweise und einem guten Gespür für die lokalen Gegebenheiten und Sensibilitäten war es Marti möglich, mit seinen Ideen auf offene Ohren zu stossen.

Dieser Entwicklung spielte aber auch Churs akute Wohnungsnot in die Hände, die in Kombination mit der Aussicht, dass allein Grossüberbauungen und Hochhäuser dagegen Abhilfe schaffen würden, den notwendigen Druck ausübte, obwohl die Churer wussten, dass sie damit das liebgewonnene Stadtbild bis zu einem gewissen Grad aufgeben würden. Zu diesem äusseren sozialen Zwang als Motor für die Entwicklung kam aber auch der Wille zur Modernisierung hinzu. Letztlich ging es Chur auch darum, sich vom Bild der rückständigen Bergstadt zu emanzipieren. Nachdem 1882 der Gotthardtunnel eröffnet worden war, war das bis dahin dank dem Transitverkehr blühende Passland Graubünden, und damit die Stadt Chur als Knotenpunkt, in eine lange wirtschaftliche Misere geraten. Konnten sich Orte wie St. Moritz, Flims, Arosa oder Davos im Zuge des aufkommenden Tourismus oder als moderne Kurorte bereits vor der Jahrhundertwende neu etablieren, scheiterte Chur im ausgehenden 19. Jahrhundert mit dem Versuch, die Stadt zum Luftkurort auszubauen.¹⁸⁶ So dauerte der Dornröschenschlaf Churs bis in die Nachkriegszeit an. Mit dem einsetzenden Massentourismus sah dann auch Chur eine Chance, sich dank der zentralen Verkehrslage als Ausgangspunkt für die verschiedenen Skidestinationen zu positionieren. Ein entsprechendes Stadtbild mit einer attraktiven Altstadt sowie Weltoffenheit suggerierenden Neubauquartieren sollte den Gast zum Halt in der Alpenstadt einladen. Mit einer Aufnahme des Solariaparks warb der Verkehrsdirektor in den sechziger Jahren für Chur, das «alle Schönheiten eines historischen Zentrums und die Ambiance einer Fremdenstadt» biete, oder anders gesagt, «wo sich Vergangenheit und Moderne die Hand reichen».¹⁸⁷

Ein viertes, wesentliches Element für den Gang der Dinge waren die verschiedenen Bauprojekte ab Mitte der fünfziger Jahre, die mit ihren Ausmassen am geltenden Baugesetz rüttelten. Gleichzeitig wurden die Projekte als ersehnte Lösung gegen die Wohnungsnot begrüsst, und ebenso als Antrieb für die darbende Bauwirtschaft und den am Boden liegenden Arbeitsmarkt. Als Projektionsfläche einer verheissungsvollen Zukunft,

¹⁸⁶ Siehe Dosch 1993, S. 229–233.

¹⁸⁷ Erhard Meier, «Fremdenstadt Chur», ca. 1963 [Büroarchiv Domenig Architekten, Chur]; s 1972.

denen aber die Bauvorschriften die Realisierung verhinderten, führten diese Projekte die Dringlichkeit vor Augen, die planerischen Grundlagen zu überarbeiten. Dass diese Projekte mit bis dahin für Chur ungewohnten Dimensionen teilweise aus der Feder einheitlicher Architekten stammten und ebenso die Investoren in einigen Fällen Churer waren, stärkte die Interessenlage vor Ort und übte wohl zusätzlichen Druck auf die Behörden aus. Und mit Thomas Domenig sen. sass einer der Protagonisten dieser regen Wohnbautätigkeit in der vorberatenden Planungskommission.

Bei diesem gesamten Prozess ist indessen auch zu beobachten, dass gewisse zeittypische Fragen und Aspekte im Churer Kontext abwesend blieben. So war offenbar die in Fachkreisen intensiv diskutierte Frage nach der Eignung der Bauform Hochhaus zu Wohnzwecken ebenso wenig ein Thema wie die Lokalisierung der Frage, ob sich denn konkret der Churer zum Hochhausbewohner eigne. Die in Chur aufgeworfene Kritik betraf zum einen die wirtschaftliche Seite, zum anderen eine eher generell gehaltene ästhetische und städtebauliche Ebene, in der vor allem die Angst vor dem Verlust der Heimat und des Vertrauten sichtbar wurde. Als ein generelles Phänomen ist hingegen festzustellen, dass auch in Chur die mit Grossüberbauungen propagierte gemischte Bauweise in erster Linie über das Einzelelement Hochhaus diskutiert wurde und dass die Argumente weitgehend deckungsgleich waren. Das Hochhaus stand als Inbegriff für die Neuheit dieser Bauweise und als sichtbarer Unterschied zur traditionellen Bebauung. Aus heutiger Sicht mag überdies erstaunen, dass der alpine Kontext als Aspekt nicht angeschnitten wurde. Offenbar waren die Tatsachen, dass Chur inmitten von Bergen liegt und die Hauptstadt eines Alpenkantons ist, von wenig Relevanz für die Weiterentwicklung des Städtebaus. Die Frage, wie weit sich die modernen städtebaulichen Konzepte in diesen spezifischen Bezugsrahmen einfügen lassen oder allenfalls auf diesen Aspekt hin anzupassen sind, wurde direkt nicht gestellt. Auch Marti schenkte diesem Thema wenig Aufmerksamkeit, einzig die Nähe zur Natur als blühendes Grün war ihm eine Randnotiz in seinem Churer Vortrag von 1957 wert. Er lobte den aus Sicht des «maladies Unterländer» reichen Baumbestand Churs und bezeichnete die Natur, «die mit ihren hohen bewaldeten Hängen die Stadt krönt», als unübertrefflich.¹⁸⁸ Doch blieb dies letztlich ohne besondere, von der Fragestellung in einer beliebig anderen Schweizer Kleinstadt zu differenzierende Konsequenzen für die Beurteilung der städtebaulichen Fragen. Eine ähnliche Schlussfolgerung wird sich in Bezug auf die Position von Thomas Domenig und die Gestaltung der Lacuna ziehen lassen. Es waren in erster Linie die Förderer des Churer Fremdenverkehrs, die sich in Reaktion auf die wachsende Sehnsucht der Unterländer nach der heilen Bergwelt auf das Markenzeichen Alpenstadt besannen.

¹⁸⁸ Hans Marti, «Vortrag über die Stadtplanung Churs», Chur, 22. Februar 1957, Typoskript, S. 8 [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung].

Lacuna: Koexistenz von Natur und Stadt

Während beim Solariapark das erste Hochhaus von Chur in die Höhe schoss, lief im Büro Domenig bereits die Planung für die Grossüberbauung Lacuna. [Abb. 25] Nachdem die gesetzlichen Planungsgrundlagen in Kraft getreten waren, hatte sich die Stadt aus einer aktiven Rolle in der weiteren Gestaltung und Überbauung des Rheingebietes oder Teilen davon verabschiedet. Ein Planungswettbewerb, wie von Hans Marti vorgeschlagen und in seiner «Versuchsanordnung» vorbereitet, wurde nicht durchgeführt. Das Feld wurde dem nach und nach zum Immobilienimperium heranwachsenden Architekturbüro von Thomas Domenig überlassen. Im Februar 1963 war das Lacuna-Projekt reif für die ersten behördlichen Hürden, wobei gleich drei Gesuche bei der Stadt eingereicht wurden: das erste betraf die Umzonung des Baugebietes aus der Reservezone in die Wohnzone W2, im zweiten ging es um die Genehmigung des Quartierplanes und mit dem dritten war die Bewilligung für den Bau von Hochhäusern verbunden.¹⁸⁹ Gesuchstellerin war die Baugesellschaft Lacuna, ein Konsortium aus verschiedenen Churer Bau-firmen, einem Rechtsanwalt, einem Zürcher Ingenieur sowie den Architekten selber.¹⁹⁰ Die betroffenen Grundstücke waren in Besitz von Privatpersonen, Versicherungen sowie teilweise der Stadt.¹⁹¹ Ursprünglich hatte die Baugesellschaft vorgesehen, keinen Boden selber zu kaufen, sondern über Vereinbarungen mit den Grundbesitzern ein Quartierplan-verfahren auf freiwilliger Basis durchzuführen. Jene Grundstücke, die der Stadt gehörten, wurden gegen Parzellen am Stadtrand ausgetauscht, wo die Stadt Boden für den öffent-lichen Strassenbau benötigte. Einige private Grundbesitzer wehrten sich aber gegen das Vorhaben. Um keine Zeit zu verlieren und um ein amtliches Quartierplanverfahren zu verhindern, kaufte die Baugesellschaft einzelne Parzellen dann doch.¹⁹² Die über den Quartierplan organisierte Verfügung der Grundstücke sowie die aus einer Handvoll Unter-nehmern bestehende Baugesellschaft waren zusammen mit der kooperativen Stadtbe-hörde die Ingredienzien, die für das rasche Vorankommen der Planung der Lacuna nötig waren. Dieser schlanken, effizienten Projektorganisation standen grundsätzliche Beden-ken gegenüber. So bedauerte es der damalige Kantonsbaumeister Hans Lorenz, dass hinter der Grossüberbauung nur wenige Unternehmer stünden, denn «auch bei uns sollte m.E. wenn immer möglich auf eine möglichst breite Verteilung des Grund- und Wohnungseigentums hingearbeitet werden.»¹⁹³

¹⁸⁹ Baugesellschaft Lacuna, «Gesuch um Zoneneinteilung gemäss Art. 13 Bauordnung sowie ein Gesuch um Erteilung der Bewilligung für die Erstellung von Hochhäusern (Vorentscheid) gemäss Art. 4 des städt. Gesetzes über den Bau von Hochhäusern», Chur, 18. Februar 1963; Baugesellschaft Lacuna, Gesuch um Genehmigung eines Quartierplanes, Chur, 18. Februar 1963 [StadtAC Sign. BII/2.0003.07734].

¹⁹⁰ Präsident war Dr. K. Laely, Rechtsanwalt, Chur; die weiteren Mitglieder waren: die Architekten Th. und Th. Domenig; G. Neukomm, Ingenieur aus Zürich; A. Folini Erben, Bauunternehmung Chur; Schwarz u. Giger AG, Bauunternehmung Chur; G. Vanoli, Kunststeinfabrik Chur. Siehe Baugesellschaft Lacuna, *Quartier-plan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734].

¹⁹¹ Zur Liste der Grundeigentümer siehe Baugesellschaft Lacuna 1969, S. [6].

¹⁹² Siehe Baugesellschaft Lacuna, «Gesuch um Zoneneinteilung gemäss Art. 13 Bauordnung sowie ein Ge-such um Erteilung der Bewilligung für die Erstellung von Hochhäusern (Vorentscheid) gemäss Art. 4 des städt. Gesetzes über den Bau von Hochhäusern», Chur, 18. Februar 1963, S. 3 [StadtAC Sign. BII/2.0003.07734]. Siehe Juristischer Sekretär des Stadtpräsidiums Chur, Brief an Simon Walser, Chur, 9. Mai 1963 [StadtAC BII/2.0003.07733].

¹⁹³ Hans Lorenz, Brief an das Stadtpräsidium Chur, Chur, 12. September 1963, S. 1 [StadtAC BII/2.0003.07764].

Das Areal umfasste einen Bruchteil jenes Gebiets, welches Marti Jahre zuvor in seiner Versuchsanordnung für eine Stadterweiterung für 20'000 bis 30'000 Menschen bearbeitet hatte. Die Architekten nahmen in ihrem Baugesuch zwar Bezug auf diese Vorarbeiten, gleichzeitig war es ihnen jedoch wichtig zu betonen, dass ihr Projekt weder eine «verkleinerte Wiedergabe der seinerzeitigen Überbauungsstudie noch eine partielle praktische Verwirklichung derselben» sei.¹⁹⁴ [Abb. 32–33] Drei 17- bis 20-geschossige Punkthochhäuser spannten in diesem ersten Projekt quasi als Eckpunkte das Areal auf, innerhalb dessen die niedrigeren Scheiben- und Würfelhäuser zu drei Einheiten gruppiert sind. Jede dieser Einheiten umfasst einen von Wasserläufen durchzogenen Grünhof. Ein viertes Hochhaus in der Weggabelung der einzigen das Quartier querenden Strasse bildet das eigentliche Herz der Anlage. Die besondere Stellung dieses Gebäudes zeigt sich auch in seiner städtebaulichen Setzung; während die Wohnbauten alle von der Strasse zurückversetzt und rundherum vom Grünraum eingefasst sind, ist das Sockelgeschoss des Einkaufszentrums über das Trottoir hinaus bis an die Strasse heran geführt. Der Strassenraum und das öffentliche Gebäude gehen direkt ineinander über, kein Distanz betonender Grünstreifen liegt dazwischen. Als Freizeitangebot war im Grünhof der südlichen Einheit ursprünglich eine Badeanlage geplant, die aber nicht realisiert wurde. Besonderes Augenmerk galt dem Auto als individuellem Fortbewegungsmittel und Garanten der persönlichen Freiheit in der Grossüberbauung. [Abb. 34] Eine unterirdische Parkanlage – die mit 860 Einstellplätzen für 850 Wohnungen mit 2700 Menschen weit grosszügiger dimensioniert war, als es das damalige Baugesetz forderte –, eine Autoservicestation, eine Reparaturwerkstatt sowie eine Tankstelle sorgen für den unkomplizierten Gebrauch der Fortbewegungsmaschine.¹⁹⁵ Gleichzeitig sollten mit ihrer Verbannung in den Untergrund diese Komforteinrichtungen das Auge nicht stören und dem gesunden Grün den Vortritt lassen. So wurde auch die Müllabfuhr in die Parkgarage verlegt und die Verkehrserschliessung an der Oberfläche auf eine Querverbindung minimiert. Damit waren die wesentlichen Elemente der Lacuna, wie sie später realisiert wurde, in diesem ersten, im Februar 1963 bei der Stadt eingereichten Projekt angelegt. Marti lobte das Projekt denn auch als «sehr seriöse Studie», über welche die Stadt mit gutem Gewissen das Quartierplanverfahren eröffnen könne.¹⁹⁶ Gleichwohl erfuhr das Projekt im Verlauf seiner Ausarbeitung noch verschiedene Änderungen. [Abb. 35–37] So forderte die Stadt, ein Schulhaus sowie drei Kindergärten in das Quartier zu integrieren. Das Punkthochhaus am südlichen Ende des Quartiers erhielt einen neuen Standort entlang der Querverbindung, bei anderen Wohnbauten wurden auf Empfehlung von Marti, der sich in einer ersten Begutachtung kritisch über die hohe Ausnützung von 1.23 äusserte, die Ausmasse reduziert.¹⁹⁷ Aufgrund der grossen Nachfrage nach Eigentumswohnungen

¹⁹⁴ Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734].

¹⁹⁵ Gemäss Artikel 60 des Baugesetzes galt als Richtlinie, dass pro 200 m² Geschossfläche in Wohnhäusern ein Abstellplatz für ein Auto vorgesehen werden sollte; siehe *Baugesetz der Stadt Chur vom 7. Februar 1960*, S. 20.

¹⁹⁶ Hans Marti, «Vorläufige Stellungnahme zum Quartierplan Lacuna», Brief an den Stadtpräsidenten, Zürich, 29. April 1963, S. [1] [StadtAC BII/2.0003.07733].

¹⁹⁷ Ebd., S. 4/5.

wurde auf die vorgesehenen Kleinwohnungen verzichtet und stattdessen ein Mehrfamilienhaus errichtet.¹⁹⁸

Aus den verschiedenen, noch vorhandenen Planungsstadien lässt sich folgern, dass die Architekten aber vor allem auf zwei Aspekte intensive Entwurfsarbeit verwendet haben. Zum einen ist dies die Gestaltung des Einkaufszentrums, dessen Höhe und Nutzung mehrfach überarbeitet wurde und mit dem sich auch die Behörden aufgrund der damit verbundenen Frage der Ausnützung sowie der Bedeutung für das Stadtbild eingehend auseinandergesetzt haben. Zum anderen schien die Gestaltung der offenen Flächen zwischen den Bauten einer schwankenden Haltung gegenüber der Natur unterworfen gewesen zu sein. Diese beiden Aspekte charakterisieren letztlich die schweizerische Diskussionen jener Zeit um die Stadt, den städtebaulichen Akzent sowie die Gestaltung des Aussenraums. Gleichzeitig geben sie Auskunft über eine mögliche spezifische Behandlung im Kontext der Alpenstadt und inwiefern dabei eigene Fragen auftauchten.

Das Einkaufszentrum als Agora

«Die Frage der Ausnutzungsziffer stellt wohl einen der wichtigsten Faktoren bei der Beurteilung des Quartierplanes dar.»¹⁹⁹ So lautete die erste Reaktion des juristischen Sekretärs des Stadtpräsidiums auf das Lacuna-Projekt hin an Hans Marti. Acht Jahre und unzählige Diskussionen über die Lacuna im Stadt- und Gemeinderat später erachtete die Baukommission es als Fehler, dass 1963 eine Ausnutzungsziffer von 1.2 erlaubt worden war; sie hielt fest, dass es höchstens 0.8 hätten sein dürfen.²⁰⁰ Dies und die erneute Revision des Baugesetzes 1972, bei der die Frage der Hochhauszonen neu geregelt wurde, offenbaren, dass trotz der grossen Ja-Mehrheit der Churer zum Hochhausgesetz 1960 das Hochhaus ein kontroverses Thema blieb. Dies schlug sich in einen wechselhaften Entwurfsprozess des Einkaufszentrums, dem Zentrum der Lacuna, nieder.

Allein die Grunddisposition war bereits im ersten Entwurf gegeben: ein ausladender, mehrgeschossiger Sockel, der das grosse Dreieck in der Weggabelung ausfüllt, sowie ein schlanker Turm darüber. [Abb. 38–40] Die Gebäudehöhe betrug im ersten Entwurfsstadium 17.5 Stockwerke. Die durch die Parzelle gegebene Grundrissfigur, ein gleichschenkliges Dreieck, wurde dazu benutzt, die innere Organisation entlang der Mittelachse zu spiegeln. Im Büro- und Wohnturm besetzten die Nebenräume die kurze Seite gegen Norden, entlang der Fassade nach Westen und Südosten waren die Haupträume angeordnet. Die Vertikalerschliessung befand sich im Kern des Gebäudes. Waren die Fassaden im ersten Entwurf noch in direkter, gerader Linie von Eckpunkt zu Eckpunkt gezogen, bogen sich die Seiten im an die Stadt eingereichten Projekt konkav nach innen, parallel zur Biegung der das Dreieck formenden Strassen. Daraus entstand nach Süden ein erkerartiger Abschluss, der die geschwungenen Fassadenteile kontrastierte.

¹⁹⁸ Baukommission der Stadt Chur, «Überbauung Lacuna I, Aspermontstrasse, Vorentscheid Abänderung des Quartierplanes», Chur, 25. November 1970 [StadtAC Sign. BII/2.0003.07777].

¹⁹⁹ Juristischer Sekretär des Stadtpräsidiums Chur, Brief an Hans Marti, Chur, 22. April 1963 [StadtAC Sign. BII/2.0003.07734].

²⁰⁰ Baukommission der Stadt Chur, «Überbauung Lacuna I, Aspermontstrasse, Vorentscheid Abänderung des Quartierplanes», Chur, 25. November 1970 [StadtAC Sign. BII/2.0003.07777].

Der öffentliche Sockel enthielt im Erdgeschoss einen grossen, wohl als Gemeinschaftsraum gedachten Saal, Geschäftsräume sowie mehrere Treppenhäuser, die ins eigentliche Ladengeschoss darüber führten. Dieses Stockwerk kragte auf allen Seiten über das Erdgeschoss hinaus, wodurch ein gedeckter, zur Strasse hin von dünnen Stützen begrenzter Passantenbereich mit städtischer Ambiance entstand. Marti begrüsst die Anordnung des Einkaufszentrums: sie schien ihm «nicht nur sinnvoll, sondern auch schön.»²⁰¹

Am 26. Juli 1963 genehmigte der Gemeinderat in einem Vorentscheid den Bau dieses Hochhauses, zusammen mit sieben weiteren Hochhäusern des Quartiers.²⁰² In derselben Sitzung bewilligte er auch die Umzonung des Gebietes von der Reservezone in die Wohnzone sowie die Vereinbarung mit der Baugesellschaft Lacuna, dass diese den Boden für das Schulhaus unentgeltlich der Stadt abtrete, im Gegenzug den Projektierungsauftrag für dieses erhalte sowie die abgetretene Fläche in die Ausnützungsziffer einbeziehen könne.²⁰³ Marti selber hatte sich trotz der anfänglichen Bedenken gegenüber der hohen Ausnützung für dieses Vorgehen ausgesprochen. Er hielt es für unabdingbar, dass Grossüberbauungen, die auf privater Basis entstanden und bei denen die Bauherrschaft bemüht war, auch öffentliche Aufgaben zu erfüllen, seitens der Behörden unbedingt unterstützt werden sollten. Die rechtlichen Instrumente sollten gegebenenfalls so eingesetzt werden, dass die Realisierung dadurch erleichtert werde. Eine Grossüberbauung ohne öffentliche Gelder könne nur realisiert werden, wenn eine genügend hohe Ausnützung gewährleistet sei. Deshalb unterstützte Marti auch das vom Churer Bauamt vorgeschlagene Prämiensystem, bei dem die Bauherrschaft für die Erstellung eines Quartierplanes, für das Mehr an Grünfläche infolge der unterirdischen Parkierung sowie für die unentgeltliche Abgabe der Fläche für die Schulanlage an die Stadt mit einer erhöhten Ausnützungsziffer von 1.3 belohnt wurde.²⁰⁴

Marti verstand die neuen rechtlichen Grundlagen als Instrumentarium, mit welchem gerade auf private Initiative hin geplante Grossüberbauungen ermöglicht, und nicht verhindert werden sollten. Mit dem Einbezug öffentlicher Aufgaben – Schule und Kindergarten – hob sich das Lacuna-Projekt aus seiner Sicht deutlich von anderen privaten Projekten mit «rein spekulativem Charakter» ab, vor allem solcher in der Romandie.²⁰⁵ Ebenso

²⁰¹ Hans Marti, «Gutachten über den Quartierplan Lacuna», Zürich, 10. Juli 1963, S. 5 [StadtAC BII/2.0003.07733].

²⁰² Da sich im Projektverlauf der Lacuna mit der Revision der Stadtverfassung 1964 die Bezeichnungen von Stadtrat (Parlament) und Stadtrats-Ausschuss (Regierung) in Gemeinderat und Stadtrat änderten und um klar zwischen den beiden Gremien unterscheiden zu können, sei hier auch für die Zeit vor 1964 von Gemeinde- und Stadtrat die Rede; siehe auch weiter oben Fussnote 155.

²⁰³ Siehe *Botschaft des Stadtpräsidenten an den Stadtrat von Chur betreffend Zoneneinteilung und Vorentscheid für Hochhäuser im Quartierplan Lacuna*, Chur, 26. Juli 1963 [StadtAC BII/2.0003.07734]; Protokoll der Sitzung des Stadtrates von Chur vom 26. Juli 1963, S. 73–75 [StadtAC ABIII/P01/300].

²⁰⁴ 0.8 (zonengemässe AZ) + 0.2 (Prämie für Erstellung eines Quartierplans) + 0.2 (Belohnung für Mehr an Grünfläche) + 0.1 (Entschädigung für Abtretung Schulhausareal) = 1.3 AZ; siehe Hans Marti, «Gutachten über den Quartierplan Lacuna», Zürich, 10. Juli 1963, S. 6 [StadtAC BII/2.0003.07733]. Die tatsächlich bewilligte AZ war 1.2; siehe «Vorentscheid für Hochhaus Typ G (EKZ) der Baugesellschaft Lacuna», in: Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 14. März 1969, S. 64 [StadtAC ABIII/P01/308a.1].

²⁰⁵ Hans Marti, «Gutachten über den Quartierplan Lacuna», Zürich, 10. Juli 1963, S. [1] [StadtAC BII/2.0003.07733]. Marti nannte keine konkreten Beispiele, womöglich hatte er an die Cité du Lignon in Genf gedacht, eine Grosssiedlung für knapp 6'000 Einwohnern, die zwischen 1962 und 1971 realisiert worden war.

unterscheide es sich von Grossüberbauungen in Zürich, Basel und Bern, welche entweder als Genossenschaftswohnungsbau oder mit der finanziellen Unterstützung der öffentlichen Hand gebaut wurden. Diese Umstände zusammen mit den städtebaulichen Qualitäten des Entwurfs liessen Marti das Projekt einen «nicht zu unterschätzenden Beitrag zum modernen Städtebau der Schweiz» bezeichnen.²⁰⁶ Auch wenn in diesem Urteil subjektives Wohlgesinnen mitschwingt, ist Marti beizupflichten. Die städtebauliche Konzeption der Lacuna war mehr als das technokratische, wirtschaftlich optimierte Organisieren von dringend benötigtem Wohnraum, auch wenn die Rendite zweifelsohne ein leitender Faktor war.

Bereits im November 1963 genehmigte das Parlament das definitive Baugesuch für das erste Hochhaus des neuen Quartiers.²⁰⁷ Zwei Jahre später waren das Hochhaus sowie die ersten beiden Blockbauten bezugsbereit.²⁰⁸ Auf dem Skizzenpapier wuchs zeitgleich das Einkaufszentrum immer weiter in die Höhe. [Abb. 41–42] Mit zehn zusätzlichen Stockwerken, in denen ein Hotelbetrieb untergebracht werden sollte, sollte die durch die Verkleinerung einiger Blockbauten verlorene Nutzfläche kompensiert werden. Zudem war der Grundriss des eigentlichen Turms, nun auf einem gleichseitigen Dreieck aufbauend, kompakter geworden, was weitere Nutzfläche für zusätzliche Stockwerke freisetzte. Mit der neuen Höhe von 27.5 Stockwerken sollte das Einkaufszentrum eine schlanke Marke in der Lacuna setzen. Das im Herbst 1968 eingereichte Baugesuch stiess bei der Stadt jedoch auf Widerstand, denn das überarbeitete Projekt bedeutete aus ihrer Sicht eine massive Abweichung vom rechtsgültigen Quartierplan, weshalb bei Hans Marti ein Gutachten eingeholt wurde. Dieser begrüsst die Verschiebung des städtebaulichen Akzents innerhalb der Lacuna hin zum Einkaufszentrum: «Die massige Überbauung (durch hohe Ausnützungsziffer, grosse Baumassen und zusammenhängende Freiflächen gekennzeichnet), die im heutigen Bauzustand etwas schwer in der Landschaft liegt, erhält mit einem hochragenden, schlanken Baukörper ein weithin sichtbares Merkmal, das das Zentrum der Anlage markiert.»²⁰⁹ Marti äusserte sich damit ungewöhnlich kritisch zum bisher Entstandenen und liess durchscheinen, dass die anfängliche Verve ob der realen Entwicklung einem Eindruck von Ernüchterung gewichen war. Die Übertragung von der Idee auf dem Plan und im Modell in die Wirklichkeit hat offenbar nicht das erhoffte Bild von Stadt gezeitigt. Martis Urteil deutet aber auch auf einen allein auf die ästhetische Wirkung fokussierten Blick, der vorab die Verteilung der Volumen sowie das Verhältnis von Leerraum zu umbautem Raum im Auge hat. Diese an der Arbeit mit dem Modell geübte Perspektive ist jene aus der Ferne. Das erklärt auch, weshalb Marti die ausserhalb dieser Perspektive wirkenden Faktoren wie den Eindruck aus der Nähe, den verlängerten Schattenwurf oder die durch die Nutzungsverlagerung sich verändernden Verkehrsflüsse als vernachlässigbar erachtete. Dafür aber empfahl er aufgrund

²⁰⁶ Hans Marti, «Gutachten über den Quartierplan Lacuna», Zürich, 10. Juli 1963, S. 5 [StadtAC BII/2.0003.07733].

²⁰⁷ Siehe *Botschaft des Stadtpräsidenten an den Stadtrat von Chur betreffend Baugesuch Lacuna für ein Hochhaus Typ L*, Chur, 13. November 1963 [Hochbauamt Stadt Chur, Abteilung Baupolizei, Baugesuch Nr. 2369].

²⁰⁸ Siehe Spadini 1965a.

²⁰⁹ Hans Marti, Brief an das Bau- und Vermessungsamt der Stadt Chur, Zürich, 22. November 1968, S. 3 [Hochbauamt Stadt Chur, Abteilung Baupolizei, Baugesuch Nr. 1561].

der zwar die ästhetische Gesamtwirkung verbessernden, aber den rechtsgültigen Quartierplan doch sprengenden Gestaltung des Einkaufszentrums, den Quartierplan entsprechend zu revidieren.²¹⁰

Der Stadtrat teilte grundsätzlich diese Haltung, befand aber, dass die bei bereits erstellten Bauten nicht benutzten Flächen nur zu einem Teil umgelagert werden können. Mit der Begründung, dass kein Rechtsanspruch auf die maximale Erreichung der einst im Quartierplan bewilligten Ausnützungsziffer bestehe, sah der Stadtrat hier eine Möglichkeit, die mittlerweile von vielen als zu hoch erachtete Ausnützung zu reduzieren.²¹¹ Denn wenn es der Bauherrschaft «tatsächlich um die bessere Wirkung des Gebäudes geht (ohne dabei die schon bisher als hoch betrachtete Ausnützung noch mehr zu strapazieren), so stehen dafür noch andere Möglichkeiten, z.B. die Einschaltung von offenen Geschossen, Vergrösserung der Stockwerkshöhe usw. offen.»²¹² Schliesslich genehmigte der Gemeinderat im Herbst 1969 eine Höhe von 24.5 Stockwerken, wobei diese nur drei Meter niedriger war als jene von 27.5 Stockwerken. Diese für die städtebauliche Wirkung als notwendig betrachtete Höhe wurde dadurch erreicht, indem jedes Stockwerk um 10 Zentimeter erhöht und am Fuss des Turmes ein Zwischengeschoss für die technischen Anlagen, die Waschküche und Trockenräume eingeschoben wurde, dessen Fläche nicht in die Ausnützungsziffer einzubeziehen war.²¹³ [Abb. 43] Weggefallen war hingegen die Idee, im Hochhaus ein Hotel einzurichten. Der Turm enthielt nun 5.5-, 4.5- und 1-Zimmerwohnungen, die auch als Büro- oder Praxisräume gemietet oder gekauft werden konnten.

Die in einem frühen Entwurfsstadium geschwungenen Fassaden des Turmes waren zweifach geknickten Dreiecksseiten gewichen, welche die Raumgliederung im Innern bestimmten. [Abb. 44–45] Die in dieser Weise vielfach gebrochene Grundform übertrug sich im Innern auf eine differenziertere Ausrichtung und eine spezifischere Form von Eigenleben der einzelnen Räume. Die Spiegelung entlang der zur dienenden Schicht ausgeweiteten Mittelachse bestand nach wie vor, jedoch war die Vertikalerschliessung aus dem Zentrum an die Nordseite verlegt worden, wo die Lifte den Abschluss dieser dienenden Achse bildeten. Das Zwischengeschoss ist leicht eingezogen und deutet darauf hin, dass der breite, scheinbar stabilisierende Sockel darunter nur eine Ummantelung des Hochhauses ist. Denn um Platz für die Baustelleneinrichtung zu haben, war zuerst das Hochhaus errichtet worden, und danach erst der vorgelagerte Büro- und Laden-trakt.²¹⁴ Turm und Sockel, lesbar als Säule und Basis, interagieren nicht aus einer konstruktiven Funktionalität heraus, sondern aus einer stadträumlichen und markieren die besondere Stellung des Gebäudes in der Lacuna. Als einziges weist dieses eine

²¹⁰ Siehe ebd., S. 4f.

²¹¹ Siehe *Botschaft des Stadtrates an den Gemeinderat von Chur betreffend Baugesuch der Baugesellschaft Lacuna für Hochhaus Typ G*, Chur, 22. Januar 1969, S. 2f. [StadtAC BBIII 01.005].

²¹² *Bericht des Stadtrates an den Gemeinderat von Chur betreffend Vorentscheid Hochhaus Typ G (EKZ) der Baugesellschaft Lacuna*, Chur, 26. Februar 1969, S. 2 [StadtAC BBIII 01.005].

²¹³ Siehe «Vorentscheid für Hochhaus Typ G (EKZ) der Baugesellschaft Lacuna», in: *Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 14. März 1969*, S. 64 (StadtAC ABIII/P01/308a.1); *Botschaft des Stadtrates an den Gemeinderat von Chur betreffend Bewilligung für den Bau des Hochhauses Typ G der Baugesellschaft Lacuna*, Chur, 24. Oktober 1969, S. 1f. [StadtAC BBIII 01.005].

²¹⁴ Siehe *Botschaft des Stadtrates an den Gemeinderat von Chur betreffend Bewilligung für den Bau des Hochhauses Typ G der Baugesellschaft Lacuna*, Chur, 24. Oktober 1969, S. 2 [StadtAC BBIII 01.005].

Funktionsmischung von Wohnen, Arbeiten, Konsum und Gesundheit auf. Im Obergeschoss dieses Sockels entstanden die Räume für das Architekturbüro Thomas und Thomas Domenig, welches sich bis heute, mittlerweile von der dritten Generation Domenig geführt, dort befindet. Der im Erdgeschoss geplante Saal war Ladenflächen gewichen, die wohl rentabler waren als Gemeinschaftseinrichtungen. Mit der Setzung des Einkaufszentrums an die verkehrsreichste Stelle des Quartiers, mit dem ausladenden Sockel und dem Turm darüber, der sich durch seine Höhe, Form und Materialisierung – als einziges Gebäude der ersten Etappe der Lacuna war es in Sichtbeton ausgeführt – von allen anderen Bauten abhob, wurde die besondere Bedeutung des Ortes betont. Die dafür gewählten städtebaulichen und architektonischen Mittel sind der Konzeptwelt der Neuen Stadt zuzuordnen, aber auch dem bewährten städtebaulichen Kanon. Als Gegenstück zum Einkaufszentrum hatten die Architekten in der zweiten Etappe, der Lacuna II, an der gespiegelten Weggabelung je nach den Bedürfnissen eine Kirche, ein Verwaltungs- oder Geschäftsgebäude vorgesehen, was allerdings nicht ausgeführt wurde.²¹⁵ [Abb. 46] Um der Kühnheit, Neuheit und Dimension der Lacuna und insbesondere des alles überragenden Einkaufszentrums trotzdem einen realen Boden zu geben, bedienten sich die Architekten der Vorstellung der historischen Kontinuität: «Im Sinne der griechischen Agora, die ursprünglich zugleich Promenade und Markt war, soll das Einkaufszentrum die Quartiergemeinschaft betonen.»²¹⁶ Mit dem Verweis auf die antike Agora zitierten sie eine bedeutungsschwangere und eng mit der klassischen Moderne verbundene Denkfigur. Moderne und Antike wurden als theoretisches Koordinatensystem angelegt. Das Bild der Agora ergänzte ein von Domenig erwähntes Zitat des Zürcher Architekten Alfred Trachsel, der sich in den fünfziger Jahren mit der kinderfreundlichen Gestaltung von städtischen Aussenräumen auseinandergesetzt hatte. Dieser betonte, dass Städtebau nicht allein die technische Produktion von Wohnbauten und Erschliessungsanlagen bedeute, sondern zum Ziel haben müsse, Wohnquartiere zu schaffen, die «dem Einzelnen und der Gemeinschaft die nötige Entwicklungsmöglichkeit sichern. Die lebendige Gemeinschaft bildet die Basis für das kulturelle Leben, auf das eine Demokratie angewiesen ist.»²¹⁷ So leichtherzig und unbedarft das Assoziieren der Lacuna mit der Agora und der aus ihr entsprungenen Demokratie erscheinen mag – die Architekten waren nicht für grosse theoretische Ausführungen über ihre Projekte bekannt und teilten die «leise anti-intellektuelle», vorab auf die Architekturproduktion konzentrierte Haltung ihrer Generation –, ist es doch typisch für die damalige Debatte um die städtebauliche Gestaltung von Gemeinschaft und Begegnung.²¹⁸ Sie war aus der Kritik an der Funktionstrennung der Stadt in die Bereiche Arbeiten, Wohnen und Freizeit erwachsen. Diesem in seiner räumlichen Radikalität missverstandenen Stadtmodell wurde zunehmend die Entfremdung der Menschen voneinander und von ihrem Lebensort vorgeworfen.²¹⁹ Sigfried Giedion, zu Thomas Domenigs Studienzeiten Dozent an der ETH, sah die

²¹⁵ Siehe Baugesellschaft Lacuna 1969, S. [7].

²¹⁶ Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734].

²¹⁷ Baugesellschaft Lacuna 1969, S. [5]. Für das Zitat von Trachsel siehe Trachsel 1959, S. 229.

²¹⁸ Loderer 1995, S. 6.

²¹⁹ Die Revision dieser Position ging im Wesentlichen von den CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) aus. Die neue Ausrichtung auf die Stadtplanung als ein Planen für die Gemeinschaft kulminierte

Aufgabe des Stadtplaners als Teil des «Humanisierungsprozesses», weshalb der Stadtbau gleich der Demokratie die «Herstellung des Gleichgewichts zwischen individueller Freiheit und kollektiver Bindung» zum Ziel haben müsse.²²⁰ Die Schuld für die Isolierung der Menschen sah er in der «undisziplinierten Struktur» der Stadt, der massiven Anhäufung grosser Wohnbauten einerseits und der endlosen Zersplitterung in Einfamilienhäuser andererseits.²²¹ Als gelungenes Beispiel für den Gleichklang von Individuum und Gemeinschaft führte er Le Corbusiers Unité d'habitation, erbaut 1947 bis 1952 in Marseille, an, die sich durch eine enge Verbindung von sozialen Einrichtungen mit dem Leben der Bewohner auszeichne. Als in dieser Hinsicht «interessantestes Experiment» – neben den Betreuungsstätten für Kinder und den Freizeiteinrichtungen auf dem Hausdach – bezeichnete Giedion die als Ladenpassage funktionierende Rue intérieure, die «Rue Marchande», auf halber Höhe der Unité.²²²

Auch bei der Lacuna scheint der geforderte städtebauliche Raum für den Ausgleich zwischen der individuellen Freiheit in den eigenen vier Wänden und der Gemeinschaft in erster Linie mit einem Einkaufszentrum sowie der idealen Erschliessungsinfrastruktur für das Auto eingelöst worden zu sein. Es ist Ausdruck für die damalige Bedeutung des Konsums, der angesichts der entbehrungsreichen Kriegsjahre und dem verspäteten Aufschwung in Graubünden zum Symbol für eine neue Freiheit und ein neues Selbstverständnis wurde. Dieser Zusammenhang erhält zusätzliches Gewicht, beachtet man, dass ein wesentlicher Teil der Lacuna-Bewohner aus den Bergtälern in die Stadt Abgewanderte waren. Diese aus wirtschaftlicher Not Landflüchtigen versprachen sich vom Leben als Teil einer städtischen Konsumgesellschaft Sorgenfreiheit und Wohlstand. Und jenen, die vor allem aus der gesellschaftlichen Enge und sozialen Kontrolle ihrer alten Heimat ausbrechen wollten, kam die anonyme, rentabilisierte Gestaltung von Gemeinschaft in Form eines Einkaufszentrums auch nicht ungelegen. Somit entsprach die Lacuna nicht einem Diktat der rigorosen Trennung, sondern einer «neuen Mischung der Lebensfunktionen, die mit Wohnung, Freizeit und Einkauf zusammenhängen», wie es der Architekturhistoriker Stanislaus von Moos für die Unité d'habitation von Le Corbusier formuliert hat.²²³

Neben dieser Mikroebene der Bedeutung und Funktion des Einkaufszentrums, die sich nach innen auf das eigentliche Quartier bezieht, berührt der Entwurfsprozess dieses Gebäudes auch die Makroebene, das heisst, den Grad der Integration der Lacuna in die Stadt. Das Einkaufszentrum ist die optische Spitze des städtebaulichen Akzents, den die Lacuna der flachen Churer Rheinebene bringen sollte, «um ein gegliedertes und

in der CIAM-Tagung von 1951 in Hoddeson bei London und der aus dieser Zusammenkunft hervorgegangenen Publikation *The Heart of the City: Towards the Humanisation of Urban Life*; siehe Domhardt 2011. Die Autorin beleuchtet in ihrer Dissertation den Einfluss der amerikanischen Nachbarschaftsidee auf die Revision der Städtebauthorie der CIAM zwischen 1937 und 1951.

²²⁰ Giedion 1956a, S. 96/97.

²²¹ Ebd., S. 97.

²²² Giedion 1941, S. 341.

²²³ von Moos 1968, S. 246. Wie Konstanze Domhardt jüngst im Zusammenhang mit der Tätigkeit der CIAM nachwies, existierte eine strikte Funktionstrennung als städtebauliches Konzept gar nie. Vielmehr diene die Trennung in die vier Kategorien Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr als Instrument für die Stadtanalyse. Die Funktionstrennung als Stadtmodell war das Ergebnis einer Fehlrezeption; siehe Domhardt 2011, S. 34ff.

deshalb ansprechendes Stadtbild zu bekommen.»²²⁴ Mit einem punktuellen Eingreifen sollte das gesamte Stadtbild aufgewertet werden. Dieser ästhetischen Wirkung zugunsten des städtischen Kollektivs steht die mit dem Einkaufszentrum, den Schulen und Kindergärten sowie den Freizeitmöglichkeiten geschaffene Selbständigkeit gegenüber. Den Architekten schwebte eine «gewisse Unabhängigkeit und eine städtebauliche Konzentration» vor, aus der eine «organische Eigenständigkeit [...], ohne jedoch eine vollkommene Loslösung vom eigentlichen Stadtkern» resultieren sollte.²²⁵ Die dafür notwendige Zusammengehörigkeit sollte über die einheitliche Gesamtgestaltung der verschiedenen Einzelobjekte geschaffen werden. Dies sei dank der Tatsache gegeben, dass Planung und Ausführung sowie die gesamte architektonische Koordination in einer Hand liegen würden.²²⁶ Diese zentrale Frage der Beziehung der Lacuna zur bestehenden Stadt aufnehmend, wünschte der Stadtpräsident anlässlich der Einweihung der ersten Etappe 1972 dem neuen Quartier einen «echten Quartiergeist, der aber trotzdem vom Stadtgefühl überschattet werde.»²²⁷ Diesen präsidialen Worten lässt sich zweierlei entnehmen. Zum einen verbindet sich hier mit dem Quartiergeist eine explizit nicht städtische Vorstellung. Zum anderen bringt der «Schatten des Stadtgefühls» nicht eine rundherum positive Einschätzung des Städtischen ans Licht. Vielmehr zeigt sich darin eine zwiespältige Beziehung zu etwas, das man zwar suchte und schätzte, da es die eigene Heimat ist, das aber auch seine Kehrseiten hat.

Traktor und Hochhaus

Zu dieser ambivalenten Haltung mag nicht zuletzt auch die für Chur neuartige Beziehung von gebautem Volumen und städtischem Zwischenraum beigetragen haben, mit der eine neue Art der Benutzung einherging. Im Zusammenhang mit dem Solariapark erläuterten die Architekten die Neuartigkeit der räumlichen Zusammenhänge folgendermassen: «Ein immer neuer Wechsel von Engem und Weitem, Offenem und Geschlossenem sind es, die den neuen Charakter prägen. Der Raum ist nicht mehr geschlossen im üblichen Sinn, er ist nicht mehr von einem Punkt aus zu erfassen, sondern kann nur im Durchschreiten, in der Bewegung von verschiedenen Orten erfasst werden.»²²⁸ Diesen abstrakt-konzeptionellen Ansatz in konkrete Raumbezüge umzusetzen erwies sich im Fall der Lacuna, die mit ihren Dimensionen weit komplexer war als der Solariapark, als schwierig, wie es die im Verlauf des Entwurfsprozesses immer wieder geänderte Parkgestaltung zu erkennen gibt. Zwar war für die Architekten der von Marti mit der Einführung der Ausnützungsziffer mehrfach erläuterte Zusammenhang von hohen Bauten und grossen Freiflächen als Grundprinzip unbestritten, über die inhaltliche Besetzung dieser Flächen herrschte aber nicht selbige Klarheit. Damit ist weniger die konkrete Nutzung

²²⁴ Domenig/Domenig 1971.

²²⁵ Domenig/Kill 1965, S. 285.

²²⁶ Ebd., S. 286.

²²⁷ S 1972.

²²⁸ Thomas und Thomas Domenig, «Beschrieb Quartierplan Solariapark», Chur, 2. Dezember 1959, o.S. [Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung, Quartierplan «Solariapark 1959»].

gemeint als vielmehr die ästhetische Gestaltung, die zwischen freien, organischen Formen und einer dem strengen rechten Winkel folgenden Linienführung schwankte. Allein, die Frage der formalen Gestaltung resultiert letztlich wieder in der Frage nach der Funktion, der Zuordnung und der Art der Öffentlichkeit dieser Räume und den Vorstellungen von Stadt, die damit verbunden waren. [Abb. 47–48]

Seitens der Architekten wurde regelmässig das – letztlich nur halb realisierte – Freizeitangebot hervorgehoben sowie die mit Zahlen belegte Tatsache, dass sich die Grosszügigkeit der Quartierplanung vor allem darin manifestiere, dass von 66'300 Quadratmetern nur 23 Prozent überbaut seien.²²⁹ Während die bauliche Fassung dieser räumlichen Grosszügigkeit bald eine feste Form gefunden hatte und mit dem rechtsgültigen Quartierplan auch behördlich fixiert wurde – wobei offen bleibt, ob sie ein Restraum der aus der inneren Logik platzierten Bauten oder ein durch die Bauten aktiv formulierter Raum ist –, war die eigentliche Gestaltung dieser Zwischenräume offener. So war in den frühen Projekten von 1963 und 1965 in den Grünhöfen der beiden südlichen Einheiten eine grosszügige Wasserlandschaft geplant gewesen, die vom Mühlbach mit Wasser versorgt werden sollte.²³⁰ Ursprünglich war vorgesehen, das ganze Gebiet entlang des Mühlbachs mit seinem reichen Baumbestand als öffentlichen Spazierweg von der Stadt zur Rheinpromenade zu deklarieren. Ein Rekurs hatte jedoch zu einer Regierungsentscheidung geführt, mit welchem Boden in Privateigentum nicht zur Grünzone und deshalb für unverbaubar erklärt werden konnte.²³¹ Das Recht des Eigentümers sollte nicht durch eine solche Einschränkung tangiert werden. Nach und nach verschwand die Wasserlandschaft in den Entwürfen und nur noch ein kurzes Stück des Mühlbachs sollte offen bleiben. Die Grünflächen organisieren die im rechten Winkel oder diagonal verlaufenden Fusswege; diese teilen sie in einzelne Felder ab, welche abwechslungsweise als Spielplatz, Sportfeld, Wiese oder zur Trocknung der Wäsche genutzt sind. Im nördlichen Grünhof war ein offenes Schwimmbad in Kombination mit einer Spielwiese geplant, beides verschwand aber im Lauf der Zeit aus den Plänen. Nachdem die Quartierbadeanlage nicht im Rahmen der ersten Etappe der Lacuna realisiert werden konnte, wurde das Vorhaben in der zweiten Etappe aufgenommen. Doch auch hier geriet die Planung, wohl aufgrund wirtschaftlicher oder betrieblicher Überlegungen, zur Makulatur und statt der Badeanlage wurde ein grosser, organisch geformter Teich angelegt, der in seinen Anfängen als rechteckige Anlage geplant war. [Abb. 33, 35, 46, 49–50] Diese knapp dargestellte Entwicklung zeigt, dass für die Gestaltung der weiten Leerflächen in funktionale Stadträume trotz der konkreten Nutzungen kein eindeutiges Konzept zur Hand war.

In der Ausführung wirkte sich dies in einer gewissen funktionalistischen Abstraktheit aus, die sich aber mit der vom Boden leicht abgehobenen Setzung der Gebäude wieder zu einer gemeinsamen Gestik vereint: die vertikale Gliederung in eine vom Boden losgelöste Wohnebene, eine Grünebene und eine technische Verkehrsebene im Untergrund.

²²⁹ Siehe Baugesellschaft Lacuna 1969, S. [2].

²³⁰ Siehe Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734]; Spadini 1965b, S. 3.

²³¹ Siehe Stadtpräsident G. Sprecher, Brief an Kantonsbaumeister Hans Lorenz, Chur, 9. Januar 1964, S. 1 [StadtAC Sign. BII/2.0003.07764].

[Abb. 51] Diese funktionale Trennung nach dem Grad und der Geschwindigkeit der Bewegung respektive des Verweilens war unter anderem von Le Corbusier mit seinem Plan Voisin für Paris 1925 in die Städtediskussion der Moderne eingeführt worden, wo er eine radikale Trennung der verschiedenen Verkehrsströme vorschlug. Für Max Frisch war dieser Ansatz auch in den fünfziger Jahren nach wie vor das «Ergebnis eines folgerichtigen Denkens».²³² Als Lösung für den zunehmenden Flächenbedarf aufgrund des Bevölkerungs- und Verkehrswachstums schlug Frisch eine Etagencity vor: «Es verschwindet die Rennbahn in der Strassenschlucht; der Fahrverkehr, vom Fussgänger kaum noch wahrzunehmen, ist unter uns, oder anders gesprochen: Wir stehen über der Technik. Dadurch wird alles, was auf einem heutigen Stadtplan als graue Strassen erscheint, zum Park; die neue Stadt ist eine grüne Stadt, eine Garten-Innenstadt.»²³³

[Abb. 52] Der alltägliche Verkehrsgebrauch des öffentlichen Raums, genauer gesagt der Strassen, auf denen der langsame Passantenverkehr und der schnelle Fahrverkehr ineinander verstrickt waren und mit stetem Wachstum als zäher Brei den Raum besetzten, sollte nun sauber getrennt werden. Das Auto, in den Nachkriegsjahrzehnten nicht länger ein Vorrecht der begüterten Gesellschaftsschicht, sondern ein für viele erschwingliches Fortbewegungsmittel, sollte in den Untergrund verbannt werden. Die technischen, das Alltagsleben erleichternden Erfindungen fanden in Folge des zunehmenden Wohlstands rasche Verbreitung. So machte es die Unabhängigkeit bietende Mobilität möglich, dass Siedlungen wie die Lacuna am Rand der Stadt gebaut werden konnten. Gleichwohl sollte das Mittel dazu aus dem Blickfeld verschwinden und den Menschen suggerieren, dass sie «über der Technik» stehen. Damit erlebte das Auto dasselbe Schicksal wie andere Komforteinrichtungen des modernen Lebens. So fand beispielsweise die Zentralheizung, die den Kachelofen ersetzte, im Keller ihren Standort und in der Stube entschädigte ein das archaische Herdfeuer symbolisierendes Cheminée für den verloren gegangenen Wärmekörper. Eine Art Reminiszenz an das in den Untergrund Verschwundene findet sich auch in der Lacuna: die Fusswege an der Oberfläche zeigen ein verstohlenes Abbild der unterirdischen Bewegungsströme.

Diese weder als klassischer Hofraum eines Blockrands noch als öffentliche Parkanlage funktionierenden Flächen bedeuteten eine neue Form von Öffentlichkeit: Da sie zwar öffentlich zugänglich sind, aber optisch im Fokus der dominanten Lacuna-Bauten liegen, stellen sie eine Art semi-öffentlichen, einer definierten Zielgruppe vorbehaltenen Raum dar. Gleichzeitig bleibt die räumliche Zugehörigkeit trotz konkreter Nutzungszonen wenig greifbar und abstrakt. Und für viele Bewohner verläuft der Zugang zu diesem Grünraum in erster Linie über den Blick aus dem Hochhaus oder Wohnblock. Die Tatsache, dass die Grünflächen für städtische Verhältnisse übergross dimensioniert sind, weist ihnen ihre eigentliche Funktion zu. Denn zum Topos, dass sich die Menschen seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert mehr und mehr von einer ganzheitlichen Lebensweise entfremdeten, gehörte nicht nur die zwischenmenschliche Entfremdung, sondern auch jene von der Natur. Als Ersatz für die verlorene Natur und als Mittel zur «körperlichen und seelischen Hygiene» sollte das Grün zurück in die Stadt und in die Wohnsiedlungen geholt werden, um dort den Städtern «Erholung von den Anstrengungen und

²³² Burckhardt L./Frisch/Kutter 1956, S. 55.

²³³ Ebd., S. 56 sowie Abbildung 8 im Bildanhang.

Aufregungen des städtischen Alltags zu schenken.»²³⁴ Zu diesen Anstrengungen gehörte auch die «Vermassung», denen die Grünflächen als «Neutralisator» entgegenwirken und den Menschen wieder individualisieren würden.²³⁵

Real erfahrbar war diese Naturverwurzelung in jenen früheren Siedlungen umgesetzt, wo nach der Gartenstadt-Idee den Bewohnern ein Stück Garten zur Selbstversorgung, vor allem aber als «Mittel gegen die Verproletarisierung» zugewiesen wurde.²³⁶ In der *Lacuna* wurde der private Garten zur durchgehenden Parklandschaft, die direkte Tuchfühlung mit der heimischen Erde ist einem abstrakten Abbild davon gewichen. Und wenn auch das Grün des Parks sich mit jedem Stockwerk etwas weiter in der Ferne verliert, so gestattet die Höhe dafür die Sicht des Alpinisten auf die zu Füßen liegende Stadt. Am Funktionieren dieser schematischen Natur-Stadt-Mensch-Beziehung wurden Zweifel geäußert, gerade von Protagonisten der Neuen Stadt, wie etwa Lucius Burckhardt. Damit ein Raum für die Menschen eine Identität erhalte und von ihnen benutzt und gepflegt werde, brauche es die eindeutige Zugehörigkeit des Raumes zu jemandem, einer Gruppe. «Soziales Grün» zwischen den Bauten würde nichts bringen, denn «die Gesetze unseres Zusammenlebens werden es stets verhindern, dass Anlagen von ungeklärter Zugehörigkeit kollektiv und spontan genutzt und gepflegt werden.»²³⁷ Der Idee, dass der Stadtmensch den städtischen Grünraum nicht einfach nur nutzt, sondern selbst pflegen soll, ist indessen eine gewisse ländliche Vorstellung von Naturverbundenheit nicht abzusprechen.

Mit dieser Thematik verbindet sich aber auch eine Beziehung zur Natur, die eine zwiespältige ist, seit die ersten englischen Alpinisten das Alpenbild geprägt hatten. In dieser sind die mythische Überhöhung und die Ergriffenheit vom Sublimen der Natur mit dem Willen der Menschen zur Naturbeherrschung ein Bündnis eingegangen, das seither zu einer treibenden Kraft für die Entwicklung von Bergregionen geworden ist. Gerade in einer vom alpinen Kontext geprägten Stadt wie Chur erhält diese Spannung eine eigene Bedeutung. Für Le Corbusier, das Bauen von Raum zum Schutz und zur Arbeit als Inbegriff dieser Domestizierung der Natur verstehend, war die Stadt nichts anderes als die «Beschlagnahme der Natur durch den Menschen».²³⁸ Gleich der Poesie, die er als «vereinbarte Wechselbeziehungen zwischen wahrnehmbaren Bildern» definierte, war die Stadt eine Schöpfung von Menschenhand. Als solche konnte sie auch zur Quelle der Poesie, der Wechselbeziehung zwischen Bildern werden. Entsprechend war die durch die Poesie gesehene Natur «nichts als eine Konstruktion des Geistes».²³⁹ Diesen Gedanken fortsetzend, ist also auch die Vereinnahmung der Stadt durch die Natur, die in der *Lacuna* im Kleid höchster Künstlichkeit im Stadtraum auftaucht, eine Konstruktion des Geistes und eine menschliche Vereinbarung über die Wahrnehmung von Natur, welche die Polarität zwischen naturhafter Natur und künstlicher Stadt ad absurdum führt. Der Zürcher Kunsthistoriker Willy Rotzler, der ein genauer Beobachter des öffentlichen

²³⁴ Rotzler 1950, S. 66.

²³⁵ Ebd.

²³⁶ Artaria 1948, S. 8.

²³⁷ Burckhardt L./Förderer 1968, S. 44.

²³⁸ Le Corbusier 1925, S. 84.

²³⁹ Ebd.

Raums war und das Stadtgrün wegen seiner heilenden Wirkung propagierte, verhehlte die damit verbundene romantische Sehnsucht nach der verlustig gegangenen Naturverbundenheit nicht. Romantik an sich war für ihn weder gut noch böse, wesentlich sei allein «in welcher Weise wir uns ihr hingeben», welche Art von Wechselbeziehungen zwischen den von Menschen wahrgenommenen Bildern vereinbart würden.²⁴⁰

Mit der Nähe zur Landwirtschaft am Stadtrand und den Bergen im Hintergrund lud die Lacuna dazu ein, Wechselbeziehungen von Natur und Stadt zu konstruieren. [Abb. 53–55] Positive Stimmen würdigten die Lacuna als Beweis für eine «friedliche Koexistenz» von Natur und Stadt, wo die Kinder nicht, wie von vielen befürchtet, abgeschottet von der Tierwelt und der Landwirtschaft leben würden.²⁴¹ Hierbei ging es nicht in erster Linie um den Kontrast zwischen künstlicher Stadt und unschuldiger, archaischer Natur, sondern um das Nebeneinander und Miteinander von Stadt als Wohnort der Menschen und Umland, das als landwirtschaftlich kultiviertes Land der Stadt die Nahrung liefert. Gegenteiliges spricht aus der Gegenüberstellung von Städtischem und Bäuerlichem, welche aus der typisierten Zuordnung von Moderne und Tradition, Dynamik und Rückständigkeit, Zukunft und Vergangenheit entsteht. Dies klingt an im Bild des «landwirtschaftlichen Idylls vor den Toren Churs und eines amerikanisch anmutenden Hintergrunds».²⁴² Der Kontrast zwischen Stadt und Natur erscheint als kulturelles Extrem und wird in der vor Augen geführten Gleichzeitigkeit des scheinbar Ungleichzeitigen mit besonderem Reiz aufgeladen. Dieser klischeierten Figur widersprach jener Beobachter, der nicht nur die Lacuna selber, sondern auch die Traktoren auf den Feldern davor als «Symbole der Gegenwart, Wegweiser in das Morgen» und eben nicht als Idyll bezeichnete. Beide waren sie Zeugen für die moderne, technisierte Welt, umgeben von den seit jeher «unsere Bündner Hauptstadt beschirmenden Bergen».²⁴³ Der Vergleich von Traktor und Hochhaus ist auch Ausdruck dafür, dass der Fortschritt nicht allein der Stadt zuzuordnen ist, sondern dass auch das vermeintlich konservative Land, um zu überleben, dynamisch sein und sich der Zeit anpassen muss.

Über das Bild einer gebauten Realität sind hier Wechselbeziehungen konstruiert worden, die unterschiedlich oder gerade nicht das Lied der romantischen Sehnsucht nach der idyllischen Natur nachsingen. Den Gleichklang von menschlichem Einwirken und dementsprechend vom Einfluss des technischen Fortschritts auf die Umwelt in ihren beiden Formen von Stadt und Land brachte Max Frisch mit dem Zweisatz auf den Punkt, dass erstens alles künstlich ist, was die Natur nicht selber macht, zweitens alles Humane künstlich und folglich drittens das Humane das Gegenstück zur Natur ist.²⁴⁴ Damit kritisierte er die einseitige Sichtweise, die das Künstliche und bewusst Geplante gemeinhin verpönte und im Gegenzug das naturhaft Organische als Prinzip für einen «menschlichen» Städtebau überhöhte. Denn auch der Gärtner würde planen und projektieren «und jeder Bauer würde lachen über die Zumutung, dass er seinen Hof dem organischen

²⁴⁰ Rotzler 1950, S. 72.

²⁴¹ Bildunterschrift in: *Neue Bündner Zeitung*, 95 (142), 13. Mai 1971, S. 7.

²⁴² Domenig 1967.

²⁴³ Bildunterschrift in: *Der Freie Rätier*, 98 (264), 11. November 1965, S. 1. Erschienen waren die Beobachtungen in den Bündner Tageszeitungen als Kommentare fotografischer Momentaufnahmen der Churer Stadtentwicklung.

²⁴⁴ Siehe Burckhardt L./Frisch/Kutter 1956, S. 47.

Wachstum überlassen solle.»²⁴⁵ Der Mensch steht also nicht nur über der Technik, sondern auch über der Natur, und die von ihm gebaute «grüne Stadt» ist ein humanes, künstliches Gebilde, ein von infantil-romantischer Naturläufigkeit befreiter Kulturakt. Die humane Stadt, die den Bedürfnissen des modernen Menschen dient, sollte gemäss Frisch also nicht über die Renaturalisierung der Stadt, sondern über einen als Kulturakt verstandenen Städtebau geschehen. Die Grenzen der zulässigen Interpretation über den Entwurfsverlauf der Parkgestaltung der Lacuna wohl überschreitend und ohne diesen Prozess als Ausnahmeerscheinung zu bezeichnen, scheint dieser Diskurs um die «körperliche und seelische Hygiene» des Stadtmenschen und dessen Bild der von ihm dienstbar gemachten Natur gleichwohl mitgeschwungen zu haben.

Diaspora der Bauern oder Negation der Stadt

Anlässlich der Aufrichtefeier des ersten Hochhauses des Solariaparks 1962 schrieb ein Kommentator überschwänglich: «Die glücklichen Bewohner der obersten Wohnungen werden fern vom Lärm und Getriebe [die] Muse pflegen können, ein einsames «Maiensäss» mitten in der Stadt.»²⁴⁶ Das Lebensgefühl im Hochhaus, in welchem mehr Leute wohnten als in vielen Bergdörfern, wurde mit der entspannten, geniesserischen Ferienstimmung in einer Maiensässhütte, weit ab von der Zivilisation, verglichen. Die Abwesenheit des Städtischen als positiver Aspekt kommt auch bei dieser Beobachtung zur Lacuna, dem «Alpen-Manhattan» zum Ausdruck, wo «dank den grösseren Bauabständen keine «Downtown»-Atmosphäre» entstanden sei.²⁴⁷ In der Ambivalenz von Natur und Stadt, von natürlicher Natur und städtischer Natur wurde die Lacuna nicht nur nicht als klassischer Stadtraum, sondern nachgerade als nichtstädtischer Ort wahrgenommen. Ist die Neue Stadt im Grunde genommen eine Anti-Stadt?

Benedikt Huber (*1928), der damalige Chefredaktor der Architekturzeitschrift *Werk*, sah 1961 die Entwicklung der modernen Architektur mit ihren Forderungen nach Entballung der Städte, Auflockerung der Wohndichte und Durchgrünung als eine «Vermeidung des städtischen Aspektes», die letztlich «in ihrem geistigen Hintergrund auf eine Negation der Stadt» zurückgehe.²⁴⁸ Die Stadt werde mit Vermassung und Proletarisierung verbunden, während das Leben auf dem Land als Ideal gelte. «Die Stadt als äussere Form unserer Gesellschaft, die Urbanität als Einstellung des Bürgers zu seiner Stadt haben ihre Bedeutung im Denken der Gegenwart und damit auch im Städtebau weitgehend verloren.»²⁴⁹ Huber argumentierte mit dem in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert gepflegten Mythos vom gesunden, beschaulichen Landleben versus städtischer Verderbnis. Hans Aregger indessen sah das Ausweichen des «stadtgewohnten Menschen» aufs Land, beziehungsweise in die mit viel Grün durchzogenen Siedlungen weniger als

²⁴⁵ Ebd., S. 48.

²⁴⁶ sch. 1962.

²⁴⁷ Jenny 1995, S. 123.

²⁴⁸ Huber B. 1961, S. 149.

²⁴⁹ Ebd.

Negation der Stadt, sondern als neue «Form urbanen Hausens».²⁵⁰ Denn die herkömmliche Stadt und der traditionelle Wohnungsbau würden dem Bedürfnis nach Ruhe, besserer Luft und besserer Sicht nicht mehr genügen. So sei auch das Aufkommen des Wohnhochhauses zu erklären, welches eben diese Bedürfnisse zu erfüllen vermöge, gleichwohl aber ein «unzweifelhaft städtisches Wesenselement» bleibe.²⁵¹ Denn auch wenn es in eine parkähnliche Landschaft eingebunden sei, «so wahr es doch stets das Ambiente der Stadt, weil es selber im Massstab und in der Wirkung urbanes Element bleibt. Da es zudem ein Wesensmerkmal der heutigen urbanen Gesellschaft trefflich ausdrückt, konzentriertes Wohnen gleichberechtigter Einwohner, die ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen haben, spricht es den Stadtbewohner unmittelbar als ihm zugehörig an.» Indem das Hochhaus nicht allein dem Privilegierten das Verlangen nach Naturnähe, Ruhe und Aussicht stillt, sondern einer grossen Menge, verstand es Aregger auch als Element einer demokratischen, gleichberechtigten, stolzen Gesellschaft, als «Sinnbild der gefestigten und selbstbewussten Stadt».²⁵² In dieser Idealisierung der städtischen Gesellschaft und des Hochhauses als Sinnbild derselben reproduziert sich antithetisch und gleichsam revidierend die mythische Überhöhung des freien, stolzen Bauernstandes als Wiege der schweizerischen Demokratie.²⁵³

Diese verklärende Sichtweise rückte Areggers Mitautor Otto Glaus mit der Feststellung ins relativierende Licht der Wirklichkeit, dass der «echte Städter», also jener, der in der Stadt geboren und aufgewachsen ist, oft in der Minderheit sei.²⁵⁴ Aufgrund der Vorstellung, dass die unterschiedliche Prägung durch Stadt oder Land den Menschen ein Leben lang formt, kann der Landbewohner nach Glaus nie ein «echter Städter» werden. Und da der grosse Teil der Stadtbewohner vom Land zugewandert sei, folgerte Glaus, dass also «nicht nur die Städter, sondern auch unsere Städte nicht echt sind.»²⁵⁵ Der Basler Historiker Emil Dürr sprach 1934 angesichts der Ruralisierung der Schweizer Städte durch den Zuzug der ländlichen Bevölkerung vom «Bauerntum in der Diaspora».²⁵⁶ Dürres Interpretation der durch die Industrialisierung in Gang gesetzten Abwanderung als «Ausgleichs- und Angleichungsprozess zwischen Stadt und Land» ist im Licht der damaligen Landesverteidigung und der dafür notwendig erachteten Versöhnung von Stadt und Land zu sehen.²⁵⁷ Indessen ist Glaus' Einschätzung dieses Phänomens als kritischere zu verstehen, denn er sah darin eine Ursache für den aus der Form geratenen Städtebau.²⁵⁸

Die Ruralisierung der Stadt galt auch für Chur, das zwar «viele Einwohner [...], aber wenige Städter» hatte, denn diese seien «in einer Masse von Zuwanderern aus den Tälern

²⁵⁰ Aregger 1967, S. 18.

²⁵¹ Ebd.

²⁵² Ebd., S. 20.

²⁵³ «*Demokratie* ist die bäuerliche und politische Lebensform, während *Aristokratie* – bei uns – urbaner Provenienz ist.»; Dürr 1934, S. 162.

²⁵⁴ Glaus 1967, S. [193].

²⁵⁵ Ebd.

²⁵⁶ Dürr 1934, S. 173.

²⁵⁷ Ebd. Zur historischen Einordnung von Dürres Aufsatz siehe Fritzsche 1998.

²⁵⁸ Siehe Glaus 1967, S. [193].

verborgen».²⁵⁹ Dies machte sich auch in kultureller und sozialer Hinsicht bemerkbar, wie Peter Egloff in einer Untersuchung zur soziokulturellen Situation in der Nachkriegszeit nach Chur abgewanderter Sursilvaner 1981 aufzeigte. Indem sich die neu Zugewanderten meist an den früher abgewanderten Sursilvanern orientierten, würden das ländlich geprägte Verhalten, die bäuerlichen Wertvorstellungen und die Identität bewahrt. Mit der Pflege des in der Surselva stark verankerten Chorgesanges, dem Beibehalten einer gewissen dörflichen Struktur und eines «rural geprägten politischen Kalküls» würde die in der alten Heimat zurückgelassene Dorfkultur in der Stadt rekonstituiert.²⁶⁰ Gleichzeitig sprachen viele romanisch sprechende Eltern mit ihren Kindern deutsch, da sie sich ihrer Muttersprache schämten und die eigene Erfahrung der schlechten Eingliederung in die Stadt den Nachkommen ersparen wollten. Für viele die wichtigste Tätigkeit in der Freizeit, die etwas Neues und auch Schwieriges bedeutete, war die Gartenarbeit. Egloff sah darin eine Kompensation für die im spezialisierten, städtischen Arbeitsalltag verloren gegangene Ganzheitlichkeit und Selbstbestimmung, wie sie in nachträglicher Verklärung der bäuerlichen Arbeit zugeschrieben wurden.²⁶¹ Die in der Au- und Rheinstrasse angelegten Schrebergärten wurden aber nicht nur von den «unechten» Städtern benutzt. Für die «echten» Städter konnte die Gartenarbeit jedoch keine kompensatorische und erinnernde Funktion haben. Das mit der Arbeit im Freien verbundene «bäuerische Denken» diente als Freizeitausgleich zum «städtischen Tun» und die Menschen verschafften sich mit einem «folkloristischen Gegengewicht innere Stabilität in der wenig heimeligen Moderne».²⁶²

Ohne genaues Datenmaterial zur Verfügung zu haben, kann davon ausgegangen werden, dass auch die Lacuna zu einem beträchtlichen Teil von aus den Tälern zugewanderten Bündnern bewohnt wurde.²⁶³ Für viele musste das neue, komfortable Heim einen immensen Kontrast zum Gewohnten und eine völlig neue Lebensweise bedeuten. Dies widersprach dem Rat von Aregger, den ländlichen Menschen, für den die Stadt ein «Rätsel» sei, «am besten in dosierter Form in den neuen Lebenskreis» einzuführen.²⁶⁴ Das Wohnen in Hochhäusern empfahl er in erster Linie Menschen, die «einigermassen stadtgewohnt im soziologischen Sinne» seien, also gewohnt, in engen und gleichzeitig anonymen Verhältnissen zu leben.²⁶⁵ In den neuen räumlichen und massstäblichen Zusammenhängen der Lacuna lebten also nebeneinander «stadtgewohnte» Menschen und Menschen, die erstmals mit dem «Rätsel» Stadt konfrontiert waren. Die räumliche Durchdringung von Natur und Stadt wiederholte sich in einer sozialen Durchdringung von ländlicher und städtischer Bevölkerung. Abgesehen davon, dass die Anonymität der

²⁵⁹ Pichard 1983, S. 62. 1970 setzte sich die in Chur ansässige Schweizer Bevölkerung aus 6 Prozent Churer Bürgern, 55 Prozent Bündnern und 39 Prozent Einwohnern aus der übrigen Schweiz zusammen; siehe Sprecher 1971, S. 322.

²⁶⁰ Egloff 1981, S. 57.

²⁶¹ Siehe ebd., S. 58.

²⁶² Kreis 1994, S. 508.

²⁶³ Jürg Simonett schrieb in Bezug auf die Churer Wohnsituation in der Nachkriegszeit, dass die neu erstellten Wohnungen im Rheinquartier vor allem von den frisch hinzugezogenen Familien belegt wurden, die zu einem grossen Teil aus dem übrigen Graubünden stammten; siehe Simonett 1993, S. 400.

²⁶⁴ Hans Aregger, «Die sozialen und soziologischen Gesichtspunkte zur Hochhausfrage», Typoskript, Zürich, 21. Januar 1954, S. 5 und 6 [3-T-1-1 M56/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

²⁶⁵ Ebd., S. 6 und 7.

Grosssiedlung der konkreten sozialen Durchmischung Grenzen setzte, stellt sich gleichwohl die Frage, wo sich dieser Ort im Spannungsfeld von Stadt und Anti-Stadt einordnen lässt. Für Werner Aebli, Mitautor der Studie zur Neuen Stadt, lösten sich die Grenzen zwischen Stadt und Land auf und war die ganze Schweiz, einschliesslich des Alpengebietes, übersät von einer neuen Mischung aus Stadt und Land, die er «Stadtlandschaft» bezeichnete.²⁶⁶ Den Begriff verstand er als geistige Haltung, als Einstellung der Menschen zu sich selber, zur Gemeinschaft und zur Natur. Aebli bejahte diese «sowohl auf geistiger wie auf der räumlichen Ebene» stattfindende Entwicklung, denn sie war für ihn eine «Folge der geistigen Befreiung von Stadt- und Landbevölkerung».²⁶⁷ In der wörtlichen Verbindung von Stadt und Landschaft scheint dennoch auch eine bildlich-räumliche Vorstellung auf, die sich am besten aus Aebli's Ablehnung der Gartenstadt erkennen lässt. Diese nannte er ein «Bastardgebilde», bei dem Garten wie Stadt fehlten.²⁶⁸ In der Stadtlandschaft sollten die Räume aber klar als «steinerne» oder «grüne» fassbar sein, die in organischer Mischung mit Zonen für Wohnen, Arbeiten und Erholung zu besetzen seien.²⁶⁹

Als Ableger der Neuen Stadt und in Anlehnung an die Vorstellung der Stadtlandschaft war auch die Lacuna als Antithese zur Gartenstadt gedacht. Inmitten der sie umgebenden «landesüblichen Vorstadtarchitektur» wollte sie eine neue Form von Stadt schaffen.²⁷⁰ Doch auch wenn die Idee der Vermählung von Stadt und Land, auch in sozialer und politischer Hinsicht, wie sie für die Gartenstadt Programm war, nicht tragend war für die Konzeption der Lacuna, so zeigten sich in der neuen Form von Urbanität als Antwort auf die Bedürfnisse der Menschen nach Naturnähe dennoch Spuren dieses mythologischen Überbaus.²⁷¹ Aus diesem Blickwinkel erscheint die Lacuna als Zwitter, wo die Stadtsehnsucht der zugewanderten Landbevölkerung sich mit der Natursehnsucht der Städter vermischte und die traditionelle Dichotomie von Stadt und Land sich auflöst. Darin widerspiegelte sich die Situation insgesamt der Stadt Chur, welche als Kantonshauptstadt mit einem grossen Hinterland einerseits, und als von den Metropolen weit abgelegenes Provinzstädtchen andererseits, in einem urbanen Dazwischen schwebte.

Imponierende Skyline

Im Oktober 1972, nach nur zehn Jahren Planungs- und Bauzeit, konnte der Abschluss der «modernsten Quartierüberbauung der Schweiz» gefeiert werden.²⁷² In 18 Gebäuden mit 850 teils vermieteten, teils verkauften Wohnungen lebten nun 3'000 Menschen, womit die Lacuna, wäre sie eine eigenständige Gemeinde gewesen, die sechstgrösste in Graubünden gewesen wäre. [Abb. 56] Die offizielle Einweihung wurde in Anwesenheit

²⁶⁶ Aebli 1964, S. 102.

²⁶⁷ Ebd., S. 102 und 107.

²⁶⁸ Ebd., S. 110.

²⁶⁹ Ebd., S. 111.

²⁷⁰ Terra Grischuna 1971, S. 319.

²⁷¹ Siehe auch Fritzsche 1998, S. 102/107.

²⁷² s 1972.

von viel Prominenz begangen, was die Bedeutung des Projekts für Chur und Graubünden belegt.²⁷³ Man war stolz darauf, die Wohnungsnot mit einem derart mutigen Projekt, das auch planerisch und baulich eine beeindruckende Leistung war, angegangen zu sein, denn «trotz der Unkenrufe, die diesen Überbauungsplan als utopische Phantasterei stempelten, muss diese Art der Quartierplanung heute als weitsichtig und sinnvoll bezeichnet werden» – so das mediale Loblied anlässlich der Eröffnung der Lacuna.²⁷⁴ Aber auch die optische Wirkung der «imponierenden Skyline», die den kleinstädtischen Charakter Churs sprengte, gefiel und sollte Einheimische wie Gäste von der zukunftsgerichteten Gesinnung der Stadt überzeugen. Als neues Sinnbild für den Fortschrittsglauben gesellte sich die Lacuna zu den imposanten Ingenieurswerken Graubündens. Doch anders als jene Werke, die die unbegrenzten Möglichkeiten von Wissenschaft und Technik zur Schau stellten, berührte die Lacuna den Alltag seiner Bewohner in räumlich sicht- und spürbarer Form.

Nur wenige Monate zuvor, im Juli 1972, wurden im amerikanischen St. Louis die ersten Häuser der Grosssiedlung Pruitt-Igoe in die Luft gesprengt. Innert weniger Jahre seit der Fertigstellung der Siedlung 1955 waren die Bauten verwahrlost, die Lebensverhältnisse unzumutbar geworden und die Kriminalität im Quartier stark angestiegen. Die dramatischen Bilder der in Staubwolken zusammensackenden Bauten gingen um die Welt. [Abb. 57] 1977 bezeichnete der amerikanische Architekturtheoretiker Charles Jencks in seinem Buch *The Language of Post-Modern Architecture* diesen Tag als denjenigen, an dem die Moderne gestorben sei.²⁷⁵ Jencks' amerikanischer Kollege Peter Blake rechnete bereits 1974 unter dem Titel *Form Follows Fiasco. Why Modern Architecture Hasn't Worked* mit der modernen Architektur ab. Das Hochhaus, sichtbarstes Zeichen der Moderne und als Lösung gegen das rasante Bevölkerungswachstum propagiert, machte er verantwortlich für die sozialen Probleme seiner Bewohner. Hochhäuser seien wider die Natur und wider den Menschen, würden zu Isolation, Entfremdung und zu mehr Kriminalität führen, und dadurch letztlich die Stadt zerstören, so Blake.²⁷⁶ Damit sollte der Idee Le Corbusiers von der vertikalen Stadt den Todesstoss versetzt werden. Dieser auch in der Schweiz wachsenden Kritik an der Moderne und ihrem Sinnbild, dem Hochhaus, zum Trotz wurde 1972 die Erweiterung der Lacuna in Angriff genommen, die als Lacuna II 1981 fertig erstellt wurde und 15 Blockbauten sowie ein Hochhaus mit 500 Wohnungen für knapp 2'000 Menschen umfasste. Die nach wie vor anhaltende Wohnungsnot in Chur war wohl ein wichtiger Grund dafür, dass das Projekt realisiert wurde.²⁷⁷ Die generelle Abrechnung mit der Grosssiedlung der Moderne hinterliess in der Lacuna II dennoch ihre Spuren. Um den «soziologischen Problemen und solchen der Verkehrsdichte und deren Auswirkungen» Rechnung zu tragen, senkte die Stadt die bewilligte

²⁷³ Siehe Held 1972.

²⁷⁴ Ebd.

²⁷⁵ «Modern Architecture died in St Louis, Missouri on July 15, 1972 at 3.32 p.m. (or thereabouts) when the infamous Pruitt-Igoe scheme, or rather several of its slab blocks, were given the final *coup de grâce* by dynamite.»; Jencks 1977, S. 9.

²⁷⁶ Siehe Blake 1974, S. 69–82.

²⁷⁷ Siehe Kaspar Laely, «Betr. Massnahmen zur Stabilisierung des Baumarktes / Eigentumswohnblock H2 im Quartier Lacuna II in Chur», Brief an das Bau- und Vermessungsamt der Stadt Chur, Chur, 30. Oktober 1972, S. 2 [Hochbauamt Stadt Chur, Archiv Baupolizei, Baugesuch Nr. 2664].

Ausnützungsziffer.²⁷⁸ Die gewandelte Sichtweise schlug sich auch in der ebenfalls 1972 durchgeführten Revision des Baugesetzes nieder, bei der dem Hochhausbau engere Schranken gesetzt wurden.

Auch der einstige Schirmherr der Lacuna, Hans Marti, äusserte im Rückblick kritische Worte über die Entwicklung, deren Kind die Lacuna war. Als Grundübel nannte er die «unvorstellbare Hast» beim Bauen, welche das Wachstum und die Wohnungsnot aufgedrängt hätten.²⁷⁹ «Die Ruhe, die man gebraucht hätte, um neue Quartiere im Sinne der Alten (Bernoulli, van Eestern, Berlage, Salvisberg, Moser und andere) zu errichten, hat einfach gefehlt.»²⁸⁰ Marti kritisierte die Monotonie der Quartiere und Blöcke, die keine Vielfalt zuließen – «auch aus meiner Feder, aus meinen Farben und Kübeln stammen solche Quartiere» –, ebenso die Vernachlässigung des öffentlichen Raums, in dem es an Orten für die verschiedenen Bedürfnisse von Kleinkindern, Jugendlichen, Alten fehle.²⁸¹ Selbstkritik übte Marti auch am Vorrang, der dem Verkehr planerisch eingeräumt wurde: «Ein grosser Teil unserer Bemühungen, und nun meine ich speziell die der Planer, sind verpufft worden, um Ordnung im Verkehr zu erzielen, denn jedermann war davon überzeugt, dass man – speziell der Schweizer meines Alters – vom Verkehr lebt!»²⁸² Allein, auf seine Tätigkeit in Chur blickte Marti mit gutem Gefühl zurück: «Jedemal, wenn ich nach Chur komme, freue ich mich über den Zustand der Altstadt, die stark bedroht war».²⁸³ Und selbst das Rheinquartier, dieses «Feld, wo es nichts schadete, die Spekulation schalten und walten lassen», bot mit seinen Bauten, Freiflächen, Untergrundgaragen und Nebenzentren für Einkauf, Bildung und Erholung für ihn einen erfreulichen Anblick, auch wenn man «diesen Stadtteil [...] mir zum Vorwurf [macht]».²⁸⁴

Eine positive Würdigung der Lacuna-Hochhäuser in dieser Zeit, welche die baulichen Zeugen der Hochkonjunktur der sechziger Jahre am liebsten zum Verschwinden gebracht hätte, taucht auch in Jakob Eschenmosers Reiseskizzen durch Graubünden aus dem Jahr 1979 auf. [Abb. 58] Dies erstaunt insofern, als der Zürcher Architekt Eschenmoser für seine Entwürfe behäbiger, organhafter SAC-Hütten bekannt war und sich eingehend mit dem alpinen Kontext auseinandergesetzt hatte. Er bedauerte, dass «diese umstrittene Wohnform in der Kapitale eines Bergkantons überhaupt Eingang gefunden hat».²⁸⁵ Gleichzeitig hatte er ein gewisses Verständnis für die Churer Hochhäuser, «wenn man bedenkt, dass – immer die Notwendigkeit einer Expansion vorausgesetzt – eine grossflächige Ausdehnung über die Rheinebene hin noch unerfreulicher gewesen wäre.»²⁸⁶ Der extreme Siedlungsdruck, wie ihn das starke Bevölkerungswachstums in jenen Jahren erzeugte hatte, legitimierte in den Augen Eschenmosers das Hochhaus in den

²⁷⁸ Conrad 1971, S. 329.

²⁷⁹ Marti 1977, S. 11.

²⁸⁰ Ebd.

²⁸¹ Ebd., S. 13.

²⁸² Ebd., S. 10.

²⁸³ Marti 1986, S. 15.

²⁸⁴ Ebd.

²⁸⁵ Eschenmoser 1979, o.S.

²⁸⁶ Ebd.

Bergen. In diesem Spannungsfeld von umstrittener bis umjubelter Bau- und Wohnform, von Wohnungsnot und Euphorie, von Neuer Stadt und wirtschaftlichem Gewinnstreben lagen die Faktoren, die ein Projekt wie die Lacuna in Chur möglich gemacht hatten.

Das Hochhaus als Therapeut

Aus dem bisher Gesagten ist zu schliessen, dass der alpine Kontext keine spezifische Rolle für die konkrete städtebauliche Gestaltung der Quartierüberbauung Lacuna gespielt hatte. Das Ergebnis unterscheidet sich im Grundsatz denn auch wenig von ähnlichen Siedlungen aus jenen Jahren in anderen Schweizer Städten, wenngleich Städtebau und Architektur der Lacuna von einem Anspruch und einer baulichen Qualität zeugen, die viele andere Siedlungen nicht aufwiesen. In dieser von der Idee der Neuen Stadt geprägten Konzeption blieb der Diskurs um die Bedeutung kultureller oder topografischer Eigenheiten einer alpinen Situation aussen vor. Erst in der Rezeption wurde das Thema mittelbar aufgegriffen. Die grosse flache Ebene Churs – und nicht die umgebenden Berge – war es denn auch, derentwegen Domenig die Stadt als besonders geeignet für den Bau einer Grosssiedlung mit Hochhäusern betrachtete. In vielen anderen Schweizer Städten sei diese Voraussetzung nicht gegeben.²⁸⁷ Allein, das architektonische Bild mit den weissen, horizontalen Balkonbändern oder den zur Sonne gerichteten Balkonfronten ist Allgemeingut gewordenes Merkmal modernistischer Architektur, abgeleitet aus dem Bedürfnis nach Licht, Luft und Sonne. Es nährt «die Vorstellung einer Architektur, die eine aktive, therapeutische Rolle im Heilungs- und Regenerationsprozess der Grossstadt übernimmt».²⁸⁸ Das Hochhaus in der Stadt als Mittel der Selbstheilung – ist es eine späte Reaktion auf die im 19. Jahrhundert gescheiterten Pläne, Chur als Höhenkurort zu etablieren?²⁸⁹ Genau hier eröffnet sich denn auch eine Optik auf architekturelevante, in der Moderne gründenden Wechselbeziehungen zwischen Form, Funktion und Natur, für die sich Graubündens topografische und klimatische Voraussetzungen einst als bedeutsam erwiesen und die mittelbar auch in Vorhaben wie der Lacuna und in kleineren Projekten im ganzen Kanton zum Tragen waren.

Licht, Luft und Öffnung

In Graubünden hatte das Neue Bauen nur bedingt und punktuell Fuss gefasst. Eine ausdrückliche Bedeutung erhielt es dort, wo die damit verbundenen Merkmale einer hygienischen und gesunden Architektur gefragt waren, nämlich in den Höhenkurorten Davos und Arosa.²⁹⁰ Die weisse und klare, Reinheit suggerierende Architektursprache bot die

²⁸⁷ Siehe Baugesellschaft Lacuna 1969, S. [4].

²⁸⁸ Von Moos 1974, S. 33.

²⁸⁹ Sinnigerweise befinden sich heute im Turm über dem Einkaufszentrum zahlreiche Arztpraxen und weitere Gesundheitseinrichtungen. Zum Versuch, Chur zum Höhenkurort auszubauen siehe Dosch 1993, S. 231–233.

²⁹⁰ Zum Neuen Bauen in Davos und Arosa siehe Kübler 1997 und Just/Kübler/Noell/Semadeni 2008.

bauliche Hülle für die dank dem medizinischen Fortschritt neu entwickelten Kurformen. Die – nachträgliche – Kanonisierung dieser Synthese moderner Architektur mit Hygiene und Gesundheit besorgte vor allem Sigfried Giedion 1929 mit seiner Schrift *Befreites Wohnen*. Als Inkunabeln von «Licht, Luft, Öffnung» bildete der Sekretär der CIAM auch die 1906 bis 1909 erbaute Thurgauisch-Schaffhausische Heilstätte der Zürcher Architekten Otto Pflughard und Max Haefeli mit der Liegehalle auf dem Dach des Davosers Rudolf Gaberel ab.²⁹¹ [Abb. 59] Doch gleich den frühen Hotelpalästen waren die Sanatoriumsbauten architektonisch wie gesellschaftlich von der Umgebung losgelöste Organismen, die ihr eigenes Leben führten und vor allem von auswärts kommenden Patienten genutzt wurden.

Eine Ausnahme in Bezug auf die Nutzer und ein rares Beispiel für der Moderne verpflichteten Bauten Graubündens ausserhalb von Davos und Arosa war das grösste Bauwerk des Neuen Bauens in Graubünden, das 1938 bis 1941 von Fred G. Brun aus Zürich und dem Sanatoriumsspezialisten Rudolf Gaberel (1882–1963) erbaute Kantonsspital in Chur. [Abb. 60] Der lange, quer zum Hang gestellte Riegel und die nüchterne Architektur waren im damals noch kaum bebauten Loëquartier eine markante und radikale Setzung. Die straffe, auf optimalen Verkehrswegen und effizienten Betriebsabläufen beruhende Anordnung war bereits im Vorprojekt enthalten, welches dem Wettbewerb von 1933 als Grundlage gedient hatte und vom Jurymitglied und ETH-Professor Rudolf Salvisberg (1882–1940) stammte.²⁹² [Abb. 61] Bei der Architektenschaft und dem Bündner Heimatschutz sorgte diese Konzeption für einen Aufschrei.²⁹³ Wortführer war der Architekt lachen Ulrich Könz (1899–1980) aus Guarda, für den die denkmalpflegerischen und auf die Region bezogenen Seiten der Architektur zentral waren. Er sah in dem «protzigen Riesenbau» eine «unsere Landschaft verunstaltende, wahrscheinlich zu grosse und für unsere Bevölkerung gänzlich unsympathische Anlage».²⁹⁴ Mit Verweis auf den schlechten Ruf der Davoser Sanatorien sowie auf die «Psychologie des Bündner Bauern, der in einem Bergdorf in grosser Freiheit aufgewachsen ist» und sich in einem derartigen «Grossstadtsptal» kaum zurechtfinden würde, sei das Projekt für die Bündnerischen Verhältnisse völlig fehl am Platz.²⁹⁵ Stattdessen schwebte Könz eine «weite, schöne Anlage, unter Bäumen verloren» vor.²⁹⁶ Es war ein Streit zwischen Heimatstil und Moderne, auf den Salvisberg mit der Feststellung erwiderte, dass gleich dem Städter, der den Schrecken vor den Bergen überwunden hätte, auch «der Landbewohner längst den

²⁹¹ Siehe Giedion 1929, o.S., Abb. 63–65. Eine Abbildung des Sanatoriums, das vormals Queen Alexandra hiess, findet sich auch in *Space, Time and Architecture*. Sigfried Giedion führte es als Beispiel eines Eisenbetonbaus auf. Die Konstruktion stammte von Robert Maillart; siehe Giedion 1941, S. 222.

²⁹² Siehe Fonio 1935, S. 8–9. Ab 1931 war Rudolf Salvisberg als Experte für die baulichen Fragen in die Planung des neuen Kantonsspitals involviert; siehe *Aus den Akten betreffend die Errichtung eines bündnerischen Kantonsspitals*, Schiers: Thöny, Brunner und Co., 1934, S. [31]–64. Zur Projektvergabe an Fred G. Brun und Rudolf Gaberel siehe Dosch 1993, S. 253–255; Kübler 1997, S. 202–203. Dass dieser prestigeträchtige öffentliche Auftrag in einer Zeit wirtschaftlicher Misere ausgerechnet an einen auswärtigen Architekten ging, sorgte nicht für wenig Unmut bei den einheimischen Architekten; siehe Anonym, «Wo blieben die berufenen Vertreter von Chur?», in: *Neue Bündner Zeitung*, 61 (243), 16. Oktober 1937, S. [3].

²⁹³ Siehe Maissen C./Gantenbein 2007, S. 12–13.

²⁹⁴ Könz 1934.

²⁹⁵ Ebd.

²⁹⁶ Ebd.

Schrecken vor dem Begriff «Krankenhaus» abgelegt» habe.²⁹⁷ Kőnz' Haltung war für Salvisberg eine, die Architektur als Dekoration betrachtete und sich an der äusseren Gestalt festmachte. Der Vorschlag, das neue Kantonsspital als ein im Krankenhausbau längst überholtes und als ungeeignet erwiesenes Pavillonsystem zu konzipieren, war ihm Beleg dafür.

Im Rückblick erscheint das Kantonsspital mit seiner die Landschaft dominierenden Position als avantgardistischer Vorbote für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die epigonisierte Moderne, der das Provokative weitgehend abhanden gekommen war, in ganz Graubünden bei Bauten im Gesundheitsbereich auftauchte. Dabei gilt einschränkend anzumerken, dass sich das Phänomen vor allem in der Form des Hochhauses äusserte, was sich mit verschiedenen Gründen erklären lässt. Wie gezeigt, drehte sich in der Schweiz in den fünfziger Jahren die Diskussion um das Hochhaus insbesondere auch um seine Eignung als Wohnhaus.²⁹⁸ Während der Wohnturm als Heim von Familien mit Kindern tendenziell abgelehnt wurde, erachtete man ihn als ideal für Einzelpersonen. Durch die Vertikalaufteilung liessen sich pro Stockwerk kleine Gruppen bilden, was sich für Wohnformen wie Heime, Personalhäuser oder auch Krankenhäuser besonders eignen würde.²⁹⁹ Von der durch die Gebäudeform evozierten Ordnung kleiner Einheiten erhoffte man sich einen positiven sozialen Effekt auf allein lebende, alte oder kranke Menschen. Die Propagierung des Hochhauses als ideale Wohnform für diese Menschengruppen kann als Antwort auf das damals auch in Graubünden stark beklagte Auseinanderfallen des traditionellen Familienverbandes und als Mittel gegen die Vereinsamung betrachtet werden.

Die einfach erscheinende Stapelung übersichtlicher Einheiten angesichts der meist kleindimensionierten Bauaufgaben in den Tälern war wohl ein weiteres Motiv für die Verbreitung des Hochhauses in diesem Bereich. Der grosse Ozeandampfer, seit Le Corbusier Zeichen für die moderne Architektur und in den Davoser Sanatorien oder im Kantonsspital Chur als arbeitendes, gleichzeitig unschuldig und gesund weiss strahlendes Haus aufscheinend, war als Leitvorstellung für Aufgaben bescheidener Grösse wenig geeignet. Und auch hier ist festzustellen, dass es gerade bei öffentlichen Bauaufgaben auch um die Repräsentation von Weltoffenheit und Aufgeschlossenheit ging, die gemeinhin mit dem Städtischen assoziiert wurde – im Sinne Hans Areggers Bemerkung, dass, wo sich das Hochhaus, «Sinnbild der gefestigten und selbstbewussten Stadt», «aufs Land verirrt, da ist es bewusst als städtisches Zeichen gesetzt».³⁰⁰ Bei der Verwendung des «städtischen Zeichens» auf dem Land und in den Bergen stellte sich zugleich immer auch die Frage nach der Deutung des Hochhauses in der Landschaft – in Analogie zu seiner Bedeutung als Akzent im städtischen Häusermeer. Die nachstehenden Beispiele von Hochhäusern in Graubünden liefern einen Einblick in diese Aspekte und ihre zeitbedingte Evidenz hinsichtlich der Bedeutung als gesundmachende Architektur.

²⁹⁷ Salvisberg 1934.

²⁹⁸ Siehe weiter oben S. 63f.

²⁹⁹ Siehe Burckhardt E. 1951, S. 5 und Rüdīsühli 1956, S. 29.

³⁰⁰ Aregger 1967, S. 19/20.

Schwesternhaus Beverin (1957–1960)

Wie zur Erbauungszeit der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Beverin in den Jahren des Ersten Weltkrieges üblich, wohnten die für die Versorgung der Frauenabteilung zuständigen Anstaltswärterinnen in Zimmern, welche gleich an die Krankensäle angrenzten.³⁰¹ Diese Nähe zu den Patienten wurde in den fünfziger Jahren zunehmend als unhaltbar betrachtet, denn mit dem medizinischen Fortschritt hatte sich auch das Berufsbild der Pflegerinnen gewandelt. Aufgrund der erhöhten Anforderungen war es wichtig, dass die Schwestern in ihrer Freizeit Ruhe und Entspannung ausserhalb der Anstaltsatmosphäre finden konnten. Abgesehen davon mussten in Beverin wegen der Einführung der 54-Stundenwoche zusätzliche Schwestern eingestellt und untergebracht werden, was zusammen mit der steigenden Krankenbelegung zu akutem Platzmangel führte.³⁰² Neue Schwestern waren jedoch schwierig zu finden, waren doch die Zeiten vorbei, in denen sich junge Mädchen «aus reinem Idealismus für den Beruf einer Anstaltspflegerin» entschieden.³⁰³ Umso wichtiger war es, mit einer attraktiven Unterkunft den meist ledigen und kinderlosen Schwestern ein schönes Zuhause zu bieten und so dafür zu sorgen, dass diese dem Arbeitsort möglichst lange treu blieben.³⁰⁴ Entsprechend wurde der Standortfrage viel Gewicht beigemessen.

Als Bauplatz zur Auswahl standen ein Ort innerhalb des Areals, wo die bestehenden Anstaltsbauten sich pavillonartig im Föhrenwald verteilen, oder aber ein Platz südlich davon am Rand des Waldes. Eigens zur Klärung dieser Frage holte sich die Kantonsregierung die Meinung des Verwaltungsdirektors des Kantonsspitals Zürich ein. Dieser hatte Erfahrung mit dieser Bauaufgabe, baute doch das Zürcher Kantonsspital in jenen Jahren das von Jakob Zweifel geplante Schwesternhaus an der Plattenstrasse.³⁰⁵ Der Verwaltungsdirektor empfahl der Regierung den Standort ausserhalb des Geländes, da dieser dank der schönen Lage, der guten Besonnung, der Aussicht auf die offene Landschaft und des Sichtkontaktes zum Dorf die fehlende Nähe zu einer «grösseren Ortschaft mit ihren Gelegenheiten zur Ablenkung» ersetzen könne.³⁰⁶ Offenbar wurde die ideale Form von Zerstreuung und Erholung für jemanden, der sein Tageswerk an einem geografisch wie gesellschaftlich abgeschiedenen Ort verrichtet, im städtischen Freizeitangebot gesehen.

³⁰¹ Siehe Maissen C./Gantenbein 2007, S. 8–9.

³⁰² Siehe «Neubau eines Schwesternhauses für die Heil- und Pflegeanstalt Beverin, Cazis», in: *Botschaften des Kleinen Rates an den Grossen Rat*, Heft 1, Nr. 7, Chur, 4. April 1957, S. 40–41 [StAGR].

³⁰³ Dr. Ernst Weber, Brief an Dr. W. Seiler, Cazis, 2. Oktober 1957, S. 3 [StAGR VIII 5 d 4 Staatsgebäude / Heil- und Pflegeanstalt Beverin / 1945–].

³⁰⁴ Erste Überlegungen gingen dahin, den bestehenden Schwesternstock auszubauen. Diese Idee wurde ebenso fallen gelassen wie ein erstes, vom kantonalen Hochbauamt ausgearbeitetes Projekt für ein eigenes Schwesternhaus, da beide Vorschläge auf lange Sicht zu wenig Raum boten; siehe «Neubau eines Schwesternhauses für die Heil- und Pflegeanstalt Beverin», in: *Botschaften des Kleinen Rates an den Grossen Rat*, Heft 3, Nr. 13, Chur, 9. April 1958, S. 95 [StAGR].

³⁰⁵ Das Schwesternhochhaus in Zürich entstand zwischen 1952 und 1959 und hatte in Zürich eine heftige Diskussion über die Frage ausgelöst, ob ein fast sechzig Meter hoher Turm im alten Hochschulquartier am richtigen Platz sei. Bereits anfangs der fünfziger Jahre baute Jakob Zweifel ein Schwesternhaus für das Kantonsspital Glarus. Die Gliederung kleiner Wohngruppen pro Geschoss hatten zu einem neugeschossigen Bau – «für glarnerische Verhältnisse ein Hochhaus» – geführt. In der Frage der landschaftlichen Einbettung dieses Turmes zeigen sich Parallelen zum späteren Schwesternhochhaus in Beverin; siehe Joedicke/Schlappper 1996, S. 40–53.

³⁰⁶ Victor Elsasser, Brief an den Regierungsrat des Kantons Graubünden Georg Brosi, Zürich, 14. September 1957, S. 2 [StAGR VIII 5 d 4 Staatsgebäude / Heil- und Pflegeanstalt Beverin / 1945–].

Doch da Beverin dies nicht bieten konnte, sollten die Schönheit der Natur und die Aussicht in die Gebirgslandschaft an die Stelle der städtischen Freizeitwelt treten. Es scheint, als ob hier das im damaligen Stadtdiskurs sehr präsente und von der steten Sehnsucht des Städters nach der Natur genährte Verlangen nach dem Zurückholen der Natur in die Stadt seine umgekehrte Wirkung erfuhr. Aus beiden Bedürfnissen spricht letztlich die Ansicht, dass es die Abwechslung ist, die den Menschen anregt und ihm Erholung bietet.

Ende 1957 lud der Kanton die drei Churer Architekten Alfred Theus, Cyrill von Planta und August Suter zu einem Wettbewerb für ein neues Schwesternhaus ein. Sowohl von Planta als auch Suter konzipierten das Schwesternhaus als langgestreckte, flache Anlage. Theus indessen schlug einen siebengeschossigen Turm vor. Nebst dem, dass von Planta und Suter mehr Bauvolumen für die Umsetzung des Raumprogramms benötigten, kritisierte die Jury an den beiden Projekten vor allem deren Weitläufigkeit und die unorganische, eine engere Beziehung zur Landschaft vermissende Gebäudesetzung.³⁰⁷ Am Entwurf des jungen ETH-Architekten Alfred Theus (1930–2003) lobte die Jury den «neuzeitlichen» Charakter sowie den klaren Aufbau mit den Gemeinschaftsräumen im Erdgeschoss und den pro Obergeschoss zu einer übersichtlichen, familiären Einheit gruppierten Zimmern. Zusammen mit den Gartenlauben und -anlagen würde das Gebäude ein «frohmütiges Erholungsmilieu» bieten.³⁰⁸ Zur Einbettung in die Landschaft schrieb die Jury: «Wohl erscheint der hohe Baukörper in dieser ländlichen Gegend auf den ersten Blick etwas gewagt; er wird sich aber in seiner isolierten Lage auf diesem weiten und etwas öden Feld und vor der hohen Waldkulisse gut mit der Landschaft verbinden und sich in ihr als belebendes Element auswirken.»³⁰⁹ [Abb. 62–63] Die Jury war deshalb bereit für das Wagnis und beauftragte den damals erst 28-jährigen Alfred Theus mit dem Bau, der zwei Jahre später, im Februar 1960, bezogen wurde. In der Bevölkerung, die am 17. September 1958 den Kredit für den kantonalen Neubau genehmigte, gab die Architektur des Beveriner Schwesternhochhauses zu reden: «Das Projekt ist eine neuzeitliche moderne Lösung. Man wird sich fragen, ob dieses Hochhaus in die ländliche Gegend des schönen Domleschgs passe.»³¹⁰

Der Ersatz für die urbane Ablenkung wurde durch eine «neuzeitliche» städtische Bauform in die Natur hinaus getragen. Wirkt das Hochhaus in der Stadt als belebende Akzentsetzung in der Einöde des Siedlungsbreis, übernimmt hier das weite Feld die Aufgabe der «öden» Horizontalen. Indem sich der Turm aber mit der Vertikale des nahen Waldes vermischt, ist die Kontrastwirkung keine eindeutige und polarisierende. Doch auch die Naturelemente dieser spannungsvollen Drapierung sind einst von Menschenhand gestaltet worden. Als Schutzmassnahme gegen Überschwemmungen wurde im 19. Jahrhundert der Hinterrhein zwischen Summaprada und Rothenbrunnen korrigiert und eingedämmt. Durch gezieltes Schwemmen entstanden vor allem westlich des

³⁰⁷ Siehe Bericht der begutachtenden Kommission, Realta, 24. Januar 1958, Projekt 1312 und 8787 [StAGR VII 5 d 4 Staatsgebäude / Heil- und Pflegeanstalt Beverin / 1945–].

³⁰⁸ Siehe Bericht der begutachtenden Kommission, Realta, 24. Januar 1958, Projekt 777 [StAGR VII 5 d 4 Staatsgebäude / Heil- und Pflegeanstalt Beverin / 1945–].

³⁰⁹ Ebd., S. 2.

³¹⁰ Anonym 1958; siehe auch Weber E. 1969, S. 20.

neuen Flusslaufes grosse Felder, womit der bislang kaum genutzte Talboden des Domleschgs zu kostbarem Kulturboden wurde. Diese radikale Umgestaltung der Landschaft – ein Werk des damaligen Oberingenieurs Richard La Nicca – war dank moderner Bautechnik und den neusten theoretischen Grundlagen über den Wasserbau möglich.³¹¹ Das kleine Turmhaus von Alfred Theus scheint diesen Spannungsbogen von Interaktion zwischen Menschen- und Naturwerk fortzusetzen. Oder ist der Wohnturm vielmehr ein modernes Gegenüber zu den Domleschger Burgen auf der anderen Talseite, die einst, an markanten Orten positioniert, das Tal überwachten? Allein, die reizvolle Beziehung von Bauwerk und Natur in Beverin fördert die Auffassung, dass das Schwesternhochhaus, wenngleich als Ersatz für die Erholungsmöglichkeiten in der Stadt, keine fremde, von der Stadt sich aufs Land «verirrte» Architektur ist.

Regionalspital Ilanz (1957–1960)

Das 1913 erbaute Spital St. Niklaus in Ilanz konnte in der Nachkriegszeit mit der Entwicklung der Medizin nicht mehr Schritt halten. Ebenso sorgten die beengenden Platzverhältnisse seit Jahren für Klagen. Bessere medizinische Einrichtungen forderten vor allem die Nordostschweizer Kraftwerke, die nach dem Zweiten Weltkrieg den Grossausbau der Oberländer Gewässer in Angriff genommen hatten. Zwischen 1953 und 1967 bauten sie vier Staumauern (Zervreila, Nalps, Curnera und St. Maria), was riesige, jahrelange Baustellen bedeutete.³¹² Entsprechend waren auf diesen Baustellen Unfälle zu erwarten, wofür die nötigen Einrichtungen bereit zu halten waren. Da die Schwestern des Instituts St. Josef, welche das Spital seit seiner Gründung 1866 führten, nicht in der Lage waren, einen Neubau zu finanzieren, gründeten die Gemeinden der Surselva 1958 den Oberländer Spitalverein als Träger des neuen Spitals.³¹³ Bereits Ende 1956 waren vier Architekten eingeladen worden, ein Projekt für einen östlich an den Altbau anschliessenden Neubau einzureichen. Unter diesen waren Gert Schäfer, der 1953 das Büro Schäfer & Risch seines Vaters Martin Risch übernommen hatte, sowie Pius Maissen, Architekt und Holzbauunternehmer aus Ilanz.³¹⁴

In Erfüllung des vorgegebenen Programms verstanden beide Projekte den Neubau für 50 zusätzliche Betten als ein Weiterbauen des bestehenden Spitals. [Abb. 64–65] Den Altbau prägte in Anlehnung an die zeittypische Sanatoriumsarchitektur eine nach Süden ausgerichtete elegante Balkonfassade für die Liegekur der Patienten.³¹⁵ Mit dem

³¹¹ Siehe Bischoff 2006, S. 141–142.

³¹² Siehe Clavuot/Ragetti 1991, S. 138–145, 206–215, Gredig/Willi S. 306–310, 325–333. Allein in Zervreila arbeiteten über Jahre hinweg 520 Männer.

³¹³ Dank Beiträgen dieser Gemeinden, der Unterstützung des Kantons und des Instituts St. Josef sowie mit der Beteiligung der Kraftwerke konnte das neue Spital für 2.3 Millionen Franken realisiert werden; siehe Schlussrechnung betreffend die Baukosten des Spitals St. Nikolaus (Erweiterungsbau) in Ilanz vom 21. April 1962 [Archiv Regionalspital Ilanz].

³¹⁴ Die Namen der anderen beiden Wettbewerbsteilnehmer sind nicht bekannt. Zu Gert Schäfer siehe Risch G. 1963.

³¹⁵ Der Verweis auf die Sanatoriumsarchitektur beruht nicht allein auf architektonischen Parallelen. Ende des 19. Jahrhunderts waren die Ilanzer Schwestern die ersten katholischen Krankenpflegerinnen im aufstrebenden Luftkurort Davos. 1901 errichteten sie dort als Erholungsheim für Tuberkulosekranke das Josephshaus, ein nach den neusten Medizinerkenntnissen eingerichtetes Haus. Vor der geschwungenen Südfront lagen die offenen Liegehallen, ähnlich wie sie später Sigfried Giedion bei der 1906–1909 erbauten Thurgauisch-

ausladenden Walmdach und den Walmgauben, dem barock geschwungenen Giebel und einem in Naturstein ausgeführtem Sockel nahm es gleichzeitig Elemente des Bündner Heimatstils auf. Die malerische Wirkung dieser Architektur unterstrich die als Rundturm ausgebildete östliche Hausecke, die den symmetrischen Aufbau brach. Gleichsam dem Erbe seines Vaters verpflichtend, der den Bündner Heimatstil wesentlich geprägt hatte, belies Gert Schäfer mit Ausnahme dieses Eckturms die Struktur des Altbaus und passte die Erweiterung mit einer verwandten Fenstergestaltung jenem an. Auch wenn der Vorschlag von Pius Maissen auf den ersten Blick nicht unähnlich demjenigen von Schäfer zu sein scheint, offenbart er doch eine grundsätzlich andere Konzeption. Der Dachreiter vom Altbau wurde entfernt, der Barockgiebel in eine lange Gaube integriert, welche sich über beide Bauten hinwegzieht. Anstelle des Rundturms markiert ein eckiger Vorbau den neuen Eingang und die neue Mittelachse der Anlage. Das Malerische ist dem streng Klassizistischen gewichen und die Wirkung des Gesamtbaus ins Zentrum gerückt. Die Fenster sind grossformatiger als beim Altbau und haben eine tiefe Brüstungshöhe, um mehr Licht in die Zimmer hineinzulassen und so die Liegebalkone des Altbaus zu ersetzen. Die Verantwortlichen für das neue Spital entschieden sich für das Projekt von Pius Maissen (1903–1971), wobei für die Planungsarbeiten fortan vor allem sein Bruder Venanzi Maissen (1910–1986), der in Chur ein Architekturbüro führte, verantwortlich war.³¹⁶

Im Verlauf der Planungsarbeit wurde zusätzlicher Raumbedarf geltend gemacht, so dass das Gebäude um ein Stockwerk erhöht wurde. [Abb. 66] Damit musste die Idee, die gesamte Anlage unter dem verlängerten Walmdach des Altbaus zu einer neuen Einheit zusammenzufassen, wegfallen. Dies eröffnete die Möglichkeit, dem Neubau ein vom bestehenden Spital unabhängiges Gepräge zu geben. Gleichzeitig blieb das äussere Erscheinungsbild des Altbaus mit seinen charakteristischen Merkmalen integral erhalten. [Abb. 67] Selbst der runde Eckturm blieb bestehen, was an der Anschlussstelle zur unmittelbaren Konfrontation von malerischem Alt- und nüchtern-funktionalistischem Neubau führte. Maissen nahm dieses nachgerade oppositionelle Nebeneinander der grundverschiedenen Baukörper insofern hin, da die Absicht bestand, in absehbarer Zeit den Altbau durch eine Aufstockung «von den riesigen Blechmansarden zu erlösen» und damit einen harmonischen Ausgleich zum Neubau herzustellen.³¹⁷ Die Hauptfassade des Neubaus bestand anstelle der Lochfenster nun aus einer Rasterstruktur, bei der die Mauerflächen auf die dünnen Linien der Tragstruktur, der Balkonfront des Altbaus nicht unähnlich, reduziert waren. Die bisher auf dem Liegebalkon erlebbare Sonne und die Aussicht konnten nun direkt in den Krankenzimmern genossen werden. Als Reminiszenz an diese einst den Bündner Kurbetrieb revolutionierende Therapieform gab es im obersten Stockwerk an der Südseite der hauseigenen Kapelle eine offene Loggia. Neben der für die fünfziger Jahre charakteristischen Fein- und Vielgliedrigkeit betonte der flache, als dünne Platte leicht vorstehende Dachabschluss die Eigenständigkeit des Gebäudes.

Schaffhausischen Heilstätte von Pfleghard und Haefeli bewundert hatte; siehe Institut 1931, S. 49–53; Giedion 1929, Abb. 63–65.

³¹⁶ Pius Maissen hatte schon vorgängig die Spitalkommission über diese Zusammenarbeit bei einer allfälligen Ausführung informiert; siehe Pius Maissen, Brief an die Spitalkommission, Ilanz, 31. Januar 1957 [Archiv Regionalspital Ilanz].

³¹⁷ Maissen V. 1960.

Bewusst oder unbewusst wurde damit die spätere Entwicklung vorweggenommen, als nämlich in den achtziger Jahren der Altbau dem neuen Regionalspital weichen musste und der 1960 in Betrieb genommene Neubau zum turmartigen Solitär wurde. Gleichzeitig wurde dieser zum Personal- und Verwaltungshaus umgebaut, wobei an der originalen Bausubstanz teilweise empfindliche und problematische Eingriffe vorgenommen wurden. Doch schon im Verbund mit dem Altbau und trotz der dichten Bebauung rundherum erschien der Neubau als vergleichsweise hohes Gebäude. Maissen schrieb dazu 1960: «Als Gebäudetyp muss der Spitalbau in Ilanz mit seinen 8 Geschossen, inmitten der ländlichen Verhältnisse, unter die Kategorie Hochhäuser eingereiht werden.»³¹⁸ Die engen Platzverhältnisse und die Hanglage hatten dazu gezwungen, die Grundfläche klein zu halten und dafür in die Höhe zu bauen. Doch auch aus betrieblichen Gründen schien dem Architekten die vertikale Stapelung der Räume vorteilhaft, denn die Erfahrungen mit stark aufgelösten, pavillonartigen Spitalbauten hätten gezeigt, dass bei diesen die Wege ungünstig seien. Und indem der Patient aus seinem Zimmer einen freien Blick auf die Natur, die Dörfer und die betriebsame Stadt habe, fühle er sich weniger isoliert und in der Fremde, was einer raschen Genesung zugute käme.³¹⁹ In der Betonung von Licht, Landschaft und Teilnahme am Leben klingt wiederum Sigfried Giedion an, der 1929 in seiner Schrift *Befreites Wohnen* den Skelettbau und die Auflösung der Wand in Glas zur Voraussetzung für eine gute Krankenhausarchitektur machte: «Die Landschaft strömt herein. Der Kranke fühlt sich nicht mehr von der Welt isoliert. Der Kranke braucht Licht und psychische Erheiterung ebenso notwendig wie Antisepsis.»³²⁰

Diagnostikzentrum Ilanz (1968–1972)

Schon bald wuchs vor den Augen der Patienten im Regionalspital Ilanz ein neues Hochhaus in den Himmel. Gleich neben dem Bahnhof sollte mit dem «Haus der Diagnostik» die erste Schweizer Hotelklinik und «Europas Musterbetrieb der Vorsorgemedizin» entstehen, wie es wohlklingend im Werbeprospekt hiess.³²¹ Allerdings sollten hier nicht wie im Regionalspital die einheimischen Patienten untersucht werden, sondern Gäste aus dem Unter- und Ausland, um sie danach zur Kur in das neue Kurzentrum Bad Vals zu schicken. [Abb. 68] Initiant war hier wie dort der deutsche Mineralwasser-Unternehmer Kurt Vorlop. Als Architekt brachte er Rudolf Berger aus München mit. Zum Komplex gehörten neben dem eigentlichen Hotelbetrieb und den für die Diagnostik notwendigen Untersuchungs- und Laborräume ein Appartementhaus sowie eine Grosswäscherei, die sowohl die Wäsche des Hauses als auch jene der Valser Kurgäste besorgen sollte. Die Eröffnung war für das Frühjahr 1973 geplant, wozu es jedoch nicht kam. Personelle

³¹⁸ Ebd.

³¹⁹ Siehe ebd.

³²⁰ Giedion 1929, o.S., Bildbeschriftung zu Abb. 5. Die mehrfache Erwähnung Giedions hat vor allem mit der medialen Breitenwirkung zu tun, die seine Publikationen genossen und die Giedion als Sprachrohr der CIAM hatte. Die Erkenntnis indessen, dass Aspekte der Hygiene, auch in baulicher Hinsicht, zentral für die Gesundheit seien, ist nicht Giedion zuzuschreiben. Eine wichtige Figur in der Hygieneforschung war Willi von Gonzenbach, der von 1920 bis 1950 an der ETH Zürich das Institut für Hygiene und Bakteriologie geleitet und zahlreiche Publikationen zu Hygiene, Gesundheit und Wohnen verfasst hatte.

³²¹ Zitiert nach Bühler 1973b.

Schwierigkeiten sowie der Widerstand der Bündner Ärzte – sie sahen keinen Bedarf für eine derartige Einrichtung, beziehungsweise befürchteten Konkurrenz, und warfen dem Investor vor, eine allein auf Rendite ausgerichtete Medizin betreiben zu wollen – brachten das Vorhaben zum Scheitern, und die bereits eingestellten Mitarbeiter unter der Leitung von Dr. Guido Zäch mussten wieder entlassen werden.³²² Dem vorzeitigen Ende des Diagnostikzentrums, das aus heutiger Sicht der verlorenen regionalwirtschaftlichen Möglichkeiten wegen wohl auch zu bedauern ist, folgte eine wechselvolle Hotel- und Besitzergeschichte unter dem Namen Eden Montana.³²³ [Abb. 69]

Im Verlauf der Zeit blieb die kontroverse städtebauliche Rezeption des zwölfgeschossigen und damit höchsten Hauses in der ersten Stadt am Rhein, welches die einen als wohltuenden städtischen Moment begrüßten, die anderen als einen störenden Faktor im Landschaftsbild betrachten: «Vor allem das Hochhaus hinter dem Bahnhof stört leider in seinem Ausmass, das den Rahmen der ortsüblichen Kubaturen sprengt, nicht nur das Bild der Siedlung, sondern auch das der Landschaft. Von einer Einheit in der Vielfalt, die so manchen Siedlungen aus früheren Epochen ihr unverwechselbares Gesicht gegeben hat, ist in Neu-Ilanz nicht viel zu spüren.»³²⁴ Der schlechte städtebauliche Ruf des Gebäudes dürfte nicht allein dem in den siebziger Jahren allgemein kritischen Tenor dem Hochhaus gegenüber zuzuschreiben sein, sondern auch dem eigentlichen Scheitern der Hotelklinik. Handkehrum haben ein Jahrzehnt früher wohl dieselben Aspekte unter entgegengesetzten Vorzeichen, nämlich eine landläufige Hochhauseuphorie und die Aussicht auf wirtschaftlichen Aufschwung, dazu geführt, dass die Ilanzer Bevölkerung dem Projekt zugestimmt hat.

Diese Zustimmung wurde notwendig, da das für das Diagnostikzentrum vorgesehene Areal einer Umzonung bedurfte. Diese erfolgte im Oktober 1968 durch den Erlass eines Quartierplans über das Gebiet. Neu gehörte dieses zur Kernzone gemäss Bauordnung, was eine Ausnützung von 1.2 ermöglichte. In Bezug auf die Gebäudehöhe legte der Quartierplan fest, dass der Hotelbau höchstens zwölf und das Appartementhaus höchstens fünf Stockwerke hoch sein dürfe.³²⁵ Für die Parkierung forderte die Stadt, dass unter dem Hof eine unterirdische Garage zu schaffen und die Fläche darüber als Grünraum zu gestalten sei. Alle Gebäude sollten mit Flachdächern aus nicht glänzenden Materialien gedeckt sein. Zum Äussern hiess es im Bewusstsein um die städtebauliche Dominanz des Baus, gleichwohl in allgemeiner und die gestalterische Kompetenz des Architekten wenig tangierender Formulierung: «Materialwahl und Farbgebung der Fassaden haben besonders sorgfältig und im Einvernehmen mit dem Stadtrat zu erfolgen. Zu deren Beurteilung zieht der Stadtrat den Bauberater der Stadt bei. Glänzende oder stark farbige

³²² Siehe zu den Gründen des Scheiterns des «Hauses der Diagnostik» in Ilanz die dreiteilige Serie von Stefan Bühler in der *Bündner Zeitung* im Januar 1973; Bühler 1973a, Bühler 1973b; Bühler 1973c.

³²³ Die Autorin dankt dem heutigen Besitzer des Hotel Eden Montana, Norbert Candinas, für das ausführliche Gespräch vom 15. April 2011 über die Bau- und Nutzungsgeschichte.

³²⁴ Schmid L. 1977, S. 89.

³²⁵ Von der 1968 geltenden Bauordnung der Stadt Ilanz sind bedauerlicherweise keine Exemplare mehr vorhanden (Es sei an dieser Stelle Marcus Casanova, Leiter Bauamt, sowie Silvio Schorta, Archivar, der Stadt Ilanz für ihre Hilfe gedankt). Die Bestimmungen im Quartierplan für das Diagnostikzentrum lassen jedoch darauf schliessen, dass die Bauordnung in Bezug auf die Gebäudehöhe in der Kernzone keine feste Maximalhöhe vorschrieb, beziehungsweise Ausnahmeregelungen vorsah.

Materialien und Anstriche sind nicht zulässig.»³²⁶ In welchem Rahmen die gestalterischen Entscheide letztlich geschahen und wie die Zusammenarbeit zwischen Architekt Rudolf Berger aus München und der Stadt erfolgte, lässt sich nicht mehr erschliessen. Allerdings dürfte das Farbkonzept ob dem Zweck, eine hochmoderne Hotelklinik zu schaffen, kaum zu grossen Diskussionen geführt haben; die Symbiose von Erholung und Medizin konnte allein die Reinheit des Weissen kleiden. Keine Vorschriften wurden zur Gestaltung und Proportionierung der Balkone und Öffnungen gemacht, die sich im Fall des Diagnostikzentrums als weit prägendere Aspekte der äusseren Wirkung des Baukörpers erwiesen. Denn die zweiseitig durchgehenden Balkonfronten lösen die kubische Turmwirkung auf und betonen den Eindruck von einer willkürlichen Anzahl aufeinandergestapelter rohbehauener Scheiben. Der Bau erscheint als das Ergebnis funktionalistischer Bedingtheiten für die projizierten Erwartungen einer diffusen Nutzermenge sowie wirtschaftlicher Optimierung und städtebaulicher Maximalausnützung. Die Lebendigkeit der Moderne ist hier zu einem regelkonformen Akademismus erstarrt.

Therme Vals (1960–1970)

Die Ilanzer Hotelklinik als Zulieferin der Therme Vals kam nicht zustande, wohl aber blieb ihre Funktion als architektonische Vorhut des neuen Kurzentrums in Vals. Die jüngere Kurortsgeschichte von Vals setzte 1960 ein, als der deutsche Mineralwasserunternehmer Kurt Vorlop in den Bündner Bergen auf der Suche nach neuen Investitionsmöglichkeiten war. In Vals liess er sich von der wissenschaftlich belegten Therapiewirkung der Mineralquellen überzeugen und entschied, das 1893 eröffnete und seit 1956 stillgelegte Hotel Therme samt Quellen zu übernehmen. Als erstes initiierte er eine Abfüllstation für das Valservasser, danach widmete er sich dem Aufbau eines eigentlichen Kurzentrums.³²⁷ Als gewiefter Unternehmer war er allerdings weniger im fachlichen Sinn am Kur- und Hotelbetrieb interessiert als vielmehr daran, mit klugen Investitionen auf dem aufstrebenden «europäischen Wohlstandsmarkt» gutes Geld zu verdienen.³²⁸ Entsprechend änderte sich das bauliche Konzept in den ersten Jahren mehrmals; die anhaltend hohe Nachfrage nach den Hotel-Appartements machten Investitionen in zusätzliche Bauten attraktiv, so dass das Projekt immer umfangreichere Dimensionen annahm. So liessen sich die Valser Einwohner 1960 darüber informieren, dass mit Investitionen von 1.5 bis 2 Millionen Franken ein neues Glashallenbad und mehrere Bungalows errichtet sowie das bestehende Kurhotel für 60 bis 80 Betten komplett umgebaut würden.³²⁹ [Abb. 70] Zehn Jahre später wurde ein von Grund auf neues Kur- und Badezentrum eröffnet, das

³²⁶ Stadt Ilanz, «Quartierplan und Vorschriften für die Parzelle Kat. Nr. 263 Pendas», Ilanz, von der Einwohnerversammlung genehmigt am 28. Oktober 1968 [Archiv Stadt Ilanz, 05.03 Bauwesen. Baugesuch/Baubewilligungen, Assak-Nr. 96 C + D].

³²⁷ Siehe zur Entstehungsgeschichte von Vals als Badeort Rieder 2009, S. 140–146 und Schwarz R. 1970. Die Geschichte der Hotel- und Thermalbad Vals AG hat der Gemeindearchivar Fritz Hubert aufgearbeitet, siehe Hubert 2007. Akten und Pläne seitens der Hotel Therme zu dessen Baugeschichte sind gemäss Auskunft der aktuellen Direktorin Vera Wichmann nicht mehr vorhanden.

³²⁸ Rieder 2009, S. 35.

³²⁹ Siehe Gemeindeversammlungs-Protokoll der Gemeinde Vals, 13. November 1960, S. 17 [Archiv Gemeinde Vals].

mit fünf Haupthäusern und einigen Nebengebäuden insgesamt 1'000 Betten bot und 35 Millionen Franken gekostet hatte.³³⁰ Von den geplanten 24 Bungalows waren zehn realisiert worden. Einzig die Idee eines Flugplatzes, dessen Existenz ein Werbeprospekt aus der Bauzeit suggeriert, wurde nicht realisiert. [Abb. 71]

Möglich war die Realisierung dieses Grossprojektes aber nicht allein dank der Finanzkraft des Investors, sondern auch infolge des starken Entgegenkommens der Gemeinde Vals, die sich nach den langen Krisenjahren, in denen die Valser und Valserinnen in Scharen abwanderten, von der Wiederbelebung der Therme wirtschaftliche Prosperität erhoffte. Eine parallel zur Ausweitung der Projektdimensionen mehrfach abgeänderte Vereinbarung enthielt die gegenseitigen Verpflichtungen von Bauherrschaft und Gemeinde. So ging letztere eine Reihe von Bedingungen ein: die Stromabgabe dem Kurzentrum für zwanzig Jahren zum Selbstkostenpreis; der Ausbau und die Offenhaltung der Strasse zu den Bungalows; der Verzicht auf die Handänderungssteuer; sowie das Anschlussrecht an die Gemeindekanalisation. Ein Kernpunkt war zudem der Bau von Skianlagen auf Gemeindegebiet, um den Wintergästen eine zusätzliche Attraktion zu bieten. Im Gegenzug war Kurt Vorlop verpflichtet, das Kurzentrum auch tatsächlich zu realisieren, das zum Zeitpunkt der Vereinbarung im Herbst 1961 nebst den bereits vorgesehenen Bungalows nun den Bau eines Kurmittelhauses sowie in einer dritten Bauphase eines Kurhauses umfasste. Zudem hatte Vorlop dafür zu sorgen, dass bei einem allfälligen Verkauf des Kurbetriebs Sitz und Steuerdomizil der Gesellschaft in Vals bleiben würden und dass den Einwohnern von Vals das bestehende unentgeltliche Trink- und Baderecht weiterhin gewährt bliebe.³³¹ Als 1962 das Projekt für das Kurmittelhaus um zwei Geschosse aufgestockt wurde, um die wider Erwarten höheren Baukosten mit 80 zusätzlichen Betten wettzumachen, machte Vorlop den Baubeginn von zusätzlichen Bedingungen – Steuerbefreiung und Ausbau der Wasserversorgung durch die Gemeinde – abhängig. Einstimmig und diskussionslos stimmten die Valser diesen zu.³³² Eineinhalb Jahre später vergrösserte Vorlop sein Bauvorhaben erneut.³³³ Erstmals waren von Seiten der Valser nun auch skeptische Töne zu vernehmen und es wurde die Frage gestellt «wie weit soll und darf sich die Gemeinde dabei engagieren?»³³⁴ Der Umstand, dass die zusätzlichen Vereinbarungen nur unter «recht langwierigen Verhandlungen» zustande

³³⁰ Siehe Kurverwaltung Bad Vals AG, «Exposé über den Verkauf von Aktien mit einem entsprechenden Darlehensanteil der Thermalbad- und Hotel-Betriebs AG Bad Vals», Chur, 13. Mai 1968, S. 5 [StAGR D V/10 Nr. 10]; Ra. 1970.

³³¹ Siehe «Vereinbarung zwischen der Gemeinde Vals, einerseits, und Herrn Kurt Vorlop, andererseits», Anhang zum Gemeindeversammlungs-Protokoll der Gemeinde Vals, 24. September 1961, S. 20–21 [Archiv Gemeinde Vals].

³³² Die Gemeinde verpflichtete sich zusätzlich zur Vereinbarung von 1961, für die Zufahrt zu den Bungalows gratis Gemeindeboden zur Verfügung zu stellen, für 200'000 Franken die Wasserversorgung auszubauen sowie dem Kurbetrieb für die ersten fünf Jahre Steuerbefreiung zu gewähren; siehe Gemeindeversammlungs-Protokoll der Gemeinde Vals, 30. März 1962, S. 5–6 [Archiv Gemeinde Vals]. 1967 wurde die Steuererleichterung für die mittlerweile gegründete Kurverwaltung Bad Vals AG auf zehn Jahre ausgedehnt, siehe Gemeindeversammlungs-Protokoll der Gemeinde Vals, 15. November 1967, S. 23–25 [Archiv Gemeinde Vals].

³³³ Das Kurmittelhaus sollte um eine Bäderabteilung und Eingangshalle erweitert und mit einer neuen Zufahrt ausgestattet werden, anstelle des alten Kurhauses sollte ein Appartementhaus errichtet werden, in unmittelbarer Nähe eventuell ein zweites.

³³⁴ Gemeindeversammlungs-Protokoll der Gemeinde Vals, 24. September 1963, S. 22 [Archiv Gemeinde Vals].

gekommen waren, lässt das Abwägen über das tragbare Mass des Entgegenkommens seitens der Gemeinde erahnen.³³⁵ Dass gleichwohl nochmals Zugeständnisse gemacht wurden, deutet auf die missliche wirtschaftliche Situation von Vals und darauf hin, wie stark das Überleben eines ganzen Dorfes vom Gelingen des Unternehmens abhing.³³⁶ Im Herbst 1965 waren das Kurmittelhaus, das Schwimmbad sowie das erste Appartementhaus im Bau, ein bis zwei weitere Appartementhäuser sollten in einer zweiten Etappe realisiert werden. Die laufend wachsenden Dimensionen des Kurzentrums stellten die Gemeinde auch in Bezug auf nicht direkt mit dem Projekt in Zusammenhang stehenden Aufgaben wie die Parkierung, die Ortsplanung oder die Verbindungsstrasse nach Ilanz vor neue Herausforderungen, «die zu lösen von Seiten der Bürger die nötige Aufgeschlossenheit und Opferbereitschaft voraussetzt.»³³⁷

Im Vergleich zu den Bestimmungen, welche die Stadt Ilanz 1968 für den Bau der Hotelklinik erliess, ist festzustellen, dass dort offenbar ein anderes Kräfteverhältnis zwischen Behörden und Bauherrschaft herrschte als in Vals. Die einzige Verpflichtung seitens der Stadt war das Erstellen der Zufahrtsstrasse, währenddessen die im Rahmen des Quartierplans auferlegten Vorschriften dem Bauherrn im Vergleich zu den Vorgaben in Vals enge Schranken setzten, gerade auch in städtebaulicher und infrastruktureller Hinsicht. Gründe dafür dürften zum einen in der grundverschiedenen Ausgangslage von Ilanz zu finden sein, welches als wirtschaftliches Zentrum der Region nicht im selben existenziellen Mass auf das Zustandekommen der Hotelklinik angewiesen war. Zum anderen dürften die Ilanzer Behörden, trotz bescheidener Ausprägung des städtischen Moments, mehr Erfahrung mit grösseren Bauprojekten und der Anwendung der baurechtlichen Instrumente gehabt haben. Dass diese den Valsern bisweilen fehlte, die Gemeinde mit manchen Fragen des Kurzentrums auch überfordert und bis zu einem gewissen Grad den Forderungen des Investors ausgeliefert war, ist als rückblickende Einschätzung kein Verdikt über die damalige Entwicklung.³³⁸ Aus den Bedingungen der damaligen Zeit heraus beurteilt der Valser Peter Rieder die Vereinbarungen zwischen der Gemeinde und dem Kurzentrum denn auch als «zweckmässig und ausgeglichen».³³⁹

Die oben dargelegten Umstände lassen darauf schliessen, dass in Bezug auf die Siedlungsgestalt und die Architektur die Bauherrschaft kaum Vorgaben hatte. Weder Gestaltungs- noch Ausnutzungsvorschriften legten der Planung Schranken auf. Beachtet man, dass das Kurzentrum nicht die Umsetzung einer grossen städtebaulichen Planung war, sondern das Ergebnis eines jahrelangen Entwurfsprozesses mit sich laufend verändernden Dimensionen, erstaunt die Ausgewogenheit des entstandenen Ensembles, das sich trotz der städtischen Terminologie und Grösse harmonisch in die Situation einfügt.

³³⁵ Ebd.

³³⁶ So verzichtete die Gemeinde auf die Anschlussgebühren für die Wasserversorgung, verlangte während der Dauer von zwanzig Jahren für die Wassergebühren allein die Selbstkosten und verpflichtete sich, den Zugang zu den Bungalows mit den notwendigen Schutzmassnahmen und Strassenleuchten zu versehen; siehe ebd., S. 23–24.

³³⁷ Gemeindeversammlungs-Protokoll der Gemeinde Vals, 21. November 1965, S. 51–52 [Archiv Gemeinde Vals].

³³⁸ Einschätzung von Fritz Hubert, der zwischen 1967 und 1973 Jahre Gemeindepräsident von Vals war und in dieser Funktion die Entstehung des Kurzentrums eng begleitet hatte; Gespräch der Autorin mit Fritz Hubert vom 11. April 2011.

³³⁹ Rieder 2009, S. 149.

[Abb. 72–73] Es war also nicht die Vision eines grossen Ganzen, die am Anfang gestanden hatte. Wohl aber waren das «freie Feld» gegeben, der unbebaute Hang oberhalb der Hauptstrasse etwas ausserhalb des Dorfes, und ebenso ein «ideologisches Ziel», in diesem Fall kommerziell umgedeutet in den Zweck, den «europäischen Wohlstandsmarkt» zu bedienen.³⁴⁰

Funktionales wie architektonisches Herzstück der Anlage bildet das Kurmittelhaus mit der eigentlichen Hotelinfrastruktur sowie einem Teil der Kureinrichtungen, welches an höchster Stelle über den drei Appartementhäusern thront. In einem sanften Bogen richtet sich die Hauptfront mit den Sonnenbalkonen nach Süden aus. Den unteren Abschluss bildet der pavillonartige Glasvorbau, der bis zum Bau der neuen Therme von Peter Zumthor in den Jahren 1986 bis 1996 das Schwimmbad enthielt und dem vorgelagert das erste Wellen-Freischwimmbad Europas war. [Abb. 74–75] Zur Hauptstrasse hin schirmen drei in einer losen Reihe nebeneinander gesetzte Appartementhäuser das Kurmittelhaus ab. Während die Appartementhäuser I und III, leicht abgesetzt von der Strasse und umgeben von hochstämmigen Bäumen, als acht- beziehungsweise zehngeschossige Turmhäuser mit ihrer schlanken Höhe eine punktuelle, aber weit sichtbare Präsenz markieren, übernimmt das niedrigere Haus II die Scharnierfunktion zur Strasse. [Abb. 76] Der südliche Teil dieses Gebäudes umschliesst einen zur Strasse hin offenen Grünhof mit einem gedeckten Rundgang und einem Trinkbrunnen in der Mitte. Die umschliessenden Gebäudeflügel enthalten im Erdgeschoss Ladenräume sowie ein Café mit Aussensitzplätzen, von wo aus man das Geschehen auf der Strasse und rund um die Ladenpassage beobachten kann. Dieser Ort ist das gesellschaftliche Zentrum für die entspannenden Stunden nach dem Kurbad, wo sich Kauffreude, Flanieren im Dienste der Kur und Kaffeehauskultur zum architektonischen Programm verdichtet haben. Gleichzeitig wurde, transportiert über die Trinkhallen der deutschen Kurbäder, die Anleihe beim klösterlichen Kreuzgang gemacht, dem architektonischen Inbegriff von Ruhe und Einkehr. Gebaute innere Sammlung verbindet sich hier mit dem urbanen Leben zu einem Ort, wo «von zeitbedingter Hetze und beruflichen Stresse geplagte Menschen nachwirkende geistige und körperliche Entspannung und Erholung finden» sollen, wie es ein Journalist 1970 anlässlich der offiziellen Eröffnung schrieb.³⁴¹ Die luftige Leichtigkeit, wie sie im elegant geschwungenen Kurmittelhaus angelegt ist, sollte sich auf das Wohlbefinden der Kurgäste übertragen. [Abb. 74]

Allein, diese Deutung ist unvermeidbar mit der Symbolkraft solcher Architekturen, die seit dem Ruf der Moderne nach «Licht, Luft und Sonne» zum Universalstil geworden sind, verbunden; ein allgemein verständlicher Symbolgehalt und die Wirkung sind hier längst Einheit geworden. Es erstaunt deshalb nicht, dass im Rahmen der Berichterstattung über das neue Kurzentrum spezifische Beobachtungen zu den Bauten und ihrer gestalterischen Einfügung in den Kontext rar waren. Weit öfters wurde die Architektur pauschal unter dem Begriff «modern» subsumiert. Als Ingredienzen für den Kuraufenthalt im Vordergrund standen vielmehr die Modernität der technischen Infrastrukturen, das breite Bäderangebot und die Vielfalt der Freizeitbeschäftigungen sowie die Tatsache,

³⁴⁰ Siehe weiter oben S. 38.

³⁴¹ Röthlin 1970.

dass dies alles in einer «einnehmende Sommerszenerie» eingebettet ist.³⁴² Das Kurzentrum wurde als eine «selten gelungene Kombination von Erstklasshotels und Klinik dargestellt: Die Kurgäste umgibt nicht steriler «Spitalgeruch», sondern die angenehme Atmosphäre eines komfortablen Erholungsparadieses in herrlicher, unberührter Bergwelt, fern von jeglicher Alltagssorgen und allen Lebensfreuden zugetan.»³⁴³ Szenerie, Paradies und unberührte Bergwelt waren das begriffliche Instrumentarium für die Ästhetisierung der Natur, das sehr unterschiedliche Saiten der Beziehung von Mensch und Natur anklingen liess. Die Natur war hierin notabene nichtsdestotrotz Menschenwerk, sei es in Form der Seeidylle in Zervreila, dem Stausee, oder der seit Jahrhunderten von den Valser Bauern bewirtschaftete Kulturlandschaft. Die Architektur definiert in erster Linie die Funktion Kurzentrum im engeren Sinn, die Beziehung zur Natur nährt sich vom – letztlich stark normierten – optischen Bezug. Laut der Bauherrschaft sei es jedoch gelungen, «das neue Kurzentrum so harmonisch in die Hochgebirgslandschaft einzufügen, dass sich selbst die Kühe, Ziegen und Schafe mit ihrem hellklingenden Geläut beim friedlichen Weiden in unmittelbarer Nähe des Kurzentrums nicht stören lassen.»³⁴⁴ Diese Szenerie erinnert an die Bilder einer «friedlichen Koexistenz» von Stadt und Land, wie sie bei der Lacuna besungen wurden.³⁴⁵ Die Architektur sucht ein Nebeneinander zum bestehenden landschaftlichen wie baulichen Kontext und nicht die Kopie einer den Ansprüchen und Anforderungen der Kurgäste fremden Form. Für jene, die bedauerten, dass «keine alpenländische Bauweise eingehalten» worden war, finden sich in schmiedeeisernen Gittern, rustikalen Holzdecken und Natursteinmauern gleichwohl Ableger dieser so genannten Alpenarchitektur.³⁴⁶

Sind die beiden Architektursprachen – die internationale Moderne und das Rustikal-Alpine – in der Codierung gleichermassen allgemeingültig und verständlich, gibt letztere vor, einen spezifischen Bezug zum Ort zu haben, indessen erstere explizit auf eine Universalsprache referiert. Die direkte Konfrontation dieser beiden Positionen, wie sie im Kurzentrum Vals gleichsam inszeniert wurde, erscheint hierbei als kritischer oder auch ironischer Kommentar zu diesem gerade im Alpentourismus schwelenden Diskurs. Diese relative Verbundenheit mit dem Ort und das temporäre Dasein des Gastes kommen auch in der Innenausstattung der Appartementhäuser zum Ausdruck. Die Zimmer mit den grossflächigen Holzschrankwänden, aufklappbaren Betten und dem effizient genutztem Stauraum erinnern an Schiffskojen und deren Funktionalität, die Balkonfront gemahnt an die Reling. [Abb. 77] Doch statt einer Meeresbrise weht der frische Bergwind um die Nase. Die engen Platzverhältnisse waren indessen nur bedingt beabsichtigtes Programm. Da die Gebäudedimensionen irgendwann ausgeschöpft waren, Vorlop aufgrund des guten Absatzes gleichwohl zusätzliche Zimmer schaffen wollte, wurden kurzerhand aus einem Zimmer zwei gemacht. Bei der Eröffnung 1970 konnte niemand ahnen, dass das Schiff mehrmals nahe dem Untergang sein würde. Prophetisch klangen

³⁴² «Kurzentrum Bad Vals eröffnet», Pressezusammenfassung für die internationale Pressekonferenz, 5. Mai 1970, S. [3] [StAGR D V/10 Nr. 10].

³⁴³ Röthlin 1970.

³⁴⁴ Kurverwaltung Bad Vals, «Mitteilung an alle Bungalow-, Hotel-/Kurappartementeigentümer und unsere lieben Freunde des Valsertals», Vals, September 1968, S. VIII [StAGR DV/10 Nr. 10].

³⁴⁵ Siehe weiter oben S. 80f.

³⁴⁶ Anonym 1973/74, S. 31.

gleichsam die Worte des Korrespondenten der *Bündner Zeitung*, der das Werk, welches «menschlicher Erfindungs- und Unternehmungsgeist» habe entstehen lassen, mit Schillers Zitat aus *Wilhelm Tell* kommentierte: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht auf den Ruinen.»³⁴⁷

Altersheim S. Giusep Cumpadials (1970–1973)

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in der ganzen Surselva gerade einmal in Ilanz ein Altersheim. Im oberen Teil, in der Cadi, wurden die beiden Armenhäuser in Disentis und in Trun dem infolge des gesellschaftlichen Umbruchs zunehmenden Bedarf nach Altersbetreuung nur unzureichend gerecht. Allseitig wurde deshalb 1945 der Entscheid des Hilfswerkes Bündner Oberland begrüsst, in Cumpadials ein Heim für Betagte und Behinderte einzurichten.³⁴⁸ Zu diesem Zweck kaufte das Hilfswerk das einstige Hotel Badus nordwestlich, oberhalb des Dorfes, welches bislang von der Caritas als Ferienheim für Kranke und Rekonvaleszente geführt worden war. Der aus dem Jahr 1909 stammende Bau, der seine Entstehung wohl auch der damals geplanten und 1912 eröffneten RhB-Strecke Ilanz-Disentis verdankte, stand wie ein erratischer Block in der zu jener Zeit vom Fremdenverkehr noch kaum berührten Landschaft. [Abb. 78] Mit städtisch-klassizistischer Architektur und einem an die Pariser Mansarddächer gemahnenden Dachabschluss thronte das fünfgeschossige Hotel über Dorf und Tal. Gleichzeitig besass der Baukörper eine herbe Kompaktheit, wie sie auch den herrschaftlichen alten Steinhäusern in Sumvitg eigen ist und mit der sich diese Bauten im steilen Hang trotzig gegen die Schwerkraft stemmen. Die umgebende Parkanlage war sowohl Übergang zur bäuerlichen Kulturlandschaft als auch Vereinnahmung dieser durch die ästhetische Perspektive des Erholung suchenden Städters.

Der einst moderne Hotelkomfort vermochte in den sechziger Jahren längst nicht mehr Schritt zu halten mit den veränderten Anforderungen an ein zeitgemässes Altersheim. Trotz der Bedenken des damaligen Stiftungspräsidenten, dass eine Renovation den Pensionspreis unnötig verteuern würde, und dem Einwand, dass die hiesigen Menschen ohnehin einfache Verhältnisse gewöhnt seien, wurde 1970 entschieden, das Haus rundum zu erneuern.³⁴⁹ Der Auftrag, ein Projekt zu erarbeiten, ging an Robert Decurtins (1933–1975) aus Sedrun, der mit dem Bau des Altersheims S. Martin in Trun bereits Erfahrungen in diesem Bereich hatte.³⁵⁰ Im März 1971 präsentierte der Architekt zwei Umbauvarianten. Architekt wie Bauherrschaft favorisierten die grosszügigere Lösung, das heisst den Aufbau eines zusätzlichen Stockwerkes für die Unterkunft der vier Schwestern aus dem Kloster Cazis, welches das Altersheim seit seiner Gründung führte.

³⁴⁷ Friedrich Schiller, *Wilhelm Tell*, 4. Aufzug, 2. Szene, 1804. Zitiert nach Ra. 1970.

³⁴⁸ Siehe Beschluss des Kleinen Rats des Kantons Graubünden vom 17. Oktober 1945 [Archiv Casa S. Giusep Cumpadials].

³⁴⁹ Siehe «Bericht zum 21. Geschäftsjahr (1968) der Casa S. Giusep», Transkript [Archiv Casa S. Giusep Cumpadials]. Die nötige finanzielle Basis gab das 1960 in Kraft getretene kantonale Gesetz über die Förderung von Altersheimen.

³⁵⁰ Siehe Brief von Vincens Derungs an Robert Decurtins, Vignogn, 26. Februar 1970 [Archiv Casa S. Giusep Cumpadials]. Weitere Werke von Robert Decurtins: Hospiz S. Maria, Lukmanierpass; Hotel Dulezi, Trun; Casa Depuoz, Trun; siehe Berther 1975.

Der Kanton aber wollte dafür keine Unterstützung bieten. Denn die Mehrkosten für den Dachaufbau stünden «in keinem Verhältnis» zu den allgemeinen Baukosten und könnten deshalb nicht subventioniert werden.³⁵¹ Eine abgetrennte Schwesternwohnung auf einem bestehenden Stockwerk sowie 45 anstelle von 52 Pensionsplätzen würden ausreichen. Im Gegensatz zum gut zehn Jahre früher vom Kanton selber erbauten Schwesternhaus Beverin löste die Frage der Schwesternunterkunft in Cumpadials keine grosse Diskussion aus.³⁵² Abgesehen von der kleineren Anzahl Bewohnerinnen mögen dabei die Vorstellungen, dass den Ordensschwestern ein bescheideneres Zuhause ohnehin besser entspreche und eine starke Abgeschiedenheit von den Heimbewohnern kein Bedürfnis sei, eine Rolle gespielt haben. So beschränkte sich der 1972/73 erfolgte Umbau auf die bestehenden Stockwerke des alten Hotel Badus. Nach aussen aber änderte Decurtins die Proportionen insofern, als dass er die Dachmansarden optisch in ein gewöhnliches Geschoss mit Flachdach umfunktionierte und den Dachabschluss auf eine schmale Kante reduzierte. [Abb. 79] Ebenso entfernte er die Quader, die das Erdgeschoss als Sockel markiert hatten. Damit hob er die klassische Dreiteilung der Fassade auf und ersetzte sie durch die durchgehende weisse Membran. Gleichzeitig wurde so die Höhe des talwärts nun sechsgeschossig in Erscheinung tretenden Gebäudes akzentuiert. Dieser kühnen Betonung des Turmartigen stehen bedauerlicherweise der über das Flachdach hinaus ragende Liftaufbau sowie der eingeschossige Anbau auf der Hangseite entgegen. Eine Einbusse für die ruhende Massigkeit, die ein erstes Mal bereits 1960 durch den Bau der in eine komplizierte Dachlandschaft gegliederten Kapelle gebrochen worden war, bedeutete auch die Erweiterung des ursprünglich nur wenig aus der Fassade vortretenden Mittelrisalits zum neuen Treppenhaus. Die französischen Hochfenster erweiterte Decurtins zu liegenden Öffnungen, um mehr Licht in die Zimmer eindringen zu lassen. Anstelle der angehängten Balkone, die als Bühne für das Hinaustreten in die frische Luft und Überblicken der Landschaft funktionierten, wurde die Fassade zu kleinen, vor dem rauen Bergwind schützenden Nischen eingezogen. Das Inszenierende des Ursprungsbaus machte einer nüchternen, stillen Präsenz Platz. Heute würde ein dieser historisch wertvollen Bausubstanz gegenüber eher rücksichtsloses Umbauen kaum mehr gutgeheissen. Die dem damaligen allgemeinen Zeitgeist folgenden Eingriffe können auch aus diesem selbst heraus gewertet nicht als rundum gelungen betrachtet werden. Die Ursprungsarchitektur wurde mit einer anspruchslosen, vergleichsweise banalen Fassade zum Verschwinden gebracht. Gleichwohl ist das Beispiel in seiner zeittypischen Haltung aufschlussreich. Es bringt die Skepsis jener Zeit gegenüber den baulichen Zeugen aus den Anfängen des Tourismus zum Ausdruck, die als architektonische Fremdlinge die Landschaft neu zu besetzen und benutzen begannen. Auch wenn der Fremdenverkehr in den 1970er Jahren längst keine fremde Erscheinung mehr war und auch in der oberen Surselva die Existenz vieler Menschen von diesem Wirtschaftszweig abhing, so wurde der Architektur aus der Anfangszeit des Tourismus offenbar weder ein historischer Wert noch ein Nutzen für die aktuellen

³⁵¹ Siehe Beschluss der Regierung des Kantons Graubünden vom 24. Januar 1972, S. [1] [Archiv Casa S. Giusep Cumpadials]. Die Aufstockung hätte 150'000 Franken gekostet, die allgemeinen Baukosten wurden mit 1.8 Millionen Franken veranschlagt.

³⁵² Siehe weiter oben S. 90ff.

Bedürfnisse zugesprochen. Es bleibt der Eindruck, dass das Neue per se für besser befunden wurde und die jüngere Vergangenheit als erhaltenswerter Teil der Geschichte wenig Wertschätzung erfuhr. Diese Einschätzung dominierte wohl auch die Überlegung, dass diese mit der Hotelfunktion in Verbindung stehende Architektur nicht für die neue Nutzung Altersheim umzufunktionieren sei. Das umgebaute Haus war zwar kein «Grossstadtaltersheim», aber als kleines Hochhaus, dessen urbanes Flair eigentlich bereits im alten Hotel Badus angelegt war und das an exponierter Lage stand, ragte es ohne übertriebene Geste aus dem Alltäglichen heraus.

«Gulliver unter den Riesen»

Die dargestellten Beispiele zeigen, wie unterschiedlich die Voraussetzungen, Forderungen und Gründe waren, die Wahl und Entstehung ihrer baulichen Form bedungen haben. Gemeinsam ist ihnen das Motiv des gesellschaftlichen und medizinischen Fortschrittes, aus dem heraus die Bauwerke in Angriff genommen wurden. Ebenso veranschaulichen sie die begriffliche und formale Relativität des Hochhauses angesichts des landschaftlichen und städtebaulichen Bezugsrahmens. Hans Marti hatte die relative Definition, wann ein Haus ein Hochhaus sei, und damit auch die relative Wirkung des Hochhauses, mit den Erfahrungen von Gulliver verglichen: «In unseren Städten und Dörfern wird das Hochhaus ‹Gulliver bei den Zwergen› sein, angesichts der Berge aber bleibt es ‹Gulliver unter den Riesen›.»³⁵³ Marti deutete damit an, dass das Hochhaus in jedem Fall eine Kontrastwirkung nach sich ziehe. Damit erregt es Aufmerksamkeit und verändert die Relationen zur Umgebung, besonders dann, wenn es – wie in der Schweiz meistens der Fall – als Einzelobjekt in Erscheinung tritt, sei es in der Stadt oder auf dem Land. Gleichzeitig stellt sich die Frage, in welchem Fall Aufmerksamkeit als Wirkung und Botschaft angebracht und gewollt ist.

Angesichts der auf die Entwicklung der Stadt ausgerichteten Diskussion der Nachkriegszeit interessierte die Frage nach «Gulliver unter den Riesen» allerdings wenig. Es blieb bei einzelnen, vorab skeptischen Stellungnahmen, die sich nicht zu einem eigenständigen Diskurs über das Hochhaus in den Bergen zusammenfügen lassen. Der Zürcher Architekt und Vertreter des Neuen Bauens Ernst F. Burckhardt stellte 1951 fest, dass «das Hochbauen in einem gebirgigen Land nicht so notwendig und gewinnbringend [ist] wie in der Ebene, wo das Bedürfnis in die Höhe zu steigen, um Übersicht zu gewinnen, nur durch Bauwerke befriedigt werden kann.»³⁵⁴ Als Negativbeispiel für Hochbauten, die im falschen topografischen Kontext stehen, nannte er die bäuerlichen Silobauten, die wie Schreckgespenster aus den dörflichen Baugruppen herausragen würden.³⁵⁵ Burckhardts Bemerkung macht deutlich, wie sich topografische Argumente gegen das Hochhaus in den Bergen mit ästhetischen gegen das Hochhaus im Dorf überlagerten. Das Ländlich-Dörfliche, verstanden als Gegensatz zur Stadt, wurde mit der bergigen Landschaft kurzgeschlossen. Die topografischen, sich zwischen den Extremen von Berggebiet und

³⁵³ Marti 1955, S. 33.

³⁵⁴ Burckhardt E. 1951, S. 3.

³⁵⁵ Siehe ebd., S. 6.

Flachland bewegenden Bedingungen für den städtebaulichen Diskurs und die Frage des Hochhauses wurden damit als nicht relevant betrachtet. Diese synonyme Betrachtung von Ruralem und Alpinem hat sich sowohl im städtebaulichen Diskurs als auch in der Erschliessung der komplex strukturierten Schweiz als gängige Vereinfachung eingebürgert. Der Umstand, dass die Alpen für das Schweizerische Selbstbild das Identifikationselement schlechthin waren (und noch heute sind), beeinflusste die Auseinandersetzung mit der Stadt nicht. Niemand schien sich an der überhöhten Bedeutung der Alpen abgearbeitet und daraus spezifische Reflexionen für den Städtebau und die Siedlungsgestaltung gezogen zu haben. Im Gegenteil, jemand wie Burckhardt setzte das Hochhaus in Analogie zu den als Orientierung bietende Landschaftsmarke und als Aussichtspunkt verstandenen Bergen, von denen aus das Land überblickt und kontrolliert werden kann. Aus dieser Hochhaus und Berg vereinigenden Funktionalität heraus schien ihm die Konfrontation von beiden, also von Gulliver mit dem Riesen, als sinnwidrig.

Oder liegt darin das Zurückschrecken davor, das Naturwerk Berg mit dem Menschenwerk Hochhaus zu konkurrenzieren? «Menschenwerk darf nicht mit Gotteswerk in Wettbewerb treten» hatte Adolf Loos 1913 in seinen «Regeln für den, der in den Bergen baut» geschrieben.³⁵⁶ Deshalb gehöre die vertikale Baugliederung in die Ebene und ins Gebirge die horizontale. Die gebaute Vertikale im Angesicht der erhabenen Berge wurde als menschliche Überheblichkeit ausgelegt. Hans Aregger betrachtete dies als grundsätzliche Gefahr des Wohnhochhauses, unabhängig von dessen Umgebung: «Das Wohnen in den oberen Geschossen eines Hochhauses hat seine menschliche Problematik. Psychologisch mag es so wirken, als sei das Leben über den Baumwipfeln auch ein Abheben und Überheben über die Natur.»³⁵⁷

Diesen skeptischen Stimmen zum Trotz wurden in den Bergen Hochhäuser gebaut und dies – im Widerspruch zum Topos der peripheren Retardierung – quasi zeitgleich zu ihrer Verbreitung in den Städten und im Mittelland. Dies lässt annehmen, dass über die konkreten Umstände hinaus gleichwohl Argumente in der Schwebe waren, die einer Platzierung von Hochhäusern in den Bergen Vorschub leisteten. Einen Hinweis liefert die schon fast malerische Einbettung des Hochhauses in die Landschaft, wie es in Beverin oder auch in Vals der Fall ist. Sie sind Beispiele für das «von Skandinavien herübergewanderte Turmhaus».³⁵⁸ Denn die sinnliche Beziehung von Haus und Natur, wie sie für die skandinavische Architektur charakteristisch war, übte auf die Schweizer Architekten der Nachkriegszeit eine grosse Anziehung aus. Gefördert durch einen regen persönlichen Austausch zwischen Schweizer und skandinavischen, vor allem finnischen Architekten in den vierziger und fünfziger Jahren, schlug sich die natürliche Verbindung von Neuem Bauen und traditioneller, ländlicher Baukultur sowie der Verwendung roher Materialien auch in der Schweizer Architektur nieder.³⁵⁹ Nachgerade entscheidend war der skandinavische Einfluss gemäss dem Historiker Ruedi Weidmann für das positive Bild des Hochhauses in der Anfangszeit des Schweizer Hochhausbaus. Indem die neue

³⁵⁶ Loos 1913.

³⁵⁷ Aregger 1967, S. 35 und 64.

³⁵⁸ Rüdüsühli 1956, S. 30.

³⁵⁹ Zur Bedeutung der skandinavischen Einflüsse auf die Schweizer Architektur der Nachkriegszeit siehe Barbey 1987.

Bauform mit Skandinavien in Verbindung gebracht wurde – «das schwedische Punkt-haus gilt bei uns vor allem als Vorbild», so Ernst F. Burckhardt 1951 – und nicht mit dem amerikanischen Wolkenkratzer, der mit engen Strassenschluchten und problembe-ladenen Grosstadtverhältnissen gleichgesetzt wurde, wurde das Wohlwollen für das Hochhaus erworben.³⁶⁰ Erst später wurde der American way of Life zum dominierenden Vorbild – es sei auf die Titulierung der Lacuna als «Alpen-Manhattan» verwiesen. Skan-dinavien war jedoch nicht allein in architektonischer Hinsicht ein Vorbild, sondern ebenso in Bezug auf den stark ausgebauten Sozialstaat und die damit verbundenen neuen Bauaufgaben. Dies versinnbildlichte sich in hochmodernen Krankenhäusern, die im Geis-te des Neuen Bauens als hohe Scheiben mit klaren Formen und lichten Räumen konzi-piert, gleichzeitig in expressiver Geste in die Landschaft gesetzt waren. [Abb. 80] In den vielfach explizit nichtstädtischen Orten gingen Landschaft, Hochhaus und Gesundheit eine natürliche Synthese ein.

Mitunter diesem Einfluss ist auch folgende Feststellung über den richtigen Standort von Hochhäusern zuzuordnen: «Aus hygienischen Gründen kann man der Ansicht huldigen, Wohnhochhäuser und Wald gehörten zusammen. Hochhäuser erschliessen die Land-schaft über den Baumkronen – allerdings nur in den oberen Stockwerken –, begnügen sich mit schmaler Basis und verhelfen den Insassen zum erforderlichen Auslauf und zum nötigen Sauerstoff [...].»³⁶¹ In diesem Licht ist denn auch die Position, dass das Hoch-haus per se die Stadt und in deren Anhang den Fortschritt repräsentiere, in ihrer Abso-lutheit anzuzweifeln.³⁶² Tatsächlich spielte die Vorstellung des Hochhauses als «Wahrzei-chen unserer Zeit», wie Hans Aregger 1967 seine Übersicht über den Schweizer Hoch-hausbau betitelte, immer wieder in die Entwicklung hinein. So lobte die Jury in Beverin die «neuzeitliche» Erscheinung von Theus' Turmhaus. Und auch der Umbau des Alters-heims in Cumpadials ist in seinem äusseren Ergebnis dieser Entscheidkategorie zuzuor-dnen. Allein, diese Betrachtungsweise räumt dem Bauwerk vor allem eine passive und wiedergebende kulturelle Funktion und keine aktive gestaltende Rolle ein. Indessen zei-gen gerade die damals in Graubünden neuen Bauaufgaben im Gesundheitsbereich die aus der Bauform selbst erwachsene Funktion der Architektur als Antreiberin des Fort-schrittes. In diese Überlegungen von Aktion und Reaktion ist die Frage nach dem Grad von äusserem Einfluss eingeschlossen. In Bezug auf die medizinische Entwicklung, die stets in einem engen Austausch mit der architektonischen Hülle stand, ist indessen fest-zustellen, dass in Graubünden, als ein an Kur- und Heilorten reicher Kanton, der medizini-sche Fortschritt längst nicht mehr ein allein von aussen eingebrachtes Wissen war. Im kleineren Massstab wurde an die spezifisch Bündnerische Entwicklung der Sanatoriums-architektur angeschlossen. Zugleich zeigt sich wie beim Regionalspital Ilanz oder in Cum-padials in der Ablehnung des Heimatstils und der Architektur der Gründerzeit das damals zeittypische, ausgesuchte Verhältnis zur Geschichte. Denn mit der Moderne als Vorbild orientierte man sich an einer Architektur, die letztlich auch schon Teil der Geschichte war.

³⁶⁰ Burckhardt E. 1951, S. 6. Zur Bedeutung des skandinavischen Vorbildes für den Erfolg des Hochhaus-baus in der Schweiz siehe Weidmann 2000. Zum betont klein gehaltenen Einfluss Amerikas als Vorbild sie-he weiter oben S. 65f.

³⁶¹ Rüdüsühli 1956, S. 26.

³⁶² Siehe Hans Aregger, «Die sozialen und soziologischen Gesichtspunkte zur Hochhausfrage», Typoskript, Zürich, 21. Januar 1954, S. 3 [3-T-1-1 M56/, Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich].

MALAISE VON STADT UND LAND

Unwirtlichkeit der Städte

«Wer an den Dingen seiner Stadt nicht Anteil nimmt, ist kein stiller Bürger, sondern ein schlechter.»

Perikles, 5. Jh. v. Chr.

Während in Chur die im Entstehen begriffene Lacuna als «Musterbeispiel grosszügiger Quartierplanung» gefeiert wurde, regte sich andernorts fundamentale Kritik an der allgemeinen Entwicklung der Stadt.¹ Wesentlich ins Rollen brachte diese Diskussion der deutsche Arzt und Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich (1908–1982) mit seinem 1965 publizierten Pamphlet *Die Unwirtlichkeit unserer Städte – Anstiftung zum Unfrieden*. Mit seiner an der Psychoanalyse geschulten Betrachtungsweise ging er darin den Gründen für die Stadtzerstörung nach. Der Stadt stellte er die Diagnose einer kranken Umwelt. Als Geburtsort und Nährboden aller menschlicher Kultur und Bewusstseinsentwicklung sei sie seit dem Einbruch der Industrialisierung bedroht. Die industrielle Technik war für Mitscherlich antistädtisch und in Konsequenz davon hätten die damit einhergehenden Erscheinungen der Funktionstrennung, Standardisierung und Monotonie die städtische Identität zerstört.² Mitscherlich übte letztlich Kritik an den städtebaulichen Idealen der Moderne, vor allem aber an deren technokratischer Umsetzung in der Nachkriegszeit. Die verheerende Folge dieser Entwicklung seien menschenfeindliche Stadträume sowie «allerlei Flucht- und Verleugnungstendenzen» in eine Pseudo-Privatheit, die sich zum einen in «Einfamilienweiden» vor der Stadt für die Vermögenden, zum anderen in der temporären Migration zu noch «unberührten Gestaden» auswirken würden.³ Das von der Industrialisierung angetriebene Wachstum als Ursache für das «Malaise» der Stadt sowie die Analogie zum menschlichen Körper, der unter schlechten Bedingungen krank wird, wurde im Jahr von Mitscherlichs Bucherscheingung – trotz der gleichzeitigen Lacuna-Euphorie – auch schon für Chur beobachtet: «Mit der flächenmässigen Ausbreitung, der voranschreitenden Industrialisierung, dem Bevölkerungswachstum, ja vor allem mit der steigenden Prosperität, der «Überfluggesellschaft», dringen immer mehr jene vieldiagnostizierten Krankheitskeime ein, die im Kulturpessimismus enden, einer in gewissem Sinne kapitulierenden Erkenntnis.»⁴

Angesichts der baulichen Wirklichkeit und der Veränderung der Landschaft wuchsen allgemein das Unbehagen und gleichzeitig dazu das Bewusstsein für einen nachhaltigen Umgang mit den natürlichen Ressourcen. Umweltverschmutzung und Umweltschutz zeigten als neue Begriffe die Grenzen von Wachstum und Fortschritt auf und prägten die Diskussionen, die in der Schweiz eine Reihe von politischen Neuerungen nach sich zogen und das Verhältnis von Stadt und Land neu beurteilten. 1971 sagte die Schweizer

¹ Spadini 1965a.

² Siehe Mitscherlich 1965, S. 15/16 und 18.

³ Mitscherlich 1965, S. 11/12 und 18.

⁴ Jörg 1965, S. 296. Der St. Galler Kantonsbaumeister Max Werner bezeichnete in einem offenen Brief an Hans Marti über das europäische Missbehagen der Stadt gegenüber 1961 die schweizerische Variante dieses Phänomens als «Malaise»; siehe Werner 1961, S. 380.

Bevölkerung Ja zu einem Verfassungsartikel über den Umweltschutz, der auch Regelungen zum baulichen Umweltschutz vorsah. Ein Jahr später trat das Gewässerschutzgesetz in Kraft, mit welchem die für die Entwicklung der Siedlungen und den Schutz der Landwirtschaftsflächen wesentliche Trennung von Baugebiet und Nichtbaugebiet eingeführt wurde. Mit dem Instrument des Investitionshilfekredits förderte der Bundesrat die dezentrale Besiedlung und Stärkung regionaler Zentren. Begleitet wurde die Idee der dezentralen Besiedlung von der Prämisse, dass auch die Entwicklung der grossen Städte auf dieses Ziel hingelenkt werden sollte.⁵ Diese politischen Stossrichtungen brachten eine neue Haltung gegenüber dem Umgang mit der Natur und ihren Ressourcen zum Ausdruck. Bezogen auf Graubünden, wo sich dieser Paradigmenwechsel in den siebziger Jahren exemplarisch in der Diskussion um die Greinaebene und den dort geplanten Stausee manifestierte, verband sich die Kritik an der Ausbeutung der Natur mit der Problematik der strukturschwachen Peripherie, die trotz des Wirtschaftsaufschwunges der Nachkriegsjahre stetig ums Überleben zu kämpfen hatte. In der Politik der dezentralen Besiedlung traf sich die damals auch in der Wirtschaft und in privaten Kreisen sehr populäre Berghilfe mit der grundsätzlich abwehrenden Haltung der Schweizer gegenüber dem Urbanen, die an der als missraten betrachteten Entwicklung der Stadt in der Nachkriegszeit wieder erstarkt war.⁶

Babylonische Landschaft und missliebige Denkmäler

Im Vorfeld der Volksabstimmung zum Umweltschutzartikel im Juni 1971 veranstaltete der Bund Schweizer Architekten BSA eine Tagung zum Thema «Natur – Planung und Architektur». Ausgehend von der Frage, ob Bauen die Umwelt vorab zerstöre oder gestalte, kam der BSA zum Schluss, dass das Bauen angesichts der «schleichenden Entstellung der Natur und der Landschaft als eine ebenso grosse Gefahr angesehen werden [muss] wie die Verschmutzung von Wasser und Luft, wie der Lärm, die Wegwerfmentalität».⁷ Die Fehler im Planen und Bauen seien irreversibel, weshalb die Forderung nach einer gesunden Umwelt, und nicht nach wirtschaftlicher Gewinnmaximierung im Vordergrund zu stehen habe. Für dieses Umdenken müsse sich in erster Linie der Architekt engagieren, indem er sich nicht allein als Treuhänder des Bauherrn verstehe, sondern auch als Anwalt eines umweltgerechten Bauens.⁸

Die Thesen der BSA-Tagung prägte auch der Zürcher Architekt und einstige Praktikant von Rudolf Olgiati, Rolf Keller (1930–1993), mit dem Begriff der «nicht messbaren (aber sichtbaren) Zerstörung der Umwelt» mit.⁹ Den Beweis für die desaströse Entwicklung stellte er zwei Jahre später im Buch *Bauen als Umweltzerstörung* mit den «Alarmbildern einer Un-Architektur der Gegenwart» dar. Das Bauen sei zu einem «rücksichtslosen

⁵ Siehe Furgler 1974, S. 8.

⁶ Michael Koch stellte fest, dass die Schweiz seit jeher einen ausgeprägten «antiurbanen Reflex» pflege; Koch 1999, S. 26.

⁷ Schilling 1971.

⁸ Siehe ebd.

⁹ Baur 1971, S. 626. Zu Rolf Keller siehe Rucki/Huber D. 1998, S. 308–309.

Nebeneinander und Ansammeln von kurzlebigen Wegwerfbauten» verkommen, das wie eine Seuche die Erde mit einer «Betonkruste, als Ausdruck einer Krankheit» überziehe.¹⁰ Als Ursprung dieser Verödung betrachtete Keller das Auseinanderfallen von Individuum und Kollektiv. Über Jahrtausende hätten sich diese Kräfte in der Architektur die Waage gehalten, nun seien sie aber zum egoistischen und chaotischen Pluralismus auf der einen Seite, zur Monotonie und Vermassung auf der anderen Seite degeneriert. Mitbedungen durch eine «Überentwicklung der Intellektualität» verkümmere die in einem lieb- und gefühllosen Akt entstandenen Bauten zu rein rentierenden, funktionierenden Objekten.¹¹ So würden die Bewohner in der technischen Geometrie der normierten Wohnblöcke zur Nummer werden und «wenn Apathie und Aggression mitgebaut wurden, wirken diese Behälter als eigentlich ‹böse Häuser› geradezu menschenfeindlich.»¹² Die Reaktion darauf sei eine Flucht in die «Surrogate des Konsums und in das ‹Zweitdasein›».¹³ Im Gegensatz zu Mitscherlich, der in der antistädtischen Industrialisierung den Motor für den Niedergang der Stadt sah, waren für Keller die veränderten Emotions- und Beziehungsfähigkeiten der Menschen der Grund für die negative Entwicklung. Die Flucht in die vermeintlich unverdorbene, echte Natur illustrierte Keller mitunter durch Bilder der neuen Ferienhausüberbauungen und Skiliftanlagen in Laax und Flims, die er als «chaotische Zerstörung von Erholungslandschaften» bezeichnete.¹⁴ [Abb. 81] Und auch für die Darstellung des Gegenstücks, des «Erstdaseins» in der monotonen, krankmachenden Stadt, diente Keller Graubünden zur Anschauung. Zusammen mit Hochhausanlagen in Frankfurt, England, Afghanistan und den USA bildete Keller das Churer Rheinquartier mit den Hochhäusern der Lacuna, deren erste Etappe kurz zuvor eingeweiht worden war, ab. [Abb. 82] Damit entlarvte er die «Ferienecke der Schweiz» als eine von städtischer Monotonie und babylonischem Landschaftschaos zerstörte Umwelt.

Rolf Kellers «Alarmbilder» fanden breiten Widerhall in der Tagespresse.¹⁵ Unter dem Titel «Missliebige Denkmäler der Hochkonjunktur» unterstützte ausgerechnet die wirtschaftsliberale *Neue Zürcher Zeitung* die Kritik von Keller, und auch sie bediente sich beim Churer Rheinquartier und der Lacuna als «zweifelhaftem Beispiel heutigen Städtebaus».¹⁶ [Abb. 83] Als «Anlage zur Intensivhaltung von Menschen» und als «*seelenlose Agglomeration* von zusammengedrängten Kuben, Ausdruck eines banalen, im materialistischen Denken unserer Zeit wurzelnden Funktionalismus» wurde diese Form von Städtebau angeprangert.¹⁷ Gleichzeitig wurde betont, dass diese Planungen zu Beginn der sechziger Jahre, als in Chur die rechtlichen Weichen dafür gestellt wurden, der von vielen Fachleuten und der Öffentlichkeit getragenen Meinung entsprach, damit eine zweckmässige und fortschrittliche Wohnform gefunden zu haben. Deshalb könnten nicht einzelne Personen für die Fehlentwicklung verantwortlich gemacht werden. Nun aber, nachdem die

¹⁰ Keller 1973, S. 14.

¹¹ Ebd., S. 82/83.

¹² Ebd., S. 131.

¹³ Ebd., S. 178.

¹⁴ Ebd., S. 184.

¹⁵ Siehe Risch G. 1974.

¹⁶ Scr. 1976a.

¹⁷ Ebd.

konjunkturbedingte Hektik abklinge und die Rezession eine «erzwungene Denkpause» mit sich bringe, sei es Zeit, wieder zu lernen, Stadt- und Dorfquartiere zu gestalten, in denen man sich wieder «wohl fühlen» könne.¹⁸ Als Alternative zur differenzierten Bauweise wurde der verdichtete Flachbau vorgeschlagen, wie ihn das Berner Architekturbüro Atelier 5 in der Siedlung Halen beispielhaft realisiert habe. Nebst Behaglichkeit, Ruhe und Abgeschiedenheit wurde vor allem die «grössere Erlebnisdichte» und der menschliche Massstab solcher Architekturen als positiv hervorgehoben. Sie könnten letztlich dazu beitragen, das Bedürfnis nach dem «Zweidasein» in den Bergen zu vermindern.¹⁹ Auf diesen Aufruf zum Rückzug auf den menschlichen Massstab antwortete der damalige Chefredaktor der *Bündner Zeitung*, Hanspeter Lebrument, mit der lapidaren Feststellung, dass die «Saus-und-Braus-Epoche» nun halt abgelaufen sei: «Mit dem Abstieg in die Rezession ist eine breite Öffentlichkeit wie aus einem Taumel erwacht. Sie fängt langsam an zu begreifen, was ihr da im Zeichen von Schlaraffia beschert worden ist.»²⁰

Diese Diskussion bewirkte auch bei den Churer Behörden einen von der NZZ als dringend notwendig bezeichneten Gesinnungswandel, vor allem im Umgang mit dem eigentlichen Stachel der Kritik, dem Hochhaus. 1972 hatte der Gemeinderat den von der Wiesental AG und Thomas Domenig eingereichten Quartierplan Schellenberg-Hochegereten für das Gebiet südöstlich der Lacuna oberhalb der Bahngleise genehmigt, mit dem der Bau eines neun- sowie eines elfgeschossigen Hochhauses vorgesehen war. [Abb. 84] Als die Bauherrschaft 1978 der Stadt das definitive Baugesuch für die Hochhäuser vorlegte, wies der Gemeinderat dieses zurück mit der Begründung, dass er mittlerweile «sein Verhältnis zu den Hochhäusern revidiert und verschiedentlich auf den *Schutz des Landschaftsbildes* vor Hochhäusern hingewiesen» habe und sich deshalb mit dem sechs Jahre früher gefällten Entscheid nicht mehr solidarisieren könne.²¹ Zudem müsse auch die bewilligte Ausnützung von 1.92 gesenkt werden. Um die Ausnützungsziffer senken zu können ohne die Eigentümer dafür entschädigen zu müssen, wurde ausgehandelt, dass die Stadt der Bauherrschaft eine ursprünglich für ein Schulhaus reservierte Fläche überliess, die ebenfalls in den Quartierplan miteinbezogen werden konnte. Dies war dann der «Preis», den die Stadt für den Verzicht auf den Bau von Hochhäusern im Schellenberg zahlen musste.²²

Einen Einblick in die Argumente für den Paradigmenwechsel gibt die Berichterstattung zur SIA-Tagung von 1973 – im Jahr der grossen Erdölkrise –, die zum Thema Hochhäuser veranstaltet wurde als «Atempause, um zu überlegen, was die «Möglichkeit Hochhaus» bis heute gebracht hat».²³ Dabei wird deutlich, dass die Hochhaus-Euphorie in verschiedener Hinsicht der Ernüchterung Platz gemacht hatte. Zum einen hatten die für die städtebauliche Makroebene bedeutsamen Schlagworte wie Akzente, Orientierungshilfe und Auflockerung ihren Reiz verloren. Stattdessen wurden die Hochhäuser als

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Scr. 1976b.

²⁰ Lebrument 1976a.

²¹ Held 1980a.

²² Siehe ebd. 1974/75 gab es einen Revisionsentwurf für das Baugesetz, in welchem die Reduktion der Ausnützungsziffer vorgesehen war; siehe Tremp 1977, S. 3.

²³ urh. 1973.

die Landschaft erdrückende Kolosse wahrgenommen. Zum anderen hatten sich die Versprechen nach billigeren Mieten, höherer Bodenausnutzung und grösseren Freiflächen als illusorisch erwiesen. Und auch der höhere Komfort täusche nicht darüber hinweg, dass sich die Menschen isoliert fühlten und das Gemeinschaftliche vermissen würden.²⁴ Die Menschen wollten die mit den «Wohnmaschinen» verloren gegangene Wohnlichkeit zurück.

1975 – im europäischen Jahr der Denkmalpflege – befasste sich auch der Heimatschutz mit der Frage des Hochhauses und formulierte Entscheidungskriterien für deren Bau. Genau wurde beschrieben, an welchen Standorten der Bau eines Hochhauses denkbar sei und vor allem, an welchen nicht, beispielsweise im Dorf, am Hang, an See- und Flussufern oder an topografisch exponierten Stellen. Der Heimatschutz rückte damit die in der Frühzeit des Schweizer Hochhauses geltende Position, dass das Hochhaus eine Ausnahme bleiben sollte, wieder ins Zentrum. Und er entmachtete das Hochhaus als sichtbarstes Symbol des Fortschrittes, indem er es als Ausdruck von privater Macht darstellte, ein lange Zeit in Abgrenzung der europäischen Entwicklung den amerikanischen Wolkenkratzern zugeschriebenes Phänomen: «Hochhäuser sind weder eine Prestige-Demonstration für den Architekten oder den Bauherrn noch ein Zeugnis für den Weitblick der sie bewilligenden Gemeindebehörde.»²⁵ Diese veränderte Lesart, in der das Hochhaus das Gegenteil des Ausdrucks von Stolz und Macht ist, scheint auch im folgenden Kommentar aus dem Jahr 1977 über Chur auf: «Heute wird die alte Silhouette überdeckt durch neu entstandene Quartiere im Südteil der Stadt, gegen Rhein und Calanda, mit beziehungslos aneinander gereihten Hochhäusern, deren Erscheinungsbild die Qualität der städtischen Planung in berechnete Zweifel zieht. Man wird den Eindruck nicht los, auch die Hauptstadt Rätis sei nun eine der zahllosen Stahl- und Betonsiedlungen geworden, ein Ableger des industrialisierten Tieflandes, und nicht mehr das stolze Zentrum mit 5000jähriger Siedlungsgeschichte, Tor zum alpinen Graubünden mit 150 Bergtälern.»²⁶ Die aus der Geschichte heraus argumentierte Kritik macht hellhörig. Es scheint, als ob jetzt, wo die konkreten Ergebnisse der Neue Stadt scharfem Tadel ausgesetzt waren, der bei der Konzeption der Lacuna mehr oder weniger ausser Acht gelassene Alpenkontext in der Betrachtung, wenn auch verstohlen, eine Bedeutung erhalte.

Der städtische Lebensraum in der Kontroverse

Dass die «Saus-und-Braus-Epoche» abgelaufen war, machte sich aber nicht nur in der wachsenden Kritik an den Quartierüberbauungen und den Hochhäusern bemerkbar. Nachdem lange Zeit die Devise gegolten hatte, dass – mit den Worten Hans Martis – «Stadtbaukunst im eigentlichen Sinne» nur auf dem grünen Feld möglich sei, erkannte man allmählich die versäumte Pflege der bestehenden Stadt. Infolge der forcierten Entwicklung der Neustadt im Rheingebiet hatte sich Churs Altstadt nach und nach entleert und viele Bauten waren in einem schlechten Zustand. Nach wie vor ungelöst waren die

²⁴ Siehe ebd.

²⁵ Heimatschutz 1975, S. 20.

²⁶ St. 1977.

Verkehrsprobleme in der Altstadt, aber auch im Gebiet der Bahnhofstrasse. Im Gegenteil, gemäss dem Churer Verkehrsingenieur Peter Hartmann war es zur Hauptsache «dieser überbordende Pendlerverkehr, der unsere Innenstädte zu unwirtlich macht».²⁷ Der Stadtrat hatte das Problem erkannt und versprach zu Beginn der siebziger Jahre, Massnahmen zur Erhaltung der Altstadt zu ergreifen und damit ihren Reiz als Einkaufszone zu erhöhen und ihre Verbindung mit der Neustadt zu verbessern.²⁸ Doch das Engagement der Politik befriedigte die Öffentlichkeit und insbesondere die Architekten und Planer nicht, weshalb es zu einer Reihe von Aktionen und politischen Interventionen kam, die eine jahrelange, zuweilen sehr intensive öffentliche Auseinandersetzung zu städtebaulichen Problemen und der Frage, wie weit die Stadt noch als Lebensraum taugte, provozierten. Diese Debatte verlagerte die Zusammenhänge zwischen den von Marti in seinem Vortrag 1957 in Chur skizzierten Aktionsfeldern Neustadt, Altstadt und Verkehr. Aus der auch in Architektenkreisen neuen Aufmerksamkeit der Altstadt gegenüber wird die Rückbesinnung auf die eigene Geschichte deutlich, mit der die Avantgardisten gebrochen zu haben glaubten, aber auch die Resignation angesichts der gescheiterten Konzepte modernen Städtebaus. Und statt einer räumlichen Flucht vor der modernen Stadt in das «Zweitdasein» auf dem Land oder in den Bergen ist es eine zeitliche Flucht in ein mittelalterliches, als mit einer gesamtheitlichen Lebensweise verbunden wahrgenommenes Modell von Stadt.

Die Flut von Beschwerden, Initiativen und Aktionen ausgelöst hatten verschiedene Projekte von Thomas Domenig sowie der Vorwurf an die Stadt, kein Konzept zur Stadt- und Verkehrsentwicklung zu haben. 1971 publizierten die Architekten Domenig in der Jubiläumsausgabe des Churer Amtsblattes ihre Vorschläge zur Stadtkernsanierung im Gebiet nördlich des Postplatzes, zwischen der Graben-, Zeughaus-, Quader- und Gäuggelistrasse. [Abb. 85] Ihre Eingriffe bezogen sich damit auf gleich zwei städtebaulich seit langem brisante Orte: zum einen auf das Areal der Villa Caflisch, welches das Büro Domenig nach den Debatten in den vierziger Jahren um ein Theater-, Kongress- und Geschäftshaus flächendeckend überbaut hatte; zum anderen auf die gegenüberliegende Villa Planta, dem Kunsthaus, die 1957 in den Besitz des Kantons übergegangen war und dessen baufälliger Zustand seither stetes Diskussionsthema war.²⁹ Mit ihren Vorschlägen beabsichtigten die Architekten vor allem eine bessere wirtschaftliche Nutzung des Gebietes, indem zum einen neuer Geschäftsraum, zum anderen aus der Sicht der Architekten dringend benötigte Parkierungsmöglichkeiten und eine bessere Verkehrsführung geschaffen würden. Sowohl unter dem Stadtbaumgartenareal als auch unter der Villa Planta und dem Park des Verwaltungsgebäudes der Rhätischen Bahn waren je ein Parkhaus für insgesamt tausend Fahrzeuge geplant. Die im oberen Teil verkehrsfreie Bahnhofstrasse sowie die Erhaltung des alten Baumbestandes sollten der Geschäftszone zusätzliche

²⁷ Peter Hartmann, «Innerstädtische Verkehrsprobleme», in: *Chur – meine Stadt. Jahrbuch 1987*, Chur, 1986, S. 10. Zitiert nach: Simonett 1993, S. 326.

²⁸ In Anlehnung an das Themenheft «Chur, heute und morgen» von 1965 publizierte die *Terra Grischuna* 1971 ein Themenheft «Chur morgen», in welchem die aktuellen Aufgaben und Herausforderungen der Hauptstadt dargestellt wurden. Darin äusserten sich auch der Stadtpräsident Sprecher sowie der Planer Conrad zu der Problematik der Altstadt, siehe Sprecher 1971; Conrad 1971.

²⁹ Siehe weiter oben S. 33. Zur Geschichte der Villa Planta nach 1957 und den verschiedenen Projekten siehe Maissen C./Gantenbein 2007, S. 26/27; Maissen C. 2008a, S. 67–70.

Attraktivität verleihen. Das Kunsthaus zusammen mit dem Naturhistorischen Museum, dem heutigen Sulserbau, sollten einer «grosszügigeren Gesamtlösung» weichen, die nebst einem neuen Kunsthaus auch Geschäfts- und Büroräume enthalten sollte.³⁰ Die Architekten erachteten «eine möglichst zusammenhängende städtebauliche Konzeption» als «zwangsläufige Entwicklung des Stadtkerns» und den präsentierten Vorschlag als erste Etappe der Sanierung der gesamten Innenstadt.³¹ Die baulichen und wirtschaftlichen Dimensionen von Domenigs Vorschlag waren, seinen anderen Arbeiten entsprechend, nicht bescheiden. Ebenso bezeichnend war der relativ schonungslose Umgang mit der bestehenden Situation, der mit wirtschaftlicher Gewinnmaximierung begründet wurde. Dass die Architekten den Sanierungsvorschlag im Kontext ihrer grossen Quartierüberbauungen im Rheingebiet, deren Prägung des Stadtbildes eine Fotomontage zeigte, präsentierten, führte die Dominanz dieses Architekturbüros und Immobilienimperiums in Chur zusätzlich und eindrücklich vor. [Abb. 84]

RhB-Parkhaus (1975–1977)

Während das Parkhaus auf dem Stadtbaumgartenareal sowie das Kaufhaus Vilan kurze Zeit später realisiert wurden und die Frage des Kunsthauses ungelöst blieb, entfachte sich am zweiten geplanten Parkhaus ein erneuter Disput. Auf der einen Seite standen die Architekten Domenig, die mit baufreudigen Investoren zusammen für «Fortschritt» sorgen wollten, auf der Gegenseite die Planer- und Architektenkreise, die sich für mehr «Wohnlichkeit» engagierten. Grund für die Heftigkeit der Diskussionen war, dass Domenigs Vorhaben, unter dem Park des Verwaltungsgebäudes der Rhätischen Bahn sowie der Villa Planta ein «Autosilo» zu bauen, gleich mehrere brisante Faktoren enthielt. Zum einen war das Architekturbüro Domenig mit seiner von den einen als erfolgreich, von den anderen als rücksichtslos bewerteten Bautätigkeit schon seit längerem ein Reizthema, zumal im Falle der geplanten Parkgarage das Büro, notabene gemeinsam mit der Stadt, auch als Mitinvestor auftrat.³² Zweitens betraf der Eingriff einen sensiblen Ort, an dem die Gegner die historischen Parkanlagen und alten Baumbestände bedroht sahen. Zudem widersprach der Eingriff ihrer Meinung nach dem Volkswillen, denn 1973 hatte der Churer Souverän die Grünzoneninitiative angenommen, die den Schutz der bestehenden Stadtparks garantieren sollte. Nicht zuletzt fürchtete man ein Präjudiz für den Abbruch der Villa Planta, da eine Erweiterung im Untergrund neben dem neuen Parkhaus kaum mehr möglich wäre und somit nur mit einem Neubau der benötigte Raum geschaffen werden könnte.³³ Und drittens stand den Kritikern ein zusätzliches Parkhaus in der Innenstadt für eine grundsätzlich verfehlte Verkehrspolitik, das den bestehenden Verkehrsproblemen weiter Vorschub leisten würde.³⁴ Die Stadt würde sich auf veraltete

³⁰ Domenig/Domenig 1971.

³¹ Ebd.

³² Siehe Anonym 1975; BZ 1975.

³³ Siehe Brosi 1975a.

³⁴ Siehe Obrist 1975 und Menn 1975. Der Churer Architekt Hans Peter Menn schlug als Alternative für die Umlagerung des Durchgangsverkehrs die Südumfahrung sowie eine «City»-Umfahrung mit einem Parkhaus vor, um in Folge die Achse Bahnhofstrasse-Poststrasse verkehrsfrei gestalten zu können. Er verwies darauf,

Verkehrskonzepte aus den sechziger Jahren abstützen, als man noch an ein «ungebrochenes Wirtschaftswachstum und ewig fliessende Ölquellen glaubte.»³⁵ Parkhäuser gehörten jedoch an den Rand des Zentrums, welches vorab mit dem öffentlichen Verkehr erschlossen und den Fussgängern vorbehalten werden sollte. Als weiteren Beweis für die fehlgeleitete Verkehrspolitik diente den Opponenten die damals vorgesehene Fussgängerunterführung am Postplatz, wo das «Wegschaffen der Fussgänger von der Oberfläche [...] eine gute Verkehrslösung» erlauben sollte.³⁶ [Abb. 86]

Die vor allem von Architekten und Planern angeführte öffentliche Debatte brach aus, als das Projekt für das RhB-Parkhaus im Sommer 1975 «heimlich und still, während die Churer in den Sommerferien weilten» ausgeschrieben und im September die Baugenehmigung erteilt wurde.³⁷ Denn daraufhin reichten Architekt Robert Obrist aus St. Moritz, Kantonsrichter Rainer Metzger sowie die Planer Jürg Hartmann und Josua Studach aus Chur beim Kanton Beschwerde gegen die Stadt Chur ein mit der Aufforderung, die Baubewilligung aufzuheben und das Bewilligungsverfahren eingehend zu untersuchen.³⁸ Die Beschwerdeführer warfen der Stadt vor, die Bewilligung vorschnell, ohne korrekte Abklärungen und ohne auf die kritischen Argumenten der Opponenten einzugehen – Architekt Richard Brosi und Ingenieur Schneider hatten dem Stadtrat persönlich ihre Bedenken vorgetragen – sowie unter mangelnder Information der Öffentlichkeit erteilt zu haben. Vor allem aber übertrete die Bewilligung die geltende Bausperre, welche der Stadtrat im Frühjahr 1974 zum Schutz der im Gang befindlichen Teilrevision des Zonenplans sowie der Bauordnung erlassen hatte, da das Grundstück von diesen Revisionen tangiert sei und das projektierte Parkhaus weder dem geltenden noch dem künftigen Recht zu genügen vermöge. Die vorgesehene Zuteilung des Areals der Zone für öffentliche Bauten würde den Bau eines die nähere Umgebung massiv belastenden Parkhauses nicht rechtfertigen, denn «die Stadt, schon gar die Kantonshauptstadt ist für alle da. Sie soll nicht Tummelplatz für Bauspekulanten sein.»³⁹ Auch der Gemeinderat forderte Auskunft über die Vorkommnisse und vor allem die Gründe für die Nichtbeachtung der Bausperre. Der Stadtrat verteidigte das seinem Dafürhalten korrekte Vorgehen, das nicht zuletzt auch mit den Museumsverantwortlichen besprochen worden sei, mit dem in Berichten von Fachleuten ausgewiesenen Bedarf nach mehr Parkplätzen.

dass Studenten der ETH dieses Konzept bereits 1970 in einer Studie bei Prof. Dolf Schnebli und Walter W. Custer skizziert hatten; siehe Schnebli/Custer 1970.

³⁵ Kasper 1975.

³⁶ Obrist 1975.

³⁷ Brosi 1975a. In einer Artikelserie in der *Bündner Zeitung* meldeten sich im Herbst 1975 die Architekten Richard Brosi (22. September), Robert Obrist (16. September), Hans Peter Menn (18. November) und Max Kasper (19. November) sowie der Verkehrsingenieur Peter Hartmann (30. September) und der Planer Jürg Hartmann (1. Oktober) zu Wort und beleuchteten kritisch verschiedene Aspekte rund um das Parkhaus-Projekt.

³⁸ Robert Obrist, Rainer Metzger, Jürg Hartmann, Josua Studach, «Aufsichtsbeschwerde gegen die Politische Gemeinde Chur, betreffend Baubewilligung zum Bau eines Parkhauses auf dem RhB-Areal an der Bahnhofstrasse in Chur», St. Moritz, 16. Oktober 1975 / Chur, 17. Oktober 1975 [FRAK WaMB]. Nebst zahlreichen weiteren Personen haben auch die Architekten Richard Brosi, Monica Brügger und Hans Stauffer die Beschwerde unterzeichnet; siehe Rainer Metzger, Brief an die Regierung des Kantons Graubündens mit Liste der Mitunterzeichner, Chur, 12. November 1975, S. [1]–3 [FRAK WaMB].

³⁹ Robert Obrist, Rainer Metzger, Jürg Hartmann, Josua Studach, «Aufsichtsbeschwerde gegen die Politische Gemeinde Chur, betreffend Baubewilligung zum Bau eines Parkhauses auf dem RhB-Areal an der Bahnhofstrasse in Chur», St. Moritz, 16. Oktober 1975 / Chur, 17. Oktober 1975, S. 7 [FRAK WaMB].

Auch Thomas Domenig reagierte auf die «Zeitungspolemiken» seiner Kollegen, indem er auf das sich in allen Belangen bewährende Parkhaus Stadtbaumgarten sowie die Tatsache verwies, dass der Park samt Mammutbaum unversehrt bleiben würde. An die Adresse jener, die im Parkhaus den Abriss der Villa Planta vorweggenommen sahen, richtete er die Bekräftigung, dass gerade die Parkgarage, von der ein Teil dem Kunsthhaus als Einstellraum zur Verfügung gestellt werden sollte, den Erhalt der Villa garantieren würde. Vom Ersatz des Kunsthhauses durch eine «grosszügigere Gesamtlösung» war nicht mehr die Rede. Die Opponenten kritisierte er insgesamt als wenig konstruktiv: «Wir sind seit eh und je Architekten der Tat und verlassen uns mehr auf die Praxis als auf graue Theorien. [...] Durch Ablehnung sind noch nie positive Werke geschaffen worden.»⁴⁰ Die Regierung stützte im März 1976 die Haltung des Stadtrates und lehnte die Beschwerde ab. Sie teilte die Meinung, dass die Bewilligung nicht gegen die Bausperre verstosse, da das Projekt die künftige Planung nicht «in unverantwortbarem Ausmass» beeinträchtige, auch nicht eine unterirdische Erweiterung des Kunsthhauses.⁴¹

Unter den Vorzeichen dieser vorab in der *Bündner Zeitung* ausgetragenen Kontroverse formierten sich noch im Oktober 1975 in Chur unter dem Vorsitz von Jürg Hartmann Einwohner zur «Aktion wohnliches Chur».⁴² Mit Besorgnis stellten sie «eine zunehmende Bedrohung und Zerstörung des städtischen Lebensraumes und eine völlig ungenügende Information der Churer Bevölkerung über Bauvorhaben und Planungsentscheide durch die städtischen Behörden» fest, weshalb sie nicht länger bereit seien, «zuzuschauen, wie über die Köpfe der Bevölkerung hinweg geplant und gebaut wird».⁴³ Die «Aktion wohnliches Chur» verschrieb sich dem Ziel, sich für einen «wohnlichen, menschenwürdigen Lebensraum», eine transparentere Informationspolitik und eine offenere Diskussionskultur zu engagieren.⁴⁴ Angeführt wurde die Initiative von den Wortführern der Opposition gegen das RhB-Parkhaus. Im März 1976 fand die offizielle Gründung des Vereins «Aktion Wohnliches Chur» statt. Als dessen erster Präsident amtierte Richard Brosi. Brosi hatte seine Architektenkarriere wie viele seiner Zeitgenossen mit dem Auftrag für ein Schulhaus gestartet, dem Schulhaus Montalin in Chur 1963. Seine zahlreichen Schulbauten, seine Tätigkeit als Gallerist in Zusammenarbeit mit seiner Frau Liliane Brosi und sein Engagement für den öffentlichen Raum als Bürger und Planer bezeugen sein Anliegen um eine Architektur als umfassende, gesamtheitliche Disziplin.⁴⁵ Nebst Brosi waren in der «Aktion wohnliches Chur» zahlreiche weitere Architekten und Planer Mitglieder.⁴⁶

⁴⁰ Domenig 1975.

⁴¹ BT 1976.

⁴² Eine umfassende Sammlung der in diesem Kontext sowie den nachfolgenden Diskussionen um die Wohnlichkeit der Stadt Chur relevanten Unterlagen befindet sich im Werkarchiv von Monica Brügger, die diese als aktive Teilnehmerin an diesen Diskussionen und engagiertes Mitglied der «Aktion wohnliches Chur» zusammengetragen hat [FRAK WaMB].

⁴³ Aus der Medienmitteilung der «Aktion wohnliches Chur» zur Gründung der Gruppe, zitiert nach sda 1975; siehe auch Aktion wohnliches Chur 1975.

⁴⁴ sda 1975; siehe auch Statuten der «Aktion wohnliches Chur», Chur, 17. März 1976 (FRAK WaMB).

⁴⁵ Zu Leben und Werk von Richard Brosi siehe Rucki/Huber D. 1998, S. 97.

⁴⁶ Zu den frühen Mitgliedern gehörten unter anderen die Planer Josef Sauter und Josua Studach, der Denkmalpfleger Diego Giovanoli, die Architekten Monica Brügger, Robert Obrist und Hans Stauffer; siehe Liste mit Mitgliedern der Aktion wohnliches Chur, Stand Mai 1977 und August 1979 [FRAK WaMB].

Mit dem RhB-Parkhausprojekt war das wichtigste Aktionsfeld der «Aktion wohnliches Chur» gegeben. Doch auch eine von 7'800 Personen unterschriebene Petition gegen den Bau, alternative Vorschläge, die kritischen Stellungnahmen mehrerer politischer Parteien sowie der Einspruch von RhB-Aktionär Brosi an der RhB-Generalversammlung konnten nicht verhindern, dass im Herbst 1976 die Bagger im RhB-Park auffuhren.⁴⁷ Dass all diese Protestvoten bei den Verantwortlichen ungehört blieben, wurde in den Medien zum einen mit der Konstellation der am Projekt Beteiligten erklärt. So sassen im Verwaltungsrat der Stadtbaumgarten AG, der Bauherrin des neuen Parkhauses, unter anderem ein Mitglied des Stadtrates sowie Thomas Domenig, und Mehrheitsaktionäre waren die Migros und das Kaufhaus Vilan. Zudem hatte sich der Kanton vorgängig im neuen Parkhaus eine Reihe von Parkplätzen gesichert.⁴⁸ Zum anderen hatte der Kanton in der Zwischenzeit ein Museumskonzept erarbeitet, in dem er vorschlug, die Villa Planta abzubauen und an deren Stelle einen Neubau für das Kunstmuseum und die Kantonsbibliothek zu errichten.⁴⁹ Damit waren von der Öffentlichkeit zusammen mit den am Parkhaus interessierten Wirtschaftsträgern gewichtige Präjudize geschaffen worden, um das Projekt gegen allen Protest zu realisieren. Auf den Entscheid hin, das Parkhaus trotz heftigster Opposition zu bauen, schrieb sich in der *Bündner Zeitung* eine enttäuschte und empörte Redaktion die «kochende Volksseele» vom Leib: «Doch allmählich nur und langsam muss der gutgläubigste Churer von der Annahme ausgehen, es bestehe eine unheilige Allianz zwischen dem RhB-Parkhaus und dem Abbruch der Villa Planta. Die Übereinstimmung von Leuten, die sonst getrennt marschieren, ist im gemeinsamen Tiefschlag wider das einsame Kunsthaus nachzuweisen. Kunst, Kultur und kalte Rechner rennen zusammen vereint wider den einzigen Platz an, der Chur von einem Provinzstädtchen und dieses wiederum von anderen Siedlungen gleicher Bedeutung unterscheidet.»⁵⁰ Auf die Bekräftigung der Bauherrschaft hin, dass der Park ganz im Sinne der Anliegen der Grünzoneninitiative wieder rekonstruiert würde, doppelte der Kommentator zwei Tage später nach: «Hinterher von Bäumen zu sprechen, die erhalten werden sollen, und von Wiesen, die nie ausgrünen dürfen, grenzt an das Makabre. Die liebliche Diskussion um einen Mammot-Baum, der nicht sterben darf, ist eben recht, um gutgläubige Leute in die Irre zu führen.»⁵¹

⁴⁷ Siehe Aktion wohnliches Chur 1976. Es wurden zwei peripher gelegene Parkhäuser «Nord» und «West» vorgeschlagen, die am Stadtrand den einfallenden Verkehr aufnehmen sollten. Ein drittes Parkhaus sollte beim Bahnhof erstellt werden. Für diesen Standort plante das Churer Ingenieurbüro Jenatsch und Hegland damals auf eigene Initiative ein Parkhaus; siehe -y. 1976.

⁴⁸ Siehe Lebrument 1976b.

⁴⁹ Lapidar hiess es im Bericht zum Museumskonzept, dass der Ersatz der Villa Planta durch einen Neubau durchaus Nachteile habe, indem «den Begehren zur Erhaltung der Villa Planta nicht Rechnung getragen wird und die in letzter Zeit sensibilisierte öffentliche Meinung durch den Abbruch der Villa Planta herausgefordert werden könnte.» Allein, wenn der Protest einen Neubau «stark erschweren oder verunmöglichen» sollte, wurde der Erhalt der Villa Planta empfohlen; siehe «Bericht über eine kantonale Museumskonzeption», in: *Botschaften der Regierung an den Grossen Rat*, Heft 7, Nr. 1, 1976–77, Chur, 15. März 1976, S. 26–27 [StAGR]. Nach einem weiteren wechselvollen Jahrzehnt der Diskussionen um die Zukunft des Bündner Kunsthauses wurde es 1987 bis 1989 durch die Architekten Peter Zumthor, Peter Calonder, Urs Hülser und Hansjörg Ruch restauriert und umgebaut; siehe Maissen/Gantenbein 2007, S. 26–27.

⁵⁰ BZ 1976.

⁵¹ Witzig 1976.

Gäuggeli-Initiative (1976)

In dieser angeheizten Atmosphäre war es wiederum ein Bauvorhaben aus dem Büro Domenig, welches die «Aktion wohnliches Chur» erneut veranlasste, mit den Instrumenten der Demokratie in die Gestaltung der Stadt zu intervenieren. Gleichzeitig zum RhB-Parkhaus plante das Architekturbüro Domenig in der Engadinstrasse ein Einkaufszentrum. Die «Aktion wohnliches Chur» sah in solchen «zufälligen und unerwünschten baulichen Veränderungen» die gewachsene Einheit und die Wohnlichkeit des unmittelbar anschliessenden Gäuggeliquartiers bedroht.⁵² Dieses innerstädtische Wohnquartier grenzt an das Geschäftszentrum um den Postplatz an und verfügte damals über einen reichen Baubestand aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert, beginnenden 20. Jahrhundert. Um diese Bauten vor dem Abbruch zu schützen, die Struktur und den Charakter des Quartiers zu erhalten sowie Neubauten zu einer massstäblichen Anpassung zu zwingen, lancierte die «Aktion wohnliches Chur» im Herbst 1976 eine Initiative. Darin forderte sie von der Stadt einen generellen Gestaltungsplan, der den integralen Erhalt des Gäuggeliquartiers sichern sollte. Mit der Initiative wurde nicht allein für den materiellen Erhalt eines historischen Quartiers und gegen dessen Verödung durch rücksichtslose Neubauten gekämpft, sondern grundsätzlich für eine funktionelle Vielfalt der Innenstadt, in der Wohnen, Arbeiten und Einkaufen wieder nebeneinander bestehen sollten. Schon früher hatte der Stadtverein, der sich für die Pflege des Stadtbildes und der Lebensqualität einsetzte, die Entheimatung durch die faden Fassaden von Geschäftszentren im Gäuggeliquartier beklagt, wobei als Sinnbild dafür die Entwicklung in der Rheinebene stand: «Wir Churer wollen im Gäuggeli keine Lacuna IV.»⁵³

Innerhalb von nur einer Woche unterschrieben über 1'700 Personen die Initiative der «Aktion wohnliches Chur».⁵⁴ Obwohl die Initiative auch eine Bausperre für die Zeit bis zur Volksabstimmung über das Anliegen verlangte und trotz verkehrstechnischer Bedenken der Behörden, genehmigte der Stadtrat kurz nach Einreichung der Initiative im Sinne eines Vorentscheides Domenigs Bauprojekt an der Engadinstrasse. Wenige Tage später zog dieser das Projekt aufgrund der «sachlich vorgebrachten Begründungen» für die planerischen Vorbehalte der Behörden zurück.⁵⁵ In der von der *Bündner Zeitung* publizierten Stellungnahme schrieb Domenig: «Die Baugesellschaft Engadinstrasse hofft, damit einen Beitrag zur Versachlichung solcher Probleme im Interesse der Allgemeinheit geleistet zu haben. Auch hier hat sich der Grundsatz bewahrheitet, wonach sachliche Argumente von kompetenter Seite mehr vermögen als fragwürdige Aktivitäten einer kleinen Minderheit, die infolge mangelnder Initiative blindlings gegen jeden Fortschritt Sturm läuft.»⁵⁶ Die Initianten zeigten sich erfreut über den Bauverzicht, hielten aber an der Initiative fest. Sie wehrten sich gegen den von Domenig erhobenen Vorwurf, es handle sich um eine «Anti-Domenig-Initiative», vermerkten hierzu aber, dass bei «Bestrebungen, die

⁵² Siehe Initiativtext «Initiative zur Erhaltung des Gäuggeliquartiers», November 1976 [FRAK WaMB]. Die «Aktion wohnliches Chur» war Trägerin der Initiative, namentlich bildeten Richard Brosi, Rainer Metzger und Fortunat Anhorn das Initiativkomitee.

⁵³ Stadtverein Chur 1975.

⁵⁴ Siehe ge. 1976.

⁵⁵ Domenig 1976b.

⁵⁶ Ebd.

verhindern möchten, dass Chur mehr und mehr an Wohnlichkeit einbüsst, in der Regel auch Geschäftsmann Th. Domenig betroffen wird, liegt wohl eher in der Natur der Sache als in der Absicht der Initianten.»⁵⁷ Erst die Zukunft würde zeigen, «ob die erfreuliche Entwicklung der «Gäuggeli-Einkaufszentrum-Geschichte» einer Wandlung der stadträtlichen Entscheidungspolitik oder einem plötzlichen über Nacht eingetretenen Gesinnungswandel der Bauherren zuzuschreiben ist, oder ob, wie zu vermuten ist, einfach wirtschaftliche Überlegungen [...] zur Bauverzichtserklärung führten.»⁵⁸ Damit waren die Fronten abgesteckt. Auf der einen Seite standen jene, die eine Stadtentwicklung unter dem Aspekt von Wohnlichkeit im Auge hatten und sich gegen eine allein dem Postulat der Rentabilität unterworfenen Planung zur Wehr setzten. Auf der anderen Seite waren die Verfechter einer Stadterneuerung im Sinne des so genannten «Fortschritts», die in erster Linie grossdimensionierte Neubauten, Mobilität um jeden Preis und Wirtschaftlichkeit bedeutete. Mit dem längst vom Architekten zum Geschäftsmann gewandelten Domenig an der Spitze warfen sie den Kontrahenten ideenloses Verharren im Alten vor. Das Churer Volk lehnte die Gäuggeli-Initiative im Juni 1980 ab. Dem Urnengang war ein intensiver Abstimmungskampf – eine «Schlacht um die Lebensqualität in unserer Stadt» – voran gegangen, in dem sich die Befürworter der Gäuggeli-Initiative den Initianten der Vereinigung Gäuggeli-Quartier und ihrem Präsidenten Thomas Domenig sowie einem ablehnenden Gemeinderat gegenüber standen.⁵⁹ Im selben Urnengang nahmen die Churer hingegen eine Änderung des Zonenplanes sowie des Baugesetzes an, mit der die Grünzonen sowie die Zonen für öffentliche Bauten und Anlagen neu gefasst und erweitert wurden. Dies war eine Antwort mitunter auf die Auseinandersetzungen, die rund um das RhB-Parkhaus stattgefunden hatten.⁶⁰ Und auch die Anliegen der Gäuggeli-Initiative und der «Aktion wohnliches Chur» fanden später doch noch Gehör. 1988 befürworteten die Churer eine Baugesetz- und Zonenplanrevision zum «Schutz der bedrohten Wohnquartiere Gäuggeli, Brandis und Stampagarten» sowie zur Erhaltung historisch und architektonisch wertvoller Bauten.⁶¹ Dass damit nun möglich war, verbindliche Mindestwohnanteile vorzuschreiben – bereits die Gäuggeli-Initiative hatte dies verlangt – wurde nun offenbar nicht länger als «krasser Eingriff ins Privateigentum» empfunden, wie es noch 1980 geheissen hatte.⁶²

Hotel City (1958–1960) und Arcas (1968–1978)

Im Gegenzug zur Abwendung von der modernen Stadt und der wachsenden Kritik an dieser erfuhr auch die eigentliche Churer Altstadt eine Aufwertung, wobei für diese Rückbesinnung ebenfalls Bauten aus dem Büro Domenig Auslöser zu sein schienen. So vermerkte der Stadtverein Chur im Rückblick 1975: «Der Schock, den der Bau des City-

⁵⁷ Aktion wohnliches Chur 1977a; siehe auch Domenig 1976a.

⁵⁸ Aktion wohnliches Chur 1977a.

⁵⁹ Engi-Marmy 1980.

⁶⁰ Siehe Held 1980b.

⁶¹ Siehe *Botschaft des Gemeinderates von Chur zur städtischen Abstimmung vom 4. Dezember 1988*, Chur, 14. September 1988, S. 6–12, 16–19 [StadtAC].

⁶² Held 1980c.

Hotels und des Zoppihauses am Martinsplatz bewirkten, liess uns in den sechziger Jahren plötzlich die Werte der Altstadt wahrnehmen».⁶³ Die didaktische Struktur der Fassade des 1958 bis 1960 erbauten Hotels City – ein farblich in stehende und liegende Elemente differenziertes Betongerippe sowie grosse Öffnungen – hatte wenig gemein mit der Behäbigkeit der traditionellen Altstadt Häuser. Auch das zurückgesetzte Walmdach milderte diesen Eindruck nicht.⁶⁴ Der Bau, aber auch der dafür notwendige Abbruch des ehemaligen «Hauses zum alten Schauenstein» bedeutete deshalb für viele eine Provokation. [Abb. 87] «Es entstehen schwebende Baukörper – das alles hat mit der Mauerbauweise, in der Stein auf Stein und Wand auf Wand ruht, nichts mehr zu tun», so 1961 die Beurteilung von Alfred Wyss (*1929), dem ersten Amtsinhaber der ein Jahr zuvor gegründeten kantonalen Denkmalpflege.⁶⁵

In einem Zeitungsartikel von 1960 hatte Wyss, im Namen der Kommission zum Schutz der Altstadt, am Beispiel des Hotels City pointiert Stellung genommen zum Bauen in der Altstadt und dem Einfügen moderner Architektur.⁶⁶ Wyss erteilte darin der von Domenig unternommenen Kategorisierung in «erhaltenswürdige, stilschöne, alte Gebäude» und in «architektonisch bedeutungslose Objekte», auf die nach Domenig bei einem modernen Neubau «stilistisch keine Rücksicht» zu nehmen sei, eine Absage.⁶⁷ Stattdessen lenkte Wyss den Blick auf die Gesamterscheinung, die mehr sei als die blossе Ansammlung einzelner Bauten. Für neue Eingriffe lehnte er sowohl den historisierenden Neubau ab, der sich mit aller Macht zu integrieren versuchte, als auch den modernen, die Nachbarschaft ignorierenden Bau, der die bestehenden Altbauten voneinander isolieren würde. Diese Wirkung kritisierte er denn auch am Hotel City: «Der Block ist zu wuchtig, die Gliederung zu grossteilig. Die Platzfassade wird durch die differenzierte Gesimshöhe an Balkon und Portalachse, die wiederum gegenüber dem Eingang versetzt ist, in der Struktur selbst unruhig gestaltet. Mit der Unregelmässigkeit der Fensterdurchbrüche an alten Häusern hat dies nichts zu tun; denn dort wird die Struktur durch die Mauerteile gebildet. [...] Der Block wird oben von einem horizontalen Band abgeschlossen und das Dach zurückversetzt, während für Chur gerade die knappen Gesimse typisch sind.»⁶⁸ Wyss zweifelte überdies an der Begründung jener, welche die Altstadt grosszügig erneuern wollten, dass die maroden Altbauten primär für den wirtschaftlichen Niedergang

⁶³ Stadtverein Chur 1975.

⁶⁴ Mittlerweile wurde das Gebäude renoviert und das Hotel zu Wohnungen umgebaut, wobei die einstige Tiefe und Akzentsetzungen der Fassade den Bemühungen, das Gesicht an die Flächigkeit der umliegenden Bauten anzupassen, preisgegeben wurden.

⁶⁵ Wyss 1961, S. 338. Alfred Wyss war von 1960 bis 1978 Denkmalpfleger des Kantons Graubünden. Zur Geschichte der kantonalen Denkmalpfleger in Graubünden siehe Rutishauser 1991.

⁶⁶ Gemäss Leza Dosch ist dieser Text von Alfred Wyss ein in jener Zeit seltenes Beispiel für eine eigentliche Architekturkritik zu einem Churer Neubau; siehe Dosch 1997, S. 167.

⁶⁷ Domenig 1960.

⁶⁸ Wyss 1960. Zum Hinweis auf die Autorenschaft von Alfred Wyss siehe Dosch 1997, S. 167–169 und S. 179. Auch Hans Marti, der 1958 im Auftrag der Stadt Chur ein Gutachten zum Projekt von Domenig für ein Hotel in der Altstadt geschrieben hatte und der diese Idee grundsätzlich befürwortete, da die Altstadt als Wohnquartier mit den engen, dunklen Gassen zunehmend problematisch sei, kritisierte die Architektur. Um das grosse Bauvolumen zu verringern, empfahl er, anstelle eines Vollgeschosses ein zurückversetztes Dachgeschoss zu bauen. Und auch die Fassade zum Martinsplatz erachtete er als zu unruhig: «Ohne die Modernität preiszugeben, könnte m.E. eine ruhigere, dem Strassen- und Platzbild angegliche, massstäbliche Lösung gefunden werden.»; Hans Marti, Gutachten im Auftrag der Stadt, 1958; zitiert nach Dosch 1997, S. 167.

der Altstadt verantwortlich sein sollten. Für ihn war dieser Bedeutungsverlust vielmehr eine logische Folge davon, dass die nahe Bahnhofstrasse zum neuen Ladenzentrum entwickelt worden war. Wyss erinnerte an den Grundsatz moderner Stadtgestaltung, dass zwischen den Zentren eine gewisse Distanz notwendig sei, damit diese in sich funktionieren könnten. Das Fazit von Alfred Wyss hinsichtlich des Hotels City war denn auch unmissverständlich: «Von einer Lösung des Problems der Verbindung von alt und neu ist daher keine Rede.»⁶⁹ Wyss ging selbstredend davon aus, dass die Auseinandersetzung von Alt und Neu bei einem Eingriff in die Altstadt in erster Linie aus der Perspektive des Verbindenden beurteilt werden sollte. Indessen wies Leza Dosch anhand der klassizistischen Neubauten im 19. Jahrhundert an der Poststrasse oder den Bauten des Bündner Heimatstils nach, dass bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts das Bauen in der Altstadt unproblematisch als «schöpferisches Einfügen» geschah.⁷⁰ Erst die Nachkriegsmoderne provozierte mit dem Konzept des Kontrastes eine neue Sichtweise auf diese Frage.

Diese Diskussionen um Erhalten und Erneuern, der schlechte Bauzustand der Altstadt, aber auch die Vorarbeiten von Hans Marti waren es, die den Anstoss für ein Gesetz über die Bauweise in der Altstadt gegeben hatten. Ziel des 1962 von den Stimmbürgern angenommenen Gesetzes war die «Erneuerung der Altstadt», wobei darunter der Schutz des bestehenden Stadtbildes und dessen Charakter unter gleichzeitiger Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung verstanden wurden.⁷¹ Zum neu erwachten Geschichtsbewusstsein führte die Stadt in den Abstimmungsunterlagen aus, dass während «frühere Generationen dem Alten wenig Beachtung schenkten und sogar jene Zeitgenossen, welche für die Erhaltung wertvoller Baudenkmäler eintraten, auslachten oder bekämpften, beginnt man sich heute auf die Werte, welche die Vorfahren uns hinterliessen, besser zu besinnen. Man erkennt die Bedeutung und die Schönheit des Überlieferten und ist gewillt, an ihnen und aus ihnen zu lernen.»⁷² Als Beispiel für diesen Paradigmenwechsel diente der Abbruch des Untertors, wo nun das «Beamtenlo» steht: «Beeindruckt vom stürmischen Tempo der Entwicklung und von einem falsch verstandenen Zeitgeist, liess in Chur vor 100 Jahren ein schlecht beratener Rat das Untertor schleifen [...].»⁷³ Solches sollte sich dank des neuen Gesetzes nicht mehr wiederholen, gleichwohl sollte nebst einer baulichen Sanierung auch die wirtschaftliche Sanierung der vom «Lädeli-sterben» betroffenen Altstadt möglich sein. Der gut eidgenössische, die Anliegen vieler befriedigende Kompromiss wurde gesucht, der aber im Fall der Gratwanderung zwischen Bewahren und Modernisieren der Altstadt gleichwohl nicht abschliessende Antworten liefern konnte und im konkreten Fall viel Interpretationsspielraum offen liess.

Wie erwartet vertrat der Denkmalpfleger Alfred Wyss im Umgang mit der Altstadt eine strengere Position als die Stadtbehörde. Er warnte vor dem Begriff der Erneuerung, denn nur der Geist der Bewohner oder die hygienischen Bedingungen könnten

⁶⁹ Wyss 1960.

⁷⁰ Dosch 1997, S. 164–165.

⁷¹ Siehe *Erlass eines Gesetzes über die Bauweise in der Altstadt. Städtische Abstimmung vom 7. Oktober 1962*, Chur, 7. September 1962 [StadtAC BII/2.0003.07802].

⁷² Ebd., S. 1.

⁷³ Ebd.

erneuert werden, nicht aber die Bausubstanz, die Stadt- und Gassenstruktur. Diese müssten in ihrer Einheit erhalten bleiben und es dürfe «nicht der Moderne freien Lauf gelassen werden [...]; denn die Bewohner der Altstadt sollen in einer einheitlichen Atmosphäre leben.»⁷⁴ Doch sah er auch die gefährdenden Faktoren für den Erhalt der Altstadt, den schlechten hygienischen und baulichen Zustand der Bauten sowie den modernen Menschen mit seinen Bedürfnissen nach «Licht und Komfort».⁷⁵ Die neuen Siedlungen, in denen an die Stelle des räumlichen Erlebnisses das plastische getreten sei, würden diese Lebensweise zum Ausdruck bringen, sie bedeuteten aber auch einen Bruch mit der bisherigen Stadtentwicklung. Damit pflegte Wyss das Bild einer bis zur Moderne geradlinig, kontinuierlich verlaufenden Entwicklung, die es in dieser Reinheit und Bruchlosigkeit wohl nie gegeben hat. Entsprechend stand für ihn die Erhaltung des Originalbestandes im Vordergrund und «der Neubau soll Ausnahme bleiben, ein Notzustand.»⁷⁶ Denn ein Neubau in der Altstadt sei ein «Zwitterding», bei dem das Schöpferische der eigenen Zeit nicht zur Entfaltung kommen könne – umso mehr müsse das Schöpferische der alten Zeit bewahrt werden.⁷⁷ Wenn auch das Anliegen des Denkmalpflegers, nämlich der Schutz der Altstadt, ein entgegengesetztes zu jenem von Max Frisch und Hans Marti war, welche die Gründung der Neuen Stadt anstrebten, so scheint auch in Wyss' Argumentation die Vorstellung auf, dass die zeitgenössische Architektur allein auf der grünen Wiese ihr Potenzial entfalten könne und dass sie der Konfrontation mit dem Bestehenden und der Geschichte nicht gewachsen sei. Oder dass sie im Extremfall, wie es der Kommentar zum Hotel City suggeriert, gar einen «Schock» auslöst und die Stadt paralysiert.

Wie diese Unvereinbarkeit von Geschichte und Gegenwart aussehen kann, wenn anstelle der Schockwirkung durch Neubauten jene infolge Auskernung tritt, zeigt die «Revitalisierung» des Arcas zu Beginn der siebziger Jahre, ein in der Altstadt durch den Abbruch von Bauten neu geschaffener Platz.⁷⁸ Im Auftrag des Stadtrates verfasste der Churer Architekt Theodor Hartmann (1936–2010) 1968 eine Studie zur «Erneuerung» des Quartiers zwischen Oberer Gasse, Plessurquai und Metzgerplatz. Seine Überlegungen beruhten auf dem Grundsatz, einerseits das Wertvolle zu erhalten und das Charakteristische zur besseren Geltung zu bringen, andererseits das «historisch, ökonomisch und ästhetisch Wertlose» zu eliminieren.⁷⁹ Daraus folgernd schlug er der Stadt den Abbruch der Magazinbauten zwischen der Praximergasse und der Metzgergasse vor, um so die gotische Häuserzeile «an Sonne und Licht» zu rücken.⁸⁰ Hartmann suggerierte damit, dass sich die Unterscheidung in «gute» Bauten und «böse» Bauten zweifellos und eindeutig festlegen liesse.⁸¹ Gleichzeitig begründete Hartmann die Eingriffe in die mittelalterliche

⁷⁴ Wyss 1961, S. 341.

⁷⁵ Ebd., S. 338.

⁷⁶ Ebd., S. 340.

⁷⁷ Ebd., S. 341.

⁷⁸ Hartmann K. 1978, S. 33.

⁷⁹ Hartmann Th. 1968, S. 5.

⁸⁰ Ebd., S. 8.

⁸¹ Leza Dosch verwies bei den in Hartmanns Augen «stilwidrigen, deplatzierten» Einbauten (Hartmann Th. 1968, S. 10) auf deren typologische Tradition und dass sie bereits auf dem Knillenburg Planprospekt aus der Zeit um 1640 zu sehen seien; siehe Dosch 1993, S. 278.

Altstadt mit dem Vokabular der Moderne, wo Licht, Luft und Sonne der Architektur als Mithelfer dienten. Und wie in der Lacuna sollte «das Neue (das unumgänglich Neue)» unter den Boden kommen: die an der Oberfläche verschwundenen Magazine und eine Parkgarage.⁸² Hartmanns Argumentarium beruhte letztlich auf einem Sammelsurium disparater Faktoren und Bezüge zur Geschichte. Und auch wenn Hartmann explizit kein «lückenloses Wiederherstellen irgend eines früheren Zustandes», sondern «die Zuordnung von Zonen für das Geschehen der Gegenwart» anstrebte, steht der zwischen 1970 und 1978 «freigelegte» Arcas für das Revitalisieren einer im Nachgang purifizierten Vergangenheit.⁸³ [Abb. 88–89] Dazu gehörte zum einen, dass die Dachlandschaft inklusive des Helms des Schalenturmes am Plessurquai sowie das Metzgerstor (beides nicht realisiert) rekonstruiert und zu Wohnungen ausgebaut wurden, zum anderen, dass im Erdgeschoss grosse Ladenfenster ausgebrochen wurden. Damit wurde eine in dieser Art nie existente Vergangenheit unter gleichzeitigen starken Strukturveränderungen vermeintlich wieder hergestellt. Es wurde verpasst, für das «Geschehen der Gegenwart» einen aus der eigenen Zeit erwachsenen Ausdruck zu finden, vielmehr schien das Neue durch ein rekonstruiertes Bild von Vergangenheit kaschiert zu werden. Dass der Platz bis vor wenigen Jahren vor allem als Parkplatz genutzt wurde, tut diesem Befund keinen Abbruch.

Die Architekturhistorikerin Kristiana Hartmann beschrieb diese «stilgerechte Modernisierung» ihres Vaters als die Kombination von einem «historisierenden Umbau des Äusseren» – Theodor Hartmann übertrug dazu auch alte Bauteile von Abbruchhäusern – und der «freizügigen Umgestaltung des Inneren», sprich Auskernung und Neuordnung der Raumstruktur.⁸⁴ Kristiana Hartmann schrieb dem Projekt exemplarischen Charakter zu, verwies aber auch auf die vergessenen gegangene soziale Problematik. Denn die durch die Sanierung gestiegenen Wohnungsmieten überstiegen die finanziellen Mittel der langjährigen Bewohner, weshalb diese in andere Quartiere ausweichen und den Anwälten, Ingenieuren und Architekten Platz machen mussten.⁸⁵ Eine weitere Schwierigkeit ortete sie in der Perfektion der Umsetzung, welche die Lebendigkeit der «kleinen Pannen, etwas weniger Akkuratess und etwas mehr Zufall» vermissen liesse.⁸⁶ [Abb. 90] Für Theodor Hartmann war das Projekt Arcas der Versuch, der Reissbrett-Atmosphäre in den neuen Vorstädten ein Modell von Stadt als «lebender Organismus» entgegenzusetzen, der seine Zellen immer wieder «von der Daseinsform der Gegenwart» angetrieben erneuern muss, will er nicht absterben.⁸⁷ Andere erachteten das Experiment als nur teilweise gelungen. Zu Recht kritisierte Leza Dosch – nebst dem Umstand, dass die einstigen Gassenfassaden ihre neue Funktion als Platzfront nur schlecht erfüllten – das Kaschieren der neuen Funktionen mit alten Formen, statt eigene dafür zu schaffen. Und noch heute, wo der Platz längst fester Bestandteil der Altstadt und beliebter Begegnungsort

⁸² Hartmann Th. 1968, S. 30.

⁸³ Ebd., S. 42.

⁸⁴ Hartmann K. 1978, S. 29. Die Übertragung historischer Bauteile in einen neuen Kontext war ein wesentliches Merkmal der Architekturen von Rudolf Olgiati, der am Arcas das Café Arcas gestaltet hatte.

⁸⁵ Siehe ebd., S. 30.

⁸⁶ Ebd., S. 33.

⁸⁷ Hartmann Th. 1971, S.

geworden ist, wirkt seine malerische Ordentlichkeit künstlich und inszeniert. Die Beispiele Hotel City und Arcas zeigen: Die Palette der gefundenen Lösungen im Umgang mit der Altstadt war breit und lag zwischen dem totalen Kontrast und der totalen Historisierung.

Chur – deine Stadt! (1977)

Der neue Arcas-Platz wurde als beispielhafte Sanierung eines Altstadtquartiers in internationalen Zeitschriften publiziert.⁸⁸ Auch die «Aktion wohnliches Chur» bewertete die Schaffung des Arcas als positiven Eingriff, der die mittelalterliche Kleinräumigkeit der Altstadt übernehme und trotz der baulichen Vielfalt eine Einheit darstelle.⁸⁹ Besonders eingehend mit der Frage der Altstadt und ihrem Wandel befasste sich der erste Präsident der «Aktion wohnliches Chur», Richard Brosi. In einem Artikel in der *Bündner Zeitung* aus dem Jahr 1975 umriss er die Bedingungen und Massnahmen für den «Weg zurück in organisch gewachsene Altstädte».⁹⁰ Diesen voran stellte er die Beobachtung eines neuen Trends, demzufolge nämlich die Menschen dem «scheinbaren Fortschritt» entfliehend aus den «unwirtlichen in Eile und lieblos erstellten Grossüberbauungen und sterilen Einfamilienhauskolonien in die lebendige Vielfalt und Geborgenheit der gewachsenen Altstädte» zurückkehren würden. Die einst als Heilmittel gegen die Monotonie der Siedlungen der Zwischenkriegszeit betrachtete differenzierte Bauweise stand nun für Leb- und Gefühllosigkeit, währenddessen die Altstadt mit ihrem «Reiz des Krummen, Unperfekten, Lebendigen» die Menschen anzog.⁹¹ Gleichzeitig warnte Brosi vor den gesellschaftlichen Konsequenzen, die dieser Trend mit sich bringen würde, dass nämlich die angestammten Bewohner in die «unwirtlichen» Neubauquartiere gedrängt würden, um Platz für gehobene Eigentumswohnungen zu schaffen. Um einer solchen negativen gesellschaftlichen Umschichtung zuvorzukommen, sollte die Lebensfähigkeit der Altstadt in ihrer Gesamtheit erhalten und gefördert werden. Darunter verstand Brosi zum einen die Erhaltung der wirtschaftlichen Grundlage, indem diese nicht durch grosse Einkaufszentren am Stadtrand unterwandert wurde, zum anderen die Verbannung des privaten Motorverkehrs aus den engen Gassen.⁹² Bezüglich der eigentlichen Bausubstanz

⁸⁸ Siehe Burke 1978.

⁸⁹ Siehe Aktion wohnliches Chur, Brief an das Stadtbauamt Chur betreffend Chur/Arcas/Einrichtung des neuen Platzes, Chur, 25. Juni 1977 [FRAK WaMB].

⁹⁰ Brosi 1975b.

⁹¹ Ebd. Diese Attribute gemahnen an die mit dem Pittoresken verbundenen Stadtvorstellungen, wie sie Camillo Sitte um 1900 in Abkehr von den gewaltigen Strassendurchbrüchen, die in Paris und Wien zur Errichtung grosser, repräsentativer Boulevards gemacht worden waren, vertreten hatte.

⁹² Diese Anliegen forderte auch die im März 1976 eingereichte «Initiative für eine lebensfähige Innenstadt», die Vertreter der Interessengemeinschaft des Churer Handels, des Churer Verkehrsvereins sowie des Bündner Gewerbeverbandes lanciert hatten. Initialzündung für den Auftrag an die Stadt, den Transitverkehr an den Stadtrand zu verlegen, neue Parkierungsflächen in der Innenstadt zu schaffen, eine ausgewogene Mischung von Wohnen, Arbeiten, Einkaufen und Kultur zu fördern sowie die Erstellung grosser Einkaufszentren vor allem an der Peripherie zu verbieten, hatte ein Projekt von Domenig gegeben, nämlich der Bau des Einkaufszentrums Rheinfels an der Ringstrasse/Pulvermühlestrasse; siehe C. 1976. 1979 präsentierte der Gemeinderat einen Gegenvorschlag, der die Grundsätze der Initiative aufnahm, woraufhin die Initianten ihr Anliegen zurückzogen; siehe Initiativtext und Erläuterungen in: *Bündner Zeitung*, 100 (30), 6. Februar 1976, S. [4]; Annahme des indirekten Gegenvorschlags durch das Churer Stimmvolk am 2. Dezember 1979; siehe Verwaltungsbericht Chur, 1979, S. 8.

forderte Brosi eine Abkehr von der bisherigen «defensiven Altstadtpolitik», die sich in erster Linie mit dem Einzelobjekt befasste. Stattdessen sollte über das Instrument des Gestaltungsplans das Ensemble ins Zentrum gerückt und dessen gesamthafte Entwicklung und Erhaltung mittels Leitbildern und Planungszielen gefördert werden.⁹³ Gleichwohl war Brosi kein Verfechter einer dogmatischen Schutzpolitik, die keinerlei Neuerungen zulässt respektive eine totale formale Anpassung des Neuen an das Bestehende verlangt. Es war für ihn manifest, dass jede Zeitepoche ihre eigene Architektursprache hat und dass der Verzicht auf diese Selbständigkeit auch das Bestehende schwächt. Ausgehend von diesem Grundsatz war für ihn die Konfrontation von Neuem und Altem vielmehr eine Frage des Massstabes und des «gestalterischen Einfühlungsvermögens», welches die grundsätzlichen formalen Elemente neu zu interpretieren vermag.⁹⁴

Die Idee der gesamtheitlichen Sicht und Funktionsdurchmischung setzte Brosi mit der Häusergruppe in der Rabengasse um, wo er im Haus «Zur Turteltaube», im Haus Pestalozza und im Haus «Zum Raben» zwischen 1971 und 1981 Wohnungen, Büroräume, eine Galerie und ein Restaurant vereinte. [Abb. 91] Ein Mehrzwecksaal im Innenhof ergänzt das Angebot und macht die Absicht des Architekten deutlich, vom Verfall bedrohte Altstadthäuser nicht allein zu renovieren, sondern darüber hinaus das Quartier mit neuem Leben zu füllen. Vom Haus «Zur Turteltaube» blieben beim Umbau einzig die Fassaden und die Gewölbe im Erdgeschoss stehen. Im ausgehöhlten Inneren wurde eine neue statische Konstruktion aufgezogen, die allein auf dem Liftblock und zwei Stützen ruht und somit grosse stützenfreie Räume ermöglicht. Im bislang ungenutzten Dachstock baute der Architekt eine Wohnung für seine Familie, für die in der Hoffassade – gegen den anfänglichen Widerstand des Heimatschutzes – grosse Öffnungen aufgebrochen wurden. Im ganzen Haus wurden originale Bauteile, beispielsweise eine Renaissance-türe, wieder verwendet und im bewussten Kontrast zum Neuen gleichsam als Museumsstücke inszeniert.⁹⁵

Eine Vision nicht nur für die Altstadt, sondern für das ganze Siedlungsgebiet von Chur präsentierte Brosi zusammen mit dem Grafiker Fortunat Anhorn, dem Planer Jürg Hartmann, dem Künstler Robert Indermaur und dem Architekten Hans Stauffer namens der «Aktion wohnliches Chur» in der Broschüre *Chur – deine Stadt!*. [Abb. 92] Einleitend in der im April 1977 der Öffentlichkeit vorgestellten Schrift zitierten die Autoren Perikles, den Staatsmann im antiken Athen: «Wer an den Dingen seiner Stadt nicht Anteil nimmt, ist kein stiller Bürger, sondern ein schlechter.»⁹⁶ Diese Eröffnung macht deutlich, dass es nicht allein um das Unbehagen gegenüber der baulichen Entwicklung und um Vorschläge für die zukünftige Gestaltung der Stadt ging, sondern auch um die Forderung nach mehr Beteiligung der Bürger am öffentlichen Geschehen der Stadt. Darin zeigt sich ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber den Behörden und den gewählten Volksvertretern sowie den von diesen Gremien gefällten Entscheidungen. Dass man sich mit Perikles wieder auf das klassische Demokratieideal in der Polis besann und auf eine stärkere

⁹³ Siehe Brosi 1975b.

⁹⁴ Brosi 1975c.

⁹⁵ Siehe Brosi 1978; vs. 1982.

⁹⁶ Aktion wohnliches Chur 1977b, S. 3.

Partizipation pochte, steht gleichzeitig im Widerspruch zum Mythos der Schweiz, die sich mit ihren einmaligen Volksrechten als beispielhafte Demokratie versteht. Allein, in der Kritik und den Anliegen der «Aktion wohnliches Chur» offenbarte sich eine tiefe Krise der Demokratie auf lokaler Ebene.⁹⁷

Dieses angespannte Verhältnis der Bevölkerung zur Politik, begleitet von den Fronten zwischen den Planern, Architekten und dem Gewerbe, hatte sich in Chur seit Beginn der siebziger Jahre schon mehrfach gezeigt. Als Beispiele erwähnte die Broschüre den gegen den Willen der Bevölkerung erfolgten Bau des RhB-Parkhauses, das weitere Abreisen von Bauten im Gäuggeliquartier trotz eingereichter Initiative, das Verschleppen der Initiative für eine lebendige Innenstadt durch den Stadtrat, das Ignorieren der vom Volk angenommenen Grünzoneninitiative sowie die seit Jahren ergebnislose Bearbeitung einer Revision der Stadtplanung.⁹⁸ Naturgemäss beurteilte der Stadtpräsident Georg Sprecher die nachlassende Bürgerbeteiligung aus einer anderen Perspektive. Für ihn gründete diese auf einem wachsenden Desinteresse an der Gestaltung des öffentlichen Lebens, verursacht durch das Wachstum und die Auflösung der alten Strukturen. Entsprechend schwierig sei es, die Menschen für Aufbauarbeit zu gewinnen, und «ihnen das Gefühl der Mitverantwortung zu geben, ist gerade dort nicht einfach, wo die Bevölkerung sich durch rasches Wachstum auszeichnet und die «Neudazugekommenen» allzuleicht «abseits stehen». Die daraus entstehende Gleichgültigkeit zu überwinden, aber auch die junge Generation zu freudiger und konstruktiver Mitarbeit heranzuziehen, stellt für die Behörden mindestens so schwierige Probleme wie die Bewältigung technischer und finanzieller Aufgaben dar.»⁹⁹

Die «Aktion wohnliches Chur» war keineswegs ein Einzelfall. In vielen Schweizer Städten hatten sich in jenen Jahren Bürgerinitiativen gebildet, die sich um die Entwicklung ihres städtischen Lebensraums Sorge machten und mittels Ausübung ihrer demokratischen Rechte mehr Mitsprache bei der Gestaltung ihrer Umwelt verlangten, wobei die konkreten Forderungen meist dem Ruf nach mehr «Wohnlichkeit» verpflichtet waren.¹⁰⁰ In der Broschüre *Chur – deine Stadt!* ging den eigentlichen Vorschlägen und Kritikpunkten denn auch eine Definition der «Wohnlichkeit» voran: «Die Wohnlichkeit des öffentlichen Bereiches einer Stadt entsteht unter anderem aus dem Vorhandensein charakteristischer Bauten u. Baustile, harmonischer architektonischer Vielfalt und räumlicher Gliederung der Bauten und Baugruppen. Sie hängt ebenfalls ab von guten städtischen und quartiereigenen Versorgungsmöglichkeiten, von einer ausgewogenen Durchmischung der Bevölkerung, von engmaschig angelegten Fussgänger- und Radfahrerverbindungsweegen, von guten öffentlichen Verkehrsmitteln, vom geringen Anteil an privatem Verkehr, von der Art und Anzahl der Grün- und Erholungsflächen und nicht zuletzt von all den Dingen, die in uns positive Gefühle und Reaktionen hervorrufen.»¹⁰¹ Assoziiert man mit dem Begriff «Wohnlichkeit» gemeinhin das gemütliche, behagliche und von den persönlichen

⁹⁷ Siehe Schmidt U.P. 1980, S. 14, siehe auch Bernfeld 1980, S. 6.

⁹⁸ Siehe Aktion wohnliches Chur 1977b, o.S.

⁹⁹ Sprecher 1971, S. 328.

¹⁰⁰ Siehe Bernfeld/Bourgarel/Gerosa/Schmidt 1980. Die Publikation porträtierte fünfzig Bürgerinitiativen in Schweizer Städten, unter anderem auch die «Aktion wohnliches Chur»; siehe S. 50–51.

¹⁰¹ Aktion wohnliches Chur 1977b, S. [2].

Vorlieben geprägte Dasein in den eigenen vier Wänden, stand dieser hier für ein darüber hinausgehendes Konzept, indem er sich auf den komplementären Raum zur privaten Häuslichkeit, den öffentlichen Bereich, bezog. Lucius Burckhardt verortete das Aufkommen des Wohnlichkeitsbegriffs in den Kontext der Stadtdiskussion der sechziger Jahre, als die Städte begannen, ihren Raum nach dem messbaren Anspruch des Verkehrs zu optimieren. Als Reaktion darauf seien unter dem Wort «Wohnlichkeit» all jene nicht quantifizierbaren Werte subsumiert worden, die der messbaren Verbesserung der Städte geopfert worden waren. Das Konzept der Wohnlichkeit war nach Burckhardt ein Plädoyer dagegen, dass sich die menschlichen Bedürfnisse allein durch quantitative, normative Standards festlegen und erfüllen lassen und gleichzeitig die unmessbaren Kriterien vernachlässigt werden können. Vielmehr seien die Bedürfnisse der Menschen als ein historisch bedingtes und dem Wandel der Zeit unterliegendes Ganzes zu verstehen, das sich nicht in messbare Einzelteile auftrennen liesse. Und nachdem die Komfortstandards der neuen Siedlungen, welche die normativen und die gesellschaftlichen Wohlfahrtsziele erfüllten, ihren Reiz verloren hätten, suchten die Menschen wieder nach nicht messbaren Subsystemen, die vor allem in historischen Stadtteilen als noch intakt wahrgenommen würden.¹⁰²

Auf die rhetorische Frage, ob Chur noch wohnlich sei – vielfältig statt eintönig, ruhig statt lärmig, fussgänger- statt verkehrsfreundlich, Beziehungen und Kontakte anstelle von Entfremdung und Vereinsamung –, antwortete die Broschüre mit einer vielsagenden Bildserie und dem Aufruf «Entscheide selbst – aber entscheide!». ¹⁰³ [Abb. 93] Einen prominenten Platz in dieser Bilderserie nahmen die Siedlungen im Rheingebiet und Domenigs Hochhäuser ein – kommentiert als «Leergehäuse ohne soziale Beziehungen, ohne Gemeinschaftseinrichtungen, ohne gesellschaftliches Leben». ¹⁰⁴ Als positives Gegenbeispiel für ein Hochhaus, das nicht einfach ein monotoner Wohnturm sei, wurde das 1967 bis 1969 erbaute Konvikt von Otto Glaus abgebildet. [Abb. 94] Und Richard Brosi skizzierte die ideale Siedlung, ein «autarkes Quartier», welches Funktionsdurchmischung, soziale Integration und die Beteiligung der Bewohner an der Gestaltung und Organisation ihres Quartiers bieten würde. ¹⁰⁵ Die Architektur der Häuser unterschied sich von den «Leergehäusen» der Lacuna durch eine niedrige Gebäudehöhe, ein asymmetrisches Satteldach und engere Aussenräume, gleich waren die begrünten Flächen, die darunterliegende Parkgarage sowie die Bergkulisse im Hintergrund. Mit diesen Positionen lehnte sich die «Aktion wohnliches Chur» wesentlich an Rolf Kellers «Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart» an. Auch die Bildsprache mit den markigen Vergleichen und die grafische Darstellung hatte bei Keller ihr Vorbild. Doch während Keller nur die Alarmbilder vor Augen führte, wollte die «Aktion wohnliches Chur» auch Alternativen aufzeigen, weshalb ihre Sprache weit weniger martialisch und zerstörerisch war als jene Kellers. Hingegen kritisierte die «Aktion wohnliches Chur» ebenso die noch aus den sechziger Jahren stammende Wachstumsstrategie, die aus der Kantonshauptstadt einen aufgeblähten Wasserkopf entstehen lasse und gleichzeitig die Täler entleeren würde.

¹⁰² Siehe Burckhardt L. 1981.

¹⁰³ Aktion wohnliches Chur 1977b, S. 9.

¹⁰⁴ Ebd., S. 16.

¹⁰⁵ Siehe ebd., S. 17.

Die Publikation stiess in Chur auf reges Interesse und provozierte unterschiedlichste Reaktionen, welche die *Bündner Zeitung* unter dem Titel «Von weltfremden Anregungen bis zu brauchbaren Denkanstössen» zusammenfasste.¹⁰⁶ Während die einen die Anregungen und Kritiken begrüsst, erachteten andere die Vorschläge als zu oberflächlich und unausgegoren, ja gar unrealistisch, da sie auf einem nicht mehr existierenden Gesellschaftsbild beruhen würden.¹⁰⁷ Und die in die Stadtpolitik eingebundenen Parteien wehrten sich dagegen, dass es an Transparenz und Mitbestimmungsmöglichkeit fehle und die Stadt keine stringente Verkehrsplanung habe. Als «weltfremd» wurde das Anliegen bezeichnet, den öffentlichen Verkehr stärker auszubauen, denn «die Wohnlichkeit der Stadt wird kaum gesteigert, wenn von sechs bis zwanzig Uhr in dichter Folge auf zehn Linien leere Autobusse einander jagen». Es sollte akzeptiert und nicht verdammt werden, dass für die Pflege der zwischenmenschlichen Beziehungen das private Auto zentral sei.¹⁰⁸ Diese Haltung behielt noch lange die Oberhand, denn erst 1989 entschieden die Stimmbürger, die Altstadt für die Fussgänger verkehrsfrei zu gestalten, womit Chur in der Schweiz als eine der letzten Städte vergleichbarer Grösse diesen Schritt machte.¹⁰⁹

Abgesang auf die Neustadt oder der Paradigmenwechsel

Die Umsetzung der in der Broschüre aufgestellten Forderungen nahm die «Aktion wohnliches Chur» unter anderem mit der Lancierung gleich dreier Initiativen 1979 an die Hand. 19 Jahre nachdem die Churer das Gesetz zum Bau von Hochhäusern angenommen hatten, forderte die «Aktion wohnliches Chur» mit der «Neustadtinitiative», das Gesetz aufzuheben sowie die Ausnützungsziffer in Wohngebieten auf 0.6 zu senken. Die Initianten begründeten die Streichung des Gesetzes damit, dass dem allgemeinen Paradigmenwechsel folgend auch in Chur Hochhäuser nicht mehr gewünscht würden, denn sie «verderben das Stadtbild».¹¹⁰ Nebst den städtebaulichen Nachteilen seien Hochhäuser aber auch aus volkswirtschaftlicher und, im Zuge der Ölkrise, energetischer Sicht nicht mehr zu verantworten. Und als Wohnhäuser für Familien mit Kindern – ein ewiges Thema in der Hochhausfrage – würden sie sich auch sozial negativ auswirken. Gleichzeitig verlangte die Initiative, dass die Vorschriften bei Quartierplanungen, vor allem die Anforderungen an die Gestaltung, verschärft werden.¹¹¹ Den Initianten war die in den vergangenen Jahren betriebene Politik, Ausnahmen von den Zonenvorschriften zu

¹⁰⁶ Held 1977.

¹⁰⁷ Siehe Gesellschaft für Umweltschutz 1977; Landesring der Unabhängigen 1977.

¹⁰⁸ Siehe Freisinnig-Demokratische Partei 1977.

¹⁰⁹ Siehe Simonett 1993, S. 327. Bereits 1974 hatte es eine halbjährige Versuchsphase einer verkehrsfreien Altstadt gegeben, im Rahmen derer sich die späteren Protagonisten der «Aktion wohnliches Chur» für eine lebendigere Gestaltung des öffentlichen Raums in der Altstadt eingesetzt hatten. Allerdings überwogen die Befürchtungen, dass eine Verkehrssperre auf den Umsatz der Läden drücken würde, weshalb es beim Versuch blieb und die Altstadt nach wenigen Monaten für den motorisierten Verkehr wieder geöffnet wurde; siehe Held 1974.

¹¹⁰ Aktion wohnliches Chur, «Neustadtinitiative», Typoskript, Chur, 3. November 1979, S. 2 (FRAK WaMB).

¹¹¹ Siehe ebd.

gewähren, um Grossprojekte wie die Lacuna wirtschaftlich zu ermöglichen – so wie es Hans Marti der Stadt Chur empfohlen hatte –, ein Dorn im Auge.

Auch wenn der «Neustadtinitiative» selbst kein Erfolg beschieden war, so trugen die von der «Aktion wohnliches Chur» geprägten Diskussionen doch dazu bei, dass das Thema Hochhaus in Chur vom Tisch war.¹¹² Deutlich äusserte sich dieser Gesinnungswandel beim Entscheid des Stadtrates 1978, das von Domenig eingereichte Gesuch für den Bau zweier Hochhäuser im Quartier Schellenberg-Hochegerten nicht zu bewilligen. Damit wurde ein Kapitel, welches zwei Jahrzehnte früher euphorisch eröffnet und 1964 an der Expo in Lausanne als zukunftsweisend gefeiert wurde, vorerst geschlossen.¹¹³ Als Inbegriff der unwirtlichen Stadt, die als gedankenloses Ergebnis eines falsch verstandenen Fortschrittsglaubens und einer allzu stürmischen Hochkonjunkturphase gesehen wurde, war das Hochhaus der Sündenbock schlechthin. Zweiter Sündenbock war der Verkehr, für dessen Eindämmung in der Churer Innenstadt die «Aktion wohnliches Chur» gleichzeitig zur «Neustadtinitiative» die «Parkplatzinitiative» lancierte.¹¹⁴ Mit der dritten Initiative, der «Altstadtinitiative», sollte ein erneuter Versuch gestartet werden, die Altstadt vor ihrer Verarmung zu retten und als lebendiges und wohnliches Quartier zu erhalten.¹¹⁵ [Abb. 95]

Mit diesem Initiativen-Trio folgte die «Aktion wohnliches Chur» der strukturellen Aufteilung der städtischen Spannungsfelder wie sie bereits Hans Marti in seinem Vortrag von 1957 aufgezeigt hatte. Sowohl die Kategorien der Betrachtung als auch die Problemstellungen an sich hatten sich seither offenbar nicht verändert. So hatte man weder überzeugende Konzepte für den neuen Siedlungsbau, noch für den stark wachsenden Verkehr noch einen glaubwürdigen Umgang mit der historischen Stadt gefunden. Diese Auseinandersetzung, die in sich die Zeichen einer neuen Vorstellung von Fortschritt, Wachstum und Entwicklung trug, fand in jenen Jahren auch auf nationaler Ebene statt. 1974 wurden fünf Volksinitiativen eingereicht, die mit verkehrsbedingter Luft- und Lärmverschmutzung, mehr Mitsprache bei der Nationalstrassenplanung, autofreien Sonntagen und mehr Fuss- und Wanderwegen das Themenspektrum der Churer Diskussion widerspiegelten.¹¹⁶ Die Einreichung der drei Initiativen bedeutete für die «Aktion wohnliches Chur» den Höhepunkt ihrer Aktivität. Auch wenn die Gruppierung noch bis Mitte der achtziger Jahre tätig war, so hatte das Engagement nicht mehr das Feuer und die Breitenwirkung der frühen Jahre. Dies lag zum einen daran, dass Anliegen wie die stärkere

¹¹² Das weitere Schicksal der «Neustadtinitiative» ist nicht bekannt, vermutlich zogen die Initianten das Anliegen zurück. Das Gesetz für den Bau von Hochhäusern von 1960 wurde 2007 aufgehoben im Rahmen der Totalrevision des Baugesetzes, wo neu in Art. 70 der Bau von Hochhäusern geregelt ist; siehe *Baugesetz der Stadt Chur. Beschlossen in der Volksabstimmung vom 26. November 2006*, Art. 70 und 99.

¹¹³ Mittlerweile wurde auch in Chur das Hochhaus-Thema wieder aufgenommen. Seit 2009 baut das Büro Domenig Architekten im Gebiet Kalchbühl ein Einkaufszentrum mit Hotel, Büros und Wohnungen. 2012 soll das Grossprojekt mit zwei 70 Meter hohen Türmen abgeschlossen sein.

¹¹⁴ Siehe Aktion wohnliches Chur, «Parkplatzinitiative», Typoskript, Chur, 3. November 1979 (FRAK WaMB). Jürg Simonett erwähnt in seiner Darstellung der innerstädtischen Verkehrsprobleme Churs, dass 1989 die Parkplatzinitiative abgelehnt wurde. Diese beabsichtigte das Verbot neuer Parkplätze im Gebiet der Innenstadt und entspricht vermutlich jener, die zehn Jahre zuvor von der «Aktion wohnliches Chur» eingereicht worden war; siehe Simonett 1993, S. 327.

¹¹⁵ Siehe Aktion wohnliches Chur, «Altstadtinitiative», Typoskript, Chur, 3. November 1979 (FRAK WaMB). Zu dieser Initiative war ein Gegenvorschlag ausgearbeitet worden, der 1989 vom Volk angenommen wurde; siehe Dosch 1997, S. 164.

¹¹⁶ Siehe Walter 1996, S. 185.

Beteiligung der Bevölkerung allmählich Gehör fanden: 1979 setzte der Stadtrat das Planungsforum ein, das sich aus dreissig Vertretern der politischen Parteien, der Quartiervereine, Wirtschaftsorganisationen und Initiativkomitees sowie weiteren an der Planung interessierten Kreise zusammensetzte und die Stadt bei aktuellen Planungsfragen begleiten sollte. Denn «in Anbetracht der Vielfalt der mit der aktuellen Planung verbundenen Eingriffe in die Freiheit jedes einzelnen und auf Grund der Problematik, die jede Planung in sich birgt, erachtet es der Stadtrat als falsch, den verantwortlichen Politikern und letztlich der Bevölkerung pfannenfertige Pläne vorzulegen.»¹¹⁷ Zum anderen gab es zu Beginn der achtziger Jahre in Graubünden eine neue Generation junger Architekten, die in der Architekturdiskussion neue Themen und Schwerpunkte setzte.

Geplante Heimat – Die Suche nach der Dorfgestalt

Der in Bezug auf die Wiederentdeckung der Altstadt festgestellte Paradigmenwechsel fand eine parallele Entwicklung in der Diskussion um das Dorf. Stadt- und Dorfbild wurden in den ausgehenden sechziger Jahren und dann vor allem in den siebziger Jahren zu den Schauplätzen, wo sich die Risse in der Wert- und Lebensvorstellung der Nachkriegsordnung offenkundig zeigten. Der wirtschaftliche Aufschwung geriet ins Stocken und verunsicherte die vom Fortschrittsglauben erfüllte Nachkriegsgesellschaft. Es entstand Raum zum Nachdenken und «Heimat war eines der Suchfelder, das sich zur Durchforstung anbot, mit dem Ziel, verlorene Vertrautheit zu Räumen, Strukturen und Menschen wieder zu finden oder aber neu zu schaffen.»¹¹⁸ Das Dorfbild – und wie am Beispiel von Chur gezeigt das Stadtbild nicht minder – anerbote sich als konkreter und fassbarer Rahmen und als Lebensraum des Alltags für dieses Suchfeld Heimat, innerhalb dessen die Wertveränderungen dingfest und sichtbar gemacht werden konnten. Die Suche nach Heimat bewegte sich dabei im Spannungsfeld von Rekonstruktion und Neuschöpfung, wobei dieses in Graubünden mit dem Tourismus als bedeutendstem Wirtschaftszweig von besonderen Voraussetzungen geprägt war. Die sichtbaren Spuren in den Siedlungen und in der Landschaft rüttelten an der Identität und veränderten die Wahrnehmung und Wertung des Eigenen.

Der Verlust des vertrauten Dorfbildes und der Wandel der Landschaft gerieten aber nicht erst mit dem Einbruch der Hochkonjunktur in den siebziger Jahren ins Bewusstsein. 1960 erschien das Büchlein *La fatscha de nos vitgs* («Das Gesicht unserer Dörfer») des rätoromanischen Autors Gion Arthur Manetsch, worin er den sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und baulichen Wandel der sursilvanischen Dörfer im 20. Jahrhundert untersuchte. Bereits der Titel des Buches signalisiert die Ausrichtung der Erwartung und eine emotionalisierte Perspektive, mit der das Äussere der Siedlung in Analogie zu den Ausdrucksfähigkeiten und Charakteristiken eines menschlichen Gesichts gesetzt wird. Indem der Autor der Beschreibung des baulichen Gesichts des Dorfes die Untersuchung der ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungen gegenüberstellte, offenbarte er

¹¹⁷ Held 1979a.

¹¹⁸ Kupper 2005, S. 106/110.

sein Verständnis für den Zusammenhang von Gesellschaft und baulicher Erscheinung als deren Abbild. Das Dorfgesicht widerspiegelt den Zustand von (Dorf-)Seele und -Körper. Insofern ging es dem Autor hinsichtlich der Architektur nicht in erster Linie um den einzelnen Bau, sondern um die sich aus der Summe der Bauten ergebenden Erscheinungen und Wirkungen.

Damit wurde ein für Graubünden frühes Beispiel für die Überlegungen zum baulichen Ensemble, wie sie in den siebziger Jahren relevant wurden, geliefert. Manetsch fragte sich, wohin das «pittoreske und geschmacksvolle Bild» der Dörfer verschwunden sei und weshalb nur ein «armseliges Gesicht» übrig bleibe.¹¹⁹ In der Aufzählung der für diesen Zerfall verantwortlich gemachten Aspekte sind Rolf Kellers «Alarmbilder» aus dem Jahr 1973 vorweggenommen: «Häuser ab der Stange, Chalets, die weder Fisch noch Vogel sind, Häuser mit Anbauten wie Riesenkröpfe und planlose Baracken, kalte Garagen mit Betonkanten und Neonlicht, Betonhäuser, einer Stadtsiedlung entlehnt, mit Eternit überzogene Fassaden, gedeckt mit Flachdächern wie Schuhschachteln, kreuz und quer, ohne Plan und Ordnung liegen sie da, verstreut am Hang und in der Mulde.»¹²⁰ Die aus der Stadtkritik bekannten Begriffe und Phänomene tauchen damit zeitgleich in der Kritik an der Veränderung peripherer Berggebiete auf. Mit Monotonie und Chaos bei gleichzeitiger Planlosigkeit, städtischen Bauformen und ortsfremden Materialien waren jene architekturbestimmenden Kategorien aufgegriffen worden, an welchen sich die spätere Diskussion um die «Gestaltung» der Siedlungen als architektonischer Rahmen von Heimat versucht dingfest zu machen. Dabei zeigte sich rasch, dass in einer von individualisierten Bedürfnissen beanspruchten Umwelt die Suche nach einer allgemeingültigen Vorstellung von Dorfgestalt im Sinne von Ganzheitlichkeit und einer «Übereinstimmung von formalem Ausdruck mit dem Wesen, dem Charakter» eine grosse Herausforderung ist.¹²¹

Aufwachen aus der «gestalterischen Ohnmacht»

Eine vertiefte Auseinandersetzung mit der veränderten Umwelt, die nebst dem bisherigen Fokus auf die Erhaltung des traditionellen Siedlungsbildes verstärkt auch die Suche nach neuen Ansätzen für die künftige Entwicklung umfasste, setzte in Graubünden Ende der sechziger Jahre ein. Ausschlaggebend dafür war die Annahme des Raumplanungsartikels auf Bundesebene 1969, mit dem der Auftrag zur zweckmässigen Nutzung des Bodens und geordneten Besiedlung des Landes in der Bundesverfassung verankert

¹¹⁹ Manetsch 1960, S. 24. Übersetzung der Autorin; «Mo tgei paupra urdadira fan gia ils biars de nos vitgs romontschs? Nua ei lur maletg pittoresc e gustus sepigliaus?»

¹²⁰ Ebd. Übersetzung der Autorin; «Casas de seria, chalets de tempra de miez miur e miez utschi, casas cun guoteruns de bargias e baraccas malordinadas, garaschas freidas, e cantunusas de beton cun illuminaziun de neon, casas de beton pridas ord ina colonia d'in marcau, fatschadas surtratgas cun eternit e cuvretgs cun tetgs plats sco ina scatla, quei schai crusch e travers senza plan e gust, sterniu per la spunda e fop.» Ich danke Peter Kreiliger für die Durchsicht der Übersetzung.

¹²¹ Boesch 1985, S. 4.

wurde.¹²² Noch im selben Jahr beschloss die Bündner Regierung die Einrichtung einer kantonalen Planungsstelle. Damit wurde der vorausschauenden räumlichen Entwicklung auch von amtlicher Seite her erhöhte Bedeutung beigemessen und eine verstärkte Präsenz zuerkannt. Neben dem Erhalten, wofür bereits 1960 das Amt für Denkmalpflege eingerichtet worden war, wurde nun auch das Gestalten zu einer eigentlichen Kantonsaufgabe. Bereits 1968, ein Jahr vor der Einrichtung der kantonalen Planungsstelle, hatte sich die Bündner Sektion der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung, die Planungsgruppe Graubünden neu formiert, denn nach der Gründung 1944 war sie kaum mehr tätig gewesen.¹²³ Personell war die Planungsgruppe, die sich später in Bündner Vereinigung für Raumplanung (BVR) umbenannte, eng mit der Denkmalpflege und dem Heimatschutz verflochten. Dies wird auch in den Positionen der Planungsprotagonisten deutlich. Nach dem Aufwachen aus der «gestalterischen Ohnmacht», wie Erwin Bundi (*1936), der erste Leiter der kantonalen Planungsstelle, das allgemeine Unvermögen im Siedlungsbau der Nachkriegszeit genannt hatte, wurden die planerischen Fragen direkt in Verbindung mit jenen der Erhaltung gesehen.¹²⁴

Dieses Verständnis von Erhalten und Planen als sich ergänzende und fördernde Aspekte hatte bereits der erste Geschäftsleiter der Planungsgruppe Graubünden, Iachen Ulrich Könz, in den vierziger Jahren angelegt.¹²⁵ Könz, der über Jahrzehnte auch aktiv im Heimatschutz mitgewirkt hatte, ging es darum, eine «gesunde und klare Entwicklung der Dinge [zu] fördern, unter Berücksichtigung der vollen Realität» der eigenen Zeit.¹²⁶ Diese Haltung wurde 1975, im europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz, mit der Vergabe des Wakker-Preises an die Gemeinde Guarda gekrönt. Könz hatte hier eine Ortsplanung initiiert, welche sowohl den sanften Erhalt der alten Bauten als auch, mit gestalterischen Vorschriften, gute Neubauten fördern sollte.¹²⁷ Die Ehrung für das Dorfbild von Guarda im Besonderen und der 1972 erstmals verliehene Wakker-Preis im Allgemeinen, mit dem der Schweizerische Heimatschutz seither besondere Bemühungen um die Erhaltung von Siedlungsbildern auszeichnet, stehen für den Perspektivenwechsel vom Einzelobjekt hin zum Ensemble und zum bewussten Umgang mit der bestehenden Siedlungssubstanz. Darin bekundet sich ausserdem der Wille, diesen explizit neuen, geläuterten Weg in Abkehr von der bisher herrschenden «gestalterischen Ohnmacht» als bewussten Akt darzustellen.

Als Figur erinnert dieser Prozess von Ablösen, Erinnern und Neuorientieren an den von der Moderne intendierten Bruch mit der Vergangenheit, besonders mit dem

¹²² Siehe Art. 22^{quater} der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 29. Mai 1874, angenommen in der Volksabstimmung vom 14. September 1969. Der gleichentags angenommene Art. 22^{ter} stärkte die Eigentumsgarantie. Gleichzeitig ermöglichte er Bund und Kanton als Voraussetzung für die Durchsetzung der raumplanerischen Ziele, gegen Entschädigung Eigentum zu enteignen oder zu beschränken.

¹²³ Zur Entstehung und zu den Aufgaben der kantonalen Planungsstelle, zum Amt für Denkmalpflege sowie zur Tätigkeit der bündnerischen Planerorganisationen siehe Bundi 2007, S. 25–30; 160–165; 189.

¹²⁴ Bundi 1974, S. 10.

¹²⁵ Angelus Eisinger weist ebenfalls auf den Schulterschluss von planerischen und heimatschützerischen Positionen in den fünfziger Jahren im Kampf gegen die ungebremste Siedlungsentwicklung und Agglomerationsbildung im schweizerischen Mittelland hin; siehe Eisinger 2005, S. 134.

¹²⁶ Könz 1954, S. 359. Zu Leben und Werk von Iachen Ulrich Könz siehe auch Dosch 2001, S. 349–352.

¹²⁷ Siehe Dejaco 1975.

Eklektizismus des 19. Jahrhunderts. Allerdings standen die Vorzeichen nun umgekehrt, indem nicht nach der Befreiung von allem historischen Ballast, sondern nach der Wiederentdeckung des historischen Erbes gestrebt wurde. Dem Erwachen folgte der erstmals bewusste Blick auf die konkrete Wirklichkeit, wie es der damalige Mitarbeiter der Bündner Denkmalpflege Peter Zumthor (*1943) begriff: «Vielleicht beginnen wir erst heute, nachdem wir die konkreten Auswirkungen des neuen Bauens in unseren Siedlungsbildern vor den Augen haben, den Wert des Kulturgutes, das wir in den gewachsenen Siedlungen vorfinden, langsam zu erahnen.»¹²⁸ Dieses am Anfang stehende, mit mangelndem Wissen wahrgenommene Erahnen der Zusammenhänge der traditionellen Baukultur in seiner städtebaulichen Dimension setzte in Graubünden eine intensive Auseinandersetzung in Gang. Das Hauptziel war die Erarbeitung neuer Handlungsstrategien für die künftige Siedlungs- und Landschaftsentwicklung, welche man über die Analyse der jüngsten Geschichte, Erarbeitung und Implementierung neuer rechtlicher Grundlagen und Planungsinstrumente, über die Diskussion von Visionen und Entwicklungsmöglichkeiten zu finden hoffte. Wie das Beispiel Guarda zeigt, wurde in diesem Prozess der Blick auf die Geschichte, wobei damit nicht die jüngere gemeint war, von zentraler Bedeutung.

Fehlendes Planungsrecht und fehlende «Grundvorstellungen»

Für den unerfreulichen Gang der Dinge in den letzten beiden Jahrzehnten machten viele die fehlenden, oder wo vorhanden, mangelhaften rechtlichen Grundlagen in der Planung verantwortlich. Die Bauordnungen vermochten nur schwache Grenzen zu setzen, waren leicht manipulierbar und dadurch den oftmals überforderten Gemeindebehörden keine Hilfe. Als Folge dieser Schwäche förderten strukturelle Veränderungen wie das 1965 eingeführte Stockwerkeigentum, die forcierte touristische Erschliessung, die Technisierung der Landwirtschaft und Güterzusammenlegungen einen negativen Siedlungs- und Landschaftswandel. Die reorganisierte Planungsgruppe Graubünden erarbeitete denn auch als erstes, und zwar 1969, ein Musterbaugesetz, das den vielen Gemeinden, die noch kein Baugesetz hatten, als Grundlage dienen sollte. 1973 trat das neue kantonale Raumplanungsgesetz in Kraft, welches das Bau- und Planungsgesetz von 1964 ersetzte. War das bisherige Gesetz ein reines Ermächtigungsgesetz, welches den Gemeinden lediglich planerische Instrumente und Massnahmen empfahl, wurden die Gemeinden im neuen Gesetz nun stärker in die Pflicht genommen. Neu bestand die Vorschrift zur verbindlichen Ausscheidung von Bau- und Nichtbauland, die eine wesentliche Voraussetzung sowohl für eine geordnete und kontrollierte Besiedlung als auch für den Schutz des Kulturlandes war. Ebenfalls neu als Planungsmittel und für die Frage des Ortsbilds besonders relevant war die Gestaltungsplanung. In Ergänzung der Zonen- und Erschliessungsplanung sollten damit vermehrt auch die gestalterischen Belange berücksichtigt werden. Bei der Erarbeitung der Gestaltungsvorschriften stand am Anfang der Auseinandersetzung vielfach die Frage nach den weiteren, über die Feststellung der mangelnden

¹²⁸ Zumthor 1974, S. 15.

Planungsgrundlagen hinausreichenden Gründe für das düstere Siedlungsbild. Richard Brosi benannte anlässlich einer Tagung des BVR zur Gestaltungsplanung 1974 vier Faktoren für den «krassen Qualitätsschwund der architektonischen Substanz»: die Vielfalt der technischen und konstruktiven Mittel; ein starkes Bevölkerungswachstum gepaart mit einem steigenden Lebensstandard, die zusammen einen immensen Bedarf an neuen Bauten hervorriefen; sowie ein «falscher Begriff vom Sinn der persönlichen Freiheit auch auf Kosten der Allgemeinheit».¹²⁹ Das einstige Gleichgewicht zwischen Individualismus und Ordnung, sichtbar an der «Einheit im Grossen trotz der Vielheit im Detail des architektonischen Ausdrucks» der traditionellen Baukultur, sei in einen polarisierenden Kampf aufgebrochen, der entweder die Monotonie oder das Chaos zum Ergebnis habe.¹³⁰ Den in der jüngsten Zeit entstandenen Gegenpol dazu sah Brosi in der Tendenz zu einer so genannt spontanen, anonymen Architektur, mit welcher bewiesen werden sollte, dass eine «Architektur ohne Architekt», die wie früher ohne Gestaltungsplanung oder Planung entstand, die besseren Resultate zeitigen würde.¹³¹ Brosi warnte jedoch davor, die Wahrnehmung von Architektur mittels der ästhetischen Kategorie des Spontanen nicht mit dem eigentlichen Entwurfs- und Entstehungsprozess zu verwechseln. Denn in Wirklichkeit sei auch jede traditionelle Architektur Ergebnis einer sorgfältigen Planung, die sich nach vorgegebenen Faktoren wie eine streng hierarchisch gegliederte Gesellschaft, die Topografie oder das Klima zu richten habe.¹³²

Die aus der Stadtkritik der sechziger Jahre nun auf den dörflichen Massstab übertragenen Kategorien von Monotonie und Chaos standen, im Kontext der neuen planerischen Pflichten für die Gemeinden, auch stellvertretend für die von vielen mit Skepsis betrachtete Planung und die damit zusammenhängende Frage von individueller Freiheit versus übergeordnetem Eingreifen. Planung hiess zwar, miteinander und in einem demokratischen Prozess eine gemeinsame Zielvorstellung über die künftige Raumentwicklung zu formulieren. Die Praxis hatte aber für viele den Beigeschmack eines von oben diktierten, zentralistischen Handelns. Und auch auf Gemeindeebene bedeutete diese Pflicht zur Planung angesichts der hohen Bündner Gemeindeautonomie einen staatspolitischen Prinzipienwechsel, der für viele Diskussionen sorgte. Dieses Diktat von oben liess die Planung bei Verfechtern der Selbstbestimmung damit gleich doppelt in Verruf geraten. Denn als abschreckendes Beispiel und Sinnbild von Planung geisterten in den Hinterköpfen die – in den Worten Peter Zumthors – «konkreten Auswirkungen» der auf dem Reissbrett geplanten Neuen Stadt, deren monotone Wohnblöcke und leblose Strassenräume, aber auch die grossen touristischen Infrastrukturen in den Bergen.

Von der Gegenseite, wo das Bauen in erster Linie als Chaos zeitigendes Tun betrachtet wurde, waren Stimmen wie jene des Architekten Tino Walz (1913–2008) zu hören, der sich als Planer der Gemeinde Vaz/Obervaz mit der jüngsten Entwicklung der Lenznerheide und von Valbella auseinandersetzte: «Krebsartig wucherte eine ungestaltete Bebauung

¹²⁹ Brosi 1974, S. 2.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Geprägt wurde der Begriff der «Architektur ohne Architekt» durch Bernard Rudofsky, der 1964 das Buch *Architecture Without Architects. A Short Introduction to Non-Pedigreed Architecture* veröffentlichte. In der Schweiz war es vor allem Benedikt Huber, der in der Zeitschrift *Werk* immer wieder über die traditionelle, anonyme Architektur und ihre Qualitäten schrieb.

¹³² Siehe ebd.

die Hänge hinauf. Zufällige Faktoren haben sie ermöglicht, zufällige Faktoren haben ihre Ungestalt bestimmt.»¹³³ Die krankmachende Hässlichkeit ist demnach aus dem Zufälligen und Ungestalteten entstanden – Eigenschaften, die aus entgegengesetzter Perspektive in den alten Dörfer gerade als Kern für deren Reiz betrachtete wurden. Allerdings hatte dort stets ein allgemeingültiger Rahmen die Bandbreite der Varianz festgelegt. Der Ausgleich zwischen der Freiheit des Individuums und der ordnenden Macht zum Wohl der Allgemeinheit war eine Gratwanderung. Auch Robert Obrist war sich dessen bewusst, trotz der Malaise der architektonischen Realität: «Die bauliche Disziplin und Harmonie fehlt hier. – Wir meinen damit nicht Ordnung und Uniformität.»¹³⁴ Der Ruf nach baulicher Disziplin bedeutete für Obrist folglich auf keinen Fall eine Rückkehr in eine von Disziplinierung, Zwängen und notgedrungenen Abhängigkeiten gelenkte Ordnung. Auch wenn gerade das «notwendige Sichzusammendrängen in der Enge der Stadtmauern oder das fast widerwillige Sichzusammenfinden der Häuser des Dorfes» als wesentliche Treibkraft für den eigentlichen Reiz der alten Dörfer und Städte ausgemacht wurden, beispielsweise von jemandem wie Hans Schmidt, der sich schon früh als Förderer einer gemeinsamen Stossrichtung von Heimatschutz und Planung für eine Synthese von Industrialisierung und kultureller Tradition engagiert hatte.¹³⁵ Doch diese Zeiten waren vorbei und andere Zusammenhänge wirksam. So tendierte Richard Brosi denn auch bei der Wahl, ob als Grundsatz der Monotonie oder dem Chaos der Vorzug zu geben sei, zu letzterem. Denn das Chaos könnte als Gegengewicht zu einer Monotonie, die die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten einschränkt und mit Vermassung und Gleichschaltung gleich zu setzen sei, «sogar heilsam und somit erwünscht» sein.¹³⁶ Auf der Ebene des Gestalterischen war es für ihn gleichwohl keine Frage des Entweder-Oder; Vielmehr brauche es die Vereinigung von individueller Entfaltung mit bestimmten Ordnungsprinzipien, um eine «lebendige, aber nicht chaotische, harmonisch in die Umgebung eingefügte architektonische Struktur» schaffen zu können.¹³⁷ Als gelungene Beispiele dafür, wie ein struktureller Rahmen trotzdem Raum für die individuelle Gestaltung lassen könne, nannte Brosi die Zellen- und Wabenstrukturen im Wohnungsbau.¹³⁸ Bei diesen in Anlehnung an strukturalistische Architekturen der Nachkriegszeit entstandenen Organisationsprinzipien wurde bewusst zwischen einer höheren städtebaulichen Ebene, die durch ein vorgegebenes Raster für alle gleich war, und der Ebene des Einzelobjektes, der privaten vier Wände, innerhalb derer alle gestalterischen Freiheiten zugelassen sein sollten, getrennt.¹³⁹

¹³³ Walz 1971, S. 284.

¹³⁴ Obrist 1980, S. 33.

¹³⁵ Schmidt H. 1943, S. 212.

¹³⁶ Brosi 1974, S. 5

¹³⁷ Ebd., S. 3.

¹³⁸ Siehe ebd., S. 5.

¹³⁹ Das Konzept einer vorgegebenen Grundordnung sowie der Partizipation der Benutzer hatte Richard Brosi in den achtziger Jahren mit der Siedlung der Wohngenossenschaft WOGÉ in Chur im Detail erprobt. Die Realisierung der 44 Reiheneinfamilienhäuser war unter diesen Voraussetzungen aber ein schwieriges und kompliziertes Unterfangen, wie Richard Brosi im Rückblick feststellen musste. Information von Richard Brosi im Gespräch mit der Autorin vom 17. Oktober 2008, Zürich.

Brosi Zuspitzung des Qualitätsschwundes in der Architektur auf die über die Architektur hinaus gesellschaftlich wirksame Polarität von Monotonie und Chaos offenbart aber noch ein weiteres Spannungsfeld. Denn mit der Einführung der neuen planerischen Instrumente, notabene des Gestaltungsplans, wurde auch der gestalterische Freiraum des Architekten neu definiert. Brosi selber, der wie viele seiner Kollegen sowohl als Architekt wie auch als Planer tätig war, erwartete als Folge davon eine verstärkte Spezialisierung in Gestaltungsplaner und ausführende Architekten.¹⁴⁰ Die personelle Differenzierung der planerischen und architektonischen Arbeit würde den Architekten einen weiteren Schritt weg vom Bild des Architekten als dem das Ganze überschauenden Generalisten bedeuten.

Geschichte als Lehrmeisterin

Fehlende Planungsinstrumente und fehlende Vorstellungen trugen nebst dem Bedürfnis nach einer Rückbesinnung auf die Geschichte dazu bei, dass das alte Dorf ins Blickfeld rückte. Nach Peter Zumthor hatten Gesellschaftsstrukturen und andere Faktoren wie die ökonomischen Relationen die alten Siedlungen geformt. Darüber hinaus sah er die ordnende Kraft als eine Bündelung von über die Bautradition vermittelten «Grundvorstellungen, die ohne geschriebenes Gesetz zu sein, beobachtet wurden und doch in jedem Einzelbau immer wieder neuartige Ausgestaltung erfuhren.»¹⁴¹ Das Vermitteln ist hier ein Überlieferungsprozess, wie eine alte, von Generation zu Generation weitererzählte Geschichte, welche von jeder Generation je wieder eine eigene Prägung und Interpretation erfährt. In den letzten Jahrzehnten schien der Erzählfaden für Zumthor gerissen zu sein, denn es habe eine «Ablösung der architektonisch wirksamen Wertsetzungen» stattgefunden, aus der eine Landschaft voller «störender Fremdkörper» entstanden sei.¹⁴² Wohl begrüßte Zumthor die neue «Anpassungsdiskussion», die Auseinandersetzung über die architektonischen und räumlichen Beziehungen zwischen alten und neuen baulichen Strukturen, gleichzeitig bedauerte und kritisierte er das «nostalgiegeladene Klima», in welcher die Diskussion stattfand.¹⁴³ Denn statt diese Beziehungen über die äusserliche formale Anpassung herzustellen – wie es die Nostalgiker taten –, plädierte Zumthor für eine «selbstverständliche Haltung», sowohl im Umgang mit der Geschichte als auch mit den eigenen Lebensformen.¹⁴⁴

Ein Vorbild dafür sah er in den Arbeiten der Baumeister des 19. Jahrhunderts, wie sie mit Neu-Thusis, dem Spagnolenviertel in Poschiavo oder den Hotelbauten im Engadin entstanden waren. Mit Neu-Thusis als Wiederaufbau nach einem Dorfbrand und den aneinandergereihten Palazzi für die nach Poschiavo heimgekehrten Auswanderer nannte Zumthor zwei Plansiedlungen, die in ihrer Reissbrett-Struktur einen markanten Kontrast zur bestehenden Siedlung bildeten. [Abb. 96] Mit augenfälliger Einheitlichkeit und einer

¹⁴⁰ Siehe Brosi 1974, S. 4.

¹⁴¹ Zumthor 1974, S. 14.

¹⁴² Ebd.

¹⁴³ Zumthor 1980, S. 7.

¹⁴⁴ Ebd., S. 8.

seriellen Grundordnung stehen diese beiden Beispiele einem seiner pittoresken Vielfalt wegen geschätzten Dorfbild entgegen, wie wir es als Ideal beim eingangs erwähnten Gion Arthur Manetsch angetroffen haben. Es erstaunt deshalb wenig, dass auch Manetsch in seiner Darstellung des Dorfgesichtes nach Feuersbrünsten entstandene Plansiedlungen erwähnt hatte, so das nach einem Brand im Jahr 1872 wiederaufgebaute Dorf Zernez – allerdings nicht als Vorbild hinsichtlich der Siedlungsplanung, sondern als Negativbeispiel. [Abb. 97] Denn die neuen Häuser standen gemäss Manetsch nicht für eine «selbstverständliche Haltung», sondern für das Negieren der traditionellen Kultur und des genuinen Dorfcharakters. Die an den italienischen Spätklassizismus angelehnten Bauten mit ihren nur wenig geneigten Holzzementdächern hätten wenig gemein mit den alten Engadinerhäusern. Nach Manetsch war mit dem Wiederaufbau nichts als eine lose Ansammlung kalter, nackter, mit dem Lineal geplanter Serienbauten entstanden.¹⁴⁵ Diese Ablehnung war nicht neu; bereits im 19. Jahrhundert hatte in manchem vom Feuer zerstörten Dorf die Frage, ob der Ort wieder «nach alter Väter Sitte» oder «nach rationellem Plan» aufgebaut werden soll, zu heftigen Debatten geführt.¹⁴⁶

Auch mit der Nennung der frühen Hotelbauten erwähnte Zumthor Architekturen, die bei ihrer Entstehung an keine lokale Tradition anknüpfen konnten und wollten, und insofern ebenfalls «Fremdkörper» in der Berglandschaft waren. Indem Zumthor aber gerade auf diese Hotelbauten und die Siedlungen «nach rationellem Plan» hinwies, machte er auf den Irrtum von äusserlicher Nostalgie aufmerksam. Neue Funktionen wie der Tourismus oder neue Quartierstrukturen sollten nicht in einen Formenkanon verpackt werden, der einem ganz anderen funktionalen und zeitlichen Zusammenhang entnommen ist, sondern ihren eigenen Ausdruck finden und das Anderssein gegenüber dem Bestehenden nicht verstecken. Diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als gestalterische Chance und nicht als Abwehr gegen das Bestehende zu betrachten, hatte bereits niemand Geringerer als Erwin Poeschel (1884–1965), der Begründer der Bündner Kunsttopografie, gefordert: «Gerade in dem Aneinanderwachsen unzeitgemässer Teile sieht man, dass Einheitlichkeit des Zeitstils zu fordern pedantisch ist, dass die verschiedenartigsten Elemente spielend assimiliert werden, wenn sie ein starkes Persönlichkeitsgefühl gestaltet, oder wenn sie zweckvoll nach den Forderungen des Bedürfnisses sich anfügen. Denn fast immer kam es trotz Anachronismen hier wie bei allem wirklich Lebenden zu organischen Gebilden.»¹⁴⁷ In Poeschels Begriff der «organischen Gebilde» angelegt führte Zumthor mit den genannten Beispielen nicht zuletzt auch die Relativität und Zeitgebundenheit des Geschichtsverständnisses vor Augen, denn viele der einst als Landschaftverschandelung kritisierten Hotelbauten gehörten mittlerweile zum schützenswerten baukulturellen Erbe.

¹⁴⁵ Siehe Manetsch 1960, S. [57]. Das Nackte war ein gängiges Bild jener Zeit, um den Eindruck dieser Bauten und ihren Gegensatz zur verloren gegangenen Poesie des Alten wiederzugeben. Auch der Zernezer Jon Guidon benutzte es in einem Gedicht aus den 1940er Jahren, in dem er die im Feuer untergegangene Dorfidylle beklagte: «Mein liebes Dorf, heut nur nackte Wirklichkeit in deinen Strassen, schön und reich an alter Poesie, bevor das Feuer dich verwüstete». Zitiert nach Caviezel 1998, S. 52.

¹⁴⁶ Siehe Caviezel 1998, S. 45 und 50. Zum Wiederaufbau von Zernez siehe ders., S. 91–92. Das Nebeneinander in Zernez von alten Engadinerhäusern aus der Zeit vor dem Brand und spätklassizistischen Häusern nach dem Brand als wesentliches Merkmal des Dorfes beschrieb Leza Dosch; siehe Dosch 1998, S. 10–15.

¹⁴⁷ Poeschel 1947, S. 21/22. Zu Poeschel siehe auch Dosch 2001, S. 222.

Doch was war denn unter Begriffen wie «selbstverständliche Haltung», «bauliche Disziplin» und «Harmonie» zu verstehen? Diesen Fragen auf den Grund zu gehen nahm sich der BVR mit der Arbeitsgruppe «Baugestaltung in den Regionen», an der auch Peter Zumthor und Robert Obrist beteiligt waren, Ende der siebziger Jahre vor.¹⁴⁸ Anhand einer Reihe von Testplanungen sollten diese Fragen am konkreten Ort untersucht werden. Grundlage und Vorarbeit dieser Planungen war vielfach das Siedlungsinventar, eine detaillierte Aufnahme und Bewertung sowohl der Einzelbauten einer Siedlung, ihrer Struktur, Konstruktion und Nutzung, als auch eine Untersuchung der für das Siedlungsbild relevanten historischen und funktionalen Zusammenhänge. Angestossen hatte diese Arbeit, die von der kantonalen Denkmalpflege durchgeführt wurde, ein dringlicher Bundesbeschluss im Jahr 1972, der die Kantone zur Inventarisierung ihrer Siedlungen verpflichtete.¹⁴⁹ Im selben Jahr entstand in Graubünden das erste Siedlungsinventar einer Gemeinde, jenes von Fuldera im Münstertal. 1973 wurde das Siedlungsinventar als Instrument für die Siedlungspflege und Festlegung der schützenswerten Elemente im neuen Raumplanungsgesetz des Kantons Graubünden verankert. In den kommenden Jahren wurden verschiedene Gemeinden wie Vnà, Ardez, Splügen, Vrin oder Tenna inventarisiert.¹⁵⁰ Die aufwändige Erfassung und die beschränkten finanziellen Mittel verunmöglichten jedoch eine kantonsweite Inventarisierung der Siedlungen.¹⁵¹

Zur Intention dieser Arbeit schrieb Alfred Wyss, der damalige Denkmalpfleger, dass es nicht darum gehe, allein das äussere Bild eines Bauwerks zu beschreiben, sondern darum, «die kulturellen Werte als in Gestalt fixiertes Leben und als Gefäss unserer heutigen Zeit» einzufangen.¹⁵² Da das Heute sich in den gestalteten Formen von gestern aufhielt und bewegte und die Gestalt dieser Formen untrennbar mit dem Leben und den Menschen verbunden war, war das Wissen über diesen vergangenen Kontext Voraussetzung, das eigene Leben in die Zukunft zu führen. Über die Erfassung des Einzelbaus hinaus, seiner architektonischen Beschreibung und historischen Erforschung, sollte mit der Inventarisierung ein Verständnis für das Dorf als «Symbiose von Gewordenem» entstehen, um aus dieser Erkenntnis künftige Planungsstrategien zu entwickeln.¹⁵³ Darin schwang das Urteil mit, dass die Moderne versagt und den Menschen den Ort verlustig gemacht habe. Deshalb bedürfe es als Voraussetzung für eine Planung einer Umwelt, die den Menschen wieder Halt und Identität gebe, eines fundamentalen Verständnisses

¹⁴⁸ Die Arbeitsgruppe war zwischen 1979 und 1984 tätig und publizierte die Ergebnisse ihrer Studien in einer eigenen Schriftenreihe. Mitglieder der Arbeitsgruppe waren nebst dem Geschäftsführer der BVR Martin Boesch (zuerst seinem Vorgänger R. Abt) F. Albertini (Architekt, Grono), Diego Giovanoli (kant. Denkmalpflege), Robert Obrist (Architekt, St. Moritz), Beate Schnitter (Schweizer Heimatschutz/Architektin, Zürich), Hans Stauffer (Architekt und Planer, Chur) und Peter Zumthor (Architekt, Haldenstein); siehe Zumthor 1980, o.S.

¹⁴⁹ Zur Geschichte der Inventarisierung in der Schweiz und den verschiedenen Instrumenten siehe Schöpfer 2010.

¹⁵⁰ Fuldera, 1971; Vnà, inventarisiert von Peter Zumthor, 1973; Ardez, 1974; Splügen, 1975; Vrin und Tenna, erarbeitet von Peter Zumthor, Johanne Strübin und Ursus Brunold, 1976; Lumbrin, inventarisiert von Peter Zumthor, 1978; Poschiavo, erarbeitet von Diego Giovanoli, Peter Zumthor und Jürg Bossardt, 1978; Probeinventarisierung von Chur, erarbeitet von Peter Zumthor, 1979; siehe Bibliothek der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden.

¹⁵¹ Siehe BVR 1974.

¹⁵² Wyss 1981, S. 11.

¹⁵³ Ebd.

für das mit den Worten des Architekturhistorikers Christian Norberg-Schulzes «konkrete, qualitative Wesen des Ortes».¹⁵⁴ Denn «erst wenn wir unseren Ort verstehen, sind wir zu schöpferischer Teilnahme und Mitwirkung seiner Geschichte fähig.»¹⁵⁵

Wie sehr dieses Interesse am gewordenen Zusammenhang des Ganzen und an den verschiedenen Ebenen von strukturellen, funktionalen und typologischen Abhängigkeiten eine veränderte Betrachtungsweise bedeutete, zeigt ein Artikel in der *Terra Grischuna* aus dem Jahr 1963 zum Thema Planung und Bauordnung in Graubünden. Zur idealen Siedlungsstruktur hiess es darin lapidar und pragmatisch: «Eine lockere Bauweise ist unser Wunsch, der Charakter des Dorfes bleibt so bestehen. [...] Jedes Haus ist ein Sitz für sich, an dem jeder Freude haben kann.»¹⁵⁶ In Anlehnung an die Maxime von «My home is my castle» stand das Einfamilienhaus als Inbegriff des privaten, individuellen Lebensraumes, auf dessen Erfüllung jeder ein Anrecht hat. Entsprechend gingen die Analyse der dörflichen Struktur und die vorgeschlagenen Lösungen von diesem Einzelobjekt und seinen räumlichen Bedürfnissen aus. Getreu dem Prinzip der logischen Trennung jener Funktionen, die sich gegenseitig stören, wurde empfohlen, den alten Dorfkern als Wohngebiet zu nutzen und die Gewerbezone an den Siedlungsrand auszulagern, wo die Handwerker ihre Tätigkeiten ohne Belästigung der Nachbarn ausführen könnten. Viel Aufmerksamkeit wurde dem Auto gewidmet, für welches genügend Parkplätze sowie ausreichend breite Strassen geschaffen werden müssten, notfalls mittels Abbruchs alter Häuser.¹⁵⁷ Was hier noch als ehrliches, unverblümtes Zugeständnis an die Bedürfnisse der modernen Mobilität erscheint und wo die planerischen Konsequenzen für die Siedlung fatalistisch als Tatsache hingenommen wurden, verschwand später oftmals in der mit einer grünen Wiese verkleideten Tiefgarage.¹⁵⁸

Die mit der Siedlungsinventarisierung verbundene Neubeurteilung des Dorfbildes stiess aber nicht nur auf Zustimmung. Der Berner Atelier 5-Architekt Jacques Blumer sah darin keine Alternative zur Entwicklung der vergangenen Jahre. Das Inventarisieren war für ihn eine falsche Nostalgiebewegung, welche die Gegenwart anschwärze und mit dem Blick in den Rückspiegel in die Zukunft gehen wolle.¹⁵⁹ Weniger abwertend als vielmehr von der resignierenden Erkenntnis überzeugt, dass die Menschen aus der Geschichte nichts lernten, äusserte sich der österreichische Architekturkritiker Friedrich Achleitner (*1930) 1978 in einem Vortrag zum Thema «Landschaft als Lebensraum» vor der Ortsgruppe Graubünden des Schweizerischen Werkbundes indirekt über den Nutzen der Inventarisierung: «Die genaue Kenntnis von geschichtlichen Prozessen bringt eines zuerst an den Tag, das Wissen um ihre Unwiederholbarkeit.»¹⁶⁰ In Bezug auf die Erscheinung des

¹⁵⁴ Norberg-Schulz 1982, S. 191.

¹⁵⁵ Ebd., S. 202.

¹⁵⁶ Guler 1963, S. 72.

¹⁵⁷ Ebd., S. 71/72.

¹⁵⁸ Selbiges funktionalistisches Vorgehen hatte Max Frisch mit seiner Etagencity vorgeschlagen, wo die verschiedenen Verkehrsströme strikte voneinander getrennt werden sollten. Indem der Fahrverkehr in den Untergrund verschwinde, würde für die Fussgänger an der Oberfläche eine grüne Stadt, ja gar ein Park entstehen; siehe Burckhardt L./Frisch/Kutter 1956, S. 56 sowie Abbildung 8 im Bildanhang.

¹⁵⁹ Siehe Blumer 1977.

¹⁶⁰ Friedrich Achleitner, «Landschaft als Lebensraum», Vortrag gehalten am 24. November 1978 vor der SWB Ortsgruppe Graubünden, Typoskript, S. 12. Ich danke Daniel Walser für den Hinweis auf diesen Vortrag und das Überlassen einer Kopie davon.

Dorfes war für ihn die Wiederholung einer Vergangenheit, die sich vielerorts in den Forderungen nach «Harmonie» und «Ordnung» zeigte, aber ohne inneren, funktionalen Zusammenhang zur Gegenwart stand, ein an der ästhetischen Darstellung hängen gebliebenes Diktum. So sollte das Ortsbild zuerst «das Ergebnis eines intakten Lebensraumes und erst in zweiter Linie ein Fotoobjekt für den Sommerfrischler sein.»¹⁶¹ Und auch Benedikt Huber stellte 1980 anlässlich eines Vortrages bei der Bündner Sektion des SIA zur Gestaltung und Planung im Berggebiet den Nutzen typologischer Untersuchungen von Dorfstrukturen in Frage. Denn diese Strukturen seien das Ergebnis von menschlich sozialen Beziehungen, wie sie gerade in von Individualinteressen und Zufälligkeiten geprägten Ferienhaussiedlungen kaum bestünden. Der einzige gemeinsame, siedlungsplanerisch wirksame Bezugspunkt seien hier Sonne und Aussicht. Huber sprach vom «Aussichtsfetischismus» und lieferte damit das janusköpfige Gegenstück zu Achleitners Ansichtskartenästhetik.¹⁶²

Das hier angesprochene Dilemma zwischen den Erwartungen an die Ästhetik des Betrachteten, hier vorab der Landschaft, und jene an den Komfort für den Betrachter, die unverbaute Aussicht auf eben jene Landschaft, brachte Huber auf den Punkt, indem er Graubündens Dörfer in zwei Gruppen einteilte: die schönen, aber armen Dörfer auf der einen Seite, die reichen und hässlichen auf der anderen.¹⁶³ So pauschalisierend dieses Urteil erscheinen mag und so sehr damit ein wenig differenzierendes, unnötig polarisierendes Bild der bösen Moderne versus der guten alten Zeit zementiert wird, weist es auf den in jener Zeit in aller Deutlichkeit und Härte auftretenden Konflikt in Graubünden hin: einerseits die aufgrund fehlender wirtschaftlicher Perspektive anhaltende Stagnation in den abgelegenen Talschaften, die von aussen als positives, bewusstes Bewahren der Tradition verklärt, von innen als eher unfreiwilliges, erzwungenes Verharren im Alten wahrgenommen wurde; andererseits die rasche, dynamische Entwicklung der dank des Tourismus prosperierenden Orte, deren Folgen aber vielfach eine Zersiedelung der Landschaft und einen radikalen Umbau des traditionellen Siedlungsbildes bedeuteten. Auf die Unfreiwilligkeit des Festhaltens am Bestehenden und den Irrtum, dass die Bergbevölkerung in erster Linie fortschrittsfeindlich sei, da sie ein Bewusstsein für das Archaische und Ursprüngliche bewahre, hatte bereits der Volkskundler Richard Weiss in seinem Aufsatz «Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart» von 1957 hingewiesen. Die Auswirkungen dieser Krise sah Weiss in einem «kulturellen Spannungszustand, in welchem das herkömmliche Gleichgewicht zwischen den Kräften des Beharrens und den Kräften des Fortschritts gestört ist.»¹⁶⁴ Diese etwas andere Sichtweise auf die Ursachen und Dynamiken, die eine Entwicklung, beziehungsweise eine Nicht-Entwicklung fördern, ist letztlich auch für die hier diskutierte Auseinandersetzung um die Erhaltung und Gestaltung der Siedlungen und Ortsbilder relevant. Indem sie andere Mechanismen zu Tage zu fördern versucht, trägt sie neue Fragen an die Bedeutung der bisherigen Dorfgestalt heran, an ihre Fortschreibung und die «Anpassungsdiskussion».

¹⁶¹ Ebd., S. 5 und 7.

¹⁶² Huber B. 1980, S. 237.

¹⁶³ Ebd., S. 233.

¹⁶⁴ Weiss R. 1957, S. 249.

«Tarn- und Anpassungstheorien» – Ansätze und Diskussionen

Wenn die Geschichte gemäss Achleitner unwiederholbar ist, liegt die Folgerung auf der Hand, dass die Gegenwart zu Rate gezogen werden soll. Dieser aber fehlten nach Zumthor die «architektonisch wirksamen Wertsetzungen». In dieser Kritik schwingt als Bedingung für guten Siedlungsbau eine existente gemeinsame und einende Grundlage mit. Eine heterogene Gesellschaftsstruktur mit verschiedenartigen, gar divergierenden Ansprüchen an die Umwelt, wie sie auch in den Bündner Dörfern seit der Nachkriegszeit rasch Realität wurde, bot für diese Bedingung eine schlechte Voraussetzung. Die Komplexität und Widersprüche des modernen Lebens standen im scharfen Kontrast zur Vorstellung einer kollektiv getragenen Idee. Der Soziologe Bernard Crettaz beschrieb die Identität der Schweizer Alpen als eine Bricolage aus verschiedenen Restidentitäten. Die einende Gemeinsamkeit sei dabei die Tatsache der auseinanderfallenden Identität. Die Orte würden zu Paradoxons aus indigenen und exogenen Sichtweisen, Erwartungen und Reaktionen.¹⁶⁵ Die daraus entstehende Ratlosigkeit in der Frage der architektonischen und städtebaulichen Gestalt stellte Robert Obrist in seiner Studie zu Scuol in einer tabellarischen Zeichnung pointiert dar. [Abb. 98] Sie zeigt den Verlauf der Entwicklungen in den Bereichen Landschaft, Siedlung, Verkehr, Haus und technischer Alltagsgeräte. Dort, wo die architektonischen Formen der Gegenwart gezeichnet sein müssten, steht ein grosses Fragezeichen.¹⁶⁶

Viele Studien, Projekte und Planungen jener Zeit stellten den Versuch dar, eine Antwort auf diese Frage zu finden. In unserem Zusammenhang von besonderem Interesse sind die Überlegungen zur Gestaltung von Neubaugebieten, da sich hier eine denkmalpflegerische Sichtweise und eine historisierende Haltung nicht direkt aufdrängten, weder als dankbare Stütze noch als behindernde Krücke. Die hier diskutierten Beispiele, die sich auf verschiedenen planerischen Ebenen bewegen, zeigen die Palette von Lösungsansätzen auf und verdeutlichen die Erwartungen an die Gesellschaft sowie die Vorstellung von Umwelt und Landschaft. Ebenso machen sie den Zusammenhang von Arbeitsmethode und Ergebnis deutlich. In der Polarität zwischen Dörflegeist und an die Tendenz anlehnenden Rationalismus scheint zudem eine in Graubünden bereits einmal geführte Debatte auf, nämlich diejenige im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau von abgebrannten Dörfern im ausgehenden 19. Jahrhundert, aber auch jene zur Zeit des Bündner Heimatstils, welche sich um die Frage von Rekonstruktion oder Neuanfang drehte. Anders als damals stellte nun aber der Tourismus eine wichtige Einflussgrösse in der Siedlungsentwicklung dar, die sich auch in explizit an die Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung ausgerichteten Planungen bemerkbar machte.

Als besondere Gruppe in der Frage der Neubaugebiete sind die Arbeitersiedlungen aus den fünfziger und sechziger Jahren zu betrachten, auf die hier kurz hingewiesen werden soll. Besonders der Ausbau der Wasserkraftwerke nach dem Zweiten Weltkrieg erforderte im ganzen Kanton neue Werksiedlungen, da die Angestellten mit der erforderlichen Ausbildung meist von auswärts kamen. Diese Plansiedlungen wurden zur neuen Heimat für Menschen, die in einer bäuerlichen Umgebung «moderne» Berufe ausübten.

¹⁶⁵ Siehe Crettaz 1987, insbesondere S. 5 und 14.

¹⁶⁶ Siehe Obrist 1980, S. 15.

In der Nähe der Kraftwerkzentralen, und deswegen meist am Rand oder gar ausserhalb eines bestehenden Dorfes liegend, stellten diese Siedlungen eine Gemeinschaft für sich dar.¹⁶⁷ Einen interessanten Ansatz hierfür stellen die beiden Wohnsiedlungen von Bruno Giacometti (*1907) dar, die er für die Angestellten der Elektrizitätswerke der Stadt Zürich EWZ im Bergell realisierte. In Vicosoprano, in nördlichen Dorfteil unterhalb der Kirche, wurden 1955 zwei Hauszeilen mit insgesamt zehn Familienwohnungen gebaut. Mit ihrer zueinander versetzten Stellung sowie den gestaffelten Fassadenfluchten ordnen sich die eigentlich ortsfremden Kubaturen in das Dorfbild ein. 1957 bis 1959 entstand im Kastanienwald oberhalb von Castasegna die Siedlung Brentan mit einem Dutzend Wohnhäusern.¹⁶⁸ [Abb. 99] Als Orientierung bei der Setzung der Bauten dienten die Kastanienbäume, die Giacometti vorgängig in einem Plan aufgenommen hatte. Darin spannen die mit wenigen Ausnahmen nach Süden ausgerichteten Bauten präzise Räume und differenzierte Bezüge auf, über die sich Topografie, Landschaft, Kastanienbäume und Architektur zu einem neuen Ort fügen. Sowohl Vicosoprano als auch Castasegna lassen als konzeptionellen Hintergrund die städtische Arbeitersiedlung erkennen. Gleichzeitig findet über den starken Landschaftsbezug und die Materialisierung mit örtlichen Baustoffen eine Verankerung am Ort statt. Wie die nachfolgenden Planungsbeispiele aus den siebziger Jahren zeigen, waren die siedlungsgestalterischen Ansätze, wie sie Bruno Giacometti für die beiden Wohnsiedlungen im Bergell erprobt hatte, jedoch nur von indirekter Bedeutung für die weitere Entwicklung der Diskussion. In der Rezeption von Giacomettis architektonischem Schaffen stand weit mehr sein Umgang mit lokalen Materialien und traditionellen Elementen im Vordergrund als seine Form der Übertragung von urbanen Ordnungsprinzipien auf den ländlich alpinen Kontext.

Wohnbauwettbewerb Celerina (1973) und Quartierplan Sils i.E. (1972)

Geradezu exemplarisch für die breite Palette von Vorstellungen damals diskutierter Siedlungskonzepte, aber auch vorbildhaft für die ungewöhnlich intensive Auseinandersetzung mit dieser Frage ist der Wettbewerb für eine Wohnüberbauung, den die Gemeinde Celerina 1973 durchführte. Der Wettbewerb zeitigte einige Resonanz, sowohl hinsichtlich der Realisierung, als auch der Rezeption. Der Vorbildcharakter äusserte sich für die Gemeinde darin, dass auf dem Gebiet «Sout Crasta» ein Wohnquartier für die einheimische Bevölkerung einer Berggemeinde zu entwerfen war, «das sich in die traditionelle architektonische und in die nähere und weitere natürliche Umgebung harmonisch einfügt und ein vorbildliches Beispiel für das Bauwesen in der Region bilden soll.»¹⁶⁹ Damit und mit der Tatsache, dass für die Aufgabe der Aufwand eines Wettbewerbs in Kauf genommen wurde, unterstrich die Gemeinde, dass es ihr um mehr ging als um eine rein quantitative Antwort auf die im Oberengadin seit Jahren herrschende Wohnungsnot, wie

¹⁶⁷ Ein frühes Beispiel für eine Werksiedlung in einem ruralen Kontext in Graubünden ist die Holz-siedlung Realta für die Angestellten der Strafanstalt Realta, erbaut 1944 bis 1946 von der Architektengemeinschaft Andreas Wilhelm, René Marugg und Alfred Theus; siehe Maissen 2008b, S. 35–36.

¹⁶⁸ Zu Entstehung und Architektur der EWZ-Wohnsiedlungen von Bruno Giacometti in Vicosoprano und Castasegna siehe auch Frischknecht 2008, S. 45–60.

¹⁶⁹ Schweizerische Bauzeitung 1973, S. 1005.

sie sich in St. Moritz Bad in den sechziger Jahren in Form belang- und trostloser Wohnsilos ausgebreitet hatte. Am Wettbewerb teilnehmen konnten alle Bündner Architekten. Zudem wurde eine Handvoll weiterer Architekten mit «entsprechender Erfahrung» aus dem Unterland eingeladen, so die Zürcher Manuel Pauli, Fritz Schwarz und André Studer.¹⁷⁰ Dass unter diesen auch zwei Vertreter der *Tendenza* waren, Luigi Snozzi und Mario Botta, hatte wohl mit der geografischen wie kulturellen Nähe des Oberengadins zum Tessin zu tun. Zudem war Alberto Camenzind, der als Wegbereiter dieser jungen Tessiner Architekturentwicklung gilt und einem breiten Publikum als Chefarchitekt der Expo'64 bekannt war, Mitglied der Jury. Die weiteren Fachpreisrichter waren die Architekten Hans Krähenbühl aus Davos und Martin Steiger aus Zürich.¹⁷¹

Dem Fokus der Wettbewerbsausschreibung entsprechend legte die Jury in ihrer Beurteilung ein besonderes Gewicht auf die Frage des alpinen Siedlungscharakters und auf eine «tragende Idee, die dem Ortsbild von Celerina gemäss ist.»¹⁷² Darunter wollte sie allerdings auf keinen Fall eine «unreflektierte Übernahme» traditioneller Bauformen auf neuzeitliche Bauten verstanden wissen, deren Charakter und Funktion wenig mit den alten Bauten zu tun haben.¹⁷³ «Anders ist es hingegen, wenn in sinnvoller Anwendung neuzeitlicher Bautechniken Gebäude erstellt werden, deren Gestaltung Elemente enthalten, welche die typische Engadiner Bauweise in Erinnerung rufen.» Als Beispiele für eine reflektierte Übernahme wurden Massigkeit und grossflächige Mauern genannt. Diese Merkmale machen deutlich, dass es eher abstrakte Gestaltungsprinzipien denn konkrete Gestaltungsformen sein sollten, die das assoziative Erinnern des Betrachters wecken sollten.

Diesen Balanceakt zwischen reflektiertem Assoziieren und unreflektiertem Kopieren schaffte gemäss Jury am besten das Projekt des Zürchers Pierre Zoelly (1923–2003), der auch den Auftrag zur Ausführung erhielt. [Abb. 100] Die Bauten zeichnen sich durch ihre starke Körperhaftigkeit aus und gemahnen mit ihrem unregelmässigen fünfeckigen Grundriss und ihren scharfen Kanten – das Satteldach geht nicht über die Mittelachse, sondern über die Diagonale – an harte, felsige Formen. Diesen Zusammenhang mit der Gebirgslandschaft direkt vor Augen führend steht in der Mitte des «Dorfplatzes» ein aus roh behauenen Steinquadern komponierter Brunnen. Die expressive Plastizität von Zoellys Projekt war wohl auch geprägt vom Bildhauer Giuliano Pedretti, mit welchem Zoelly den Entwurf erarbeitet hatte. Ein erstes Ausbrechen aus der Konventionalität des rechten Winkels hatte Zoelly bereits zehn Jahre früher bei seinem Ferienhaus im Fextal erprobt.¹⁷⁴ Eine ähnliche Volumensprache und Plastizität weist auch das Gemeindehaus von Celerina auf, welches kurz vor dem Wohnbauwettbewerb von Robert Obrist erbaut

¹⁷⁰ Anonym 1973.

¹⁷¹ Siehe Schweizerische Bauzeitung 1973, S. 1006. Dass Mario Botta am Wettbewerb teilgenommen hatte, allerdings ohne einen Preis zu erhalten, erwähnte Luigi Snozzi in einem Text über die Arbeiten von Ernst Gisel, wo auch eine Abbildung des Wettbewerbsmodells von Botta zu sehen war. Dem Entwurf Snozzis nicht unähnlich, schlug auch Botta einen einzigen Riegel vor, der aber auf der einen Seite als Terrassenstruktur abgetreppert war; siehe Snozzi 1982, S. 24. Zur Bedeutung von Alberto Camenzind als Wegbereiter der *Tendenza* siehe Rucki/Huber D. 1998, S. 113.

¹⁷² Schweizerische Bauzeitung 1973, S. 1005.

¹⁷³ Ebd., S. 1006.

¹⁷⁴ Siehe Zoelly 1992, S. 14–15. In Graubünden baute Pierre Zoelly ausserdem Ferienhäuser in Mathon (1972), Stampa (1978) sowie in Davos-Wolfgang (1982).

worden war. [Abb. 101] An Zoellys Entwurf lobte die Jury denn auch die Massigkeit der Bauten, in der sie eine «glückliche Anspielung auf die Engadiner Bauweise» sah, ohne dass konkrete Motive derselben übernommen worden wären.¹⁷⁵ Gleichzeitig zeichne sich der Entwurf durch eine grosse Eigenwilligkeit aus, gerade in der Silhouette als Kontrast zur bestehenden Überbauung sowie in der Anordnung um einen zentralen Platz, ähnlich einem Haufendorf.¹⁷⁶ Für Zoelly wurde durch diese freie Anordnung «trotz Wiederholung von Normtypen das lebendig Gewachsene der alten Siedlungsbilder nachsimuliert».¹⁷⁷ Um dem einzelnen Bau den kraftvollen Charakter alter Engadinerhäuser zu geben, bildete Zoelly zum einen das Dachgesims als massiv gegossenen Kranz «à la italianità» aus, zum anderen suchte er nach einer «variablen Manipulation» der Öffnungsstruktur: «Vorspringende Balkone werfen Schatten auf darunterliegende Geschossen, sie brechen die Plastizität der Fassade auf, sie stören die Integrität des «Gesichts»».¹⁷⁸ Zwei unterschiedliche Fenstertypen – tiefliegende Holzfenster für die Schlafzimmer, aussenbündige Aluminiumfenster für die Wohnzimmer – sollten ein «bereicherndes Flächenspiel» schaffen, «ohne in heimatorientierte Sentimentalität zu verfallen», sowie Monotonie vermeiden.¹⁷⁹

Im Rückblick beurteilte Zoelly das Ergebnis dieser Gratwanderung zwischen Simulieren und Manipulieren auf der einen Seite, und dem sentimental Nachbilden auf der anderen, kritisch. Seine Kritik am eigenen Werk richtete sich allerdings weniger auf die Assoziation mit alten Bauweisen, als auf die gesuchte Anlehnung an die Formen der Natur mit den an Steinblöcke gemahnenden Baukörpern. Denn Architektur sollte nicht imitieren, vielmehr sollten in ihr die charakteristischen Elemente des Ortes als künstliche, vom Menschen geschaffene Form kondensiert werden. Architektur sollte nicht ein Spiegel, sondern ein Echo sein, wie es Zoelly 1992 in seinem Buch *Footholds in the Alps* nannte.¹⁸⁰ Als Widerhall auf den Ort sollte sich die Architektur aber in ihrem eigenen Tempo und Raum entfalten.

In der Realität konnte der ursprüngliche Entwurf mit fünf grossen und neun kleinen Häusern allerdings nur nach Widerständen und nicht vollständig umgesetzt werden. Der Kredit für die Ausführung der ersten fünf Häuser wurde von der Gemeindeversammlung 1976 abgelehnt. Sie forderte stattdessen ein kleineres, kostengünstigeres Projekt im «Engadiner Stil».¹⁸¹ Offenbar konnten sich die Einheimischen nicht mit der Vorstellung anvertrauen, in Steinblöcken zu wohnen, welche das rohe, unwirtliche Gebirge thematisierten. Scheint in dieser Skepsis gegenüber der Architektur der Konflikt zwischen Innen- und Aussensicht auf, zwischen einem pragmatischen, zum Alltag gehörenden Umgang mit der Natur und ihrer mythischen Verherrlichung? Ein Jahr später bewilligte die Gemeinde doch noch den Kredit für den Bau von zwei Häusern des grossen Typs,

¹⁷⁵ Ebd., S. 1008.

¹⁷⁶ Siehe ebd., S. 1007.

¹⁷⁷ Ebd., S. 1008.

¹⁷⁸ Zoelly 1983, S. [5].

¹⁷⁹ Ebd., S. [5]/[6].

¹⁸⁰ Siehe Zoelly 1992, S. 7 («It must condense the site characteristics into a man-made mold. It is not a mirror, but an echo.») und 80/81.

¹⁸¹ Siehe h. 1976.

allerdings verzögerte eine Einsprache gegen den Quartierplan den Baubeginn bis 1981. Zehn Jahre nach dem Wettbewerbsentscheid, im Herbst 1983, waren die ersten beiden Häuser mit insgesamt 33 Wohnungen bezugsbereit. In einer zweiten Etappe wurden noch einige Häuser des kleinen Typs gebaut, so dass die Idee des Haufendorfes und des zentralen Dorfplatzes ansatzweise doch noch realisiert werden konnte.¹⁸² Trotz der Torso gebliebenen Realisierung von Zoellys Entwurf und der in ihrem Akademismus gleichsam etwas steif wirkenden Imitation des Felsbrockens leistet die Siedlung «Sout Crasta» einen spannenden Beitrag zur Frage der Gestaltung eines Neubaugebiets. Denn mit den für ein Engadiner Dorf vergleichsweise grossen Gebäudevolumen stellt sie sich unverblümt und pragmatisch der Aufgabe, viel Wohnraum auf konzentriertem Raum zu schaffen, ohne mit einer konstruierten Kleinteiligkeit etwas Gegenteiliges vorzugeben.

Kehren wir nochmals zurück zum Wettbewerb von 1973: Nebst der langwierigen und hindernisreichen Umsetzung des Siegerprojektes von Pierre Zoelly löste ein weiteres Projekt eine rege, über die konkrete Aufgabe hinausreichende Debatte aus. Aufgrund der «tiefen Auseinandersetzung mit dem Problem des Bauens in den Bergen» und der «dialektischen Auseinandersetzung zur umgebenden Besiedlung» entschied die Jury, den Entwurf von Luigi Snozzi (*1932) mit einem Ankauf zu honorieren.¹⁸³ [Abb. 102–103] Snozzi, der für den Wettbewerb mit Walter von Euw zusammengearbeitet hatte, schlug vor, die Siedlung als langen Riegel und leicht zur Hangkante abgeneigt in die Inn-Ebene zu stellen und mit dieser Grossform einen Kontrapunkt zum Haufendorf von Celerina und der Strassensiedlung von Crasta zu markieren. Ein über die ganze Länge gehender Holztrakt für die Schlafräume sollte das nach Westen zum Hang hin ausgerichtete Rückgrat bilden, mit einem hohen, offenen Portikus-Gang im Erdgeschoss und vier Stockwerken darüber. Zur Ebene hin vorstehend und über eine Passerelle mit dem Rückgrat verbunden nehmen elf quadratische, gemauerte Turmbauten die Räume für Küche und Wohnen auf.

Der Entscheid der Jury, Snozzis Ideen einer radikalen und aus ihrer Sicht kaum realisierbaren Setzung in der Landschaft mit einem Ankauf auszuzeichnen, löste Missfallen aus bei Bruno Odermatt, dem damaligen Mitarbeiter der *Schweizerischen Bauzeitung*. In einem Nachwort zur Präsentation der Wettbewerbsergebnisse unter dem Titel «Unverständliches zur Wettbewerbsbeurteilung Celerina/Schlarigna» kritisierte er den Juryentscheid scharf.¹⁸⁴ Angesichts der Probleme der Besonnung, der Grundrissdisposition sowie der klimatischen Voraussetzungen, auf die auch die Jury in ihrem Bericht hingewiesen hatte, erachtete Odermatt das «Loblied auf eine sich selbst ad absurdum führende Fingerübung» als massive Überbewertung und unhaltbares Strapazieren der Wettbewerbsvorgaben. Snozzis «Idee eines gigantischen Fangrechs» sei vor allem «l'art pour l'art» und würde im Gegensatz zu den prämierten Projekten weder Rücksicht auf die Landschaft noch auf den traditionellen Baubestand nehmen.¹⁸⁵

Dieser Angriff auf Snozzis Projekt bewog wiederum die *Rivista tecnica*, die Fachzeitschrift des SIA für die italienische Schweiz, dazu, dem Wettbewerb von Celerina postwendend

¹⁸² Siehe Demisch 1983.

¹⁸³ Schweizerische Bauzeitung 1973, S. 1011.

¹⁸⁴ Odermatt 1973.

¹⁸⁵ Ebd.

eine ganze Ausgabe zu widmen. Die Aufgabe an sich ebenso wie die eingereichten Projekten, allen voran jenes von Snozzi, würden über den Einzelfall Celerina hinausgehend grundsätzliche Fragen zum Bauen in einem spezifischen Kontext aufwerfen, der hier aus einer charakteristischen historischen Architektur sowie aus der Berglandschaft bestehe. Zusätzlich fühlten sich die Herausgeber der *Rivista tecnica* durch die Juli-Ausgabe 1973 des *Werks* dazu provoziert, dieses Thema aufzugreifen.¹⁸⁶ Unter dem Titel «Freizeit» waren darin verschiedene Schweizer und ausländische Beispiele von Freizeitarchitekturen im Bereich des Massentourismus vorgestellt worden, unter anderem auch die Feriensiedlung Soleval von Jean-Paul Darbellay in der Lenzerheide, die mit den geplanten 700 Wohnungen eine der grössten Überbauungen dieser Art in der Schweiz hätte werden sollen und in ihrer neuartigen Konzeption sowohl mit touristischen Erwartungshaltungen als auch mit einheimischen Traditionalismen brach. [Abb. 165–166]

Im selben Heft diagnostizierte der Zürcher Architekturpublizist Rudolf Schilling (*1940), Anlagen dieser Art im Sinne von Rolf Kellers *Alarmbilder* als «visuelle Umweltverschmutzung» bezeichnend, ein offensichtliches Versagen der modernen Architektur.¹⁸⁷ Dieser Befund war für ihn Grund genug, den Architekten grundsätzlich zu misstrauen und er rief dazu auf, diese «an Gängelbändern in Form von Gestaltungsparagraphen zu führen» und ihnen die traditionelle Architektur zum verbindlichen Vorbild zu machen. Auch wenn das Ergebnis davon Tarnung und Kitsch sei, war es für Schilling das kleinere Übel als die die Landschaft zerstörende moderne Architektur. Diese sogenannte «Tarnarchitektur» sei eben der «Schuldspruch» für das Versagen der modernen Architektur und ihrer Verfechter und deshalb nun klaglos zu ertragen. Die Unfähigkeit der eigenen Zeit sollte mit der als Idylle mythisierten Vergangenheit kaschiert werden. Als gelungenes Beispiel für eine Tarnarchitektur führte Schilling das Maiensäss-Hotel Sporz in unmittelbarer Nähe zu Soleval in der Lenzerheide an. [Abb. 104] Dieses bestand aus vier zu Schlafhäusern umgebauten Ställen sowie einem ehemaligen Bergbauernhaus, hinter dessen Fassaden sich «verhaltener Luxus» für die Erholung des Städters verberge.¹⁸⁸ Als Beispiel für die zum Gesetz erhobene Tarnung diente Schilling der Vorschlag eines Quartierplans in Sils im Engadin und die dazugehörigen Gestaltungsvorschriften für ein «Engadiner Dorf nach Mass», die der Zürcher Architekt und Planer der Regionalplanungsgruppe Oberengadin Martin Steiger (1935–1995) mit seinem Partner Luzius Huber von Planpartner AG, einem der damals führenden Planungsbüros, erarbeitet hatte.¹⁸⁹ [105]

Ausgangspunkt dieser Planerarbeiten war die Absicht gewesen, die Bauten in der Ebene zwischen den Weilern Sils-Maria und Sils-Baselgia sowie den Seen, welche im Zusammenhang der Oberengadiner Seenlandschaft seit 1972 als Landschaft von nationaler

¹⁸⁶ Siehe *Rivista tecnica* 1973a.

¹⁸⁷ Schilling 1973, S. 828.

¹⁸⁸ Alle Zitate ebd., S. 828 und 829.

¹⁸⁹ Ebd., S. 830. Die ersten Planerarbeiten für Sils im Rahmen eines Ideenwettbewerbs, welche den Schutz der Ebene zwischen den Dörfern Sils und Baselgia sowie den Seen vor einer weitergehenden Zersiedelung zum Ziel hatten, entstanden noch im Zürcher Architektur- und Planungsbüro Steiger, einer Bürogemeinschaft von Rudolf Steiger mit seinen beiden Söhnen Peter und Martin Steiger. Das Büro führte gleichzeitig Planerarbeiten für Celerina und La-Punt-Chamues-ch aus. Die Erarbeitung des eigentlichen Quartierplans für Sils lief dann unter dem Namen von Martin Steiger, der 1973 zusammen mit seinem Partner Luzius Huber die Firma Planpartner AG gründete; siehe Steiger R. 1971; Steiger M./ Huber L. 1973, S. 14; Rucki/Huber D. 1998, S. 511–513.

Bedeutung galten und unter Schutz standen, auf eine möglichst kleine Fläche zu konzentrieren. Damit sollte die 1962 grosszügig geschaffene Bauzone, welche eine flächendeckende Überbauung der Silser Ebene ermöglicht hätte, eingeschränkt werden.¹⁹⁰ [Abb. 106–107] Getreu der gängigen Kritik an der Bauentwicklung der letzten Jahre und beispielhaft für das Fehlen eigener Grundvorstellungen, bildete das Motto «Lieber eine historisierende Engadiner Architektur als die importierte Agglomerations-Durchschnittsarchitektur», wie es Martin Steiger 1972 anlässlich eines Vortrages an der BSA-Generalversammlung im Engadin formuliert hatte, das Gerüst für den Quartierplan.¹⁹¹ Die Planer teilten die Auffassung, dass die zeitgenössische Architektur in erster Linie Schaden an der Landschaft anrichte, weswegen allein der Rückgriff auf die traditionelle Architektur die «grösste Sicherheit» biete, den Qualitäten der alten, «aus der Landschaft herausgewachsenen Siedlungsform des Engadinerdorfes» nahe zu kommen.¹⁹² Als Beispiel für eine Architektur, die «trotz vielfach origineller Gestaltung» auf keinen Fall in die Oberengadiner Seenlandschaft passen würde, führten Steiger und Huber in einer in Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege zeitgleich mit der *Werk*-Ausgabe im Juli 1973 erschienen Broschüre die Siedlung Soleval an.¹⁹³ Nebst dem Unvermögen zur Anpassung an die Landschaft könne eine solche Architektur im Gegensatz zur Nachbildung eines Engadinerdorfes auch nicht den Erwartungen des Erholungssuchenden entsprechen, der an seinem Ferienort ja kaum die Atmosphäre der Stadtwohnung anzutreffen wünsche.¹⁹⁴

Wohl in Anlehnung an die damals beginnende Siedlungsinventarisierung ging der Erarbeitung der Gestaltungsvorschriften eine «Analyse des Engadiner Baustils» voraus.¹⁹⁵ Allerdings beschränkte sich diese auf die Beschreibung des äusseren Bildes, der äusseren Raumbezüge sowie der Motive am Einzelbau. Die inneren Zusammenhänge dieses äusseren Bildes interessierten ebenso wenig wie die soziologischen oder ökonomischen Notwendigkeiten, die zu eben dieser Gestalt geführt hatten. Das Verständnis ging stattdessen dahin, dass sich die neue Architektur bei der traditionellen Baukultur «der für heutige Zwecke sehr wohl verwendbaren reichen Gestaltungselemente bedienen» sollte.¹⁹⁶ Das Ergebnis dieser Analyse war ein Quartierplan, der mit einer kompakten, mittels Vor- und Rücksprüngen kulissenartige Aussenräume bildenden Ordnung versuchte, ein Engadinerdorf zu simulieren. [Abb. 105] Eine zentrale Parkgarage unter dem Boden sowie diverse touristische Infrastrukturen sollten den geforderten Komfort bieten und standen offenbar in keinem Widerspruch zum «Engadiner Dorf nach Mass». Hinzu sollten «ausgeklügelte Gestaltungsvorschriften und Gestaltungsempfehlungen [...] eine treu historisierende Bauweise erzwingen» und «genau [sagen], wie der Architekt zu bauen hat».¹⁹⁷ Vorschriften, dass der Grundriss aus höchstens zwei rechten Winkeln,

¹⁹⁰ Red. [Bildunterschrift], in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Graubünden morgen», 31 (2), April 1972, S. 62.

¹⁹¹ Schilling 1972a, S. 434.

¹⁹² Steiger M./Huber L. 1973, S. 14.

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ Siehe ebd., S. 16.

¹⁹⁵ Ebd., S. 17.

¹⁹⁶ Ebd., S. 16.

¹⁹⁷ Schilling 1973, S. 830.

vorzugsweise aber aus stumpfen Winkeln und einer geknickten Hausfront bestehen sollte und dass grossflächige, dick gemauerte Fassaden mit asymmetrischer Fensterverteilung angestrebt werden sollten, bekunden die Absicht, das vermeintlich zufällige und organische Gewachsene der alten Struktur zu rekonstruieren. Nun ist es aber nicht mehr das Ergebnis sozioökonomischer Notwendigkeiten und eines von einer Gemeinschaft getragenen Konsenses, sondern dasjenige einer auf das über die Form erzeugte Stimmungsbild und die künstliche Szenografie fokussierten Normierungsgewalt, die bis zur Festlegung der genauen Dachneigung und der Farbe der Fensterrahmen reichte.¹⁹⁸

Für die beiden Architekten und Architekturkritiker Bruno Reichlin und Martin Steinmann, die 1977 zur Frage der Architektur in der Landschaft ebenfalls den Quartierplanentwurf von Sils dem Projekt von Snozzi für Celerina gegenüber stellten, zeigte sich in dieser als «Bürge der «Natürlichkeit»» verstandenen Reglementierung die Verständnislosigkeit gegenüber der komplexen Bedeutung von Landschaft und Baukultur.¹⁹⁹ Diese würde in einem derartigen Reglement nur noch als «Eigenschaft der Dinge selber» erscheinen und damit zum Fetisch werden.²⁰⁰

Das von Richard Brosi genannte Chaos als im positiven Sinne Ausdruck der menschlichen Unterschiede hatte hier keinen Platz, was für eine pluralistische, heterogene Gesellschaft letztlich einen Anachronismus darstellte. Der Realität eines Nebeneinanders von unterschiedlichen Restidentitäten wurde das enge Kleid einer vergangenen Identität übergezogen. Der Quartierplan, der wohl zu einem grossen Teil den Bau von Ferienhäusern vorsah, bekundet auch den Willen, den Tourismus, zwar nicht gesellschaftlich, aber optisch in die bestehende Siedlung zu integrieren – oder vielleicht auch umgekehrt dessen wirtschaftliche Übermacht zu verschleiern. Ein derartiges Mass an Ordnung ist aber wohl nicht die Lösung für die von Robert Obrist in der jüngsten Siedlungsentwicklung vermissten «baulichen Disziplin und Harmonie» oder für die von Richard Brosi bei den alten Siedlungen beobachteten Qualität einer «Einheit im Grossen trotz der Vielheit im Detail».

Die Redaktion der *Rivista tecnica* äusserte sich geradezu empört über die Tatsache, dass das Loblied von Schilling auf die «Tarnarchitektur» anhand der Beispiele Sils und Sporz in einer derart bedeutenden Architekturzeitschrift wie dem *Werk* unkommentiert blieb.²⁰¹ Diese Ignoranz zu durchbrechen war denn auch die Absicht der *Rivista tecnica*, den Wettbewerb in Celerina ausführlich zu besprechen, zumal ein direkter personeller Zusammenhang zwischen diesem und dem Quartierplan von Sils dadurch gegeben war, dass Martin Steiger, der Planer von Sils, Mitglied der Jury in Celerina war.²⁰² Denn zu einer Architektur, welche die alte Bauweise imitierte und sich im Namen des Landschafts- und Baukulturschutzes über die ganzen Alpen ausbreiten würde, zählten die Tessiner Autoren auch die prämierten Wettbewerbsprojekte von Celerina. Diese würden von der Annahme ausgehen, dass die Landschaft grundsätzlich definiert und unveränderlich sei und dass infolgedessen jede Intervention nur als Bedrohung und Verletzung dieser

¹⁹⁸ Siehe ebd.; Steiger M./Huber L. 1973, S. 19–23.

¹⁹⁹ Reichlin/Steinmann 1977, S. 54.

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ Siehe *Rivista tecnica* 1973b, S. 991.

²⁰² Siehe ebd., S. 993.

Landschaft verstanden werden könne. Aus dieser passiven und defensiven Haltung heraus bliebe dem Architekten in erster Linie die Aufgabe, durch die Flucht in die Anpassung die Verletzung des Eingriffs möglichst klein zu halten. Erreicht werde indessen das Gegenteil, nämlich die Zerstörung der bestehenden Werte und des inneren Zusammenhangs der verschiedenen Elemente der Landschaft, indem neue Inhalte mit einem falschen Kleid getarnt würden – beredtes Beispiel hierfür seien die unterirdischen Garagen, auf deren Dächern die wiederhergestellten grünen Wiesen eine intakte Landschaft vortäuschen sollten.²⁰³

Ganz anders indessen sei die Herangehensweise von Luigi Snozzi. Dieser lehnte die «sogenannte Tarn- und Anpassungstheorien» stets ab und suchte stattdessen durch eine «kritische Lektüre des Ortes» aktiv gestaltend einzugreifen und eine neue Landschaft zu bauen.²⁰⁴ Unter der Lektüre des Ortes verstand Snozzi im Falle von Celerina die Analyse der historischen Entstehung von Topografie und Siedlungsstruktur, ihrer Merkmale und der alten Engadiner Bauweise sowie von deren Zusammenwirken. Diese Angaben boten ihm die Grundlage, um die für den Ort charakteristischen Elemente zu erfassen, die später dem Entwurf als Referenzpunkte dienen werden.²⁰⁵ So resultierte aus der Untersuchung des Siedlungsbildes und der bedeutsamen topografischen Elemente der lange Riegel, der eine «dialektische Beziehung» zur bestehenden Struktur aufbauen sollte, indem er einen leeren Raum zwischen sich und dem Dorf Crasta definierte.²⁰⁶ Gleichzeitig sollten neue Bezüge geschaffen werden und mit der linearen Geste auf die Kirche San Gian auf dem Hügel vor Celerina gewiesen werden. Ebenso sollte diese Grundkonzeption die von den Menschen mitbedungene Entstehung der Landschaft thematisieren und nach Reichlin und Steinmann «verständlich» machen: nämlich die Urbanisierung der Ebene durch die Kanalisierung des Inns.²⁰⁷ Auf Aspekte der traditionellen Bauweise referieren indessen Elemente wie die duale Materialisierung mit dem Holzriegel und den vorgelagerten Steintürmen, die Passerellen oder der Portikus-Gang sowie die stark definierten Aussenräume.

Diese Methode der Lektüre und deren Übertragung auf den architektonischen Entwurf knüpften unmittelbar an die rationale Architektur von Aldo Rossi (1931–1997) an, der zwischen 1972 und 1974 Gastprofessor an der ETH Zürich war und wesentlichen Einfluss auf die Schweizer Architektur jener Zeit hatte. Auch die *Rivista tecnica* verwies explizit auf Rossi und auf dessen Aufsatz «Architektur und Stadt – Vergangenheit und Gegenwart», den er 1972 im *Werk* publiziert hatte. Darin nannte Rossi den architektonischen Eingriff in einen historischen Kontext, sei es in der Stadt oder einer Landschaft, ein «Urteil», indem die Architektur insofern Bezug zum Ort und zu dessen Wirklichkeit aufnehme, als dass sie «die allgemeinen Eigenarten der Stadt auf die Motive ihres eigenen Entwerfens überträgt.»²⁰⁸ Diese «allgemeinen Eigenarten» mit ihrer topografischen,

²⁰³ Siehe ebd., S. 990.

²⁰⁴ Snozzi 1978, S. 494. «Una lettura critica del luogo d'intervento», siehe *Rivista tecnica* 1973b, S. 994.

²⁰⁵ *Rivista tecnica* 1973b, S. 994

²⁰⁶ «Relazione dialettica», siehe ebd., S. 995.

²⁰⁷ Reichlin/Steinmann 1977, S. 56.

²⁰⁸ Rossi 1972, S. 688.

typologischen oder massstäblichen Bedeutung bildeten für Rossi die Struktur eines Ortes und den unabdingbaren Bezugsrahmen für den architektonischen Eingriff.²⁰⁹

In den achtziger Jahren erwachte an dieser in ihrer Stringenz bestechenden Entwurfsmethode Kritik, unter anderem auch am Beispiel von Snozzis Entwurf für Celerina. Der junge Architekt Max Bosshard, der unter der Leitung von Aldo Rossi in den siebziger Jahren im Tessin eine Reihe von Siedlungen inventarisiert hatte, sein Büropartner Christoph Luchsinger, sowie die frisch diplomierten Architekten Annette Gigon und Mike Guyer stellten unter dem Titel «Die Quadratur des Ortes» diese Art, Bezugspunkte festzulegen, in Frage.²¹⁰ Denn diese würden oftmals allein aufgrund ihrer markanten Erscheinungsform gewählt, ohne jedoch zu untersuchen, ob damit auch die wesentlichen, kollektiv bedeutsamen kulturellen Merkmale eines Ortes erfasst würden. Zudem berücksichtige das Verfahren die auch im Oberengadin realen Phänomene der Verstädterung kaum, indes wäre aber gerade dies notwendig, um dem idealistischen Bild der Engadiner Landschaft etwas entgegenhalten zu können: «Die Vorstellung, mittels kompositorischer Massnahmen, die sich auf Merkmale des Ortes stützen, die Strukturierung des baulichen Gefüges beeinflussen zu können, verkennt damit die Komplexität der Bildungsmodi städtischer Phänomene.»²¹¹ Die Autoren lasteten dem Verfahren mechanistische Züge an und warfen ihm vor, ahistorisch und formalistisch zu sein.²¹² Auch Leza Dosch teilt die Ansicht, dass die kulturhistorische Analyse zu oberflächlich, der Bezugsrahmen zu willkürlich sei. Insbesondere kritisiert er in Bezug auf den Entwurf für Celerina die beliebige Auswahl der Vorbilder. Beispielsweise bediente sich Snozzi für die Herleitung der Zweiteilung in einen strassenseitigen Hausteil aus Stein und einen über einen Durchgang verbundenen rückseitigen Stallteil aus Holz am fernen, in den 1840er Jahren nach einem Dorfbrand wiederaufgebauten Neu-Felsberg. Denn nach Dosch fänden sich genauso gut auch anderswo im Kanton Referenzen, «und wir sind wieder nahe beim synthetischen Regionalismus eines Rudolf Olgiati.» Dosch fragt sich deshalb: «Wäre es da nicht direkter, mit überregionalen, allgemeinen Typologien und Formen zu reagieren, wie das die Hotelbauer des 19. Jahrhunderts taten?»²¹³ [Abb. 108]

Tatsächlich basiert Snozzis Entwurfsverfahren auf einem ausgewählten und spezifischen Blick auf den Ort, der die von Reichlin und Steinmann intendierte Wissenschaftlichkeit in der Erforschung der Landschaft nicht einzulösen vermag.²¹⁴ Snozzi begriff die Landschaft als Zeichensystem, allerdings bleibt unklar, welche Elemente er dabei als das Darstellende und welche als das Dargestellte verstand.²¹⁵ Vielleicht bleibt diese Unterscheidung in eine natürliche Natur und in menschliche Artefakte ohnehin ein ergebnisloses Unterfangen, da unsere Landschaften alle von Menschenhand geprägt sind, allerdings ohne bewusste Gestaltung. Es scheint, als ob diese Unterscheidung für Snozzi gar nicht

²⁰⁹ Siehe ebd., S. 690.

²¹⁰ Zur Inventarisierung der Tessiner Siedlungen unter der Leitung von Aldo Rossi siehe Eraldo Consolascio in Reichlin/Steinmann 1977, S. 58.

²¹¹ Bosshard/Luchsinger/Gigon/Guyer 1984, S. 31.

²¹² Siehe ebd.

²¹³ Dosch 2001, S. 363. Siehe zu Neu-Felsberg als typologische Referenz *Rivista tecnica* 1973b, S. 990.

²¹⁴ «Die architektonische Kultur muss die wissenschaftliche Erforschung der Landschaft fördern.»; Reichlin/Steinmann, S. 56.

²¹⁵ Siehe Burckhardt L. 1977, S. 9.

relevant war und er dem Idealbild einer naturnahen Natur keine Bedeutung beimass. Doch insofern, als sich von dieser hehren Ausgangslage der Lektüre des Ortes absehen lässt und unter der Annahme, dass jedem architektonischen Entwurf eine persönliche Wertung und Selektion der bestimmenden Faktoren vorausgeht, stellte Snozzis Projekt für den Wohnbauwettbewerb in Celerina einen bedeutsamen und interessanten Beitrag dar. Als radikales Gegenmodell zur Anpassung und Imitation öffnete er die Debatte um das Bauen in einer traditionellen Kulturlandschaft und die Frage nach dem architektonischen Niederschlag von Heimat und Identität in eine neue Richtung.

Eine «offene Planung» für Scuol (1979/1980)

Einen ganz anderen Weg für die «kritische» Lektüre des Ortes beschritt Robert Obrist im Rahmen der BVR-Fallbeispiele «Baugestaltung in den Regionen» mit der Untersuchung von Scuol. Robert Obrist, der seit 1963 in St. Moritz ein eigenes Architekturbüro führte, engagierte sich schon in den sechziger Jahren in der Regional- und Ortsplanung, als die praktische Planung noch vor allem Sache der Ingenieure war. Die baulichen und raumplanerischen Folgen des Tourismus vor Augen verfocht er stets ein starkes Gewicht des öffentlichen, dem Einzelinteresse übergeordneten Gemeinwohls.²¹⁶ In der Studie zu Scuol standen weniger die eigentlichen Ergebnisse und Gestaltungsvorschläge als vielmehr der Prozess und die Arbeitsweise im Zentrum des Interesses. Denn die Analyse des Ortes und die Untersuchung seiner spezifischen Merkmale und Funktionsweisen fanden nicht im stillen Kämmerlein des Architekten oder des Planers statt, sondern in einem diskursiven Plenum. An dieser Diskussion waren über ein Dutzend Einwohner von Scuol beteiligt, darunter mehrere Architekten, Baufachleute, aber auch Lehrer, ein Förster sowie Gemeindevertreter.²¹⁷ Dem Architekten Obrist als Projektleiter oblagen vorab die Koordinations- und Moderationsaufgaben. Es war ein Versuch, Baugestaltung zum Gegenstand eines demokratischen, partizipativen Prozesses zu machen. Denn Obrist war überzeugt, dass der – zwar etwas abgegriffenen – Redensart, die Siedlung sei ein Spiegelbild der Gesellschaft, sehr wohl ein Funken Wahrheit inne wohne. Angesichts der als seelen- und masslos langweilig verrufenen Siedlungen relativierte Obrist aber gleichzeitig die Folgerichtigkeit des Umkehrschlusses, dass die heutige Menschheit ebenfalls seelenlos und langweilig sei. Und auf keinen Fall konnte es nach Obrist die Aufgabe des Architekten sein, die Gesellschaft dahingehend umzugestalten, dass als Folge davon auch ihr Spiegelbild, die Siedlung, besser würde. Unausgesprochen blieb hier die Möglichkeit, dass der Architekt mit der Gestaltung der Siedlung auf den Zustand der Gesellschaft wirken könnte. Der einst vom Werkbund hochgehaltene Glaube, eine bessere Architektur könne auch einen besseren Menschen und ergo eine bessere Gesellschaft hervorbringen, schien längst verloren zu sein.²¹⁸

²¹⁶ Gespräch der Autorin mit Robert Obrist am 9. Juli 2009 in St. Moritz. Dieses Interesse belegt auch die Arbeit «Entwicklung des Tourismus und seine Auswirkungen auf das Landschaftsbild in Berggebieten», mit der Obrist Ende der sechziger Jahre eine Ausbildung im Bereich Raumplanung an der ETH Zürich am Institut für Orts-, Raum- und Landesplanung abschloss. Zu seinem Leben und Werk siehe auch Obrist 2002 sowie Rucki/Huber D. 1998, S. 404.

²¹⁷ Siehe Obrist 1980, S. 2.

²¹⁸ Siehe Achleitner 1976, S. 552.

Deshalb sollte in einem ersten Schritt aus der Gesellschaft selbst heraus eine Idee erarbeitet werden, «wie eine Siedlung aussehen soll».²¹⁹ Erst dann, wenn diese in einem als «offene Planung» bezeichneten Prozess entwickelten Ideen und die Notwendigkeit der Baugestaltung auch als politisches Thema ernst genommen würden, sollten die entsprechenden rechtlichen Grundlagen geschaffen werden.²²⁰ Robert Obrist zeigte sich hier als Verfechter des für die Anliegen des eigenen Lebensraumes aktiv engagierten Bürgers – einen Standpunkt, den er bereits früher als Initiator und Mitglied der «Aktion wohnliches Chur» vertreten hatte.²²¹ Dieser Ansatz geht zudem davon aus, dass eine Idee erst dann tragend wird, wenn sie das Ergebnis einer basisdemokratischen Diskussion und nicht der Gedankenleistung eines Einzelnen entsprungen ist. Letztlich ist darin der Versuch zu sehen, zu einer kollektiv ordnenden Kraft zurückzufinden, wie sie für die Qualitäten der traditionellen Siedlungen, diesen Architekturen ohne Architekten, als bestimmend verstanden wurde. Später differenzierte Obrist im Hinblick auf die Möglichkeiten eines partizipativen Prozesses zwischen den von einem Kollektiv festgelegten und getragenen «Grundbedingungen» und der von einem Einzelnen geschaffenen und zu verantwortenden «gestalterischen Qualität».²²² Dass für diese Form der «offenen Planung» ein mit einer bedeutenden touristischen Infrastruktur und zunehmenden Verkehrsproblemen vergleichsweise «urbaner» Ort wie Scuol als Testfall ausgewählt wurde und die beteiligten Bürger mehrheitlich vom Baufach waren, unterstreicht das Bewusstsein um den experimentellen Charakter dieser Herangehensweise. Denn selbst die Architekten, die sich meist als Einzelkämpfer verstanden, hatten im gemeinsamen Diskutieren und Suchen von Lösungen wenig Übung.

Als Gegenstand der Untersuchung wählte die Gruppe das «problemgeladene» Gebiet rund um den Stradun, Scuols Hauptstrasse, die im 19. Jahrhundert mit dem Bau mehrerer klassizistischer Hotels zwischen den beiden historischen Dorfkernen Scuol-sura und Scuol-sut entstanden war.²²³ [Abb. 109] In gestalterischer Hinsicht wurden die aufgehobene räumliche Trennung zwischen den alten Ortskernen sowie die heterogene Baustruktur dem Stradun entlang als Hauptprobleme genannt. Hier hätte eine «beklemmende Fülle von Materialien und Technologien» nicht etwa zu einer «beglückenden Vielfalt», wie sie in den alten Dorfteilen noch zu finden sei, sondern zu einem «chaotischen und monotonen Strassenbild» geführt. Chaos und Monotonie stehen hier nicht für sich ausschliessende Negativerscheinungen der modernen Siedlungsstruktur, sondern werden als simultan vorkommende Merkmale und als Ausdruck fehlender «baulicher Disziplin und Harmonie» verstanden.²²⁴ [Abb. 110] Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Untersuchung der Verkehrs- und Parkplatzprobleme sowie der mangelhaften kommunikativen Funktionen des Gebiets und seiner fehlenden Bezüge zu den anderen Dorfteilen. Aus der Problemanalyse wurden für die verschiedenen Themenbereiche mehrere Varianten ausgearbeitet mit dem Ziel, den Stradun als regionales Geschäftszentrum

²¹⁹ Ebd., S. 1.

²²⁰ Siehe Obrist 1980, S. 1.

²²¹ Zum Engagement Robert Obrists für die «Aktion wohnliches Chur» siehe weiter oben S. 116.

²²² Obrist/Lischner 1985, S. 36.

²²³ Obrist 1980, S. 4.

²²⁴ Ebd., S. 33.

sowie als Promenade des Kur- und Badeortes Scuol attraktiver zu machen. Diese Vorschläge flossen zu einem grossen Teil in die von Robert Obrist zu Beginn der achtziger Jahre bearbeitete Teilrevision der Ortsplanung ein.²²⁵

Als Fazit aus dieser «offenen Planung» hielt die Arbeitsgruppe fest, dass Baugestaltungsplanung nur ein «Rahmen zum Bild» sei, der «Spielraum für kreatives Handeln» offen lassen müsse.²²⁶ Und insofern sei sie «kein Knüller, sondern ein Prozess, der in der Vergangenheit wurzelt und über die Gegenwart weiterentwickelt wird.»²²⁷ Planung hat hier also wenig gemein mit dem Entwickeln von visionären Ideen auf der grünen Wiese. Vergangenheit und Gegenwart setzen Grenzen, welche die Eckwerte für die Zukunft bestimmen und die immer wieder von neuem von der Praxis zu überprüfen sind. Robert Obrist blickte später mit gemischten Gefühlen auf das Experiment der Bürgerbeteiligung zurück. Die von der Arbeitsgruppe positiv betonte Erfahrung der Baugestaltungsplanung als «Begegnungsfeld und Lernobjekt» erschien Obrist zu wenig nachhaltig.²²⁸ Denn sobald «handfeste Interessen» von der Gestaltung tangiert sein könnten, sei die Bereitschaft der Bevölkerung, etwas zu ändern, nicht mehr gross und es werde lieber am Gewohnten festgehalten in der Meinung, allein das Bekannte biete Sicherheit.²²⁹ So scheiterte Obrists Wunsch, dass eine über den demokratischen Mehrheitsentscheid geformte Idee zur gemeinsam getragenen Vorstellung reifen könnte, an der Heterogenität und den Divergenzen der Realität.

Fallbeispiel Tujetsch (1979)

Ein weiteres Beispiel im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen» war die Studie über das Tujetsch. Die Gemeinde am Fuss des Oberalppasses wurde hierfür als Modellfall einer romanischen Siedlung in der Surselva betrachtet. Der Autor der Untersuchung war Hans Stauffer (1940–1991), der in Chur ein Architektur- und Planungsbüro führte.²³⁰ Die Untersuchung gliederte sich in drei Abschnitte, wobei in einem ersten Teil der Aufbau und die Gestaltung des Ortsbildes beschrieben wurden, in einem zweiten Teil wurden aus der Analyse der ortsüblichen Bauweise entsprechende Gestaltungsprinzipien für die Erhaltung und Sanierung des Dorfkerns abgeleitet. Ein drittes Kapitel widmete sich der Gestaltung von Neubaugebieten in Form von Dorferweiterungen. Allein die vergleichsweise Kürze dieses letzten Teils weist auf das zentrale Dilemma der Ortsgestaltung hin. Indem für die Erhaltung des bestehenden Dorfes sowie für die Einfügung von Neubauten in dieses relativ rasch und einfach gestalterische Kriterien zur Hand waren, fehlten nach Stauffer «klare Vorstellungen» für die Neubaugebiete am Siedlungsrand.²³¹ [Abb. 111]

²²⁵ Siehe Obrist/Lischner 1985, S. 38.

²²⁶ Ebd., S. 40.

²²⁷ Ebd.

²²⁸ Ebd.

²²⁹ Siehe ebd.

²³⁰ Auskunft von Theo Maissen und Silvio Sauter.

²³¹ Stauffer 1979, S. [1].

Dieser konstatierte Mangel steht im Gegensatz zur Situation zwanzig Jahre zuvor, als in erster Linie die grüne Wiese, frei von jeglichem historischen Ballast, die Möglichkeit für gute Stadtbaukunst bot, wie es Hans Marti seinerzeit im Zusammenhang mit Churs Ausdehnung ins Rheingebiet gesagt hatte. Stauffers Erkenntnis, dass die Übernahme einzelner Formen der traditionellen Bauweise «äusserliche Kosmetik» und insofern falsch war, als diese Formen nichts mehr mit dem ursprünglichen Nutzen der alten Bauten zu tun hätten, änderte wenig an der Ratlosigkeit hinsichtlich der Gestaltung von Neubaugebieten.²³² Denn Stauffer suchte die angemessene Einfügung ins Orts- und Landschaftsbild über die Anlehnung an die gegebenen Baukuben und Dachformen sowie durch die Situierung der Bauten. Die geforderte Anlehnung sollte mit Merkmalen erreicht werden, die charakteristisch für die alte Siedlungsgestalt waren: rechteckiger oder quadratischer Kubus mit Giebel- oder Walmdach; Giebelfirst parallel zum Hangverlauf; quadratische oder hochrechteckige Fensteröffnungen; bei Verwendung mehrerer Materialien aussen sollten diese die innere Raum- und Geschossgliederung wiedergeben.²³³ [Abb. 112] Die wenig «klare Vorstellung» wurde hier nichtsdestotrotz über eine starke Anlehnung an das Bestehende kompensiert – auch wenn Stauffer eingangs seiner Untersuchung festhielt, dass die überlieferten Gestaltungsprinzipien nicht «Ausdruck eines örtlichen oder regionalen ästhetischen Denkens, sondern der ursprünglichen Wirtschaftsweise» waren, die in der Zwischenzeit selber einem starken Strukturwandel unterzogen war.²³⁴ Nicht der radikale Weg sollte begangen werden, sondern jener des Ausgleichs und der Anpassung, der gleichsam die ästhetische Dimension in ihrer Funktion als integrierende, identitätsstiftende Kraft in den Vordergrund stellt.

Mit der Siedlungsgestalt und -planung der Gemeinde Tujetsch hatte sich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Disentiser Benediktinerpater Placi a Spescha (1752–1833) auseinandergesetzt. Für unseren Zusammenhang von Interesse ist vor allem sein gänzlich anderer Blickwinkel in der Beurteilung der Nützlichkeit der althergebrachten Bauweise. Wohl anerkannte er in deren Übernahme für Neubauten den Wert einer Bezugnahme auf die Vergangenheit, allerdings geschah dies für ihn zu einem hohen Preis, indem diese Häuser nämlich «undauerhaft, unbequem, unregelmässig, unsicher und unruhig» wären.²³⁵ Hauptfaktor für die schlechte Bauqualität war für ihn das Material Holz, das nach kurzer Zeit von der Sonne schwarz werde und überdies rasch verfaule. Hinzu komme, dass das Holz in den stark abgeholzten Wäldern der Gegend ohnehin nicht mehr ausreichend vorhanden sei – «Kurz: es ist, wie es ietzt da gebauet wird, ein hölzernes Gelächter».²³⁶ Die Bezeichnung «Gelächter» bringt nicht allein Speschas Kritik an den ungenügenden funktionalen Bedingungen für Hygiene, Sicherheit und Beständigkeit zum Ausdruck. Die Metapher für einen auch Hohn und Spott implizierenden Gesichtsausdruck spielt auch auf die ästhetische Wirkung der Dorferscheinung an, die hier aber eine wüste Fratze und kein pittoreskes Bild abgibt.

²³² Ebd., S. 37.

²³³ Siehe ebd.

²³⁴ Ebd., S. 5.

²³⁵ Spescha 1805a, S. 257/258.

²³⁶ Ebd.

Mit der Kritik am Undauerhaften, Unbequemen und Unregelmässigen griff der mit den wichtigen architekturtheoretischen Texten zweifellos vertraute Theologe Spescha auf die vitruvianischen Grundprinzipien der Architektur *Firmitas* (Festigkeit), *Utilitas* (Nützlichkeit) und *Venustas* (Schönheit) zurück.²³⁷ Für die von Lawinen und Feuersbrünsten bedrohten Tujetscher Siedlungen schlug Spescha deshalb vor, ein «allgemeines, regelmässiges und wohlgebautes Dorf gleich einer Stadt» zu bauen.²³⁸ [Abb. 113] Für Placi a Spescha bot die Struktur der Stadt das Vorbild, welches es nachzuahmen galt. Die Grundgestalt seines Idealdorfes ist ein Rhombus, dessen spitze Ecken Keilen gleich das Dorf vor grossen Schneemassen schützen sollten. Im Innern unterteilen zwei Hauptachsen die Siedlung in vier Teile, entlang denen die Wohnbauten in regelmässigen Sicherheitsabständen angeordnet sind. An den Aussenseiten der Siedlung befinden sich die landwirtschaftlichen Wirtschaftsbauten und dazwischen grosse Gemüseärten. Speschas konzeptionelle Erläuterungen zeigen, dass für ihn Schönheit und Bequemlichkeit eine Einheit mit Zweckmässigkeit und Regelmässigkeit bildeten, die er genauso selbstverständlich zur Grundordnung erhob, wie er rationale städtebauliche Prinzipien im dörflichen Kontext anwandte. Der visionäre Mönch hatte mit seinem kühnen Vorschlag Problemfelder der Planung angesprochen, wie wir sie in der hier betrachteten Zeit erneut antreffen. Die Vorzeichen haben sich zwar gewandelt, zugleich bleiben sie als Auseinandersetzung mit der Frage nach den Grundanforderungen einer Siedlung und dem Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft von ungebrochener Aktualität.

Fallbeispiel Vicosoprano (1980)

Vor dem Hintergrund von Speschas Gedanken zu Ordnung und Regelmässigkeit und als Alternative zu Stauffers Fallbeispiel über das Tujetsch lohnt sich ein Blick auf Peter Zumthors Auseinandersetzung mit den Gestaltungsprinzipien für ein neues Einfamilienhausquartier am Dorfrand von Vicosoprano. Auch diese Arbeit war Ende der siebziger Jahre im Rahmen der Studie «Baugestaltung in den Regionen» des BVR als Anregung für die Fachleute, Bauträger und Behörden entstanden. Zumthor kam einleitend zum selben Schluss wie Stauffer: so sei zwar bei Eingriffen in den historischen Ortskern ein Bewusstsein für die Qualitäten des Bestehenden vorhanden, gleichzeitig aber bestünden «nur sehr bescheidene Vorstellungen» über die Gestaltung einer neuen Bebauung ausserhalb, obwohl das Bauen von Neubauquartieren eigentlich eine ganz alltägliche Aufgabe sei.²³⁹ Das Ziel von Zumthors Untersuchung war es, diese bescheidenen Vorstellungen anzureichern, jedoch ohne das landläufige Postulat zu bedienen, das Neue habe sich dem Alten anzupassen. Ausserdem wollte er ein brauchbares, den heutigen Lebensformen entsprechendes «gestalterisches Grundgerüst» entwickeln.

²³⁷ Zu den möglichen architekturtheoretischen Grundlagen und Anleihen Speschas siehe Scholian Izeti 2009, S. 26–28.

²³⁸ Spescha 1805b, S. 319. Siehe auch Maissen C. 2008b, S. 35/36. Eine gründliche architekturtheoretische Auseinandersetzung mit dem Projekt von Placi a Spescha und den Intentionen und Adressaten, die der visionäre Mönch mit seiner Idee verband, fehlt leider.

²³⁹ Zumthor 1980, S. 3.

Im Bewusstsein um die latente Schwierigkeit, die individuellen Bedürfnisse des Einzelnen im Interesse der Allgemeinheit in ein Ganzes einzuordnen, und im Wissen um die Bedeutung der übergeordneten siedlungsspezifischen Charakteristiken entwickelte Zumthor in einem ersten Schritt ein «städtebauliches Grundmuster».²⁴⁰ Darin sollten die Bezugnahme von Bebauung und Landschaft, die Erschliessung und Verkehrsführung, die Lichtverhältnisse und die Anordnung der privaten und öffentlichen Aussenräume geklärt werden. Als zweiter Entwurfsschritt wurde die konkrete architektonische Formsprache erarbeitet, die Raum für die individuellen Wünsche bieten sollte. Der Einheit im Grundmuster sollte die Vielfalt in der architektonischen Durchbildung am einzelnen Bau gegenüberstehen – eine Qualität, wie sie Zumthor für alte Siedlungsbilder als charakteristisch erachtete. Grundlage für diese Vorgehensweise bildete die Analyse der «entstehungsgeschichtlichen, strukturellen und bautypologischen Gesetzmässigkeiten der alten Dorfstruktur», wie sie Zumthor im Rahmen der Inventarisierung durch die kantonale Denkmalpflege bereits für verschiedene Bündner Gemeinden vorgenommen hatte.²⁴¹

Sein kritischer Umgang mit diesen Erkenntnissen und sein Verständnis im Verwerten historischen Wissens zeigten sich bereits beim ersten Entscheid im Grundmuster für das Quartier: Da er die geschlossene Bauweise des alten Ortskerns als Folge bestimmter Baugewohnheiten, vor allem aber als mit dem damaligen Wirtschaftsleben verbundenen Nutzungsformen verstand, erachtete er es als falsch, diese enge Bauweise für ein zeitgemässes Einfamilienhausquartier zu übernehmen. Denn die modernen Menschen wollten ein freistehendes Haus inmitten eines grossen Gartens, weshalb ein «allzu urbanes Siedlungskonzept diesen ausgeprägten Vorstellungen und Bedürfnissen» zuwiderlaufen würde. Allein aus der Sicht eines haushälterischen Umgangs mit dem Boden dürfte Zumthor die urbane Dichte allerdings begrüsst haben.²⁴² Mit diesem Pragmatismus akzeptierte Zumthor auch die wichtige Stellung des privaten Fahrzeuges und die Tatsache, dass dieses gerade im schlecht erschlossenen Berggebiet in unmittelbarer Nähe zum Haus und nicht weit weg in einer Sammelgarage zu stehen habe.

Diese Haltung stand in einem scharfen Kontrast zu zeitgleichen Siedlungskonzepten, die mittels geschlossener Bauweise das lange organische Entstehen einer Dorfstruktur suggerieren und die damit verknüpfte Vorstellung von Dorfidylle und Heimat vermitteln wollen. Als beispielhaft für solche Konzepte bildete Zumthor das Projekt für eine Dorferweiterung in Oberndorf des österreichischen Architekten Heinz Tesar aus dem Jahr 1976 ab, und als Gegensatz dazu die neuen freistehenden Einfamilienhäuser in Vicosoprano. [Abb. 114] Allerdings wertete Zumthor die Beispiele nicht, sondern stellte nur nüchtern fest, dass die geschlossene Bauweise in Dörfern wie Vicosoprano «auf wenig Gegenliebe» stossen würden.²⁴³ Es ging Zumthor offenbar nicht darum, mit diesem «gestalterischen Grundgerüst» auch ein bestimmtes gesellschaftliches Gerüst zu schaffen, beziehungsweise damit der viel beklagten Entfremdung der Menschen eine alternative Gesellschaftsform entgegen zu stellen und dieser mit der Rekonstruktion einer nicht mehr existenten Dorfgemeinschaft Trost zu verschaffen. Es bedeutete vielmehr ein

²⁴⁰ Ebd., S. 5.

²⁴¹ Ebd., S. 9. Zu den von Peter Zumthor angefertigten Siedlungsinventaren siehe Fussnote 149.

²⁴² Ebd., S. 14.

²⁴³ Ebd.

Akzeptieren der Realität und brachte gleichzeitig die Überzeugung, dass dieses Annehmen weder gestalterische Willkür noch die automatische Absenz einer allgemeineren ordnenden Kraft bedeuten musste.

In mehreren Entwurfsschritten erarbeitete Zumthor ein Ordnungsprinzip, welches für die einzelne Parzelle die Frage der Erschliessung, der Aussenräume, der Baulinien und der Volumenverhältnisse organisieren sollte. [Abb. 115] Das Ergebnis erinnert in seiner schematischen Struktur und mit einer Argumentation, die sich streng an den funktionalen Anforderungen der Wirklichkeit zu orientieren versucht, an den Idealentwurf von Placido Spescha. Gleichwohl flossen Erkenntnisse aus der Analyse der historischen Dorfstruktur ein, beispielsweise indem die Häuser nahe an die Strasse gerückt werden sollten. Dadurch können sich Bauzeilen, Gassen oder Plätze bilden und auf der abgewandten Seite entsteht Raum für grosse Gärten. In derselben Pragmatik und auf das Ursächliche fokussiert wurden verschiedene Grundrisstypen entwickelt. Aus der Abstraktheit dieser Prinzipien und typologischen Modelle entwickelte Zumthor in einem weiteren Schritt drei mögliche Konzepte einer Gesamtform für eine Gruppe von zwanzig Bauten am konkreten Ort. [Abb. 116–119] Während das Konzept «Kontinuität» das Wegnetz und die Freiraumstruktur des Ortsbildes weiterführt, stehen die anderen beiden Vorschläge in einem bewussten Kontrast zum Bestehenden. Der Vorschlag «Dialog» steht als streng lineare Anlage wie ein Riegel vor dem Dorf und thematisiert nach Zumthor mit einer gewissen Härte die unterschiedliche Entstehung des bürgerlichen Wohnquartiers im Gegensatz zum bäuerlichen Dorfkern. Indessen orientiert sich das Konzept «Eigenständigkeit» am barocken Wohnhof, indem die Bauten einen halböffentlichen Raum umrahmen. Zumthor nannte die Beziehung dieser «in sich ruhenden Form» zum Dorfkern eine distanzierte und bemerkte, dass sie eine höhere Bereitschaft der Anwohner, sich für den gemeinsamen öffentlichen Raum zu engagieren, erfordere.²⁴⁴ Gerade letztere beide Modelle sind wohl als Belege dafür zu sehen, was Zumthor unter einer «selbstverständlichen Haltung im Umgang mit alten Ortsbildern» verstand, die eben auch den prägnanten Kontrast oder die höfliche Distanz des Neuen zum Alten bedeuten konnte und nicht zwingend die Harmonie suchte.²⁴⁵

Die für alle drei Konzepte gewählte architektonische Formensprache sollte sich am Prinzip der Regelmässigkeit und der Wiederholung orientieren, wodurch «die grossmassstäbliche Ordnung des Quartiers [...] in einem verfeinerten Rhythmus» am Einzelbau weitergeführt werde.²⁴⁶ [Abb. 120] Gewähr dafür sollten konkrete Gestaltungsregeln wie quadratische oder hochformatige Öffnungen in möglichst kleiner Anzahl, die regelmässig oder gar symmetrisch angeordnet sind, bieten.

Diese starken Geometrien in Form und Gestalt, die Beschäftigung mit typologischen Fragen, aber vor allem der kritische Dialog mit dem Ort und der Landschaft auf der Ebene der Siedlungsgestalt verweisen auf den Diskurs, wie ihn die Tessiner Tendenz seit Ende der sechziger Jahre führte und den Snozzi in seinem Entwurf für den Wettbewerb in Celerina im bündnerischen Kontext sichtbar gemacht hatte. Erinnern wir uns an die Kritik der *Schweizerischen Bauzeitung* an Luigi Snozzis Entwurf, welche vor allem auf das

²⁴⁴ Ebd., S. 23.

²⁴⁵ Ebd., S. 8.

²⁴⁶ Ebd., S. 24.

Ignorieren ganz praktischer Probleme abzielte, so scheint Zumthor diesem Aspekt mehr Bedeutung eingeräumt zu haben. Zudem war bei Zumthor der erste Referenzpunkt für die Lektüre der gebaute Ort und weniger die umgebende Landschaft. Indem aber das alte Dorf selber auch die Spuren der Natur in Form von Anpassungen an das Klima oder die Topografie in sich trägt, dringt die Natur über das menschliche Artefakt gleichwohl in die Lektüre ein. Der Einfluss der Tendenz mochte mit der geografischen und kulturellen Nähe des Bergeller Dorfes mit dem Tessin zu tun haben. Einen Bezug ergab sich ebenfalls aus der Tatsache, dass Aldo Rossi, der die Architekturbewegung stark geprägt hatte, in den siebziger Jahren im Tessin die Siedlungsinventarisierung geleitet hatte.²⁴⁷ Aber nicht allein, denn wie die zwischen 1979 und 1983 realisierte Schulhauserweiterung in Churwalden zeigt – der zweite realisierte Bau Zumthors – waren die Herangehensweise an eine Aufgabe und die Vorstellungen, wie sie im Projekt für Vicosoprano zum Tragen kamen, bedeutend für Zumthors frühe Werke. [Abb. 121] Dieses Interesse an Überlegungen, wie sie vor allem Aldo Rossi in der Schweiz als Lehrer an der ETH zur Diskussion stellte, teilte Zumthor mit seinen Zeitgenossen. In jenem «Vakuum der 1970er-Jahre» – wie es der Kunsthistoriker Philip Ursprung mit Bezug auf die frühen Arbeiten von Jacques Herzog und Pierre de Meuron genannt hat – bot Rossis Lektüresystem der Vergangenheit und des Kontextes einen Ausweg aus der Ratlosigkeit, die sich nach dem Aufwachen aus der «gestalterischen Ohnmacht» der Nachkriegsarchitektur breit zu machen schien.²⁴⁸

Anpassung als Modernisierungsstrategie und ein Generationenwechsel

Die verschiedenen Positionen und Vorgehensweisen im Umgang mit der Siedlungsgestaltung, die Reaktionen darauf, und vor allem die in diesem Zusammenhang intensiv gelebte Wiederentdeckung der Geschichte als Referenzsystem und Vorbild werfen die Frage auf, inwiefern diese Entwicklung spezifisch für Graubünden war. Denn im Zug von Postmodernismus und Regionalismus war die Rückbesinnung auf die Vergangenheit und die sich in Abgrenzung zur Moderne positionierende Überzeugung, dass Geschichte nicht überwunden, sondern in der – auch architektonischen – Erinnerung wach gehalten oder neu entdeckt werden müsse, weit verbreitet. Benedikt Huber verglich anlässlich seines Vortrags vor der Bündner Sektion des SIA 1980 die Entwicklung der Landschaften und Siedlungen im Berggebiet von einst intakten, schönen Gegenden hin zur «Hässlichkeit» mit jener in anderen Ländern Europas.²⁴⁹ Zwar würde das Berggebiet das quantitative Wachstum, neue Aufgaben, Baumethoden und eine gewandelte Lebensart als Erscheinungen der Industrialisierung mit vielen anderen Regionen und Städten teilen, doch sei dieser Wandel in den Bergen in weit kürzerer Zeit geschehen und deshalb verständlicherweise «geistig und kulturell kaum bewältigt».²⁵⁰ Diese Bewältigung nun nachzuholen und gegen eine Fortsetzung der «gestalterischen Ohnmacht» anzugehen

²⁴⁷ Siehe Consolascio 1977, S. 58.

²⁴⁸ Ursprung 2011, S. 31.

²⁴⁹ Huber B. 1980, S. 235.

²⁵⁰ Ebd., S. 234.

war denn auch die Absicht der verschiedenen Untersuchungen des BVR zur «Baugestaltung in den Regionen». Die unter verschiedenen Perspektiven aufgenommene Rückbesinnung auf die Geschichte erscheint vor dem Hintergrund der Vergangenheitsbewältigung denn auch weniger als offensive Vorwärtsstrategie denn als verspäteter Versuch einer Anpassung – eine «Vogelstrausspolitik» mangels besserer Alternativen, wie Ernst Zietzschmann 1957 die Vorliebe in Graubünden für eine Architektur im «Halbschatten des Heimatstils» auf den Punkt gebracht hatte.²⁵¹ Oder sie ist als Versuch zu lesen, die stürmische, «ahistorische» Entwicklung wieder in die Geschichte einzubetten.²⁵²

Im Akt der architektonischen Anpassung scheinen ebenso kulturelle und gesellschaftspolitische Symptome auf, die ihre Ursache in dem von Huber beschriebenen und in Graubündens Dörfern vorab im Zusammenhang mit dem Tourismus stehenden Wandel haben. Kann die Anpassung in mancher Form aus einer berechnenden Sicht als werbetechnisches Entgegenkommen an die Erwartungen der Gäste gesehen werden, greift diese Vorstellung gerade für die Untersuchungen des BVR zu kurz. Mit den veränderten Dimensionen des Tourismus und den in alle Lebensbereiche eingreifenden neuen Technologien wandelten sich die Umweltbedingungen innert kurzer Zeit grundlegend. Es galt, die aus den Angeln gehobene vertraute Welt sich neu anzueignen. Mit der Orientierung an der Vergangenheit glaubte man, die divergierenden Einflüsse und neuartigen Eindrücke zu integrieren und zu entproblematisieren, indem man das bauliche Gesicht dieser veränderten Welt einer verflochtenen, scheinbar intakteren Wirklichkeit anglich. Gleichzeitig lässt sich die Rückbesinnung auf eine vergangene Identität auch als Schutzschild gegen die Vereinnahmung durch das Fremde lesen. Darin eingeschrieben ist letztlich eine Definition der Abweichung vom Angepassten und Integrierten, der Wunsch nach einer Grenzziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden.

Diese Deutungen offenbaren, dass nach dem Aufwachen aus Taumel der «Saus-und-Braus-Epoche» und dem Übergang in eine Zeit der ökonomischen Unsicherheit mit dem neuen Eintauchen in die Geschichte Fragen nach Identität, Assimilation und Konformität neu gestellt wurden. Hierin Anpassung als Lernprozess oder gar Modernisierungsstrategie verstanden, war es dennoch nicht immer klar, was wem wofür und woran angepasst werden sollte und wurde. Zudem kann der Prozess der Anpassung sowohl aktiv als auch passiv geschehen, genauso wie das Dorfbild diesen Prozess nicht nur abbildet, sondern umgekehrt auch formt. Ebenso greift die gängige Lesart, dass das Dorfbild in einem als Erholungsraum genutzten Kontext ein Produkt des Städters geworden ist, und diese Aussenperspektive allmählich von der einheimischen Bevölkerung verinnerlicht wurde, zu kurz. Gleichwohl zeigen die betrachteten Beispiele, die im Hinblick auf die Benutzer und die Funktion sehr unterschiedliche Vorgeschichten hatten, dass mit zunehmender Bedeutung des touristischen Aspektes, wie es in Ansätzen in Sedrun, aber vor allem in der Planung für Sils der Fall war, auch das zusammenhangslose Kopieren traditioneller Formen in den Vordergrund trat. Auf den ersten Blick mochte dieses «Engadiner Dorf nach Mass» die Dominanz des Tourismus im Vergleich zum kleinen Dorf Sils kaschieren. Auf den zweiten Blick indessen entsteht in diesem künstlichen Kaschieren eine problematische Reibung. Indem das reproduzierte «Bündner Bergdorf» eine künstliche

²⁵¹ Zietzschmann 1957, S. 30.

²⁵² Schnitter 1985, S. 13.

Erlebniswelt darstellt, entziehen solche Planungen bestehenden Dörfern ihr am Alltag orientiertes Selbstbild. Die Künstlichkeit wird zusätzlich gesteigert durch die Diskrepanz zwischen der Erwartung einer idyllischen Dorfkulisse und der Tatsache, dass mit dem Rückzug ins Private der öffentliche Dorfraum zum indifferenten Restraum wird. Diese «Preisgabe des Aussenraums» und die Fokussierung auf das Einzelobjekt sind indessen gerade jene Merkmale, die solche Planungen vom imitierten Original, wo dem Aussenraum als multifunktionalem Alltagsraum eine zentrale Rolle zukommt, grundlegend unterscheiden.²⁵³

Das Gros der damaligen Architekturproduktion widerspiegelt nicht eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Thema Anpassung, sondern entstanden in einem «nostalgiegeladenen Klima», wie es Peter Zumthor nannte. Die führenden Bündner Architekten, auch jene an der BVR-Studie beteiligten, standen dieser Tendenz skeptisch gegenüber. Eine Notiz der sich in den sechziger und siebziger Jahren regelmässig treffenden Bündner BSA-Architekten bringt ihren Widerwillen zum Ausdruck: «Was ist gegen die Nostalgiewelle und den «Blut und Boden»-Trend zu tun.»²⁵⁴ Ihre eigenen Bauten jener Zeit – als Beispiele seien das Ferienhaus Wegemann von Monica Brügger (1965–1968) und das Restaurant Conn von Hans-Peter Menn (1966–1967) in Flims sowie das Gemeindehaus Filisur von Robert Obrist (1970–1976) genannt – stehen denn auch für eine Herangehensweise, die sich nicht über eine Imitation des Bestehenden, sondern als eine Neuinterpretation und -gestaltung unter Einbezug des modernen Lebens verstanden wissen will. [Abb. 122–124] Andere Stimmen, wie jene des damaligen Kantonsbaumeisters Erich Bandi (1937–2009), machten die Denkmalpflege für diese rückwärtsgewandte Stimmung verantwortlich: «Während das Nostalgische und Historische zurzeit über genügend Fürsprecher verfügen und die Denkmalpflege «gross im Kommen» ist, scheint diese Institution vergessen zu haben, dass jede Zeit – auch vor der 2. Hälfte des Jahrhunderts – kreative Architekten(-innen) auswies, die mit ihrer Tätigkeit nicht unbedingt auf das geschichtlich Gewachsene oder auf die historische Bausubstanz zerstörende Wirkung gehabt haben.»²⁵⁵ Nicht zuletzt ging es augenscheinlich auch um einen Kompetenzstreit zwischen dem Architekten und dem Denkmalpfleger und um die Frage, wer besser zur Geschichte Sorge trägt.

In diesem Kontext sind auch die Arbeiten des Flimser Architekten Rudolf Olgiati (1910–1995) zu erwähnen. Dass sein Name bislang nicht zur Sprache gebracht worden ist, liegt daran, dass Olgiatis Architektur zwar eine starke öffentliche Präsenz hatte, sein autarkes Denken und Schaffen aber wenig Einfluss auf den dargestellten Diskurs um die Planung und Siedlungsgestalt hatte. In der Analyse des Ortes und in der Aneignung der Geschichte war Olgiatis Arbeitsweise derjenigen der Tessiner Tendenza verwandt, so wie wir sie im Projekt von Snozzi für Celerina kennengelernt haben.²⁵⁶ Ebenso sind in der

²⁵³ Boesch 1985, S. 6.

²⁵⁴ Notiz zur Besprechung der Architekten, Chur, 8. September 1976 [Schachtel Architekten BSA Graubünden 1976–1988 FRAK WaMB]. BSA-Mitglieder aus Graubünden waren damals Monica Brügger (Chur), Andres Liesch (Chur), Richard Brosi (Chur), Hans-Peter Menn (Chur) und Robert Obrist (St. Moritz). Ebenso gehörte der etwas ältere Rudolf Olgiati zum BSA, der jedoch selten an den Treffen der Bündner Mitglieder teilnahm; Information von Monica Brügger.

²⁵⁵ Erich Bandi, Brief an die BSA-Architekten GR, Chur, 7. November 1980 [Schachtel Architekten BSA Graubünden 1976–1988 FRAK WaMB].

²⁵⁶ Zur Verbindung von Olgiatis Architektur mit jener der Tessiner Tendenza siehe Riederer 2004, S. 20–22.

Rhetorik dieser Architekturen Ähnlichkeiten zu finden. Allein, für Olgiati stand immer das Einzelobjekt und dessen über die eigene Körperhaftigkeit hergestellte Beziehung mit der Landschaft im Zentrum. Bezeichnenderweise stehen viele von Olgiatis Bauten an isolierten Lagen, wo die «optische Sachlichkeit» – wie er seine auf der visuellen Wahrnehmung basierende Theorie nannte – ihre Wirkung ungehindert entfalten kann. Und selbst im «Olgiati-Quartier» in Flims-Waldhaus, wo infolge Eigenbesitz mehrerer Grundstücke bis 1970 siebzehn Häuser aus der Feder des Architekten entstanden, folgte die Setzung der Bauten der Topografie und der Natur.²⁵⁷

Die damaligen Planungsdiskussionen wurden also in einem stark «nostalgiegeladenen» Kontext geführt. Die verschiedenen Ansätze der BVR-Studien sind als Versuche zu werten, beruhend auf dem Wissen der inneren Zusammenhänge der alten Dörfer, eine neue, aus der eigenen Zeit heraus geschöpfte Siedlungsgestalt zu finden und diese nicht der oberflächlichen Reproduktion von Dorfkulissen zu überlassen. Gleichwohl zeigt sich immer wieder, wie schwierig die Abgrenzung zu Tendenzen war, welche die Siedlungsinventare als zur freien Verfügung stehende Formenkataloge missverstanden. Diese schwierige Auseinandersetzung weist letztlich auch auf eine grundsätzliche Problematik jener Architekten- und Planergeneration hin. In dieser Diskussion führende Architektenstimmen wie Richard Brosi und Robert Obrist, aber auch die Leiter der für die Planung und das Bauwesen zuständigen Kantonsämter Erwin Bundi und Erich Bandi, hatten alle ihre Ausbildung in den fünfziger und frühen sechziger Jahren genossen. Mit Ausnahme von Robert Obrist hatten alle oben Genannten an der ETH Zürich studiert.²⁵⁸

Die Ausbildung der jungen Architekten war zur Hauptsache auf die Stadt und ihre Herausforderungen und Aufgaben ausgerichtet, was sich am breiten Raum, welcher das Projekt der «Neuen Stadt» einnahm, zeigt. Die erst im Entstehen begriffene Landesplanung führte im Lehrplan ein Schattendasein, das erst 1961 mit der Gründung des Instituts für Orts-, Regional- und Landesplanung ORL beendet wurde. Planerische Fragen im ländlichen oder alpinen Kontext wurden kaum thematisiert. Mit Fragen, wie sie sich im Zusammenhang mit dem Bauen in Graubünden spezifisch stellten, wurden die Architekturstudierenden nicht konfrontiert, wie Monica Brügger ob dem starken Fokus auf die Gestaltung des Einzelobjektes und die oftmals mangelnde Einbettung in den städtebaulichen Zusammenhang vieler Bauten der sechziger und siebziger Jahre einmal feststellte.²⁵⁹

Die Auseinandersetzung um die Siedlungsplanung Ende der siebziger Jahre markierte zugleich auch einen Generationenwechsel in Graubünden. Die bis anhin das Architekturgeschehen in Graubünden dominierenden BSA-Architekten wurden allmählich von

²⁵⁷ Siehe ebd., S. 78.

²⁵⁸ Siehe auch weiter oben S. 31ff. Robert Obrist hatte eine Hochbauzeichnerlehre und Ende der sechziger Jahre an der ETH ein Nachdiplomstudium in Orts- und Regionalplanung gemacht.

²⁵⁹ Bemerkung von Monica Brügger im Gespräch mit der Autorin. Diesen Eindruck bestätigt auch eine Studie zur Baugestaltungsplanung von Robert Obrist aus dem Jahr 1972. Eine Auflistung möglicher Bauweisen, die allesamt städtischen Typen entsprachen, steht in einem ungeklärten Zusammenhang zur anschließenden Analyse eines Ortsbildes; siehe Robert Obrist, «Studie zur Baugestaltungsplanung. Überbauungsplan und Siedlungspflegeplan», St. Moritz, Februar 1972 [FRAK WaMB]. Auch der Tenor folgender Aussage von Hans Marti belegt diesen Mangel: «Als wir [...] damals junge Planer uns vornahmen, die Schweiz zu beplanen, hatten wir fast keine Ausbildung und Vorbilder gab's bei uns ausser Hans Bernoulli keine, denen man nacheifern konnte.»; Marti 1986, S. 27.

jüngeren Berufskollegen abgelöst. Manifest wurde dieser Umbruch 1978 in der Gründung der Ortsgruppe Graubünden des Schweizerischen Werkbundes, deren erste Mitglieder sich nebst einzelnen arrivierten Figuren vornehmlich aus jüngeren Architekten und Künstlern zusammensetzten.²⁶⁰ Die von Rudolf Fontana und Peter Zumthor, die davor als einzige Bündner Mitglieder des SWB Ortsgruppe St. Gallen waren, lancierte Gründung hatte zum Ziel, «im Hinblick auf die spezifischen Probleme der Umweltgestaltung im Bergkanton Graubünden gemeinsame Aktionen zu unternehmen».²⁶¹ Zu den spezifischen Problemen Graubündens schrieben die Initianten 1978: «Die von einer anhaltenden Krise erschütterte Berglandwirtschaft, die wirtschaftlich notwendige und oft kaum kontrollierbare Kraft der touristischen Entwicklungen, der geringe Industrialisierungsgrad, die kleinhandwerklichen Strukturen in den Dörfern und ein Kulturbewusstsein, das sich vornehmlich an der Geschichte, an den in vergangenen Zeiten geschaffenen kulturellen Werten orientiert, geben diesem Gebiet ein eigenes Gepräge.»²⁶² Es sei deshalb dringend notwendig, dass Graubünden «als Kulturkolonie ein eigenes neues Bewusstsein» erlange.²⁶³ Dazu nahm Peter Zumthor an der Gründungsversammlung eine für diese Arbeit notwendige «programmatische Standortbestimmung» vor.²⁶⁴ Als «spezifisches Problem» schlechthin benannte Zumthor die nach wie vor und trotz mahnenden Stimmen grenzenlose Entwicklung des Tourismus: «Was uns aus bündnerischer Sicht an diesen Vorgängen am meisten beschäftigt und beängstigt, ist die zunehmende Instrumentalisierung der bündnerischen Umwelt und Kultur für die Belange des Fremdenverkehrs.»²⁶⁵ Zumthor stellte fest, dass in allen Bereichen der Gestaltung «eine Art von Kreativität als typisch bündnerisch [gilt], die bewusst oder unbewusst den Anschein zu erwecken versucht, Graubünden sei noch immer ein Land markiger Bergbauern und verfüge über eine eigenständige und blühende Volkskultur im traditionellen Sinn». Er deutete diese Erscheinungen als «Zeichen eines verunsicherten Kulturbewusstseins und vielleicht auch als Reflex auf die Umweltzerstörungen unserer Zeit».²⁶⁶ Zumthor sprach vom «geistigen Ausverkauf einer ehemals eigenständigen Region», deren Kultur zur

²⁶⁰ Für den Hinweis auf die Gründung der SWB Ortsgruppe Graubünden sowie für das Überlassen der Akten dazu danke ich Daniel Walser. Die offizielle Gründung fand am 25. November 1978 statt. Erster Vorsitzender wurde Peter Zumthor. Frühe Mitglieder waren neben Fontana und Zumthor u.a. die Architekten Robert Obrist und Gioni Signorell, der Ingenieur Walter Bieler, die Künstler Gaudenz Signorell, Robert Indermaur und Liliana Brosi sowie die jungen Kunsthistoriker Dora Lardelli und Leza Dosch; siehe «Zukünftige Mitglieder für eine SWB-Ortsgruppe Graubünden», Beilage zu Rudolf Fontana, Peter Zumthor, Brief an den Zentralvorstand des Schweizerischen Werkbundes SWB, Domat/Ems – Haldenstein, 24. Juli 1978. Zur Gründung veranstalteten Zumthor und Fontana in Davos einen kleinen Kongress, in dem u.a. Friedrich Achleitner zur «Landschaft als Lebensraum» sowie Peter Calonder, Architekt aus Almens, zur Frage «Sind Architekturfolklorismen die einzige Antwort auf die Forderung nach einem umweltbezogenen Bauen im Alpenraum?» referierten; siehe «Einladung zur Werkbund-Versammlung 1978», 25./26. November 1978 in Davos-Platz, S. [3].

²⁶¹ Rudolf Fontana, Peter Zumthor, Brief an den Zentralvorstand des Schweizerischen Werkbundes SWB, Domat/Ems – Haldenstein, 24. Juli 1978, S. 1.

²⁶² Rudolf Fontana, Peter Zumthor, «Zweck, Ziele und Mittel der neu zu gründenden Ortsgruppe Graubünden des Schweizerischen Werkbundes, SWB», Typoskript, S. 1, Beilage zu dies., Brief an den Zentralvorstand des Schweizerischen Werkbundes SWB, Domat/Ems – Haldenstein, 24. Juli 1978.

²⁶³ Ebd. S. 2.

²⁶⁴ Peter Zumthor, «Ziele und Absichten der neuen Bündner Werkgruppe. Referat für die Hauptversammlung des Schweizerischen Werkbundes, SWB, vom 25. November 1978 in Davos», Typoskript, S. [1].

²⁶⁵ Ebd., S. 2.

²⁶⁶ Ebd., S. 2/3.

Ware würde, «die man auf den Markt wirft.»²⁶⁷ Als Teil eines neuen, eigenständigen Bewusstseins sah Zumthor eine Architektur, welche «die historisch gewachsene Siedungslandschaft Graubündens respektiert und bereichert und die trotzdem unserer Zeit verpflichtet ist.»²⁶⁸

Zumthors Standortbestimmung mit dem Tourismus als wesentlichem Faktor für die negativen Veränderungen der Kulturlandschaft Graubündens unterschied sich kaum von den zehn Jahre früher, in den Anfängen der Tätigkeit der Planungsgruppe Graubünden gemachten Beobachtungen. Dasselbe gilt für die Forderung nach einer Architektur, die auf dem Boden der Geschichte stehe und gleichwohl aus den Bedürfnissen und dem Geist der eigenen Zeit geschaffen werden sollte. Eine veränderte Gewichtung schien sich aber in dem Hinweis auf die Notwendigkeit eines «eigenen neuen Bewusstseins» abzuzeichnen. Dafür war für Zumthor mitunter vonnöten, «das wirtschaftliche und kulturelle Abhängigkeitsverhältnis der Bergbevölkerung von den städtischen Gebieten allmählich aufzulösen und in eine Form der gleichwertigen Partnerschaft zu überführen.»²⁶⁹ Tatsächlich äusserte sich die Sichtweise, dass der Tourismus die einzige Überlebenschance für das Berggebiet darstelle, lange Zeit in einer einseitigen Abhängigkeit, in der touristischen Interessen Vorrang vor allem anderen eingeräumt wurde. Eine Abkehr von dieser Form der Anpassung schien dringend notwendig. Im Appel an das Kulturbewusstsein enthalten war letztlich die Forderung nach einer ganzheitlichen Betrachtung. Allein, angelegt war diese bereits in den Bemühungen um eine gewichtigere Rolle der Planung und einer über das Einzelobjekt hinaus greifenden Gestaltung. Doch nur in kleinen Schritten schien sich diese Betrachtungsweise durchzusetzen, immer wieder gebrochen an den Widersprüchen und Komplexitäten des Alltags.

²⁶⁷ Ebd., S. 2.

²⁶⁸ Ebd., S. 4.

²⁶⁹ Ebd., S. 3/4.

ALPINE RETORTEN

«Vom Pomp zur gemütlichen Behaglichkeit» – die Industrialisierung des Tourismus

Seit der touristischen Entdeckung der Alpen im ausgehenden 18. Jahrhundert hält die Natursehnsucht der Städter ungebrochen an. War die Erfüllung dieser Sehnsucht nach Naturerlebnis und Alpenfrische bis zum Zweiten Weltkrieg einer begüterten Oberschicht vorbehalten, demokratisierte sie der wirtschaftliche Aufschwung der Nachkriegszeit. Fortan strömten grosse Mengen von Menschen in die – Idylle und Erholung vom Alltag versprechende – Bergwelt. Auch Graubünden wurde zum begehrten Ziel. Doch die veralteten Hotels aus der Gründerzeit waren dem Ansturm nicht gewachsen und entsprachen mit den feudalen, chic-steifen Interieurs auch nicht mehr den Erwartungen des neu sportbegeisterten Wintertouristen. Zudem eröffnete die Einführung des Stockwerkeigentums Mitte der sechziger Jahre die Möglichkeit von Ferien in der eigenen Ferienwohnung ausserhalb der förmlichen Hotelkultur. Ebenso setzte die wachsende Konkurrenz im Ausland den traditionsreichen Bündner Fremdenverkehr unter Druck.

Eine Einschätzung der damaligen Situation hinsichtlich des Tourismus in Graubünden und der Stimmung, in welcher sich dieser fundamentale Wandel vollzog, liefert die Einleitung des Berichts zum Projekt Soleval von 1969, mit dem eine 700 Wohnungen umfassende Feriensiedlung in der Lenzerheide geplant war: «Der stete Wandel in der sozialen Struktur der letzten Jahrzehnte führte dazu, dass der Mensch längst nicht mehr die Erfüllung seines Lebensinhaltes in der Arbeit allein findet. Die Arbeit wird im Gegenteil immer mehr das notwendige Mittel, um die individuellen Bedürfnisse während der in vermehrter Masse zur Verfügung stehenden Freizeit befriedigen können. Parallel zu diesem Strukturwandel gingen eine Lockerung der gesellschaftlichen Bindungen und ein Verlust an religiösen und ideologischen Lebenszielen einher. Diese Gefühle der Entfremdung und Entwurzelung hoffte man nun vielfach durch zeitweilige Ortsveränderungen überwinden zu können, sei es auf der Suche nach ursprünglichen Werten in der Natur oder im Kontakt mit neuen Umweltbedingungen.»¹ Aus den wenigen Zeilen ergeben sich die für die damaligen Aufgaben und Herausforderungen im Tourismus wesentlichen Elemente: der Wandel des Fremdenverkehrs vom privilegierten Zeitvertreib hin zu einem Massenphänomen; die Zunahme an Freizeit und individuellem Verhalten; die Entfremdung und Entwurzelung der Menschen von ihrer alltäglichen Umgebung; Ferien als Kontrast zum Alltag; sowie der Alpenmythos. Einige Seiten im selben Bericht später lesen wir einen Versuch, den Gast zu charakterisieren: «Der erholungssuchende Tourist stellt heute die widersprüchlichsten Anforderungen an seinen Ferienort. Er sucht zugleich die Einsamkeit und die Geselligkeit; er will mit seinem Wagen bequem zufahren können, toleriert jedoch keinen Verkehrslärm; er will an Nordhängen skifahren und an Südhängen wohnen; er möchte ein grösstmöglichst ausgebautes Angebot an Sportmöglichkeiten, will aber keine Zeit verlieren, um dieselben aufzusuchen.»² Diese widersprüchlichen Wünsche zeitigten auch ihre Wirkung in der Architektur. Für das Kleid dieses den neuen Wohlstand repräsentierenden Besitzes, aber auch für die im Hotel abgestiegenen Stadtfüchtlinge wurde eine Architektur verlangt, welche Lokalkolorit,

¹ Elektro-Watt Ingenieurunternehmen AG, «Ferienzentrum Lenzerheide. Generelles Projekt», Zürich, Juli 1969, S. 2, Typoskript [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

² Ebd., S. 18.

Authentizität und Zugehörigkeit zur Bergwelt suggerieren, gleichzeitig höchsten Komfort bieten sollte.

1967, als erst die Vorhut des modernen Alpentourismus zu erkennen war und der damit verbundene wirtschaftliche Frühling in Graubünden dankbar und kritiklos beobachtet wurde, überschrieb der Publizist Karl Rahn in der *Terra Grischuna* den in der Architektur deutlich sichtbaren Wandel bildhaft und zustimmend mit dem Titel «Vom Pomp zur gemütlichen Behaglichkeit».³ Rahn begrüßte es, dass mit den Hotelanierungen der luxuriöse Stil der Belle Epoque, der als fehl am Platz empfunden wurde, gemütlich-rustikalen Interieurs weichen musste. Mit der Ablehnung des einen und Bevorzugung des anderen wurde auch eine Befreiung vom engen gesellschaftlichen Korsett der frühen Hotelkultur verbunden. Diesen positiven Stimmen standen angesichts der Ausmasse des touristischen Booms schon bald kritische Voten gegenüber. So sprach der Architekturkritiker Friedrich Achleitner 1977 bei der touristischen Bauproduktion von einem «handsamen ästhetischen Monotonismus», der sich aus einer Vermischung von «Heimatschutzgedanken, Blut- und Bodenideologie, falschverstandenen Denkmalschutz, Naturschutz, Ortsbildschutz, aus Landschaftsklischees, touristischem Management, Spekulation, Existenzangst, Kurzsichtigkeit und Denkfaulheit» entwickelt habe.⁴ Als Ergebnis der Erfüllung der projizierten Erwartungen und Vorstellungen hinterliess der «Vogelzug der Touristen» – wie Rolf Keller die Touristenströme nannte – vielerorts strukturlose Ansammlungen breitbeiniger Jumbo-Chalets, die Dorfplätze bilden wollten, und Berghütten ab der Stange, die sich den Hang hinauf frassen.⁵ [Abb. 81] Dem Bild des Rustikalen und Dörflichen, das als architektonischer Mainstream über den ganzen Alpenraum wucherte, stand die Funktionsweise einer temporären Stadt gegenüber. Ein reiches Angebot an Dienstleistungen, Verkehrsmitteln, Einkaufsmöglichkeiten und Vergnügungen sollte es dem Gast an nichts fehlen lassen. Damit drohten jedoch genau jene Eigenschaften verloren zu gehen, derentwegen der Erholungssuchende in die Berge reiste. Er fand dort eine Kopie jener Umwelt vor, der er für eine kurze Zeit entfliehen wollte.

Doch soll es hier weder darum gehen, die gängige Lesart von Gut und Böse im Tourismus zu zementieren noch mit dem Richterhammer die Frage zu beantworten, ob der Tourismus Förderer oder Zerstörer von Kultur und Landschaft sei. Tatsache ist, dass sich in Graubünden im Zusammenhang mit dem Tourismus die Frage der Siedlungsgestalt und -entwicklung sowie der Landschaft immer wieder besonders akzentuiert gestellt hat und noch heute stellt. Anders als im Wallis oder den französischen Alpen, wo in den sechziger und siebziger Jahren zahlreiche Resorts gleichsam Stadtneugründungen entstanden, passierte der Ausbau für den grossen touristischen Ansturm in Graubünden vorab in der Weiterentwicklung der bereits bestehenden Tourismusorte und dort in erster Linie durch den individuellen Zweitwohnungsbau und die Parahotellerie. Grossprojekte, die eine offensive Herangehensweise an die widersprüchlichen Anforderungen

³ Rahn 1967, S. 5.

⁴ Achleitner 1977, S. 63.

⁵ Keller 1973, S. 184. Ein vehementer Kritiker der touristischen Entwicklung und der damit einhergehenden Vermassung im Alpenraum war auch Jost Krippendorf, von 1971 bis 1978 Direktor des Schweizer Tourismus-Verbandes. 1975 legte er mit der Publikation *Die Landschaftsfresser* eine schonungslose Analyse der ökologischen und planerischen Folgen in Ferienregionen vor; siehe Krippendorf 1975 sowie Krippendorf 1967.

des Gastes suchten, blieben eine Ausnahme oder scheiterten während der Planung. Es soll also der Frage nachgegangen werden, welchen planerischen und baulichen Umgang verschiedene Situationen mit ihrer jeweiligen touristischen Konfrontation wählten und inwiefern sie erfolgreich oder auch gescheitert waren. Oder aber wie weit sie aktive ein Angebot darstellten, das in die Nachfragestruktur eingriff.

«Aktion Meili»

Dieser Zeit der florierenden Parahotellerie war ein tief greifender Umbruch in der traditionellen Hotellerie vorausgegangen. Die Blütezeit der Bündner Grandhotels hatte mit dem Ersten Weltkrieg ein jähes Ende gefunden, an die auch in den «Goldenen Zwanziger Jahren» nicht angeschlossen werden konnte. Um die serbelnde Hotellerie vor weiterer Konkurrenz zu schonen, erliess der Bundesrat 1932 ein schweizweites Hotelbauverbot, das erst 1952 wieder aufgehoben wurde. Der Zweite Weltkrieg bewirkte einen weiteren Einbruch des Schweizer Fremdenverkehrs und den endgültigen Niedergang der Grandhotelkultur. Um die überalterten Strukturen dem Wandel der Zeit anzupassen und als Mittel zur Arbeitsbeschaffung lancierte der Bund zu Beginn der vierziger Jahre, in jener «Zeit der erzwungenen Stille», die Erarbeitung der Grundlagen für die bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten.⁶ Das Projekt, das später unter dem Namen «Aktion Meili» bekannt war, stand unter der Leitung von Armin Meili, der als Präsident der Schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung und als Vorkämpfer der Schweizerischen Landesplanung Gewähr bieten sollte, dass die Probleme in einen grösseren Zusammenhang eingebettet und die bisher kaum existente Kurortsplanung im Brennpunkt stehen würden.⁷ Während zweier Jahre arbeiteten «70 der besten Architekten der Schweiz» – darunter grosse Namen wie Hans Bernoulli, Karl Egender und Alfred Roth – am «grössten bisher in unserem Lande durchgeführten Planungswerk».⁸ In 35 Schweizer Kurorten – in Graubünden in St. Moritz, Pontresina, Davos, Klosters, Flims und San Bernardino – wurden vor Ort die bestehenden Hotelbauten sowie alle dem Tourismus dienenden Einrichtungen inventarisiert. Aus diesen Vorarbeiten wurden die Entwicklungsmöglichkeiten analysiert und daraus konkrete Projekte zur Sanierung der Kurorte entworfen.

Besondere Aufmerksamkeit rufen heute die Sanierungsvorschläge für St. Moritz und Davos hervor, die vom CIAM-Geist der daran beteiligten Architekten zeugen. In St. Moritz arbeiteten unter der Leitung von Werner Moser, der seit 1937 Mitglied der Bürogemeinschaft Häfeli, Moser, Steiger war, Hans Schmidt aus Basel, eine zentrale Figur des Neuen Bauens in der Schweiz, sowie die Bündner Architekten Bruno Giacometti und Jakob Pardrutt. Ebenso war Nicolaus Hartmann beteiligt, der als Vertreter des Bündner Heimatstils eine andere Sichtweise einbrachte.⁹ Die Planung für Davos lag in den Händen des Zürchers Ernst F. Burckhardt und des Davosers Rudolf Gaberel, der dort zahlreiche Bauten

⁶ Celio 1945. Das Projekt war Teil des Arbeitsbeschaffungsprogramms des Bundes.

⁷ Siehe Cottier 1945.

⁸ Meili 1945, S. 16; für die Liste der beteiligten Architekten siehe ebd., S. 49.

⁹ Siehe Moser 1945, S. 51.

im Geist der Moderne errichtet hatte.¹⁰ Beide Kurorte wurden von den Planern als im Grund städtische Siedlungen betrachtet, deren einst dörflicher Charakter unwiderruflich verloren sei. Als grosses Problem für das Ortsbild analysierten sie, dem purifizierenden Willen des Neuen Bauens folgend, das «Sammelsurium der wildesten Dachformen» und den dadurch hervorgerufenen Eindruck eines «unbeschreiblichen Durcheinanders». ¹¹ Die Zeichnungen der Kurorte vor und nach der Sanierung verdeutlichen dieses Verständnis und geben einen Eindruck von der Radikalität der Eingriffe: alle Walm- und Mansardendächer sowie Asymmetrie erzeugende Bauteile sollten beseitigt werden, um flachgedeckte reine Kuben zu erhalten. [Abb. 125–127] In Davos sollte das Flachdach, «um ein gutes Ortsbild zu erreichen», für grössere Neubauten gar als Pflicht festgesetzt werden, währenddessen für die niedrigeren Bauten der so genannte Bündnergiebel zulässig bleiben sollte.¹² Die Wahl der Dachform in Abhängigkeit der Gebäudegrösse und mit dem Verweis auf das Ortsbild ist hier in erster Linie eine ästhetische Frage.

Schon früher hatte sich Erwin Poeschel mit dem Davoser Flachdach auseinandergesetzt und dabei ganz andere Argumente für dessen Verwendung eingebracht als die Planer der «Aktion Meili». In einem Aufsatz, der 1928 im *Werk* erschienen war, legte Poeschel dar, dass das Flachdach, das Gaberel als hinterlüftete Konstruktion zum Wahrzeichen der Davoser Moderne gemacht hatte, weder eine neue noch eine aus ästhetischen Gründen übernommene Form sei. Das Flachdach sei einzig aus der Auseinandersetzung des Menschen mit den Extremen der Hochgebirgsnatur entstanden. Diesem Handeln nach den Regeln der Natur setzte Poeschel die rasche Entwicklung von Davos zu einem hochalpinen Kurort, einem Siedlungstypus ohne Tradition, gegenüber: «Hier nun zeigte sich sehr bald, dass man nicht mit gehobenen städtischen Ansprüchen und Einrichtungen in die hier heimischen bäuerlichen Wohnformen einziehen konnte wie in ein nur vorübergehend verlassenes Haus, anderseits aber liess sich die Natur auch nicht ein unüberlegtes Verpflanzen der Tieflandsbauten gefallen.»¹³ Für die städtischen Kurgäste mussten also eigene, auf deren Bedürfnisse einerseits, auf die Gegebenheiten des Ortes andererseits antwortende Formen geschaffen werden. Eine solche Form war in Davos nach Poeschel das Flachdach. Ein falscher Weg waren für ihn sowohl das Hineinpflanzen in den funktional fremden Kontext der bäuerlichen Baukultur als auch das Verpflanzen städtischer Hausformen.

Ohne auf diese Argumentation zurückzugreifen, erhoben die Planer der «Aktion Meili» den flachgedeckten, monolithisch wirkenden Kubus zum Ideal des städtebaulichen Grundelements. Über das Einzelhaus hinaus ging es bei den Entwürfen aber auch um die Sanierung struktureller Probleme, insbesondere chaotischer Verkehrsverhältnisse und überlasteter Dorfstrassen. Diese Vorschläge waren eingebettet in eine allgemeine Ortsplanung. Als wesentliches Element dieser und in Voraussicht auf die kommende Entwicklung schlugen die Planer sowohl für Davos als auch für St. Moritz vor, einen Zonenplan zu erstellen. Damit sollte eine weitere Ausdehnung der Siedlungen verhindert

¹⁰ Siehe Burckhardt E./Gaberel 1945, S. 66.

¹¹ Moser 1945, S. [56].

¹² Burckhardt E./Gaberel 1945, S. 70. 1961 wurde das Davoser Baugesetz revidiert und dabei das Flachdach für die Kernzone vorgeschrieben; siehe Dosch 2001, S. 227.

¹³ Poeschel 1928, S. 103.

werden. In Davos wurde empfohlen, die Zonen funktionell in eine Sanatoriums-, eine Hotel-, eine Ferien- und eine Wohnzone abzugrenzen, um dadurch Reibungen zwischen den verschiedenen Gruppen zu vermeiden.¹⁴ Diese Arbeiten bedeuteten für St. Moritz und Davos, wie auch für die meisten anderen Kurorte, eine erstmalige planerische Auseinandersetzung mit ihrem Ort. So weit Bauordnungen bestanden, enthielten sie vorab baupolizeiliche Regelungen. Zonenpläne und andere raumplanerische Instrumente waren kaum bekannt. So standen die involvierten Gemeindebehörden den Ideen der «Aktion Meili» denn auch skeptisch bis abweisend gegenüber und wollten «nichts von Planung und noch viel weniger von den ausgearbeiteten Plänen» wissen, da diese als «zentralistische Eingriffe» aufgefasst wurden.¹⁵ Doch es lag nicht allein an der grundsätzlichen Ablehnung der Planung, dass die angedachten Kurortssanierungen und Hotel-erneuerungen nicht realisiert wurden. Der erhoffte Aufschwung nach dem Krieg liess auf sich warten, so dass das Geld für die Modernisierungen fehlte.

Die «Aktion Meili» blieb deshalb als intellektuelle Leistung in der Auseinandersetzung mit dem Tourismus und als planerische Pionierarbeit ohne nachhaltige Wirkung. Erst zu Beginn der sechziger Jahre hatte die Tourismusbranche wieder Auftrieb. Aber in der Zwischenzeit hatten sich die Strukturen und vor allem die Bedürfnisse der Gäste so stark gewandelt, dass die Konzepte aus den vierziger Jahren unbrauchbar geworden waren. Die «Zeit der erzwungenen Stille» hatte den Raum aufgetan, um über die handfesten Herausforderungen im Alltag hinauszudenken und die erst keimenden Ansätze der Landesplanung mit Visionen und Entwürfen anhand der konkreten Probleme der Kurorte weiterzuentwickeln. Als die «erzwungene Stille» endlich überstanden war, trat an die Stelle der übergeordneten Planungsperspektive wieder das Interesse an der raschen Einzellösung. Von Planung und von «zentralistischen Eingriffen» in die liberale Gesellschaftsordnung wollte man nun nichts mehr wissen. Das Interesse galt der überschaubaren Erneuerung und Anpassung des Einzelobjektes an die neuen Zeiterscheinungen.

Hotelerneuerung als «Anpassungstechnik»

Die Hotellerie, respektive deren Modernisierung galten anfangs der sechziger Jahre als das «Sorgenkind des Gastgewerbes».¹⁶ Diesem Problem widmete sich auch die Zeitschrift *Werk* in ihrer Juliausgabe von 1962. Darin wurden zwei Sanierungsbeispiele von Hotels aus Graubünden gezeigt, nämlich das Kurhaus Lenzerheide und das Hotel Adula in Flims, beides ursprünglich Bauten aus der Jahrhundertwende. [Abb. 128] Während das Kurhaus Lenzerheide vom mondänen Jugendstilbau in ein nüchternes, modernes Sporthotel verwandelt wurde, entstand aus dem Hotel Adula im klassischen Schweizer Hotelstil der Jahrhundertwende ein Jumbo-Chalet. Ganz im Sinne, dass der erste Eindruck der entscheidende ist und dies für ein Hotel, das mit seinem Äusseren Werbung macht, von noch grösserer Bedeutung ist, orientieren sich die nachfolgenden Überlegungen an der Architektur in ihrer äusseren Erscheinung. Die beiden in ihrer Haltung

¹⁴ Siehe Burckhardt E./Gaberel 1945, S. 71.

¹⁵ Marti 1968, S. 743.

¹⁶ Tarnutzer 1963, S. 74.

konträren Hotelerneuerungen geben vielsagende Einblicke in die Veränderungen des Tourismus, in die Erwartungen und Vorstellungen des Gastes einerseits, die baulichen Antworten darauf andererseits.¹⁷ Auf die einfache Polarität modern versus rustikal reduziert stehen sie für die beiden seither die Tourismusarchitektur dominierenden Konzepte. [Abb. 129] Ebenso führten die späteren Diskussionen um die Siedlungsgestalt und die städtebauliche Ordnung touristischer Grossprojekte diesen Leitlinien entlang.

In der architektonischen Verwandlung dieser Hotels kristallisierte sich ebenso die Frage nach dem Verhältnis von der Architektur zu den ephemeren, modischen Strömungen unterworfenen Wünschen des Touristen. Die neue Mobilität machte es möglich, immer neue Ferienorte zu entdecken, während die Hotelbauten an den Ort gebunden waren. In der Einleitung der *Werk*-Ausgabe wies der angesichts der «ver-um-bauten» Hotels skeptische Redaktor Lucius Burckhardt auf den Konflikt zwischen der rasch wechselnden Mode und dem beständigen Bau hin.¹⁸ Tourismusmanagement werde deshalb zu einer «Anpassungstechnik», welche einerseits den der Mode folgenden Touristen der altmodischen, standortgebundenen Beherbergungsindustrie zuführen und andererseits diese Beherbergungen durch zeitgemässe Attraktionen modisch auffüllen müsse.¹⁹ Wenn das Hotel also nicht seinen Standort dem Geschmack des Publikums anpassen könne, sollte es zumindest sein Kleid der Mode anpassen. Für den Architekturhistoriker Peter Meyer war dies eine «stärkere Zuspitzung der Effekte» und er sah darin den konzentrierten Niederschlag der Ideale des Gastes in der Hotelarchitektur, nachgerade ein inhärentes Moment dieser.²⁰ Das Theatralische, Irreale und Phantastische, wie er es in seiner die «Aktion Meili» ergänzenden «Stilgeschichte des Hotels» von 1945 erläutert hatte, sollten den Gast aus dem Alltag holen und entspannen. Allerdings bestünde rasch die Gefahr, «dass die verwendeten Formen ins Überspannte, Sentimentale, Protzige, Freche wuchern», so wie es bei den einen «erschreckenden Kulturzerfall» offenbarenden Hotelpalästen des ausgehenden 19. Jahrhunderts geschehen sei.²¹ Die Ursache für die überbordende Dekadenz der Grandhotels sah Meyer im ökonomischen Aufstieg jener Epoche, dank dem das neureiche Bürgertum für eine beschränkte Zeit «den Mann von Welt» spielen und den höfischen Hotelluxus geniessen konnte.²² Der heutige Gast, also jener Mitte der vierziger Jahre, würde indessen «das Gemütliche, das Unproblematische alter Formen» der bürgerlichen, ländlichen Architektur bevorzugen, die ihn nicht an die Beschwerden des von einer modernen, technisierten Formensprache geprägten Alltags erinnere.²³ Die dazu gehörende Nachbildung historischer Formen erachtete Meyer aber nicht als unehrlich, denn es ginge ja nicht um das Vortäuschen historischer Echtheit, sondern um «Anspielungen von bewusstem Surrogatcharakter, ungefähr wie jeder

¹⁷ Siehe Maissen C. 2009.

¹⁸ Burckhardt L. 1962.

¹⁹ Ebd. Das Konzept der «Anpassungstechnik» übernahm Lucius Burckhardt von Hans-Joachim Knebel, der in seinem Buch *Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus* von 1960 den modernen Touristen analysiert hatte.

²⁰ Meyer 1945, S. 41.

²¹ Ebd.

²² Ebd., S. 42.

²³ Ebd., S. 46. Meyer spezifizierte allerdings nicht, worauf diese Einschätzung davon, was die Wünsche dieses Gastes genau sind, beruht.

Wandersport eine Anspielung auf primitives Leben in der freien Natur ist».²⁴ Die «Anpassungstechnik» sollte also nicht den ahnungslosen Gast hinters Licht führen, sondern einen um die Täuschung wissenden Gast in eine den Alltag kontrastierende Welt entführen, wobei Meyer aber immer auch Masshalten forderte. Die Kopie als Gegensatz zum Echten bliebe so in der Architektur erkennbar, der Benutzer würde zum Komplizen. Mit diesem Verständnis von Umgang mit historischen Vorbildern im spezifischen Zusammenhang der Hotelarchitektur betrachtete Meyer die «Anpassungstechnik» aus einer Optik, die der Frage um das Surrogat in der Architektur neue Impulse geben konnte.

Kurhaus Lenzerheide

Das 1882 aus einer alten Sennerei entstandene Hotel Kurhaus gilt als Geburtsort des Kurortes Lenzerheide und war lange Zeit dessen eigentlicher Motor. In den Jahren 1898 bis 1900 erbaute Nikolaus Hartmann sen., angehängt an das ursprüngliche Gasthaus, das neue Kurhaus, ein eleganter Jugendstilbau.²⁵ [Abb. 130] Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte diese Art von Luxus, Hotelkultur und gesellschaftliche Etikette veraltet. Ein neues Kleid sollte das moderne Leben, die neue Mobilität und die Weltoffenheit des Hotels zum Ausdruck bringen. Der Zürcher Architekt Robert Neukomm wählte für diese Aufgabe eine Herangehensweise, welche zwar der geforderten Erneuerung Genüge tat, die aber auch den Zwiespalt einer derartigen Verjüngungskur zur Sprache brachte. Das im *Werk* abgebildete Modell zeigt einen nüchternen, von sämtlichem historischen Ballast und komplizierten Dachlandschaften befreiten Baukörper. Die in Graubünden in der Zwischenkriegszeit sich vor allem auf Sanatoriumsbauten in Davos und Arosa beschränkende Moderne sollte als Verkörperung von Licht, Luft und Sonne nun nicht mehr dem Lungenkranken, sondern dem sportbegeisterten Feriengast zugute kommen. Auf diesem Hintergrund waren in den dreissiger Jahren vereinzelt auch in der Lenzerheide Bauten im Geiste des Neuen Bauens entstanden, so das Hotel Eden und das Hotel Scalottas, die zu Flachdachbauten mit grossen Fenstern und luftigen Liegebalkonen erneuert wurden.²⁶ [Abb. 131] Mit der Modernisierung des Kurhauses in den sechziger Jahren war aber nicht allein die Hinwendung zum Neuen Bauen beabsichtigt, sondern gleichermassen die Abwendung vom Grandhotelstil. Das neue Gesicht sollte die damals von vielen – an vorderster Front vom Heimatschutz – verpönte Hotelarchitektur aus der Gründerzeit ersetzen. Diese wurde als «Stilmaske von Schweizer Häuschen in Monumentalausgabe» oder als Vertuschung des «städtischen Komforts mit ländlichem Charme», bloss zusammengesetzt aus industriell angefertigten Surrogaten bäuerischer Ornamente, verschrien.²⁷ Die Kritik zielte auf die unverbindliche, nicht lokalisierbare und vom Fabrikfliessband stammende Ländlichkeit ab. Neukomm's Antwort darauf war eine nicht minder industrialisierte Architektur, die genauso wenig verbindlich und lokalisierbar

²⁴ Ebd.

²⁵ Siehe Ludescher 2007, S. 43; Haegi 2007, S. 43–46.

²⁶ Siehe Haegi 2007, S. 55 und 73/74. Dass sich die Lenzerheide als Heilbad hätte entwickeln können, verhinderte ein seit 1907 rechtskräftiges Verbot für den Bau und Betrieb von Sanatorien; siehe Ludescher 1993, S. 179.

²⁷ Jehle 1974, S. 943

war und statt Ländlichkeit den Glauben an den Fortschritt und die Technik demonstrieren wollte. Die gesuchte Aufwertung und Novität durch die moderne «Stilmaske» relativierte Neukomm aber umgehend. [Abb. 132–133] Gleich den einstigen Balkonen, die als vorgehängte Elemente und Holzkonstruktionen offensichtliche Zutaten der steinernen Fassade gebildet hatten, legte er die neue Balkonfront als eigenständigen Betonrahmen vor die Fassade. Diese behielt indessen ihre historisierenden Elemente wie die Ecksteine oder die Bogenfenster im Parterre. Entstanden ist ein spannungsvolles Zwiegespräch zwischen dem ursprünglichen Jugendstilbau und dem modernen Sporthotel. Als Bauwerk, das für die Entstehung des Kurortes Lenzerheide steht, blieb ihm die Bedeutung eines wichtigen Zeitzeugen bewahrt. Gleichzeitig markiert die kräftige Betonstruktur den Aufbruch in eine neue Zeit. Diese architektonische Inszenierung der Hotel-sanierung und Infragestellung der äusseren Wirkung von Architektur kann letztlich auch als kritischer Kommentar zur grassierenden «Tarnarchitektur» in den Tourismusorten, wie sie Rudolf Schilling gerade anhand von Bauten in der Lenzerheide propagierte, verstanden werden.²⁸ Auch eine Architektur als Maskierung, sei es in der Nachahmung traditioneller Bauernarchitektur oder als sportlich-modernes Kleid, ist immer eine Stellungnahme ihrer Zeit zur Vergangenheit.

Hotel Adula, Flims-Waldhaus

Das zweite Beispiel einer Hotelerneuerung, das in jener Ausgabe der Zeitschrift *Werk* gezeigt wurde, war das Hotel Adula in Flims-Waldhaus. [Abb. 128] Das Hotel war 1899 als Doppelgiebelhaus im Schweizer Heimatstil errichtet worden und stand am Anfang der ersten grossen Hotelbauphase in Flims-Waldhaus. Schon 1906 wurde das Hotel mit einem Zwillingsbau erweitert und 1929 ein Verbindungsbau errichtet.²⁹ Bei der Erneuerung Ende der fünfziger Jahre wurden die früheren Zwillingsbauten und der Verbindungstrakt aufgestockt und ein riesiges Giebeldach darauf gesetzt. Zwischen den gemauerten Eckpartien spannten sich nach dem Umbau lange Holzbalkone auf. Zusammen mit dem Satteldach erweckten sie den Eindruck einer aufgeblasenen Berghütte, welchem sich auch die letzten Spuren des Altbaus, wie die Fensterformen und -einteilungen, unterordneten. Das Vorprojekt stammte vom Zürcher Architekten Theo Schmid, der anfangs der vierziger Jahre im Rahmen der «Aktion Meili» Leiter des Zentralbüros Hotelsanierungen gewesen war und aus dieser Tätigkeit den Zustand der Schweizer Hotellerie gut kannte. Zu den Vorher-Nachher-Vergleichen des Hotels Adula und des Kurhauses Lenzerheide und zur notwendigen Erneuerung der überalteten Hotellerie zog er in der bereits erwähnten *Werk*-Ausgabe Parallelen zwischen einem in die Jahre gekommenen Hotel und der «geistigen Entfremdung vom Gegenwartsgeschehen» eines alternden Menschen.³⁰ Die Zweckgebundenheit eines Bauwerks mache es nicht möglich, dass der Bau ausser im Moment seiner Erstellung aktuell sei. Das Hotel als sich den ständig wandelnden Bedürfnissen und Erwartungen der Gäste anzupassender Betrieb

²⁸ Siehe weiter oben S. 147f.

²⁹ Siehe Anliker 1982, S. 18; Anonym 1957, S. 28.

³⁰ Schmid Th. 1962, S. 229.

müsse dementsprechend auch immer wieder sein äusseres Kleid wechseln. Schmid verstand den Hotelbau als eine transitorische Architektur, die der schnell wechselnden Mode unterworfen war und sich nicht mit strengen ästhetischen Massstäben eines «ernsten Baustils» messen liess.³¹

Eine Gegenposition zu Schmid's Vorstellung einer nach dem Modegeschmack gerichteten Hotelerneuerung nahm in derselben Ausgabe der Zeitschrift *Werk* Alberto Camenzind ein, der Chefarchitekt der Expo'64 in Lausanne. Er lehnte eine Hotelarchitektur als Experimentierfeld und Tummelplatz ab, auf dem jegliche Narrenfreiheit herrschte. Nichtsdestotrotz räumte er der Hotelarchitektur einen besondere Stellung ein, vergleichbar jener der Theaterarchitektur.³² Das Theater umfasst den Raum für das Ephemere, Vergängliche, Wechselnde, ist selber aber von beständigem Ausdruck. Es ist das verbindliche Gefäss für wechselnde Geschichten und Kulissen. In der aktuellen Hotelarchitektur vermisste Camenzind allerdings einen eigenen verbindlichen Typus, weshalb er bei der Erneuerung von Hotels aus der Gründerzeit, welche noch ein Leitbild von Lebenskultur vermitteln würden, den Weg der sanften Restauration und nicht der radikalen Verwandlung vorschlug.

Hotel Hauser, St. Moritz

Ein Projekt einer Hotelerneuerung, das sich diesen Fragen aus einer ganz eigenen Perspektive stellte, ist die Aufstockung des Hotels Hauser im Zentrum von St. Moritz durch Robert Obrist. Realisiert wurde der Umbau zwischen 1969 und 1971. Das bestehende Gebäude war ein einfacher, schlichter Flachdachbau von drei Geschossen, der 1955 über den Fundamenten eines Bauwerks aus dem 19. Jahrhundert errichtet worden war.³³ [Abb. 134] Über den Altbau wurde nun ein Tisch aus Stützen und Trägern gestülpt, auf dem konstruktiv unabhängig vom darunter Liegenden der Aufbau gestellt wurde. Vorgefertigte Stahlbetonstützen, Fassadenelemente und Nasszellen machten es möglich, dass der Bau bereits nach acht Monaten bezugsbereit war.³⁴ Das ursprüngliche Konzept sah vor, dass zu einem späteren Zeitpunkt auch der Altbau hätte ersetzt werden sollen, worauf dann aber verzichtet und das bestehende Restaurant und der Confiserie-laden umgebaut wurden.³⁵ [Abb. 135] Von aussen fallen als erstes die dünnen, feinen Stützen auf, die den schweren Körper scheinbar mühelos tragen, aber dem

³¹ Ebd., S. 230.

³² Siehe Camenzind.

³³ Siehe Engadiner Post 1965.

³⁴ Mit ein Grund für diese aussergewöhnliche konstruktive Lösung waren die Vorschriften für die Beschäftigung von ausländischen Angestellten. Ihnen zufolge war die Aufenthaltsbewilligung ausländischer Arbeitskräfte jährlich zu erneuern. Ein zunächst geplanter Abriss und ein erweiterter Wiederaufbau des Hotels hätten dessen Schliessung für einen Zeitraum von zwei Jahren bedeutet und somit die Entlassung vieler langjähriger Mitarbeiter. Dem Hotelier war es aber ein Anliegen, seine ausländischen Mitarbeiter weiterhin anstellen zu können; siehe Obrist 2002, S. [24].

³⁵ Aus heutiger Sicht ist die Zerstörung des ehemaligen Tea Rooms durch den Umbau zu bedauern, denn es stellte ein sehr schönes und in Graubünden seltenes Beispiel einer kühl-eleganten, für die fünfziger Jahre charakteristischen Inneneinrichtung dar. Architekt dieses Umbaus war Hermann Roth aus St. Moritz; siehe *Hauser Post. Amtliches Publikationsorgan von Hauser's Hotel, Restaurant und Confiserie. 50 Jahre Hauser's Hotel, Restaurant und Confiserie in St. Moritz*, St. Moritz, 30. Juni 2005, S. 9 [Archiv Hotel Hauser, St. Moritz].

Übereinander von Alt und Neu eine dynamische Spannung geben. [Abb. 136–137] Ihre Schlankheit erinnert an die filigranen Konstruktionen der Hotels aus der Gründerzeit, wo dünne, elegante Säulen die hohen Beletage-Räume aufspannten. Ein schönes Beispiel dafür ist die Salle de Conversation des Neuen Kurhauses in St. Moritz Bad aus den 1860er Jahren. [Abb. 138] Beim Hotel Hauser ist aus der Salle de Conversation die offene Sonnenterrasse geworden, die reiche Innenausstattung ist dem Logenplatz mit Ausblick auf die vorbeiflanierenden Menschen gewichen. Aber der Ort ist nicht nur Loge für den Zuschauer; dieser untere Fassadenteil als elegantes Piano Nobile wird zur Kulisse für die Sonnenterrasse als Bühne, auf der immerzu neue Geschichten erzählt, erfunden, angefangen und beendet werden. Die Analogie zum Theater, die Camenzind hinsichtlich der besonderen Stellung der Hotelarchitektur zog, ist also auch eine funktionale. Das Element des Theatralischen in seiner Bedeutung als gesellschaftliche Bühne und Loge, aber auch als etwas Erzählendes und Fremdes Suggestierendes findet als zentrales Element der historischen Hotelarchitektur Eingang in das Hotel Hauser. So spielt das Projekt mit den Elementen der historischen Hotelarchitektur und verweist damit auf die Geschichte von St. Moritz als traditionsreiche Tourismusdestination.

Doch diese Verweise auf eine klassische Typologie der Architekturgeschichte sind beim Hotel Hauser nicht eindeutig. Die starre Axialsymmetrie klassizistischer Anlagen wurde gebrochen: Den Fensterachsen des Altbaus folgend, bilden die Stützen Paare und haben einen eigenen Rhythmus. Auch die an Eckrisalite erinnernden Balkonauskragungen gehören nur auf den ersten Blick zu einer Fassadensymmetrie. Die Auskragung an der rechten Seite ist vom Gebäudeabschluss leicht eingerückt, wodurch der Bau gegenüber dem Nachbarhaus an eigenständiger Präsenz gewinnt. Als Gegensatz zu den dünnen Vertikalen im unteren Teil dominiert im Aufbau die Horizontale. Schicht um Schicht wurde das neue Haus auf das alte gesetzt. Durch die horizontale Rillenstruktur erscheinen die Betonbrüstungen noch kompakter und lassen dem Fenster viel Raum. Darin spiegelt sich das Panorama der gegenüberliegenden Bergkette; die Natur ist also gegenwärtig, allerdings als Gegenstand der Betrachtung in höflicher Distanz. Diese latente Distanznahme zur Bergidylle äussert sich auch im Umgang mit der Produktionsweise der Vorfertigung und in der Rillenstruktur der Betonelemente. Die unregelmässigen Abstände zwischen den Rillen suggerieren das Zufällige, Unpräzise und Rohe. Es erinnert an einfache Holzställe und Scheunen, die mit verschiedenen breiten Holzbrettern beplankt sind. Diese Architekturen ohne Architekt – Benedikt Huber sprach von «Architektur des Zufalls» – entstanden aus dem, was gerade vorhanden war und in der Art, wie es für den Alltag und die Arbeit notwendig war, ohne expliziten Anspruch an eine ästhetische Aussage. Damit schloss Obrist an zeitgenössische Diskussionen an um den Umgang mit der traditionellen Architektur als Vorbild. Ebenso verwies er auf die Bedeutung des Archaischen als Rebellion zur Technisierung und Standardisierung.³⁶

³⁶ Unter dem Titel «Architektur des Zufalls» ortete Benedikt Huber 1963 eine Rebellion der jungen Architektengeneration (zu diesen zählte er Walter Förderer, Ernst Gisel, Oswald Mathias Ungers) gegenüber der Vorherrschaft der Technisierung und Standardisierung, indem sie durch die Variation und das Spontane die durch Rationalisierung gehemmte Gestaltung aufbrechen würde; siehe Huber B. 1963. Postwendend erhielt Huber von Georg Schmidt, dem ehemaligen Direktor des Kunstmuseums Basel, Antwort, der die Existenz von Zufall in der Architektur absprach. Die von Huber genannten Vorbilder für diese Architektur, provisorische Bauten und Mittelmeerdörfer, würden denn auch gerade nicht den Zufall, sondern den «handwerklichen Funktionalismus' reinsten Wassers» zeigen. Ihre Schönheit liege in der «beneidenswerten Absichtslosigkeit», in der die Einheit des Materials, der Konstruktion, der Herstellungsart und der Funktion erfüllt sei.

Das Hotel Hauser zeigt, dass sich die beiden konträren Positionen nur scheinbar ausschliessen. Gleichzeitig spielt es mit den ihnen je innewohnenden Widersprüchlichkeiten. Die unregelmässige Struktur suggeriert das Zufällige, ist jedoch maschinell hergestellt und offensichtlich das Resultat einer bewussten Gestaltung. Die explizit als vorfabriziert gezeigten Betonelemente wiederum widerlegen die gängige Vorstellung, dass Präfabrikation und Standardisierung gleichzusetzen sind mit starrer Regelmässigkeit. Die durch Standardisierung erreichte Wirkung einer einfachen Bretterschalung eines Stalls kann auch als differenzierte Kritik an einer falschen Anpassung an die bäuerliche Baukultur verstanden werden, ein Thema, zu dem sich Robert Obrist immer wieder äusserte. Anstoss nahm er aber nicht an der Tatsache an sich, dass traditionelle Formen wieder verwendet wurden, sondern daran, dass sie aus ihrem ursprünglichen Funktionszusammenhang herausgerissen als ästhetische Einzelform eingesetzt wurden. Beredtes Beispiel war für Obrist der Erker am freistehenden Haus. [Abb. 139] Einst in den engen, schattigen Dorfgassen aufgrund der limitierten Fenstergrösse eine Möglichkeit, etwas mehr Licht in die Stube zu erhalten, sei der Erker am freistehenden Haus mit raumhohen Öffnungen funktionslos geworden. Und angesichts der Rolle des Erkers als Ausguck auf den Dorfplatz zur Teilnahme am Geschehen auch soziologisch funktionslos: «Erker sind, in einer Epoche des unbeteiligten, stereotypen Kopfnickens hinter der Wagenscheibe und für Menschen, die sich womöglich nicht einmal beim Hundespaziergang treffen wollen, groteske Vorstellungen oder billige architektonische Alibis.»³⁷ Das Hotel Hauser will weder eine bombastische Alphütte noch ein idyllisches Bauernhaus sein, sondern ein Hotel in einer Alpenstadt. Aus der Diskrepanz der Gegensätze von Rustikal und Modern wurde hier eine reizvolle Einheit, ausserhalb von Volkstümelei und eines rigiden Funktionalismus.

Tourismus im dialektischen Spannungsfeld

Diese Lesart des umgebauten Hotels Hauser verweist letzters auf das grundsätzliche Dilemma des Tourismus und des alpinen insbesondere. Das vom Touristen gesuchte Unberührte, Elementare und Abenteuerliche in den Alpen wird im Moment der Erfüllung dieser Sehnsucht vernichtet. Der deutsche Schriftsteller und Kritiker Hans Magnus Enzensberger sah in seiner «Theorie des Tourismus» von 1958 in diesem Entwicklungsgang einen dialektischen Prozess. Gerade diese Dialektik sei aber auch der Motor der touristischen Entwicklung: «Die Voraussetzungen des Tourismus sind zugleich Wirkungen, seine Wirkungen Voraussetzungen für seine weitere Ausbreitung, wie Strom und Magnetfeld im Schwingkreis einander verstärken.»³⁸ Die Assoziation mit einer physikalischen Grundkraft, die in Form der Elektrizität grundlegend für die industrielle Entwicklung war, führte Enzensberger noch weiter, indem er den Fortschritt des Tourismus anhand

Schmidt plädierte dafür, dass sich die Architekten dem brennenden Problem der Standardisierung und Präfabrikation dringend annehmen sollten, «statt es dem Zufall der verantwortungslosen Unternehmertypen zu überlassen.»; siehe Schmidt G. 1963. Siehe auch Maissen C. 2009, S. 39–40.

³⁷ Obrist 1973, S. 152.

³⁸ Enzensberger 1958, S. 710 und 712.

der Begriffe der Normung, Montage und Serienfertigung veranschaulichte. Mit der Erfindung des Reiseführers sei die Sehenswürdigkeit zum genormten Grundelement des Reisens geworden, das von der Reiseindustrie zur vorgeschriebenen, risikofreien Route montiert und in grosser Serie zu günstigen Preisen angeboten würde.³⁹ Errungenschaften der industriellen Herstellung werden zu Phänomenen der Tourismusindustrie. Das dialektische Oszillieren zum einen und die Industrialisierung zum anderen lassen sich in der touristischen Entwicklung in Graubünden auf verschiedenen, für die Architektur bedeutsamen Ebenen beobachten.

Eine Konstante bilden dabei die diskrepanten Wünsche und widersprüchlichen Anforderungen des Touristen, der sowohl Einsamkeit, Naturnähe und Ruhe als auch Attraktion, Urbanität und eine gute Verkehrserschliessung verlangt. Diese Widersprüche widerspiegeln sich in der Wahrnehmung der für die Erfüllung dieser Wünsche notwendigen Infrastrukturen und der dadurch veränderten Landschaft. Als Konstruktionen, die den Genuss der Landschaft und des Alpenpanoramas für die breite Masse ermöglicht, stiessen die ab den fünfziger Jahren auf jeden Berg hochgezogenen mechanischen Anlagen, also Seilbahnen und Skilifte, auf wenig Ablehnung. Als technisches Versorgungssystem war ihre funktionale Sprache verständlich, genauso wie die Strassen, Bahnen, Staumauern und Stromleitungen als notwendige und logische Systeme des modernen Lebens akzeptiert waren oder gar Faszination auslösten.⁴⁰ Weil ihre Bedeutung für das tägliche Leben evident war, war auch die Menge der technischen Systeme und das dadurch entstandene «visuelle Chaos» in der Landschaft nicht a priori mit einer negativen Bewertung verbunden.⁴¹ In den Liftanlagen und Seilbahnen konnten sich die von Enzensberger für die Industrialisierung des Tourismus verantwortlichen Erscheinungen der Normung, Montage und Serienanfertigung augenfällig und unverhüllt zeigen. Selbst die eigentlichen Bauten wie die Seilbahnstationen blieben von der Verhüllung durch ein Alphüttenkleid verschont. [Abb. 140] Neue Materialien wie Eternit und Konstruktionen aus Metall wurden für die neuen Bauaufgaben verwendet; für die Belastungen durch die Wetterextreme des Hochgebirges wurden eigene Formen erfordert. Landschaftlich an exponierten Lagen situiert und damit weitherum sichtbar bekundeten die Bergstationen die Beherrschung der menschlichen Technik über die gebändigte Natur. Diese dem Freizeitvergnügen dienenden Anlagen brauchten keine Architektur mehr, welche die neue Technik in eine heimatliche Sprache übersetzen würde, wie es beispielsweise bei den frühen Kraftwerkbauten zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu sehen ist: Eine an die regionalen Formen angelehnte Architektur sollte damals helfen, die unbekannte, gar furchteinflössende Technik mit einer bekannten, vertrauten Sprache den Menschen näher zu bringen.⁴² Die Faszination für Seilbahnen und Sessellifte illustrieren denn auch ihre zahlreiche Abbildung auf Werbeplakaten jener Jahre, wo sie dem Gast das Bild eines modernen, sportlichen und komfortablen Wintersportortes vermitteln sollten.

³⁹ Siehe ebd., S. 713–715.

⁴⁰ Siehe Achleitner 1976, S. 551–552.

⁴¹ Ebd., S. 552.

⁴² Ein Beispiel hierfür ist die Zentrale Küblis von Nicolaus Hartmann, erbaut 1922, siehe Clavuot/Ragettli 1991, S. 70ff.

Im Widerspruch zur positiven oder zumindest indifferenten Wahrnehmung des technischen «Chaos» in der Landschaft stand die zwar oftmals ebenso gleichgültige, tendenziell jedoch kritische Haltung gegenüber den Auswirkungen des Massentourismus im Siedlungsbild. Wurden die technischen Systeme als mit der Landschaft «beziehungsfähig» betrachtet, galt Gleiches nicht für die Systeme Hotel- und Ferienbauten.⁴³ Aus Ratlosigkeit über einen angemessenen Umgang mit dem neuen Gesicht und den neuen Dimensionen des Tourismus war für viele Architekten und Planer der Rückgriff auf die traditionelle Architektur der gängige Mechanismus. E. Zietzschmann sprach schon 1957 in einem Artikel über das Neue Bauen in Graubünden von einer «Vogelstrausspolitik», bei der die neuen Probleme nicht mit den Mitteln der eigenen Zeit, sondern im «Halbschatten des sogenannten Heimatstils» gelöst würden.⁴⁴

Damit im Zusammenhang, in den damaligen Diskussionen allerdings selten zur Sprache gebracht, stand die Befindlichkeit der einheimischen Bevölkerung angesichts dieser strukturellen und optischen Veränderungen ihrer Umwelt. Auch diese Menschen waren oftmals in einer widersprüchlichen Situation. Richard Weiss wies 1957 in seinem Aufsatz zur Krise des alpinen Menschen in der Gegenwart auf dessen Dilemma indirekt hin, indem er den vom Tourismus immer wieder neu erfundenen Berg- und Bauernmythos in Bezug auf die realen Lebensverhältnisse der Bergbevölkerung deutlich relativierte und das von aussen verherrlichte Beharren auf Tradition einen «Zwangskonservatismus» nannte. Denn dieser Konservatismus würde nicht auf freier Entscheidung fussen, sondern in den fehlenden wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten liegen.⁴⁵ Damit einhergehend brach er auch mit der These des «gesunden Bauernstands» als Gegensatz zur krankmachenden Stadt. Weil nämlich gerade das Gegenteil der Fall sei und die städtische Lebensweise weit gesünder als die oft mangelhaften Hygiene-, Ernährungs- und Wohnverhältnisse in den Bergtälern.⁴⁶ In jenen Orten, wo der Tourismus wirtschaftliche Prosperität ermöglichte, drängte der nach der ursprünglichen Alpenkultur suchende Gast nach einem kulturellen Verharren, respektive scheinhaften Aufrechterhalten von Tradition, was sich auch in einer entsprechenden Architektur zeigte. Gleichzeitig verstärkten nach Weiss die mit der Anwesenheit von Touristen den Einheimischen vor Augen geführten Möglichkeiten des modernen Lebens den Wunsch nach städtischen Lebensformen. Dieses Spannungsfeld würde sich für viele in einem beruflichen Doppelleben äussern: «Im Sommer ist [der Bündner] Bauer, Bauarbeiter oder Handwerker in den bescheidenen Verhältnissen seines Dorfes, im Winter jedoch braungebrannter und von der Damenwelt umschwärmter Skiheld in den glanzvollen Hotels, in den Bars und Dancings.»⁴⁷ Gleichzeitig würde diese berufsbedingte Spaltung in zwei verschiedene Gesichter, die Weiss «Portiermentalität» nannte, oftmals eine Rückbesinnung auf die vom Gast

⁴³ Achleitner 1976, S. 552.

⁴⁴ Zietzschmann 1957, S. 30.

⁴⁵ Weiss R. 1957, S. 249.

⁴⁶ Siehe ebd., S. 241 und 247. 1947 wurde in der Bundesverfassung unter Artikel 31^{bis}, Absatz 3, lit. b die «Erhaltung eines gesunden Bauernstandes» als öffentlicher Auftrag festgehalten, wobei sich in der Praxis dies vor allem als Forderung nach einer leistungsfähigen Landwirtschaft äusserte; siehe Fritzsche 1998, S. 105.

⁴⁷ Hansmartin Schmid, «Sie ziehen in die Weite...», in: *National-Zeitung* vom 23. November 1965; zitiert nach Fritzsche/Romer 2000, S. 362.

bewunderten lokalen Eigenheiten bewirken.⁴⁸ Die durch den Tourismus ausgelösten «Modernisierungen» waren folglich doppelter Natur, indem sie auf der einen Seite den Einheimischen eine Besserung der Lebensverhältnisse brachten, auf der anderen Seite die Pflege der Tradition förderten. Auch die in siebziger Jahren einsetzenden kritischen Diskussionen zur Entwicklung von Tourismusorten und deren Folgen für die einheimische Bevölkerung argumentierten entlang dieser Rückkoppelung zwischen lokaler Kultur und äusserem Einfluss, indem der Tourismus entweder als existenzielle Bedrohung oder aber gerade umgekehrt als unerlässliche Stützung für die Erhaltung der lokalen Kultur betrachtet wurde.⁴⁹

Diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, in der parallel sich scheinbar ausschliessende Kräfte wie Bewahren der Tradition und kultureller Umbruch oder Stabilität und Dynamik wirken, kennzeichnet generell wirtschaftliche Wachstumsphasen.⁵⁰ Ein stark präsenter Tourismus forcierte indessen heterogene Strukturen und gesellschaftliche Brüche zusätzlich. Raumordnend äusserte sich dies in Graubünden in einem dichten geografischen Nebeneinander von kleinsten landwirtschaftlich dominierten Bergbauerndörfern und von Tourismusorten, die von einer internationalen Gästeschar und ihren urbanen Bedürfnissen geprägt waren. Hinzu kamen für die Bevölkerung der Tourismusorte die saisonalen Brüche, mit denen sich ihre Heimat im Wechsel der Jahreszeiten vom überschaubaren, stillen Dorf zur lebhaften Stadt verwandelte. Angesichts dieses regelmässigen Wechsels stellt sich die Frage, ob es sich dabei um ein Dorf handelte, das zweimal pro Jahr sich als Stadt aufführte, oder um eine Stadt, die zwischendurch in dörflicher Beschaulichkeit vor sich hin schlummerte. In welcher Hinsicht sind diese Orte von urbanen Phänomenen gekennzeichnet, die im welchem Kontext und für wen wirksam sind? Und welche Bedeutung ist den dörflichen, lokalen Elementen zuzuschreiben? Diese – schwerlich zu beantwortenden – Fragen machen deutlich, dass sich diese in der Nachkriegszeit rasch neu entstandenen Strukturen nicht mit dem gängigen Stadt-Land-Gegensatz erfassen lassen.

Die Verstädterung des Alpenraums wurde aber nicht erst mit dem Tourismus- und Bauboom der Nachkriegszeit konstatiert. Neben dem vielzitierten Jean-Jacques Rousseau, der die Schweiz bereits im 18. Jahrhundert als verstädtertes Alpenland beschrieben hatte, soll hier jener Beobachter über das Davos der letzten Blütezeit als Lungenkurort zwischen den beiden Kriegen angeführt werden, welcher von der Entwicklung des Dorfes zur «Sanatorienstadt» gesprochen hatte.⁵¹ Die Bezeichnungen «Sanatorienstadt» oder jene oft gehörte der «Alpenstadt» verdeutlichen, dass diese Orte gleichwohl nicht als Städte im klassischen Sinn verstanden wurden, sondern als etwas davon Verschiedenes. Mit dem Zusatz der Funktion «Sanatorium» oder der topografischen

⁴⁸ Weiss R. 1957, S. 239.

⁴⁹ Siehe Kessler 2000, S. 110 und 111.

⁵⁰ Siehe Siegenthaler 1994, S. 14.

⁵¹ «Die Schweiz ist gewissermassen eine einzige, grosse Stadt, in dreizehn Quartiere aufgeteilt, von denen einige in Tälern, andere in hügeligem Gelände und wieder andere in den Bergen liegen [...]; die einen sind dicht, andere weniger dicht besiedelt, dicht genug jedoch, als dass man sich immer noch in der Stadt wähnt.» Jean-Jacques Rousseau, Lettre à M. le Maréchal de Luxembourg, 20. Jan. 1763, in: ders., *Œuvres complètes*, Pléiade, I, Paris, 1963; zitiert nach Corboz 2001, S. 45. Zur «Sanatorienstadt» siehe Walser 1926, S. 114. In der ersten und zweiten Ausgabe Walsers *Landeskunde der Schweiz* von 1908 resp. 1914 ist die Bemerkung zur «Sanatorienstadt» noch nicht zu finden.

Lage «Alpen» wurden die Besonderheiten dieser städtischen Orte kennzeichnet. Im Fall von St. Moritz war 1963 in der *Terra Grischuna* von einem «Gemeinwesen mit ausgeprägten städtischen Zügen» die Rede.⁵² Die vergangene Form von St. Moritz als Kurort wurde als nicht-städtische Vorstufe hierzu verstanden, was insofern bemerkenswert ist, als dass bereits die grossen Hotelpaläste des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts eigentliche städtische Dienstleistungszentren mit Kurarzt, Orchester und hauseigener Tageszeitung gewesen waren. Im Verlauf der Zeit wurden städtische Dienstleister wie Anwälte, Banken, spezialisierte Einkaufsgeschäfte und Treuhänder zur selbstverständlichen Ausstattung eines Tourismusortes.

Diese Zwitterformen zeigten sich auch in einer baulichen Struktur, der es, um Stadt zu sein, an Dichte, Strassen und Plätzen und vielfach an einem Zentrum fehlte.⁵³ Die ausgeprägte Öffentlichkeit «echter» städtischer Orte, die unter anderen Aspekten letztlich auch zu den alten Dorfkernen gehörte, zerstreute sich in Tourismusorten im Sammelsurium solitärer Aktionen, in einer «Stadt ohne Körper», wie es Christian Mueller Inderbitzin jüngst in Bezug auf die «Temporäre Stadt Oberengadin» formuliert hat.⁵⁴ Am Anfang dieser von der Öffentlichkeit abgewandten Selbstbezogenheit stünden die grossen, isolierten Hotelpaläste mit ihrer «Bedeutungslosigkeit für die potentielle Formung eines Stadtkörpers».⁵⁵ Als wichtigste Komponenten dafür nannte Mueller Inderbitzin die räumliche Ablösung des Innenraums vom Aussenraum und die Benutzung der Landschaft als bildhafte Aussicht. Gerade mit letzterem würde sich die temporäre Stadt von anderen Städten unterscheiden. Denn während die Landschaft der Stadt als Hintergrund diene, sei im Falle touristischer Orte gerade in den Alpen das Umgekehrte der Fall, nämlich dass die Landschaft und vor allem die Bergkulisse der Vordergrund bildeten.⁵⁶ Auch wenn das Grandhotel der Jahrhundertwende nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Reiz einbüsste, blieb das darin angelegte Konzept urbanen Komforts bei gleichzeitiger Ausschluss städtischer Öffentlichkeit sowie die Fernhaltung der Natur zur ästhetisierenden Betrachtung wesentliches Leitbild für den Tourismus. Und nach wie vor, trotz veränderter Verhältnisse, wurde am Fremdenverkehr der Belle Epoque die Entwicklung gemessen.

Retortenstadt Avers – «Modellfall einer Projektierung mit Hindernissen»

Das Renommée der traditionsreichen Kurorte nutzend erfolgte in Graubünden der Ausbau für den touristischen Grossandrang in den sechziger Jahren vorab durch den Ausbau der bestehenden Tourismusorte. Im Vergleich dazu sei auf die Entwicklung in den französischen Alpen hingewiesen, wo innert weniger Jahre meist oberhalb des

⁵² Bildunterschrift zu Foto des Crystal Hotel in St. Moritz von Karl Steiner in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Der Baumeister und sein Werk»], 22 (2), April 1963, S. 84/85.

⁵³ Siehe Eisinger 2008, S. 2.

⁵⁴ Mueller Inderbitzin 2008, S. 29.

⁵⁵ Ebd., S. 30.

⁵⁶ Siehe ebd., S. 30.

dauerbesiedelten Gebiets zahlreiche sogenannte «stations d'hiver» neu gebaut wurden. Gefördert durch die staatlichen Fünfjahrespläne und als Teil der französischen Gesellschaftspolitik wurden im Hochgebirge fernab der Zivilisation nachgerade Stadtgründungen getätigt, um Erholungsmöglichkeiten für Frankreichs Mittelstand und Arbeiterklasse zu schaffen. Ein bekanntes Beispiel ist die des Bauhaus-Architekten Marcel Breuer entworfene Station La Flaine in Hochsavoyen aus den Jahren 1960 bis 1976. Die rhetorische Architektur dieser hochalpinen Retortenstadt eröffnete einen neuen Zugang zur Bergwelt. [Abb. 141–142] Zu Beginn der siebziger Jahre drehte der in Zuoz und München wohnhafte Architekt Tino Walz einen Film über diese «Touristenzentren, die, auf dem Reissbrett entworfen, in kaum besiedelten Gegenden aus dem Boden gestampft wurden.»⁵⁷ Nach der Filmvorführung in Silvaplana erschien in der *Engadiner Post* ein kritischer Kommentar zu den französischen Retortenstädten: «Zweifelloos kann mit solchen «neuen» Wintersportstädten mit zehn- bis zwanzigtausend Betten die ständig steigende Nachfrage nach Ferienmöglichkeiten aus den Millionenstädten eher befriedigt werden als mit dem konventionellen touristischen Angebot. Andererseits kann nicht verschwiegen werden, dass der Mensch aus der anonymen Masse der Grossstadt in die Masse der Touristenstadt gepfercht wird.»

Dass solche Projekte in Graubünden nicht realisiert wurden, lag wohl an der sich seit der Zwischenkriegszeit abzeichnenden Differenzierung der Übernachtungsarten, bei der die Gäste nun auch in kleinen Pensionen und Ferienwohnungen logierten, wie auch an einer allgemeinen Zurückhaltung gegenüber derartigen Dimensionen.⁵⁸ Auch Grossprojekte bescheideneren Umfanges, wie sie etwa im Wallis entstanden, blieben die Ausnahme, wobei die Liste Makulatur gebliebener Ideen lang ist. Als Beispiel sei hier «Vallada Nova» genannt. [Abb. 143] Zu Beginn der siebziger Jahre beabsichtigte das russische Fürstenpaar Kropotkin, oberhalb von Vattiz in der Val Lumnezia für 145 Millionen Franken eine Feriensiedlung von 3'000 Betten zu erstellen, bestehend aus vier Dörfern in traditioneller Mischbauweise, einem Kurzentrum sowie am höchsten Punkt des Geländes einem grossen Hotel.⁵⁹ Mit diesem «Monster-Projekt», wie es in der *Bündner Zeitung* hiess, versprach sich das seiner Armut wegen «Sizilien der Schweiz» genannte Bergtal den notwendigen Aufschwung.⁶⁰ Angesichts anderer Beispiele, wo «bündnerische Kommunen verantwortungslosen Spekulanten auf den Leim gekrochen» waren, bremsten die kantonalen Ämter das Projekt und verlangten eine etappenweisen Ausbau sowie einen Vertrag zwischen Investor und Gemeinde, der letztere von jeglicher Verpflichtung entbinden sollte.⁶¹ Das Projekt scheiterte jedoch und übrig blieben vierzehn begonnene Ferienhäuser, welche dann von Privaten übernommen wurden.⁶²

Zu dieser Liste gescheiterter Pläne gehört auch das Projekt Cresta-Juf im Avers, wo in den sechziger und siebziger Jahren Genfer Investoren ein Skigebiet mit knapp zwei Dutzend Anlagen sowie eine Ferienstadt mit 10'000 Betten errichten wollten. Mit diesen

⁵⁷ mm 1973. Walz war eigentlich Schweizer, hatte aber in München studiert und später dort gearbeitet.

⁵⁸ Siehe Kessler 2000, S. 100/101.

⁵⁹ Siehe Bieler 1975a.

⁶⁰ Bieler 1975b.

⁶¹ Bieler 1975c.

⁶² Siehe Blumenthal/Caduff/Capaul 1996, S. 84.

Dimensionen an Übernachtungskapazität – weniger in Bezug auf die Grösse der geplanten Skiregion – hätte das Vorhaben im bündnerischen Kontext jeglichen Massstab gesprengt. Selbst die Lacuna in Chur war nicht so gross. Hinzu kam die eklatante Disproportion zwischen den gigantischen Projektausmassen und dem nur dünn besiedelten und touristisch bis dahin kaum erschlossenen Aversal, so dass das Projekt einer für Graubünden beispiellosen Gründung einer Retortenstadt gleich gekommen wäre. Zu Beginn der sechziger Jahre hatte das Projekt als ökonomischer Hoffnungsschimmer am Horizont des abgelegenen Bergtals aufgeleuchtet, fünfzehn Jahre später blieb von den grossen Plänen ausser zwei Skiliften nichts mehr übrig. Richard Brosi, der zeitweise in die Planung von Cresta-Juf involviert war, bezeichnete das Projekt im Rückblick als «Modellfall einer Projektierung mit Hindernissen», aus dem für die Zukunft wichtige Schlüsse zu ziehen seien, gerade in Bezug auf Planungsfragen.⁶³ Deshalb interessierte Brosi vor allem die Frage, «inwieweit wir mit den uns heute in der Planung und in Form von Gesetzen und Verordnungen zur Verfügung stehenden Mitteln in der Lage sind, ein von einer privaten Finanzgruppe geplantes und gefordertes Projekt eines touristischen Zentrums auf die Bedürfnisse und Interessen der einheimischen Bevölkerung abzustimmen und dadurch eine Entwicklung einzuleiten, die eine Alternative darstellt zur massiven Abwanderung der jungen Generation aus den Berggebieten in die wirtschaftlichen Zentren des Tieflandes.»⁶⁴

Die politischen, aber auch geografischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen hatten den Verlauf der Projektierung wesentlich beeinflusst, weshalb die Darstellung des architektonischen Projektes Cresta-Juf ohne die Kenntnis dieser Zusammenhänge, die hier an erster Stelle aufgearbeitet werden sollen, nicht auskommt. In diesem komplexen, immer wieder vor neuen Hürden stehenden Prozess war die architektonische Konzeption auf den ersten Blick ein Nebenschauplatz. Gleichzeitig war in ihr die Frage nach den Grundsätzen für die Neugründung eines Ferienzentrums in der Abgeschiedenheit eines Bergtales komprimiert. Im Entwerfen des planerischen Rahmens waren Antworten zur Beziehung mit der Dorfbevölkerung, zum Umgang mit der Landschaft und zur Verbindung mit der vorhandenen Siedlungsstruktur zu finden.

Voraussetzung: «Zuallererst die Strasse»

Die Geschichte des Avers ist ein Paradebeispiel dafür, wie das Bestehen peripherer Bergregionen seit jeher untrennbar mit dem Fortschritt ihrer Erschliessung zu verstehen ist. Die Strasse als Lebensader bringt Veränderungen ins Tal und eröffnet Perspektiven für das wirtschaftliche Überleben. Die Ausbautetappen der Verbindungen des Avers zur Aussenwelt in den letzten 130 Jahren markieren denn auch die grossen Einschnitte in das Leben der Talbewohner. Erhofften die einen in den besseren Wegverhältnissen neue Erwerbsmöglichkeiten, um im Tal bleiben zu können, bedeuteten sie für andere die Chance, einfacher aus der Enge der Heimat auszuziehen. Bis zum Ende des

⁶³ Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 2, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

⁶⁴ Ebd., S. 2 und 3.

19. Jahrhunderts war das Tal vornehmlich nach Oberitalien ausgerichtet, indem die Ware über die Berge zu den dortigen Märkten getragen wurde. Durch die Schlucht des Averser Rheins ins Schams führte nur ein schlecht begehbarer Saumweg. Die Umorientierung nach Norden erfolgte Ende des Jahrhunderts mit dem lang ersehnten Bau der Kantonsstrasse in den Jahren 1890 bis 1895.⁶⁵ Mit der neuen Verbindung hielt auch der Tourismus Einzug, um 1900 wurden in Avers-Cresta das Hotel Kurhaus und das Hotel Heinz sowie in Juf eine Pension in Betrieb genommen.⁶⁶ Ab 1904 brachte die Pferdepost die Gäste von Andeer in die Sommerfrische nach Cresta, ab 1925 das Postauto.⁶⁷ Für den motorisierten Verkehr ganzjährig erreichbar wurden die Siedlungen im Avers aber erst 1959 mit der Eröffnung der neuen Kantonsstrasse. Der Ausbau der Strasse, der auch den Bau von einem Dutzend neuer Brücken mit sich gebracht hatte, war durch den Bau der Kraftwerke Hinterrhein ausgelöst worden. [Abb. 144] Für die Grossbaustellen der Staumauer Valle di Lei sowie der Maschinenkaverne Ferrera waren breite Strassen notwendig, welche den schweren Lasten Stand zu halten vermochten. Nebst der guten Verbindungsstrasse brachte der Kraftwerksbau die Elektrifizierung der Häuser, eine bessere Wasserversorgung sowie mit den Konzessionsgebühren und Wasserzinsen Geld in die leere Gemeindekasse.⁶⁸ Für das von Abwanderung und Überalterung betroffene Tal, das dem Grossunternehmen anfänglich noch skeptisch gegenüber gestanden und «Befürchtungen mannigfaltiger Art» gehegt hatte, bedeuteten diese Neuerungen Grund zum Optimismus und entsprechend war man der Kraftwerksgesellschaft dankbar für ihr «menschlich mitfühlendes Verständnis für unsere Nöte».⁶⁹

Mit den neuen, modernen Infrastrukturen wurden Hoffnungen vor allem in den Wintertourismus gesetzt, für den Avers bislang noch als «Neuland» galt.⁷⁰ Schon bald versprachen sich diese zu erfüllen, denn 1962 entschied die Genfer Unternehmung Société générale pour l'Industrie (SGI), den Ausbau des Tals zum Skigebiet zu prüfen.⁷¹ Skigebiets-Experten aus dem Berner Oberland und aus Zermatt erachteten die geografischen, klimatischen wie verkehrstechnischen Bedingungen als geeignet für einen touristischen Ausbau, so dass bereits ein Jahr später die Cresta-Juf Sportförderung AG (CJS) mit Sitz in Avers-Cresta als Projektträgerin gegründet wurde.⁷² Dass die neue Zufahrtsstrasse, welche mit der sich in Bau befindlichen N13 und der für 1967 in Aussicht gestellten Eröffnung des San Bernardino-Tunnels in naher Zukunft zusätzliche Attraktivität erlangen würde, ausschlaggebend für die positive Prüfung war, machen die diesbezüglichen Bemerkungen in der Projektbroschüre von 1967 deutlich. Es wurde vermerkt, dass eine sichere, leistungsfähige und den Blick auf die Naturschönheit bietende Anfahrt zentrale

⁶⁵ Siehe Stoffel 1938, S 99–115, 210–214.

⁶⁶ Zur Entstehung des Tourismus im Avers siehe Weber H. 1985, S. 108–114.

⁶⁷ Siehe «Ortsplanung Avers. Bestandesaufnahme Tourismus und Verkehr. Auszug aus dem Bericht der Arbeitsgruppe Tourismus und Verkehr vom März 1973», Typoskript, S. 2/3 [FRAK WaMB].

⁶⁸ Siehe Terra Grischuna 1963b.

⁶⁹ Mani 1963.

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Die vor allem in der Planung und Finanzierung von Kraftwerken aktive Firma war wohl durch den Ausbau der Wasserkraftwerke Hinterrhein, der für die Schweiz eines der grössten Energieprojekte jener Zeit bedeutete, auf das Tal aufmerksam geworden

⁷² Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Projet d'une station touristique à Cresta-Juf. Résumé de l'étude de synthèse SGI du 3 février 1967*, 20. Februar 1967, S. 4 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen].

Grundbedingung für einen Wintersportort sei. Beispiele wie Val d'Isère würden zeigen, dass ein gefährlicher Anfahrtsweg ein schlechtes Licht auf einen noch so modernen Ferienort werfe. Diese Erfahrung würde den Grundsatz beweisen: «Zuallererst die Strasse».⁷³

Die Konstellation von Kraftwerkbau, Strassenbau und darauf folgender touristischer Entwicklung mit der Erschliessung neuer Skigebiete und dem Ausbau der Beherbergungsinfrastruktur teilte das Avers mit Vals. Gemeinsam war den beiden Walsersiedlungen ihre bis zum Ausbau der Strassen durch die Kraftwerksgesellschaften schlecht erschlossene Lage und eine daher bescheidene touristische Infrastruktur. Erst die Nutzung der wasserreichen Landschaften zur Energiegewinnung im grossen Stil bot die Voraussetzungen für eine nicht minder grosse Nutzung der Natur als Erholungslandschaft. Dem mit dem Nachkriegsboom einsetzenden Energiehunger der wachsenden Städte im Unterland folgte auf dem Fuss der Hunger nach Erholung und Natur, wobei beides vielfach am selben Ort gestillt wurde. Staumauer, Stromzentrale, Skilift und Sporthotel stehen in Graubünden denn auch vielerorts in vertrautem Nebeneinander. Strom- und Liftmasten vermessen die Landschaft, Staumauern und Hotelanlagen ordnen als optische Barrieren den Raum neu. Im Kontrast zu dieser inneren Abhängigkeit steht vielfach eine äussere Distanzierung, indem sich die zeitlich später gekommene Tourismusindustrie mit einem rustikalisierenden Gesicht von der Techniksprache der Kraftwerkbauten abhebt. Nicht in dieses Bild passen die Bauten der Therme Vals, welche mit ihrer Architektursprache einen deutlichen Kontrapunkt zum rustikalen Alpenstil bildet. Und währenddessen diese zehn Jahre nach dem ersten Besuch des Investors realisiert war, zogen im Avers die Investoren nach 15 Jahren und grossen Plänen quasi unverrichteter Dinge wieder ab.

Verhandlungen

Das Beispiel Avers zeigt, dass die Initianten solcher Grossprojekte in erster Linie von auswärts, aus der Stadt kommende Nutzniesser der exportierten Produkte Strom und Erholung waren. Für die Verhandlungen über Rechte und Pflichten an den Nutzungen der Natur standen sich deshalb mit finanzkräftigen Gesellschaften und einer vorwiegend in der Landwirtschaft und im Kleingewerbe tätigen Bevölkerung ungleiche Partner gegenüber. Die Gespräche zwischen der CJS und der Gemeinde Avers setzten bereits kurz nach der Gründung der Gesellschaft im Jahr 1963 ein.⁷⁴ Für die CJS ging es darum, sich möglichst rasch die Rechte zu sichern, das obere Tal grossflächig mit Skianlagen erschliessen und die dafür nötigen Beherbergungs- und Freizeitinfrastrukturen erstellen zu

⁷³ Bruno Feuersenger, *Geplantes Ferien- und Sportzentrum Cresta-Juf (2'000 – 2'100 m). Graubünden (Schweiz). Projektierter Entwicklungsaufbau und Finanzplanung zwecks Neuerschaffung einer Beherbergungskapazität von 7'500 – 8'000 Betten in 6 Jahres-Etappen: 1967–1972*, Projektstudie im Auftrag der Société générale pour l'Industrie, Genf, Mai 1967, S. 3 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta]. Bartholome Klucker war in den sechziger Jahren Gemeindepräsident von Avers. Nach der Eröffnung des von der CJS erbauten Skiliftes auf das Tscheischhorn 1970 wurde er der erste Betriebsleiter der Anlage. Seine Frau Anna Klucker war zwischen 1973 und 1977 Gemeindepräsidentin von Avers. Informationen von Anna Klucker im Gespräch mit der Autorin am 25. Juli 2011 in Avers-Cresta.

⁷⁴ Als Berater stand der Gemeinde der damals als Anwalt tätige und nachmalige Bündner Regierungsrat und Bundesrat Leon Schlumpf zur Seite. Für die CJS und deren Genfer Initianten führte der Churer Anwalt Guido Jörg die Verhandlungen.

können. Es ist unklar, ob über die konkreten Dimensionen bereits zu diesem Zeitpunkt eine genaue Vorstellung bestand. Die Genfer Architekten Arthur Lozeron, Marc Mozer und René Koechlin hatten Skizzen für eine erste Ausbaustappe mit 500 Betten gemacht, ein späteres Vorprojekt sah eine Anlage mit 2'500 Betten vor. Die Grösse des in der Vereinbarung mit der Gemeinde vorgesehenen Skigebiets und die späteren Pläne für den Bau von 17 Skianlagen und drei Seilbahnen lassen jedoch darauf schliessen, dass von Beginn weg der Grossausbau – in einem Prospekt von 1966 war von 10'000 Betten und gar einem Helikopterlandeplatz in Juf die Rede – das erklärte Ziel war.⁷⁵

Zu jener Zeit hatte das Avers bei 160 Einwohnern 270 Gästebetten zu bieten, die Regionen Heinzenberg-Domleschg und Hinterrhein zusammen verfügten 1970 über ein Bettenangebot von 6'000.⁷⁶ Zum Vergleich sei die damalige Beherbergungskapazität von Arosa erwähnt, wo 9'000 Betten zur Verfügung standen.⁷⁷ Angesichts der kleinen, über das ganze Aversal verstreuten Walsersiedlungen bedeuteten die Pläne der Genfer Investoren eine Stadt quasi «aus dem Nichts der Bergeinsamkeit entstanden», welche in ihren Dimensionen nur mit den in jenen Jahren aus dem Boden gestampften Skistationen in den französischen Alpen und in Oberitalien zu vergleichen war.⁷⁸ Diese unabhängig von bestehenden Kurorten entstandenen, meist über 1'500 Meter über Meer und damit oberhalb der dauerhaft bewohnten Siedlungen liegenden Wintersportorte wie La Plagne, Val d'Isère oder Courchevel wurden auch mehrfach als Vergleichsbeispiele erwähnt.⁷⁹ Die SGI selber war denn auch zeitgleich an einem touristischen Grossprojekt in La Thuile im Aostatal beteiligt, dessen Realisierung jedoch an der Finanzierung scheiterte.⁸⁰ Das dank des Kraftwerkbaus bestens erschlossene Avers mit der höchstgelegenen dauerhaft bewohnten Siedlung Europas – das Projektgebiet lag zwischen 2'000 und 2'100 Meter über Meer – war also bestens geeignet für die Pläne der SGI. Wirtschaftlichen Erfolg versprach wohl auch die Tatsache, dass der Wintersportort Avers als moderne, aus einem Guss entstandene Skistation und in dieser Dimension in Graubünden ohne grosse Konkurrenz wäre, waren doch viele Regionen von den alten Kurorten geprägt, was die Anpassung an den modernen Tourismus zuweilen hemmte.

Das Vorhaben der CJS löste bei der Averser Bevölkerung angesichts der zunehmend «alarmierenden» Abwanderung aus dem Tal grundsätzlich Zuversicht aus.⁸¹ Die Ausmasse des Projektes und einige Forderungen der CJS, vor allem das später fallen gelassene

⁷⁵ Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Cresta-Juf*, [Mai 1966], S. 14/16 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta]. Die Information, dass auch ein Helikopterlandeplatz hätte gebaut werden sollen, stammt von Anna Klucker. Gespräch mit der Autorin am 25. Juli 2011 in Avers-Cresta.

⁷⁶ Siehe Brief des Gemeindepräsidenten an die Cresta-Juf Sportförderung AG, Avers, 22. Januar 1965 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]; Fischer 1976, S. 59.

⁷⁷ Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Cresta-Juf*, [Mai 1966], S. 16.

⁷⁸ Bruno Feuersänger, *Geplantes Ferien- und Sportzentrum Cresta-Juf (2'000 – 2'100 m). Graubünden (Schweiz). Projektierter Entwicklungsaufbau und Finanzplanung zwecks Neuerschaffung einer Beherbergungskapazität von 7'500 – 8'000 Betten in 6 Jahres-Etappen: 1967–1972*, Projektstudie im Auftrag der Société générale pour l'Industrie, Genf, Mai 1967, S. 2 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].

⁷⁹ Siehe ebd.

⁸⁰ Siehe http://fr.wikipedia.org/wiki/Jean_de_Senarclens [zuletzt gesehen am 29. Juli 2011]. Jean de Senarclens war in den sechziger Jahren Direktor bei der SGI und war als Verantwortlicher für den Bereich Tourismus auch in das Averser Projekt involviert.

⁸¹ Walter Schneider, «Ortsplanung. Zwischenbericht: Bestandesaufnahme, Ziele», Typoskript, Chur, 13. Februar 1975, S. 17 [FRAK WaMB].

Hotelverbot für Konkurrenten sowie die Alleinkonzession zur Errichtung von Liftanlagen, weckten in der Bevölkerung aber auch Kritik und Hoteliers warnten davor, das Tal dem «Spekulationsfieber und der Hochkonjunktur» zu opfern.⁸² Eine derart weitreichende Aufgabe von Rechten würde nicht nur die langfristige Entwicklung hemmen, sondern auch nicht zur «Bodenständigkeit» der Walser Bevölkerung passen. Widerstand gegen das Projekt kam auch seitens der kantonalen Natur- und Heimatschutzkommission. Zwar begrüßte sie im Grundsatz die touristische Entwicklung des Tals, die Pläne der CJS hielt sie jedoch für ein «untaugliches und darüber hinaus gefährliches Mittel».⁸³ Es bestünde die Gefahr, dass mit dem Projekt reine Spekulation betrieben würde, dass durch die Zuwanderung auswärtiger Arbeitskräfte die Avner bald zur Minderheit in der eigenen Gemeinde und damit die traditionelle Kultur zerstört würden. Auch die Übertragung diverser Hoheitsrechte in fremde Hände bei einer eher bescheidenen Entschädigung für die Gemeinde erachtete die Kommission als problematisch.⁸⁴ Bemerkenswert an diesem Gutachten von März 1964 ist die Tatsache, dass die Kommission nicht wie üblich die Aufmerksamkeit auf den Schutz der Landschaft lenkte, sondern soziokulturelle und staatspolitische Aspekte in den Vordergrund stellte.

Trotz Einwände und Bedenken kam es im Juni 1964 nach intensiven Verhandlungen zum Abschluss einer Vereinbarung zwischen der Gemeinde Avers und der CJS. Darin wurde der CJS unter anderem ein 50-jähriges Exklusivrecht für den Bau von Skianlagen im definierten Projektgebiet zugesichert. [Abb. 145] Mit Wartefristen und der Vorrangstellung der CJS wurden möglichen Konkurrenten Hindernisse in den Weg gestellt. Um der CJS die Sicherheit zu bieten, dass das Gelände für das Skigebiet unbebaut und der Bereich für die vorgesehenen Hotels und weitere Bauten bebaubar blieben, verpflichtete sich die Gemeinde, eine Bauordnung sowie einen Zonenplan zu erlassen. Für deren Ausgestaltung wollte sich die CJS anfänglich ein sehr weit gehendes Mitbestimmungsrecht sichern lassen, wurde dann allerdings von der Gemeinde zurückgebunden und erhielt letztlich allein die Möglichkeit zur Stellungnahme.⁸⁵ Auch andere Begehren der CJS wurden im Verlaufe der Verhandlungen abgeschwächt, insbesondere die Monopolstellung, die sich nun nur noch auf die Erstellung von Skianlagen, aber nicht mehr auf jene von Hotels, Restaurants und weitere Bauten bezog.⁸⁶ Für die erteilten Rechte sollte die Gemeinde von der CJS Aktien in Wert von 100'000 Franken sowie einen Beitrag an die Kosten für die Erarbeitung der Bauordnung und des Zonenplans erhalten.⁸⁷

⁸² Brief Hotel Pension Heinz an die Gemeinde Avers, Avers-Cresta, 21. April 1964 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]. Siehe auch Brief Hotel Pension Heinz an die Gemeinde Avers, Avers-Cresta, 12. März 1964 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁸³ Siehe Brief des Präsidenten der Natur- und Heimatschutzkommission des Kantons Graubünden an das Justiz- und Polizeidepartement Graubünden, Jenins, 27. März 1964 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁸⁴ Siehe ebd.

⁸⁵ Siehe «Vereinbarung zwischen der politischen und der Bürgergemeinde Avers und der Cresta-Juf Sportförderung AG», Entwurf, März 1963, S. [1]; Zusätzliche Änderungen der Vereinbarung mit der Gemeinde, Durchschlag Typoskript, 1963, S. 2 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁸⁶ Siehe Brief von Leon Schlumpf an die Gemeinde Avers, Chur, 5. November 1963, S. 5, Durchschlag Typoskript [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁸⁷ Siehe «Zusätzliche Änderungen der Vereinbarung mit der Gemeinde», Durchschlag Typoskript, 1963, S. 3 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

1965 erwarb die CJS ein Gebiet von 50'000 m² zwischen den Weilern Juppa und Po-destatsch Hus mit schönster Aussicht ins Bregalgatal und liess Pläne für eine erste Baustappe ausarbeiten. Gleichzeitig tauchten die ersten Schwierigkeiten auf. Laut der CJS verhinderten die Konjunkturbeschlüsse des Bundes von 1965, welche Kreditbeschränkungen und damit Schwierigkeiten bei Finanzierung bedeuteten, sowie die fehlende Bau- und Zonenplanung die Realisierung des Projektes.⁸⁸ Widerstand kam aber auch von Seiten der Grundbesitzer, die Boden im Projektgebiet besaßen und einer Quartierplanung gegenüber skeptisch eingestellt waren. Um sie von einem Quartierplanverfahren zu überzeugen, welche das Tal vor den Folgen einer wilden Bauerei und Spekulation schützen würde, schickte die CJS ihnen die Berichterstattung über eine Tagung zu Kurortsplanung, die 1966 in Pontresina stattgefunden hatte.⁸⁹ Am Beispiel der vorbildhaften Einstellung des Kurdirektors von Pontresina, der die Ortsplanung als wichtiges Instrument für eine positive Entwicklung des Tourismus propagierte, sollten die Grundbesitzer umgestimmt werden. In dieser Berichterstattung schrieb Pontresinas Kurdirektor unter anderem, dass für ein erfolgreiches Gedeihen eines Kurortes bei der Einwohnerschaft ein «Kurortsbewusstsein» wachgerufen werden müsse.⁹⁰ Es ist wohl nicht verkehrt, daraus zu schliessen, dass die CJS der Averser Bevölkerung angesichts derer eher skeptischen Haltung ein «Kurortsbewusstsein» noch absprach.

Dass beidseits die anfängliche Begeisterung bald einer gewissen Ernüchterung und Ungeduld wich, zeigt sich auch am zunehmend harschen Ton im Briefverkehr zwischen den «Herren in Genf» und der Gemeinde Avers.⁹¹ Die Gründe für die Unzufriedenheit bei der Bevölkerung fasst die folgende Briefpassage an die CJS von Juni 1968 zusammen: «Ihre Gesellschaft hat Boden erworben, sich Rechte gesichert, Pläne aufgestellt und immer wieder neue Versprechungen gemacht, aber nicht einen einzigen bescheidenen Skilift in Betrieb gesetzt [...]. Wir müssen Ihnen sagen, dass die Leute in Avers heute enttäuscht sind über den Gang der Dinge und an eine Verwirklichung auch nur eines Teils Ihrer Pläne nicht mehr glauben.»⁹² Offenbar stellte die CJS immer wieder neue Forderungen an die Gemeinde, welche weit über die in der Vereinbarung festgehaltenen hinaus reichten.⁹³ So sollte die Gemeinde neu das Projektgebiet mit Wasser, Elektrizität, Abwasser, Strassen und Kehrriktabfuhr erschliessen, genügend Parkplätze errichten sowie dafür sorgen, dass die Grundbesitzer mit der CJS Verträge eingehen, welche dieser weitgehende Handlungsfreiheit einräumen würde. Zudem beharrte die CJS darauf, dass

⁸⁸ Brief von Guido Jörg an die Gemeinde Avers, Chur, 13. Mai 1965, Durchschlag Typoskript [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁸⁹ Siehe Beilage zu Brief von Cresta-Juf Sportförderung AG an die Grundbesitzer im Gebiet Juppa-Juf, Genf, 14. März 1966 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]. Pontresina war als Tagungsort gewählt worden, weil der Ort bereits 1964 über das ganze Gemeindegebiet Teilzonenpläne erlassen hatte und damit als Vorbild in Sachen Kurortsplanung galt; siehe Anonym 1966, S. 3.

⁹⁰ Beilage zu Brief von Cresta-Juf Sportförderung AG an die Grundbesitzer im Gebiet Juppa-Juf, Genf, 14. März 1966 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]. Der Ruf nach einem «Kurortsbewusstsein» kam vom Gemeindepräsidenten und Kurdirektor von Pontresina, Otto Largiadèr. Sein Vortrag war in drei Teilen in der *Hotel Revue* im Februar und März 1966 erschienen; siehe Largiadèr 1966.

⁹¹ Brief der Gemeinde Avers an Karl Brändle, Avers, 29. August 1968 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁹² Brief von W. Seiler an die Cresta-Juf Sportförderung AG, Durchschlag Typoskript, Chur, 12. Juni 1968, S. [1] [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁹³ Siehe ebd., S. 2.

die Gemeinde endlich die vereinbarte Bauordnung und Zonenplanung erlasse.⁹⁴ Die Bevölkerung hatte diese im April 1968 abgelehnt, da das Gesetz, welches für das Gebiet der CJS eine Sonderbauordnung vorsah, «eindeutig zu stark nach den utopischen Projekten [der CJS] ausgerichtet war».⁹⁵ Eine Gemeindeplanung habe sich nicht nach den einseitigen privaten Wünschen Einzelner zu richten, sondern die «berechtigten und lebenswichtigen Interessen der Talschaften und ihrer Einwohner wahrzunehmen».⁹⁶ Mit der Planung sollten dennoch Fragen geklärt werden, welche im Zusammenhang mit dem Projekt der CJS in den Vordergrund gerückt waren, so Ausbaugrösse und Flächenbedarf, damit verbunden die Kapazitätsgrenzen, der mögliche Personalbedarf für ein derartiges Sportzentrum sowie die sozialen Konsequenzen für die Einheimischen.⁹⁷

Nach dem Scheitern der Vorlagen an der Gemeindeversammlung wurde eine Kommission eingesetzt, die eine neue Bauordnung ausarbeiten sollte. Die Zonenplanung blieb dabei aussen vor, da eine solche von den Einwohnern grundsätzlich abgelehnt wurde. Die Aufwertung bestimmter Gebiete zu Bauzonen hätte eine als ungerecht empfundene Verteilung der Grundstücksgewinne bedeutet.⁹⁸ Diese Weigerung, die künftige Nutzung des Bodens und geografische Entwicklung der Bautätigkeit verbindlich zu regeln, ist bis heute in der Raumplanung eine ungelöste Problematik und immer wieder Stein des Anstosses.⁹⁹ Da der Grundbesitz willkürlich verteilt und zumeist in privater Hand ist, haben von einem Gemeindekollektiv beschlossene Einzonungen zur Folge, dass einzelne Landbesitzer einseitig bereichert werden. Letztlich brachte die Debatte um die Bauordnung und die Zonenplanung das Gespräch zwischen der CJS und der Gemeinde Avers vollends ins Stocken. Die Schuld an der Malaise wurde hin und her geschoben, da sich die Gemeinde auf den Standpunkt stellte, dass es bei völliger Unkenntnis über die genauen Pläne der CJS schwierig sei, eine Bauordnung und Zonenplanung zu machen, und umgekehrt die CJS der Ansicht war, dass gerade die fehlenden rechtlichen Grundlagen die Erarbeitung eines Projektes verhindern würden.¹⁰⁰ Auf Druck der Gemeinde baute die CJS 1968 und 1970 immerhin den Skilift auf das Tscheischhorn sowie einen kleinen Übungslift.¹⁰¹ Zudem konnte die Gemeinde einen Vertreter in den Verwaltungsrat

⁹⁴ Siehe Brief der Cresta-Juf Sportförderung AG an die Gemeinde Avers, Genf, 6. Juli 1967 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen].

⁹⁵ Brief der Gemeinde Avers an die Cresta-Juf Sportförderung AG, Avers, 15. Februar 1971, S. 2 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]. Zur Sonderbauordnung siehe Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 7, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

⁹⁶ Ingenieurbüro W. Schneider, Bericht zum Gesuch um Subventionierung der Planung in der Gemeinde Avers, 1967, S. 6 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁹⁷ Siehe ebd., S. 20.

⁹⁸ Siehe Brief der Gemeinde Avers an die Cresta-Juf Sportförderung AG, Avers, 21. November 1968 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

⁹⁹ Aktuell beraten die Eidgenössischen Räte im Rahmen einer Revision des Raumplanungsgesetzes die Einführung einer Mehrwertabgabe bei Einzonungen. Die Massnahme ist höchst umstritten und ein Entscheid darin noch nicht gefällt.

¹⁰⁰ Siehe Brief der Gemeinde Avers an die Cresta-Juf Sportförderung AG, Avers, 15. Februar 1971 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

¹⁰¹ Siehe Departementsverfügung des Departements des Innern und der Volkswirtschaft des Kantons Graubünden, Chur, 27. September 1968; Departementsverfügung des Departements des Innern und der Volkswirtschaft des Kantons Graubünden, Chur, 24. August 1970 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

der CJS delegieren, um so die Interessen der Bevölkerung besser einbringen zu können.¹⁰² Der einst bis 1971 vorgesehene Bau von fünf Skiliften und 1'000 Betten und ein späterer Ausbau auf 20 Förderanlagen und 10'000 Betten waren Makulatur geworden.¹⁰³ Noch 1977 engagierte sich die CJS im Rahmen der Ortsplanung, die nun doch auch einen Zonenplan vorsah, dafür, dass ihr Gebiet zwischen Juppa und Podestatsch Hus in die Bauzone eingeteilt wurde.¹⁰⁴ Im darauffolgenden Jahr verabschiedete die Gemeinde das neue Baugesetz sowie die übrigen Pläne. Gleichzeitig übertrug die CJS die Skilifte an die Gemeinde und zog sich endgültig vom Projekt Cresta-Juf zurück.¹⁰⁵

Das architektonische Projekt

Angesichts des zähen Vorankommens der Verhandlungen zwischen der Gemeinde und der CJS verkam die architektonische Projektierung des Wintersportzentrums zur Nebensache. Die Pläne kamen denn auch nie über das Stadium erster Skizzen zur städtebaulichen Disposition sowie allgemeiner Ideen zur Gestaltung hinaus. Dieser Tatsache steht das anfängliche Postulat gegenüber, dass der Erfolg der Anlage auch von ihren siedlungsgestalterischen und architektonischen Qualitäten abhängen würde.¹⁰⁶ Entsprechend ging früh, vermutlich noch 1962, der Auftrag an die drei Genfer Architekten Arthur Lozeron, Marc Mozer und René Koechlin, einen Entwurf für eine erste Ausbautetappe zu machen.¹⁰⁷ Lozeron und Mozer führten seit 1957 ein gemeinsames Architekturbüro, Koechlin stiess 1962 als dritter Partner hinzu. Ihre Werke realisierten die Architekten vor allem in Genf und Umgebung, so dass der Auftrag für einen Entwurf im Hochtal Avers für das Genfer Büro eine neue Aufgabe in ungewohnter Umgebung bedeutet haben muss.¹⁰⁸ Die drei Architekten arbeiteten vermutlich zwischen 1963 und 1966 für die CJS. Leider sind keine Pläne und Modelle der verschiedenen Projektstadien erhalten, einzig in der Broschüre *Cresta-Juf*, welche die CJS 1966 anfertigte, ist ein Übersichtsplan über die erste Bauetappe mit 2'500 Betten abgebildet.¹⁰⁹ [Abb. 146] Der Plan sollte offenbar

¹⁰² Siehe Brief der Gemeinde Avers an die Cresta-Juf Sportförderung AG, Avers, 18. Oktober 1969 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

¹⁰³ Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Projet d'une station touristique à Cresta-Juf. Résumé de l'étude de synthèse SGI du 3 février 1967*, 20. Februar 1967, S. 13 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen]. Später gab es Pläne, auf dem Gelände der CJS zumindest ein Berghotel mit Restaurant zu realisieren; siehe Aktennotiz über die Besprechung Cresta-Juf Sportförderung AG vom 21. Februar 1972 in Avers, S. [1] [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]. Bartholome Klucker, der damalige Betriebsleiter des Skiliftes, hatte die Idee, selber ein Hotel mit Massnlager zu bauen. Bereits 1969 hatte Richard Brosi für ein Berghotel Grundrisse und Schnitte im Massstab 1:200 angefertigt [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].

¹⁰⁴ Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Rapport du conseil d'administration à l'assemblée générale ordinaire des actionnaires du 31 octobre 1977. Exercice 1976/77*, S. 2 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

¹⁰⁵ Siehe Walter Schneider, *Gemeinde Avers. Bericht zur Ortsplanung*, Mai 1978, S. 4 [Archiv Gemeinde Avers].

¹⁰⁶ Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Projet d'une station touristique à Cresta-Juf. Résumé de l'étude de synthèse SGI du 3 février 1967*, 20. Februar 1967, S. 8 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen].

¹⁰⁷ Siehe ebd., S. 10.

¹⁰⁸ Siehe Rucki/Huber D. 1998, S. 349.

¹⁰⁹ Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Cresta-Juf*, [Mai 1966], S. 18 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].

rechtliche Wirksamkeit erlangen, denn im Plankopf wird er als Teil der von der Gemeinde zu erlassenden Bauordnung und Zonenplanung bezeichnet.¹¹⁰

Auf dem erworbenen Gebiet unterhalb der Hauptstrasse zwischen den Weilern Juppa und Podestatsch Hus sollte der mit einer Ausnützungsziffer von 0.8 vergleichsweise dicht bebaute Kern des Sportzentrums zu stehen kommen, mit Hotel, Appartements, Restaurant, Einkaufs- und Vergnügungsmöglichkeiten.¹¹¹ Von der Strasse durch eine Schicht Parkplätze abgetrennt sollten dem Hangverlauf entlang zwei Dutzend Appartementshäuser in zwei Reihen gebaut werden. Um für alle Bauten die Aussicht in die Val Bregalga zu wahren, wurde als maximale Gebäudehöhe für die untere Reihe vier Meter, für die obere Reihe 15 Meter angegeben. Ebenso sind im Plan die Gebäudehöhen der bestehenden Bauten eingetragen, die sich zwischen sechs und neun Metern bewegen. Die Bauvolumen sprengen damit den gewohnten Massstab auf den ersten Blick nicht ungebührlich, in der Realität hätten 15-Meter-hohe Bauten allerdings doch eine neue Dimension bedeutet. Die leicht abgeknickten Baureihen bilden im Dazwischen einen Platz, den ein Weg durchquert, welcher das Zentrum mit den Weilern Juppa, Loretz und Podestatsch Hus verbindet. Als Nebenkern sollten in der Nähe der bestehenden Weiler kleinere Häusergruppen mit einer niedrigeren Bebauungsdichte entstehen.

Aus diesem schematischen Plan lässt sich die Absicht erkennen, die Disposition der traditionellen Siedlungsstruktur des Avers zu übernehmen: das neue Ferienzentrum sollte nicht an einem einzigen Ort als grosse, die Landschaft dominierende Gebäudemasse entstehen, sondern ähnlich den Weilern als dezentrale Gebäudegruppen. Das Bekenntnis, das Neue in eine harmonische Beziehung zum «eigenartigen alpinen Charakter dieses Hochtals» zu setzen, wurde denn auch explizit formuliert.¹¹² Allerdings wurde das «Eigenartige» der Averser Bauten dahingehend interpretiert, dass sie sowohl an Engadinerhäuser als auch an Holzhütten erinnern würden. [Abb. 147] Die Assoziation auf der einen Seite mit dem die Bündner Bergwelt schlechthin repräsentierenden Engadiner Haustypus und auf der anderen Seite mit der bescheidenen, das einfache und naturnahe Leben suggerierenden Berghütte war die ideale Mischung für ein Wintersportort. Aus der Interpretation der alten Averser Häuser als formale Bricolage wurde die erneute Bricolage hin zum Idealbild eines Bündner Bergdorfes legitimiert. Dass die Verbindung der dicken, vorstehenden und an den Seitenwänden hochgezogenen Steinmauern mit den zurückversetzten Fassadenteilen aus schwarzgebranntem Holz das Ergebnis einer eigenständigen Entwicklung waren, eine genuine Form also, war nicht von Interesse. Gleichzeitig betrachteten die Initianten es als Chance, dass das Avers nicht von einem eigentlichen Dorf geprägt war, sondern lediglich von kleinen Weilern. Denn dies würde die Gelegenheit bieten, den Kern des Wintersportzentrums in allen Belangen nach den

¹¹⁰ Ebd. «Ce plan complète le règlement de construction (Bauordnung) de la Commune, ainsi que le Plan Régional (ou Communal) d'Aménagement (Zönig) [sic !].»

¹¹¹ Siehe Bruno Feuersenger, *Geplantes Ferien- und Sportzentrum Cresta-Juf (2'000 – 2'100 m). Graubünden (Schweiz). Projektierter Entwicklungsaufbau und Finanzplanung zwecks Neuerschaffung einer Beherbergungskapazität von 7'500 – 8'000 Betten in 6 Jahres-Etappen: 1967–1972*, Projektstudie im Auftrag der Société générale pour l'Industrie, Genf, Mai 1967, S. 6 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].

¹¹² Siehe Cresta-Juf Sportförderung AG, *Projet d'une station touristique à Cresta-Juf. Résumé de l'étude de synthèse SGI du 3 février 1967*, 20. Februar 1967, S. 8 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen]. «[...] le caractère alpin particulier de cette haute vallée.» Übersetzung der Autorin.

aktuellen und künftigen Bedürfnissen des Schweizer und internationalen Publikums auszurichten, ohne dass eine bestehende Struktur diesen Wünschen in die Quere käme.¹¹³ Diese Gratwanderung beschrieb William Dunkel im Zusammenhang mit seinem ebenfalls Mitte der sechziger Jahre entstandenen Projekt für das Feriendorf Moléson-Village bei Gruyères als «Weg zwischen falscher Dorfromantik und modernisierter Unbekümmertheit».¹¹⁴ [Abb. 148] Auf städtebaulicher Ebene folgte Dunkels Konzeption kleiner Häusergruppen der Struktur eines Dorfes, die architektonische Durchbildung des einzelnen Gebäudes aber antwortete mit dem Flachdach für die Aussicht und Sonneneinstrahlung und der Raumorganisation auf die Ansprüche des Feriengastes: «Durch die zu wählenden Form- und Konstruktionselemente soll dem Ideal des schweizerischen Bergdorfes, den Bedürfnissen eines heutigen Ferienortes in Form einer modernen Bergsiedlung entsprochen werden.»¹¹⁵ Die Idealvorstellung im Kopf und die konkreten, realen Ansprüche sollten sich in der «modernen Bergsiedlung» vereinen.

Es ist nicht klar, weshalb die Architekten Lozeron, Mozer und Koechlin den Entwurf für das Ferienzentrums Cresta-Juf nach 1967 nicht weiterbearbeiteten; als Grund würde die grosse Distanz zwischen Genf und dem Aversstal auf der Hand liegen. Wie auch immer, wohl ab 1967 war der Churer Architekt Richard Brosi für die CJS tätig, zu einem Zeitpunkt also, an dem nach wie vor die Hoffnung bestand, das Projekt in seinen ursprünglichen Dimensionen realisieren zu können. Die Vertreter der CJS hatten Brosi als Architekten des 1964/65 erbauten Schulhauses in Avers-Cresta kennen gelernt und sich von dem Bau «ganz begeistert» gezeigt.¹¹⁶ Zudem war Brosi an den Arbeiten für die Bauordnung und Zonenplanung der Gemeinde Avers beteiligt.¹¹⁷

Im Frühjahr 1968 legte er ein Leitbild für das Sportzentrum Cresta-Juf vor. Dieses sollte die «architektonische Stimmung oder räumliche Atmosphäre ausdrücken, die die Station ausstrahlen sollte, eine mögliche architektonische Konzeption bezüglich Gliederung und Struktur der Baumassen und deren Einfügung in die Landschaft aufzeigen.»¹¹⁸ Ein konkretes Projekt mit klaren Vorstellungen zur Ausnützung und Organisation sowie zum Raumprogramm war also nicht Grundlage des Leitbildes und bestand in detaillierter Form zu diesem Zeitpunkt wohl auch gar nicht. Die Arbeit am Leitbild förderte für Brosi denn auch eine andere Herausforderung zu Tage. Denn das Einfügen eines derart grossen Bauvolumens in eine kaum berührte, authentische und fast baumlose Landschaft bedeute eine «extrem heikle Situation».¹¹⁹ In dieser kahlen, zuweilen fast monotonen

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Dunkel 1965, S. 133.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Brief der Cresta-Juf Sportförderung AG an die Gemeinde Avers, Genf, 22. November 1965 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1]. Das kleine Schulhaus von Avers-Cresta erfuhr für Bündner Verhältnisse eine bemerkenswerte Rezeption. 1968 wurde das Schulhaus anlässlich einer Ausstellung über Schweizer Architektur, organisiert von der Pro Helvetia, in Russland gezeigt, zuerst in Moskau, dann in Leningrad und später in Eriwan; siehe auch «Schweizer Architektur-Ausstellung in Russland», in: *Werk-Chronik*, 55 (7), Juli 1968, S. 487. Für den Hinweis danke ich Liliana Brosi.

¹¹⁷ Siehe Ingenieurbüro W. Schneider, «Bericht zum Gesuch um Subventionierung der Planung in der Gemeinde Avers», 1967, S. 20 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen, Schachtel 1].

¹¹⁸ Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 12, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

¹¹⁹ Ebd., S. 2.

Umgebung würden die zu Weilern gruppierten Wohnhäuser und Ställe mit ihrer elementaren Architektur die Landschaft umso markanter prägen. Brosi Respekt vor der Aufgabe äusserte sich auch in seiner Beschreibung der Averser Häuser: «Die Bauelemente sind in ihrer logischen, materialgerechten Form zusammengefügt, exakt und eindeutig unterschieden nach der statischen Gesetzmässigkeit von Tragen und Getragenwerden, Umhüllen und Durchdringen. In der Spannung zwischen Öffnung und geschlossener Fläche wird eine grammatikalische Ordnung sichtbar, der das Körperhafte zugrunde liegt.»¹²⁰ Für die Gestaltung des Ferienzentrums könne es aber nicht darum gehen, diese «empirisch gewachsene Bauweise» durch die «geplante Architektur» zu kopieren und eine «natürliche», bewusst unregelmässige und malerische Gruppierung vorzuschlagen mit auf dem Reissbrett zufällig schief geratenen Wänden, die eine falsch verstandene Rustikalität erzeugen sollen»¹²¹ Gleichwohl sollte mit der «geplanten Architektur» eine Neuinterpretation der typischen Elemente dieser ursprünglichen Bauweise versucht werden. Brosi war sich der Problematik eines «nicht mehr logischen» Nachvollziehens einer historischen Architektur, die unter gänzlich verschiedenen Voraussetzungen entstanden war, sehr wohl bewusst, sah aber gerade darin auch den Reiz der Aufgabe.¹²²

Was genau Brosi unter der in die Gegenwart übertragenen Deutung wesentlicher Gestaltungsmerkmale einer traditionellen Architektur verstand, lässt sich am Averser Schulhaus nachvollziehen, das er wenige Jahre zuvor gebaut hatte.¹²³ [Abb. 149] Die oberhalb der Siedlung gelegene Anlage gliedert sich in zwei Baukörper, in ein Haus für die Schule und eine Halle für das Turnen, Theaterspielen und Singen. Währenddessen die flachgedeckte Halle als Sichtbetonbau ausgeführt ist, übernimmt das eigentliche Schulhaus die Mischbauweise von Mauerwerk und Holz der Averser Wohnhäuser. Ohne vermittelnden Übergang sind die im architektonischen Ausdruck so unterschiedlichen Gebäudeteile aneinander gefügt worden. Die einzige Gemeinsamkeit bilden kräftige Betonstützen, die beim Schulhaus die offene Vorhalle abstützen, bei der Halle die Fensterfront unterteilen. Die robusten Ausmasse der Stützen entsprechen einer «logischen, materialgerechten Form». Als betont eigenständige Elemente in das Ganze eingefügt sind sie «exakt und eindeutig [...] nach der statischen Gesetzmässigkeit von Tragen und Getragenwerden» unterschieden, wie es Brosi als Merkmal der «empirisch gewachsenen Bauweise» später festhielt. Der rohe Beton als Baumaterial war im Avers mit den Kraftwerk- und Brückenbauten wenige Jahre zuvor eingeführt worden. Das Schulhaus ist wie die Wohnhäuser mit dem Giebel zum Tal gerichtet. Auch im Umgang mit dem Mauerwerk, das seitlich bis unter das Dach hochgezogen ist, lehnt sich der Bau an die alte Bauweise an. Dadurch ist das Körperhafte gewahrt. Gleichzeitig stellen die grossen Bandfenster, die nichts mit den kleinen Lochfenstern der alten Häuser zu tun und welche den

¹²⁰ Ebd., S. 12.

¹²¹ Ebd., S. 12–13.

¹²² Ebd., S. 12 und 15.

¹²³ Das dank den Einnahmen durch den Kraftwerkbau finanzierte Schulhaus in Avers-Cresta ersetzte die beiden alten Schulhäuser im Ober- und Untertal. Das neue Schulhaus umfasste zwei Schulzimmer für die Primarschule, ein als Turnhalle und Gemeindesaal genutzter Mehrzweckraum, eine Abwartswohnung sowie eine Schulküche für die Tagesschule, da für einige Kinder die Distanzen für die Heimkehr über Mittag zu gross waren; siehe Walter Schneider, «Ortsplanung. Zwischenbericht: Bestandesaufnahme, Ziele», Typoskript, Chur, 13. Februar 1975, S. 13 [FRAK WaMB].

Holzfassadenteil auf das Giebelfeld reduziert haben, die Massigkeit der Mauern in Frage. Direkt auf die Mauer gesetzt entlarven sie die massige Mauer als dünne Membran, die nur noch umhüllt und die Aufgabe des Tragens an andere Elemente delegiert hat. Mit diesen Umdeutungen, Brüchen und Anlehnungen bezog Brosi eine Haltung, die sich in seinen eigenen Worten «mit den Begriffen Anpassung oder Gegensatz allein nicht charakterisieren lässt».¹²⁴ Es ist nicht ein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als-auch, von einer banalen Rustikalität ebenso fern wie von einem simplen Kontrasteffekt.

Die reizvoll kolorierten, im Frühjahr 1968 entstandenen Perspektiven für das Leitbild von Cresta-Juf lassen erkennen, dass Brosi für das Ferienzentrum eine ähnliche architektonische Sprache vor hatte. [Abb. 150–152] In der Grundkonzeption folgte er dem von den Genfer Architekten angelegten Vorschlag mit einem urbanen Zentrum zwischen Juppa und Podestatsch Hus und kleineren Häusergruppen in der näheren Umgebung. [Abb. 153–154] Allerdings wandte er das Zentrum nicht von der Strasse ab, so wie es noch bei Lozeron, Mozer und Koechlin der Fall war, sondern band diese als Erschliessung sowohl für den Verkehr als auch für die Passanten in die Anlage ein. Im oberen Bereich befinden sich mit Hotels, Restaurants, Läden und Vergnügungsmöglichkeiten die öffentlichen Einrichtungen. Sie sind um einen in zwei Bereiche abgestuften Platz angeordnet und sollten den «gesellschaftlichen und räumlichen Schwerpunkt» bilden.¹²⁵ Den Schwerpunkt für den Blick aus der Ferne formt ein Hotelkomplex, der mit einer Höhe von ungefähr zehn Stockwerken die Überbauung dominiert. Der vertikal abgestufte Turm – die drei Perspektiven zeigen verschiedene Kombinationsvarianten von zueinander versetzten Schrägdächern – sollte einen Kontrapunkt zum Fallen des Hanges sein.¹²⁶ Das scheinbar städtischste Gebäude – wir erinnern uns an die Bemerkung von Hans Aregger, dass das Hochhaus, wo es sich «aufs Land verirrt, [...] bewusst als städtisches Zeichen gesetzt» sei – soll als kompositorisches Element das Landschaftsbild ergänzen.¹²⁷ Als Gegensatz zu diesem optischen Akzent schmiegen sich im unteren Bereich des Zentrums die niedrigen Appartementhäuser an den Hang. Die Dachneigung der parallel zum Hangverlauf gesetzten Bauten fällt mit dem Hanggefälle ab. Diese langgestreckten Riegel, die sich an den Hang zu klammern scheinen, um nicht ins Tal zu rutschen, erinnern an die Barackensiedlung für die Bauarbeiter der Staumauer Valle di Lei. [Abb. 155] Aufgehalten werden sie in der Talsohle von den Sportanlagen für Tennis, Eislaufen und Rollschuh. Mit ihren flachen, sich nach allen Seiten hin gleich verhaltenden Pyramidendächern wirken die Bauten in der Ebene etwas fremd.

Brosi strebte im relativ dichten Zentrum nach einer «erlebnisreichen Beziehung zwischen Innen- und Aussenraum [...] mit Durchblicken, Verflechtungen und Kontrasten in der Raumabfolge» und einem «Gefühl der Geborgenheit und Intimität».¹²⁸ Dieses Vokabular

¹²⁴ Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 13, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Der Bau eines Hotelturms war aber schon bald nicht mehr vorgesehen. Pläne von Brosi aus dem Jahr 1969 zeigen, dass an dieser Stelle ein viergeschossiges Berghotel mit Restaurant und grosser Terrasse als erste Etappe der Überbauung entstehen sollte [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].

¹²⁷ Aregger 1967, S. 20. Siehe auch weiter oben S. 89.

¹²⁸ Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 13, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

scheint den zeitgleichen Diskussionen um die Gestaltung der Altstadt entlehnt zu sein, in der Erlebnisdichte und Geborgenheit zentrale Konzepte waren, welche in der verwinkelten Altstadt eine beispielhaft gebaute Form gefunden hätten. Auch Brosi hatte sich im Falle der Churer Altstadt intensiv an der Debatte beteiligt.¹²⁹ Gleichwohl suchte er im Ferienzentrums Cresta-Juf diese Qualitäten nicht über eine vermeintlich zufällige Anordnung der Bauten zu erreichen. Um die monotone Aneinanderreihung und die Häufung dominanter Bauvolumen zu vermeiden, setzte er auf drei Elemente. Mit einer Terrassierung der Aussenräume und der versetzten Stellung der Bauten brach er den Eindruck langer Fronten und ungewohnt grosser Bauten. Und indem er zu den im Vergleich zu den bestehenden Bauten langen Appartementhäusern den vertikalen Hotelturm setzte, machte er diesen Kontrast von liegend und stehend zum eigentlichen Thema.

Zur Dichte und Urbanität des Zentrums im Gegensatz stehen die Ferienhausgruppen, die den alten Weilern gleich in der Landschaft verstreut sind. [Abb. 156–157] Jede Gruppe besteht aus mehreren, jeweils drei Häuser zusammenfassenden Einheiten. Für diese Einheiten entwarf Brosi zwei Typen. Beim Typ A stehen zwei Häuser leicht versetzt nebeneinander, das dritte fungierte als zum Hang zurückversetztes verbindendes Element. Beim Typ B reihen sich die drei Häuser hintereinander auf, ähnlich einer Terrassensiedlung. Die Beschäftigung mit typisierten Entwurfseinheiten war für Brosi nur der Anfang einer Architektur, die auf der modernen, Standardisierung, Vor- und Massenanfertigung implizierenden Produktionsweise beruhen sollte: «Eine Weiterentwicklung der Projektierung im Sinne einer Systematisierung evtl. unter Berücksichtigung von vorfabrizierten Elementen und Aufbau auf einem Rastersystem, könnte eine interessante Aufgabe sein und dem Leitbild ein weiteres, konstruktives Element beifügen.»¹³⁰ Die «grammatikalische Ordnung» der alten Wohnhäuser, die nicht zuletzt durch das handwerkliche Können der Erbauer und das gegebene Baumaterial geformt worden war, sollte auf eine von den modernen Produktionsbedingungen mitbestimmte Architektur übertragen werden. So sind die Fassaden der einzelnen Häuser auf einem vertikalen Raster aufgebaut, welches die Fensterbänder und Holzelemente in gleich grosse Teile gliedert, währenddessen die Mauerflächen dem Raster in den Ausmassen untergeordnet sind.¹³¹ Da der Sockel gemauert und der obere Teil in Holz verkleidet ist, erinnert die Materialisierung noch an die traditionelle Fassadenstruktur. Dieser Bezug bleibt jedoch explizit ein eher flüchtiger, folgt doch die innere Struktur gänzlich anderen Gesetzen. Auf Anlehnungen wie seitlich hochgezogene Mauerflächen, wie sie Brosi beim Schulhaus ausgeführt hat, verzichtete er nun ganz. Gleichwohl suchte er mit der Gestaltung eine gewisse «Zurückhaltung im architektonischen Ausdruck». Denn auch wenn er eine Vielfalt an Lösungen für das Bauen im Gebirge als möglich erachtete und für ihn die Anlehnung an bestehende Bauten nicht immer die beste Variante war, wählte er im Falle von Avers aus

¹²⁹ Siehe weiter oben S. 125.

¹³⁰ Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 15, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

¹³¹ Das System einer modularen Grundordnung entwickelte Richard Brosi für das Ferienzentrums Pirigen in Langwies weiter. Ein Grundraster von 1.2 m x 1.2 m sollte eine flexible Einteilung der Wohn- und Schlafräume sowie verschiedene Wohnungsgrössen ermöglichen; siehe Richard Brosi, *Centro vacanze Pirigen-Langwies nel cantone dei Grigioni*, Separatdruck aus *Neve International*, 16 (4), Dezember 1974, S. 62–67 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

Rücksicht auf die die Landschaft Avers so stark prägende «vorhandene hochwertige Bausubstanz» dennoch diesen Weg, da für ihn dieser letztlich über das Spannungsfeld von Anpassung und Gegensatz hinaus wies.¹³²

Wie die Analyse zeigt, wurde der Bezug zum Vorhandenen aber nicht primär über die Architekturdetails hergestellt. Weit prägender dafür war die Siedlungsstruktur. Auf die Gruppierung zu Weilern wurde bereits hingewiesen. Für die Einbettung in die Landschaft ebenso prägend waren die talwärts gerichteten Giebel, mit denen sich die Weiler zusätzlich vom grossen Zentrum abhoben und strukturell in die Nähe der bestehenden Bebauung rückten. Insofern kam diesen Weilern die Rolle zu, nicht allein das Bedürfnis der Feriengäste nach dem abgeschiedenen Haus zu befriedigen und einer etappierten Entstehung optimale Baueinheiten zu bieten, sondern auch zwischen der bestehenden bäuerlichen Siedlungsstruktur und dem städtischen Ferienzentrum zu vermitteln.

«Leider» oder «glücklicherweise» gescheiterter Modellfall?

In der *Werk*-Ausgabe vom Januar 1971 zum Thema «Planen und Bauen in den Ferien» wurde als Beispiel für ein Sport- und Ferienzentrum auch das Leitbild für die architektonische Gestaltung des Projektes Cresta-Juf publiziert. Zum Stand der Projektierung schrieb Brosi, dass die für die Realisierung vereinbarte Bauordnung und Zonenplanung «leider» von der Gemeinde noch nicht genehmigt sei.¹³³ Als Verfechter einer modernen Planung musste Brosi von der Ablehnung der Gemeinde Avers ihrer Planungsinstrumente enttäuscht sein. Er bedauerte aber wohl auch, dass damit die Realisierung von Cresta-Juf verzögert wurde. Zwei Jahre später präsentierte Brosi das Projekt am zweiten «Convegno Internazionale di Architettura e Urbanistica Montana» in Turin, einem Kongress zum Thema «Projektierung und Entstehung einer grossen Wintersportstation» im Rahmen der 10. «Mostra internazionale della montagna».¹³⁴ Nebst der Darstellung des architektonischen Leitbildes analysierte Brosi unter dem Titel «Modellfall einer Planung mit Hindernissen» eingehend den bisherigen Verlauf der Projektierung. Er kam zum Schluss, dass hinter die Wünschbarkeit der Realisierung mittlerweile ein grosses Fragezeichen zu setzen sei, wenn nicht gar gesagt werden müsse, dass das Projekt in seinen ursprünglichen Dimensionen «glücklicherweise» nicht realisiert werden konnte.¹³⁵ Verschiedene Aspekte hatten Brosi im Verlauf der Planung zu einem Umdenken bewegt, das auch zeittypisch für die veränderte Sicht auf derartige Grossprojekte war. Gleichwohl blieb eine Diskrepanz zurück zwischen dem Umstand, dass Brosi die Nichtrealisierung des Projektes mittlerweile begrüsst und seinem Wunsch nach einer starken Raumplanung. Denn die das Scheitern des Projektes begünstigenden Faktoren waren teils gleichzeitig auch grundsätzliche Hindernisse für die Raumplanung.

¹³² Ebd.

¹³³ Brosi 1971.

¹³⁴ Siehe Tagungsprogramm in «10a mostra internazionale della montagna. Torino Esposizioni. 29 settembre – 8 ottobre 1973», in: *Neve international*, 3 (15), September 1973, S. X–XI.

¹³⁵ Richard Brosi, *Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz*, S. 7 und 11, Separatdruck aus *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92 [Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur].

Als hauptverantwortlich für das Scheitern des Ferienzentrums Cresta-Juf mit 10'000 Betten erachtete Brosi den grundlegenden Wandel des Zeitgeistes seit den Anfängen der Planung 1962. So habe sich der Begriff der Planung mit der Verfeinerung der Planungsmittel und dem Ausbau der rechtlichen Grundlagen in diesem Jahrzehnt fundamental geändert. Indem die Planung als weitsichtige Gestaltung des Raumes das Blickfeld stark ausgedehnt habe, entferne sie sich vom konkreten Projektieren. Über Partizipation, Demokratisierung und Regionalisierung werde die Planung stärker öffentlich diskutiert und als Aufgabe der Allgemeinheit wahrgenommen. Zudem habe gerade in Bezug auf den Alpenraum eine Sensibilisierung für Fragen der Ökologie und des Landschaftsschutzes stattgefunden, aus welcher letztlich auch eine Kritik an Grossprojekten wie jenem im Avers erwachsen sei. Als zweiten kritischen Punkt, für den Brosi die Initianten des Projektes verantwortlich machte, nannte der Architekt die weitgehende Nichtbeachtung sozio-kultureller Aspekte des Projektes, gerade was die Auswirkungen auf die einheimische Bevölkerung anbelange. Völlig unbeachtet sei die Frage geblieben, welche Folgen ein in kürzester Zeit aufgebautes Angebot von 10'000 Betten für die Infrastruktur der Gemeinde, aber auch das Dorfleben und die Bevölkerung habe. Tatsächlich sind in den verschiedenen Studien der CJS keine Überlegungen in diese Richtung zu finden. Brosi regte deshalb an, diese Fragen am Beispiel der «Leitbilder des letzten Jahrzehnts» im Bereich der Wintersportzentren zu untersuchen. Als derartige Leitbilder nannte er Stationen wie Anzère und Amonina sur Sière im Wallis oder Flaine, La Plagne und Avoriaz in Frankreich, die auch für Avers als Vorbild gedient hätten.¹³⁶ Neben diesen vorab an die CJS gerichteten Vorwürfen kritisierte Brosi aber drittens auch die passive Haltung der Bevölkerung, ihre kritische Einstellung gegenüber der Planung und die gemeindeinternen Differenzen.¹³⁷ Veränderte Voraussetzungen für die Planung, eine einseitig auf die wirtschaftlichen Interessen der Investoren ausgerichtete Projekt sowie eine auf den bestehenden Strukturen beharrnde Bevölkerung sind nach Brosi also als jene Hindernisse zu sehen, welche den Modellfall in der Wirklichkeit zu Fall gebracht haben. Welche Schlüsse zog Brosi aus dieser Entwicklung für die zu diesem Zeitpunkt vorgesehene Realisierung einer abgespeckten Variante? So wie sich der Begriff der Planung geändert hatte, sollte auch der planerische Prozess unter neuer Perspektive stattfinden, indem dieser nämlich nicht mehr von aussen bestimmt, sondern von innen, von der Bevölkerung selber getragen würde. Als zentral erachtete Brosi dabei die Klärung der Frage, wo für ein Tal wie das Avers das tragbare Mass für einen touristischen Ausbau lag.¹³⁸

In der Ortsplanung, die seit 1973 lief, kamen diese Fragen denn auch unter neuen Voraussetzungen und der starken Beteiligung und Mitsprache der Bevölkerung wieder zur Sprache.¹³⁹ Trotz den gemischten Erfahrungen mit touristischen Projekten blieb der Ausbau von Avers als Ferienort das Hauptinstrument, um eine weitere Abwanderung zu stoppen, denn sowohl in der Landwirtschaft als auch im Handel und Gewerbe war das Potenzial für neue Arbeitsplätze zu gering. Als Ziel wurde die Erstellung von Hotels,

¹³⁶ Ebd., S. 8.

¹³⁷ Siehe ebd., S. 8–9.

¹³⁸ Siehe ebd., S. 9.

¹³⁹ Siehe Walter Schneider, «Ortsplanung. Zwischenbericht: Bestandesaufnahme, Ziele», Typoskript, Chur, 13. Februar 1975, S. [1] [FRAK WaMB].

Ferienlagern und -wohnungen mit 1'400 neuen Betten formuliert.¹⁴⁰ Diese im Gegensatz zum ursprünglichen Projekt beträchtlich zurückgeschraubte, aber dennoch immer noch beachtliche Dimensionen sollten auch architektonisch kleiner strukturiert sein: «Grosse Appartement-Gebäude, Blöcke mit Eigentumswohnungen und Grosshotels sind nicht zweckmässig, weil der geplante Tourismus nicht ein Massentourismus sein soll.»¹⁴¹ Diese Zielsetzung der Averser stand jedoch im Konflikt mit den Vorstellungen der 1968 gegründeten Regionalplanungsgruppe Hinterrhein, die das Hochgebirgstal als naturnahe Erholungslandschaft erhalten wollte. Zudem wurde für die ganze Region ein langfristig ausgewogenes Verhältnis zwischen einheimischer Bevölkerung und Anzahl Gäste angestrebt. Als Richtlinie hielt das regionale Entwicklungskonzept von 1976 fest, dass die Anzahl Gästebetten nicht das Doppelte der Einwohnerzahl übersteigen sollte. Für die Region Avers-Ferrera hiess das, dass die Bettenanzahl im Jahr 1973 von 431 bis 1990 auf höchstens 700 erhöht werden sollte.¹⁴² Eine sanfte touristische Nutzung des Avers hatte bereits eine Untersuchung zu den touristischen Möglichkeiten in wirtschaftsschwachen Gebieten des Schweizerischen Fremdenverkehrsverbands vorgeschlagen, welche die Bündner Regierung 1970 in Auftrag gegeben hatte. Da die Autoren der Untersuchung die Chancen des Avers als «Ruhezone» sahen, rieten sie von einer «mechanischen Grosserschliessung, aber auch vor eigentlichen «Feriendorfsiedlungen», wie sie bereits vor ein paar Jahren geplant wurden, [...] eindringlich» ab.¹⁴³

Diese diametral entgegengesetzten Haltungen zeugen einmal mehr vom Dilemma zwischen dem Wunsch zur Beteiligung am wirtschaftlichen Erfolgsmodell Tourismus und jenem zur Bewahrung einer unberührten Landschaft. Die Absichtserklärung der Averser Bevölkerung im Rahmen der Ortsplanung, ihre Heimat gleichwohl für den Tourismus auszubauen, obschon der Widerstand gegen das Projekt Cresta-Juf beträchtlich gewesen war, steht auch für die von Brosi erwähnte Bedeutung der Selbstbestimmung. Es scheint, als ob die Averser ihr Schicksal gerade wegen ihrer abgelegenen und deshalb aussichtsarmen Situation nicht einfach so fremden Investoren überlassen wollten. Darin erinnert die Auflehnung der Averser an jene der benachbarten Rheinwaldner Bevölkerung, die sich in den dreissiger und vierziger Jahren in einem langen und letztlich erfolgreichen Kampf gegen die Pläne des Konsortiums Kraftwerke Hinterrhein, den ganzen Talboden mitsamt einigen Dörfern zu fluten und hier den grössten Stausee der Schweiz zu realisieren, zur Wehr gesetzt hatte.¹⁴⁴ Über die zu Beginn erwähnte Konstellation von Kraftwerkbau und touristischem Ausbau hinaus zeigen sich also Parallelen auch in der Konfliktrichtigkeit der modernen Landschaftsnutzungen Wasserkraft und Tourismus.¹⁴⁵

¹⁴⁰ Siehe ebd., S. 18 und 20/21.

¹⁴¹ Ebd., S. 23.

¹⁴² Siehe Fischer 1976, S. 69. Zur Geschichte der Regionalplanungsgruppe Hinterrhein siehe Bundi 2007, S. 51–53.

¹⁴³ Risch P./Bonorand 1972, S. 84.

¹⁴⁴ Siehe Gredig/Willi 2006, S. 203–208.

¹⁴⁵ Bereits in den Anfängen des Tourismus in Graubünden bestand ein enger Zusammenhang zwischen diesem und der Entwicklung der Wasserkraft. Um den Gästen modernsten Komfort bieten zu können, bauten die Hotels ihre hauseigenen Kraftwerkanlagen und setzten mit diesen vielfach den Grundstein für die lokale Elektrifizierung; siehe Gredig 2007.

Die neuen Staumauern

Am Turiner Kongress im Jahr 1973 zum Thema «Projektierung und Entstehung einer grossen Wintersportstation» wurden nebst dem Projekt Cresta-Juf zwei weitere touristische Grossprojekte aus Graubünden präsentiert. Der Walliser Architekt Jean-Paul Darbelay stellte die sich zu jenem Zeitpunkt im Bau befindliche Feriensiedlung Soleval in der Lenzerheide vor, und der Architekt Max Stalder aus Zürich zeigte das Projekt für ein Ferienzentrum in Obersaxen. Mit Blick auf das weitere Tagungsprogramm überrascht die Präsentation gleich dreier Bündner Beispiele im Vergleich zu anderen bedeutenden Wintersportregionen, scheint es doch den Eindruck zu erwecken, dass Graubünden Vorreiter für touristische Grossprojekte sei.¹⁴⁶ Die Geschichte sollte jedoch zeigen, dass von den drei Grossprojekten einzig Soleval, und dieses nur zu einem Teil, realisiert wurde.

Eine Gemeinsamkeit aller drei Projekte war, dass ihre Initianten seit Jahrzehnten im Kraftwerkbau tätig waren. Zudem waren sowohl die Elektro-Watt Ingenieurunternehmung AG aus Zürich als Initiantin von Soleval als auch die Motor-Columbus AG aus Baden von der Überbauung in Obersaxen Unternehmen, die seit Jahrzehnten als Kraftwerkbauer in Graubünden präsent waren. Nachdem sich Ende der sechziger Jahre der grosse Ausbau der Bündner Wasserkraft für die Stromerzeugung dem Ende zuneigte, sahen sich die Gesellschaften nach neuen Investitionsmöglichkeiten in Graubünden um, wo sie dank ihrer bisherigen Tätigkeiten eine gute Beziehung zur Bevölkerung und zu den Behörden aufgebaut hatten und sich entsprechend gute Konditionen für weitere Geschäfte erhofften. Dass bei Bauherrschaften, die einst Staumauern planten und bauten, auch die Dimensionen touristischer Projekte den gewohnten Massstab vielfach sprengten, ist wohl nicht weiter erstaunlich. Als Beispiel hierfür steht die Tätigkeit der Motor Columbus AG in San Bernardino. In den zwanziger Jahren hatte die Unternehmung Pläne, den Ort für die Stromproduktion unter Wasser zu setzen.¹⁴⁷ Das Dorf blieb aber von der Flutung verschont. Stattdessen wurde um 1960 südlich davon der Lago d'Isola von den Misoxer Kraftwerken als Speichersee erstellt, der bald auch als landschaftliche Bereicherung von den Gästen geschätzt wurde.¹⁴⁸ In den siebziger Jahren, nach der Eröffnung des San-Bernardino-Tunnels, kehrte Motor Columbus nach San Bernardino zurück und beteiligte sich dort an der touristischen Grosserschliessung des Passdorfes.¹⁴⁹ Markanteste Ergebnisse dieser Strategie, für die dank einer noch grosszügigen Bewilligungspraxis auf Bundesebene auch grosse Flächen Wald gerodet werden konnten, waren ein neues Skigebiet sowie die Ferienresidenz Mons Avium im Dorf sowie nördlich davon der Hotel-turm Arabella und mehrere Appartementhochhäuser. Der von der Gemeinde mit Stolz gesehene «städtische Charakter» dieser Gesamtüberbauung bricht sich in einer gezackten Silhouette, die mimetisch die Formen der umgebenden Berglandschaft aufnimmt.¹⁵⁰ [Abb. 158–159]

¹⁴⁶ Als einziges weiteres Projekt aus der Schweiz wurde die Walliser Station Anzère gezeigt. Neben allgemeinen Beiträgen zur Planung von Wintersportorten wurde aus Frankreich die Grossstation Les Arcs präsentiert; siehe Tagungsprogramm in «10a mostra internazionale della montagna. Torino Esposizioni. 29 settembre – 8 ottobre 1973», in: *Neve internazionale*, 3 (15), September 1973, S. X–XI.

¹⁴⁷ Siehe Anonym 1927, S. 214.

¹⁴⁸ Siehe Gredig/Willi 2006, S. 350–351.

¹⁴⁹ Siehe B.S. 1970

¹⁵⁰ We. 1973.

Soleval – ein «nicht alltäglicher» Ferienort in der Lenzerheide

Auf der Suche nach einem idealen Standort für eine Feriensiedlung wurde die Elektro-Watt auf der Lenzerheide fündig, in einer Gegend, welche die Unternehmung von den Arbeiten für die Albula-Landwasser-Kraftwerke kannte.¹⁵¹ Im Vergleich zum Aversal waren hier aber die Voraussetzungen für den touristischen Ausbau gänzlich anders. Während die Pläne für das Avers eine eigentliche Neugründung im quasi touristischen Nichts bedeuteten, verfügte die Lenzerheide über einen zwar nicht älteren, aber in den Ausmassen weitaus bedeutenderen Fremdenverkehr. Die ersten Touristen waren Mitte des 19. Jahrhunderts nach der Eröffnung der neuen Kommerzialstrasse 1840 in die Lenzerheide gekommen, welche bis zu diesem Zeitpunkt, ebenso wie Valbella, nur im Sommer als Maiensäss benutzt war.¹⁵² Noch vor 1900 hatten Churer Familien in der Lenzerheide die ersten Ferienhäuser gebaut. In der Zwischenkriegszeit, aber dann vor allem seit den fünfziger Jahren entstand an den Hängen von Valbella und der Lenzerheide ein Ferienhaus nach dem anderen.¹⁵³ Die von einem reizvollen Wechsel von Wiese, Wald und Baumgruppen geprägte Landschaft war prädestiniert dazu, den Traum vom Ferienhaus im harmonischen Einklang mit der Natur zu verwirklichen. Die schier schrankenlose Eigentumsfreiheit in der Bundesverfassung bot die Grundlage dafür, dass auf den einstigen Sommerweiden «Einfamilienweiden» entstanden, um ein Bild von Alexander Mitscherlich für den Rückzug der gut Betuchten aus der Stadt in die «Pseudo-Privatheit» zu verwenden.¹⁵⁴ [Abb. 160–161] Die Erschliessung der Hänge mit Skianlagen machten Lenzerheide-Valbella rasch zu einem attraktiven, modernen Ferienort.¹⁵⁵ Aus Sicht der Elektro-Watt sprach für die Lenzerheide überdies, dass – angesichts der starken Nachfrage nach Zweitwohnungen in den Bergen einerseits, der dadurch aber immer stärker bedrängten Landschaft andererseits – sich der weitere touristische Ausbau auf die bestehenden Tourismusorte konzentrieren und keine neuen, noch unberührten Gebiete erschlossen werden sollten.¹⁵⁶ Damit beruhte die Standortsuche auf einer im Vergleich zur touristischen Erschliessung des Avers gerade umgekehrten Einschätzung und einer Argumentation, die Ansätze eines nachhaltigeren Umgangs mit der Ressource Natur erkennen lässt.

1968 begann die Elektro-Watt mit der Planung der Feriensiedlung und Ende selbigen Jahres fanden die ersten Gespräche mit der Gemeinde Vaz/Obervaz statt, auf deren Gebiet die Lenzerheide liegt. Bereits im Juli 1969 lag ein generelles Projekt zuhanden der

¹⁵¹ Die Elektro-Watt Ingenieurunternehmung AG, welche als Generalunternehmerin die Feriensiedlung Soleval plante und baute, war 1964 als Tochtergesellschaft der Elektrowatt AG aus deren technischen Abteilung, die bis dahin vor allem für die Projektierung der eigenen Kraftwerksbauten zuständig gewesen war, hervorgegangen. Bis zum Verkauf der Elektro-Watt Ingenieurunternehmung AG 1999 an einen finnischen Konzern bot die Unternehmung Dienstleistungen in allen Bereichen der Planung und des Ingenieurwesens an; siehe Steigmeier 1995, S. 124–127, 153. Für den Verkauf der Ferienwohnungen wurde zudem die SOLEVAL Lenzerheide AG gegründet.

¹⁵² Siehe Ludescher 2007, S. 52ff.; Bundi 2007, S. 301–305; Ludescher 1993, S. 178.

¹⁵³ Auch bedeutende Schweizer Architekten bauten in der Region Ferienhäuser, so Lux Guyer das Berghaus Crapera in den Jahren 1936 bis 1938 oder Max Ernst Häfeli ein Ferienhaus 1948; siehe Dosch 2004, Verzeichnisnr. 340 und 879.

¹⁵⁴ Mitscherlich 1965, S. 11 und 37; siehe auch weiter oben S. 109. Siehe Ludescher 1993, S. 182.

¹⁵⁵ Siehe zur touristischen Entwicklung der Lenzerheide Haegi 2007, S. 96–102.

¹⁵⁶ Siehe Indermaur 1973.

Gemeinde vor. Es sah vor, im Gebiet Dieschen östlich des Heidner Sees an einem ruhigen, geschützten Südhang ein Feriencenter mit 700 Wohnungen zu errichten. Ein Hotel- und Dienstleistungszentrum mit Restaurants, Läden und Kindergärten, eine Sportanlage sowie eine unterirdische Autogarage sollten die Anlage ergänzen. Mit diesen Dimensionen plante die Elektro-Watt die Realisierung eines der grössten Feriencenter der Schweiz. Als Architekt engagierte die Elektro-Watt Jean-Paul Darbellay aus Martigny. Er hatte 1960 an der ETH Zürich das Architekturdiplom erlangt und gehörte nach der Rückkehr in seine Heimat, wo die Elektro-Watt in jener Zeit ebenso wie in Graubünden als Planerin grosser Kraftwerke präsent war, bald zur Avantgarde der Walliser Architekten. Seine Bauten zeichnen sich durch eine herbe, körperhafte Architektursprache aus, in der sich traditionelle Elemente mit den modernen Bedingungen einer seriellen, montierten Bauweise vereinen.¹⁵⁷ Der plastische, elementare Umgang mit Sichtbeton, wie er in der 1966 bis 1972 realisierten Seilbahnstation der Télégérie SA zu finden ist, erinnert an den expressiven Charakter der Bauten von Walter Förderer. [Abb. 162] Förderer hatte zwischen 1967 und 1971 in Hérémence eine Betonkirche errichtet, deren monumentale Expressivität auf die kurz zuvor im Tal weiter hinten erbaute Staumauer Grande Dixence verweist.

Bevor wir auf das Leitbild von Soleval eingehen, welches Jean-Paul Darbellay als Grundlage für den architektonischen Entwurf erarbeitet hat, nehmen wir sein Architektur-Panorama unter die Lupe, welches er 1969 für das April-Heft der Zeitschrift *Werk*, das dem Bauen in den Alpen gewidmet war, zusammengestellt hat. Einleitend analysierte Darbellay die Gründe für die vom Tourismus entstellten Ortschaften, in denen versucht werde, mit der rein ästhetischen Anwendung falscher Symbole das Bild des Chalets als Archetyp alpiner Bauweise zu reproduzieren. An erster Stelle und gleichsam als übergeordnete Ursache nannte er die widersprüchlichen Forderungen des Touristen. Zum romantisierenden Teil dieser Forderungen zählte er zum einen das Symbol des Chalets als Reflex gegen den Fortschritt, zum anderen der raumplanerisch verhängnisvolle Kult des Alleinseins, der als Resultat das Paradoxon einer «isolationistischen Bauweise nach Art von städtischen Vororten» schaffe.¹⁵⁸ Diesen Argumenten gegenüber stellte Darbellay die ökonomischen Faktoren von Produktion, Konsum und Spekulation sowie das zur Mode gewordene Prozessschema; ein Ort würde zuerst von den «Reinsten» entdeckt, danach würden die Reichen ihn etablieren und am Schluss würde die Masse den Reichen nachfolgen.¹⁵⁹ Als letzten Grund für die Fehlentwicklung führte Darbellay die Unmöglichkeit auf, «Distanz zu nehmen und ein Urteil abzugeben, sowie das Fehlen von neuen Leitbildern».¹⁶⁰ Wie die Bündner Architekten, die sich in jener Zeit für die Entwicklung der planerischen Instrumente engagierten, vermisste Darbellay ein kritisches

¹⁵⁷ Im Jahr 2000 erhielt Jean-Paul Darbellay für sein Werk den Walliser Kulturpreis. Werkauswahl: Kirche Saint-Michel in Martigny, 1963–1968, siehe Morand 1984, S. 430; Seilbahnstation der Télégérie SA Médran-Verbier, 1966–1972, siehe in: *Werk*, 59 (5), Mai 1972, S. 226; Motel Sur-le-Scex (Projekt) in Martigny-Combe, 1969, siehe in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 252; Spa-Hotel (Projekt) in Manza, Japan, 1969, siehe in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 252; Ausstellungshalle CERM in Martigny, 1976–1977, siehe Morand 1984, S. 449.

¹⁵⁸ Darbellay 1969a, S. 232.

¹⁵⁹ Ebd., S. 234.

¹⁶⁰ Ebd.

Reflektieren über das eigene Tun sowie tragende Vorstellungen für eine zeitgemässe, die widersprüchlichen Forderungen angemessen integrierende Architektur.¹⁶¹

Ein Leitbild für touristische Bauaufgaben in den Bergen, welche im *Werk*-Heft den Grossteil von Darbellays Panorama einnahmen und mehr oder minder das Bauen in den Bergen schlechthin darstellten, sollte also eine Lösung für die widersprüchlichen Forderungen der Touristen bieten. Für Darbellay bedeutete dies, dass zum einen eine Atmosphäre zu schaffen sei, welche «den Einzelnen aus seiner gewohnten Umgebung» loslöst, zum anderen, dass sich in der Architektur «Elemente der Natur und solche des Zusammenseins berühren und durchdringen».¹⁶² Der Kontrast wurde auf zwei verschiedenen Ebenen zum zentralen Thema erhoben. Geht es im ersten Aspekt um den Kontrast zwischen dem Alltagsort Stadt und dem geografisch davon fernen Ferienort Bergdorf, betrifft der zweite Aspekt jenen gleichzeitig und an einem Ort stattfindenden Gegensatz von Natur und Gesellschaft. Aus diesen beiden Grundanforderungen des Leitbildes resultierte für Soleval eine «differenzierte Konzentration des Habitats mit dem Zweck, für die Belebung von Gemeinschaftstätigkeiten günstige Räume und eine entsprechende Atmosphäre zu schaffen [unter] Belassung der Umgebung in ihrem natürlichen Zustand».¹⁶³ Zur Illustration dieses Prinzips gruppierter Architektur bildete Darbellay in der *Werk*-Ausgabe die Häuser für die Angestellten der Grande Dixence in Les Haudères ab.¹⁶⁴ [Abb. 163] Die Wohneinheiten sind in drei Gruppen zusammengefasst und blicken in versetzt zueinander stehenden Reihen Richtung Tal. Die Materialisierung aus Sichtbeton für die tragenden Elemente und Holz für die füllenden sowie die zu einer Zickzacklinie aneinandergfügten Satteldächer bekunden einen pragmatisch-wachen Umgang mit der traditionellen Bauweise. Für unseren Zusammenhang ist diese Überbauung von besonderem Interesse, da die Feriensiedlung Soleval mit verschiedenen Elementen auf diese Architektur zu referieren scheint. So sollten die Schottenstruktur, welche die Bänder der Angestelltenhäuser gliedert, sowie die Loslösung der Bauten vom Boden, der in seiner natürlichen Form darunter hindurch fliesst, auch in Soleval die architektonische Haltung bestimmen.

In Anbetracht der für Graubünden neuartigen Konzeption einer Feriensiedlung, die sich auch in einer ungewohnten Architektur manifestierte, müssen in Ergänzung zum architektonischen Leitbild des Architekten auch die lokale Ausgangslage, die Vorstellungen der Initianten und die Rolle der Architektur aus deren Sicht eingehender betrachtet werden. Lenzerheide-Valbella war zu jener Zeit eine vom so genannten Individualtourismus geprägte Region. Der bauliche Ausdruck davon war eine stark zersiedelte Landschaft mit einer in den Worten Darbellays «isolationistischen Bauweise nach Art von städtischen Vororten». Eine Zonenplanung, die dem planlosen Zubauen der weitläufigen Landschaft Grenzen gesetzt hätte, gab es zu jener Zeit nicht.¹⁶⁵ Die Ausmasse dieser Entwicklung,

¹⁶¹ Siehe weiter oben S. 132ff.

¹⁶² Darbellay 1969a, S. 234; Elektro-Watt Ingenieurunternehmen AG, «Ferienzentrum Lenzerheide. Generelles Projekt», Zürich, Juli 1969, S. 18, Typoskript [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

¹⁶³ Darbellay 1969b, S. 249.

¹⁶⁴ Die 1964 bis 1968 realisierte Anlage stammte von den Architekten Paul Morisod, Jean Kyburz und Edouard Furrer aus Sion; siehe Darbellay 1969b, S. 249.

¹⁶⁵ Zwar hatte die Gemeinde bereits 1899 eine Bauordnung erlassen, welche für die Lenzerheide einen Bebauungsplan vorsah, mit dem künftige Strassenlinien festgelegt werden sollten. Wie Fritz Ludescher in

die aus dem Individualtouristen letztlich ein Massenphänomen werden liess, zeigt die Tatsache, dass der Ferienhausbau in der Lenzerheide zuweilen über die Hälfte des jährlichen Bauvolumens betrug.¹⁶⁶ Einen Eingriff in diese Struktur bedeutete deshalb die Ansiedlung des Club Méditerranée um 1970, die von vielen argwöhnisch beobachtet oder gar als Bedrohung der eigenen Privilegien wahrgenommen wurde.¹⁶⁷ Die Anlage mit 450 Gästebetten, die sich in unmittelbarer Nähe zu Soleval befand, bot ein damals neuartiges Ferienkonzept an. In einem Pauschalpreis war alles enthalten, was es für Skiferien brauchte, inklusive einer Rundumunterhaltung. Die Initianten der Soleval befürchteten in der Ansiedlung dieses etwas abfällig genannten «organisierten Massentourismus», der gemäss ihren Erfahrungen nur die «nötigen Entfaltungsmöglichkeiten auf einem speziell auf ihn zugeschnittenen Rummelplatz» habe, negative Konsequenzen für die beschauliche Lenzerheide.¹⁶⁸ Als «Rummelplatz» und «Einfamilienweide» präsentierten sich in der Lenzerheide also diese beiden scheinbar so konträren Formen des Tourismus. Soleval sollte dazu eine Alternative darstellen, der goldene Mittelweg sozusagen, und sich sowohl vom anspruchslosen Massentourismus als auch vom landschaftsfressenden Individualtourismus absetzen.

Die programmatische Neuheit bestand in der Konzentration umfassender Dienstleistungen und Sportmöglichkeiten sowie im Angebot, eine Ferienwohnung zu erwerben, was dank des 1965 eingeführten Stockwerkseigentums neu möglich war.¹⁶⁹ Der Gast konnte also Ferien in den eigenen vier Wänden und gleichzeitig die Vorzüge des Hotelservices geniessen. Das eigentliche Hotel war als Garni-Betrieb geplant, eine zeitgemässe Antwort auf die gesellschaftliche Lockerung und das Bedürfnis nach Ungebundenheit. Dieses neue Konzept verlangte für die Soleval-Initianten, dass man entsprechend auch baulich neue Wege ging.¹⁷⁰ Spekulationsarchitektur wie sie auch in der Lenzerheide zu finden sei – also «städtische Architektur mit schlechter Schallisolation und anderen Unzulänglichkeiten» – sollte die Anlage nicht werden: Soleval sollte ein Gegenmodell sowohl zum grauen Wohnblock in der Stadt und seinem Pendant in Form des Club Méditerranée als auch zum städtischen Vorort und seinen Auswüchsen am Valbella-Hang sein.¹⁷¹ In der Werbung für Soleval wurde dieser Anspruch unter dem Schlagwort des Nichtalltäglichen verkauft. [Abb. 164] In einem Zeitungsinserat, welches das Modell einer Wohnung abbildete, die wie ein Puppenhaus bis zum Teppich vor dem Sofa und der Uhr über dem Cheminée eingerichtet war, lautete der Werbetext: «Dieser Grundriss ist nicht

seiner Darstellung über die Ortsplanung der Lenzerheide aber feststellte, fristeten gestalterische Fragen trotz dieses frühen Bebauungsplan lange ein Mauerblümchendasein in der Gemeindepolitik; siehe Ludescher 1993, S. 178ff.

¹⁶⁶ Siehe Spadini 1971.

¹⁶⁷ Siehe Haegi 2007, S. 57.

¹⁶⁸ Siehe Elektro-Watt Ingenieurunternehmen AG, «Ferienzentrum Lenzerheide. Generelles Projekt», Zürich, Juli 1969, S. 14–15, Typoskript [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

¹⁶⁹ Am 19. Dezember 1963 ist Art. 712 «Das Stockwerkeigentum» in das Schweizerische Zivilgesetzbuch aufgenommen worden und in Kraft seit dem 1. Januar 1965.

¹⁷⁰ Siehe Elektro-Watt Ingenieurunternehmen AG, «Ferienzentrum Lenzerheide. Generelles Projekt», Zürich, Juli 1969, S. 47, Typoskript [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

¹⁷¹ Elektro-Watt Ingenieurunternehmung AG, «Ferienüberbauung «Soleval» auf Lenzerheide/Valbella. Bericht und Antrag über die Erfahrungen aus der Muster-Etappe und die Weiterführung der Ferienüberbauung Soleval», Zürich, 23. Februar 1972, S. 24 [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

alltäglich / Denn er ist Teil eines nicht alltäglichen Konzeptes / Wo Sie den Alltag in Ihrer Eigentumswohnung vergessen können / Wo Sie die Wahl zwischen acht nicht alltäglichen Wohnungstypen haben».¹⁷²

Doch was waren genau die architektonischen Elemente, die dieses Vergessen des Alltags hervorrufen sollten? Wie wir bereits gesehen haben, waren für Darbellay die Nähe des Menschen zur Natur und jene zur Gemeinschaft Grundsätze, die dem Feriengast eine nichtalltägliche Atmosphäre schaffen sollten. Er ging dafür von einem Alltag aus, der von der Entfremdung der Menschen und der Auflösung der gesellschaftlichen Bindungen geprägt war. In eine architektonische Struktur umgesetzt hiess das, dass die Wohnungseinheiten sowohl in das aktive Zentrum der Anlage eingebunden werden, als auch die grösstmögliche Beziehung zur Natur bewahren sollten.¹⁷³ Darbellay entwickelte dazu ein System von drei Bändern, welche zueinander verschoben liegend den Höhenlinien entlang führten. [Abb. 165–166] Die Form der abgewinkelten Bänder folgte also der Form der Natur. Die Bänder waren durch die Schottenstruktur segmentiert, was den Eindruck von Monotonie brach und einen etappenweisen Ausbau ermöglichte. Zugleich rhythmisierte diese Struktur den natürlichen Geländeverlauf, ein regelmässiger Takt in Antwort auf die ungezähmte Natur. Dieses Zusammenspiel von Gebäude- und Geländeverlauf hatte Darbellay bereits bei früheren Arbeiten angewandt, so bei Projekten für Ferienanlagen im japanischen Skiort Manza sowie in Vichères im Unterwallis. [Abb. 167] In einem Exposé zu Soleval beschrieb Darbellay dieses Antworten auf die Natur: «Um dieses doppelte Geheimnis von Raum und Zeit inmitten der unbestimmten Stille der Natur zu lösen, strebten wir nach einem harmonischen Ausgleich dieser Bedingungen und Gegebenheiten.»¹⁷⁴

Dazu gehörte auch, dass der Ankommende einen direkten Zutritt zu seiner Wohnung hatte, ohne störenden Autoverkehr. Dies gewährte ein internes Erschliessungssystem in Form einer Rue interne in der dritten Etage. Über Passerellen verband sie die Bauten untereinander sowie diese mit der Garage und den Dienstleistungsbetrieben. Die Vertikalerschliessung erfolgte über Lifte und Wendeltreppen. So sehr in der planerischen Konzeption die Verbundenheit mit der Natur gesucht wurde, so sehr funktioniert die Anlage mit diesem Erschliessungssystem aber auch als ein in sich geschlossener, von der Umwelt unabhängiger Kreislauf. [Abb. 168] Darin scheint die von Darbellay als inhärente Ausgangslage beschriebene Tatsache der widersprüchlichen Forderungen des Touristen auf. Hinter dem Zweck der Erholung in der Natur stehen ein logistischer Ablauf und ein Mechanismus, die an den automatisierten Produktionsprozess in der Industrie erinnert. Die an diesen Kreislauf angeschlossenen Einheiten waren acht verschiedene Apartmenttypen, vom Einzimmerstudio bis zum zweigeschossigen Penthouse mit sechs Zimmern. [Abb. 169] Ein grosser fünfeckiger Wohnraum mit Cheminée und Balkon bildete das Zentrum jeder Wohnung. Die Schlafzimmer waren «praktische

¹⁷² Inserat in: *Neue Zürcher Zeitung*, 194 (583), 15. Dezember 1973, S. [10].

¹⁷³ Siehe Elektro-Watt Ingenieurunternehmen AG, «Ferienzentrum Lenzerheide. Generelles Projekt», Zürich, Juli 1969, S. 18/19, Typoskript [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

¹⁷⁴ Jean-Paul Darbellay, «L'architecture de Soleval. Exposé», o.O., o.J., Typoskript, S. 2 [Büroarchiv Jean-Paul Darbellay, Martigny]. Übersetzung der Autorin: «Pour résoudre ce double mystère de l'espace et du temps au milieu de la silencieuse indifférence de la nature, on a tendu vers un équilibre harmonieux de ces conditions et données.» Ich danke Herrn Darbellay für das Überlassen der Unterlagen.

Schlafzellen», auf ein Minimum reduziert, indessen die Küche mit Geschirrspülmaschine und das Bad «maximalen Komfort» bieten sollten, um der Frau die Hausarbeit zu erleichtern.¹⁷⁵ Zu jedem Haus gehörten zudem Gemeinschaftseinrichtungen wie ein Partyraum, eine Waschküche, Skiabstellplätze und verschiedene Spielzimmer für Gross und Klein. Die Gemeinde begrüsst das Projekt Soleval, da es für seine Grösse vergleichsweise wenig Boden beanspruchte. Denn auch die Gemeinde war im Kampf gegen die Streubauweise auf der Suche nach Lösungen und Alternativen. Seit 1968 arbeitete der Architekt Tino Walz an neuen planerischen Grundlagen für die Gemeinde, die vor allem die Begrenzung der zu grossen Bauzonen, der Schutz der noch freien Landschaft und die Konzentration der Bauten zum Ziel hatten.¹⁷⁶ 1970 genehmigte die Bevölkerung mit 108 gegen 7 Stimmen den Quartierplan Dieschen, der die Voraussetzung für den Bau von Soleval war.¹⁷⁷ Ebenso bewilligte sie das generelle Projekt für eine Sportanlage im Gebiet Dieschen, die sowohl den Soleval-Gästen als auch der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen sollte. Der Bau einer Sportanlage war Bestandteil des Vertrages zwischen der Gemeinde und der Soleval, die sich finanziell daran beteiligte.¹⁷⁸ Inzwischen war die Anzahl der Wohnungen von 700 auf 460 – eine Anlage nach wie vor beträchtlichen Ausmasses – reduziert worden, da nicht alle benötigten Kaufrechte für die gesamte Dieschenwiese erworben werden konnten.¹⁷⁹ Die Realisierung der gesamten Anlage sollte in drei Etappen geschehen, wobei als Erstes eine Musteretappe gebaut wurde, um «das neuartige Konzept vor Inangriffnahme der ersten grösseren Etappen dieser Grossüberbauung in Bezug auf Architektur, Wohnungsgrundrisse, Baumaterialien, Baukosten und Verkaufslage zu testen».¹⁸⁰ Im Dezember 1971 bezogen die ersten Soleval-Bewohner die 46 Wohnungen der Musteretappe.

Die Reaktionen auf Soleval waren sehr gemischt: «Die Architektur findet sowohl begeisterte Anerkennung, als auch totale Ablehnung (Überbauung könnte ebensogut in Bangkok oder Miami stehen).»¹⁸¹ Diese Spannweite widerspiegelte sich auch in den Kommentaren, welche zwei Jahre später anlässlich der Eröffnung der ersten Hauptetappe in der Schweizer Zeitungslandschaft erschienen waren. Während die einen in der Feriensiedlung eine Alternative zur Verhäuselung sahen, bei der «die Landschaft nicht als Abfallprodukt übrig» bleibe, war in anderen Berichten über «Gigantonomie» und eine

¹⁷⁵ Elektro-Watt Ingenieurunternehmen AG, «Ferienzentrum Lenzerheide. Generelles Projekt», Zürich, Juli 1969, S. 21, Typoskript [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

¹⁷⁶ Siehe Spadini 1971, S. 46. Die Gemeinde Vaz/Obervaz verfügte über eine Bauordnung aus dem Jahr 1956, welche den Bau von grossen Bauvolumen über 2000 m³ oder 12 m Höhe verbot. 1961 wurde die Bauordnung in Folge einer Initiative gegen eine Bungalow-Siedlung in Sartons verschärft und sowohl «ungewöhnliche Dachkonstruktionen» als auch der Bau von Serienhäusern und Siedlungen einheitlicher Bauten untersagt; siehe Ludescher 1993, S. 182–185; Bundi 2007, S. 303–304.

¹⁷⁷ Siehe Ludescher 1993, S. 185.

¹⁷⁸ Siehe Cantieni 1973, S. 31. Die Realisierung des Sportzentrums zog sich aufgrund wechselnder Voraussetzungen bis 1981 hin. Für die Planung waren in der Anfangsphase Jean-Paul Darbellay zusammen mit H. Burgherr aus Lenzburg zuständig. Später bearbeitete das Büro Burgherr und Wälti aus Lenzburg, welches Erfahrungen im Bau von Sportanlagen hatte, das Projekt; siehe Bergamin/Lüscher 1982, S. 202–205.

¹⁷⁹ Siehe Elektro-Watt Ingenieurunternehmung AG, «Ferienüberbauung «Soleval» auf Lenzerheide/Valbella. Bericht und Antrag über die Erfahrungen aus der Muster-Etappe und die Weiterführung der Ferienüberbauung Soleval», Zürich, 23. Februar 1972, S. 1 und 3 [Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich].

¹⁸⁰ Ebd., S. 1.

¹⁸¹ Ebd., S. 4.

«gefährliche Überbevölkerung in den Ferienregionen» zu lesen.¹⁸² Aus der Distanz würde die ungewohnte Dimension der Anlage wie «verschönerte Staumauern» wirken – eine sinnige Referenz an das ursprüngliche Kerngeschäft der Bauherrschaft.¹⁸³ Doch nicht allein die physische Grösse war Grund zur Kritik. Indem nämlich die Gebäudeausmasse und die darin hausende Menschenmenge an grossstädtische Dimensionen erinnere, bezweifelten einige, «ob der Bewohner eines Hochhauses mit 100 und mehr Wohnungen in der Stadt in der Grossüberbauung Soleval das Ideal für Erholung finden wird». ¹⁸⁴ Handkehrum wurden die zu kleinen und vieleckigen Wohnungen mit «Schlafzellen» als Schlafräume bemängelt, die wohl kaum die intendierte Ferienatmosphäre zu erzeugen vermögen würden.¹⁸⁵ Zudem seien die Wohnungspreise so hoch, dass sie nur für eine privilegierte Minderheit erschwinglich seien.¹⁸⁶

Die Enge in den eigenen vier Wänden war ein Aspekt, der auch in der Stadtkritik das Gegenstück zur äusseren Grösse bildete. Und gleich den Fronten in der Diskussion um die Unwirtlichkeit der Städte war auch in Bezug auf Soleval jene Position zu hören, welche ob der wachsenden Bevölkerungszahl die entsprechenden räumlichen und architektonischen Auswirkungen, also das Zusammenrücken auf engem Raum, als zwangsläufige und unumgängliche Folgen betrachtete. Dass die architektonischen Konsequenzen nicht unbedingt negative sein müssten, würden Bauten wie die Unité d'habitation von Le Corbusier oder die Werkbundsiedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen zeigen. Mit diesen gewichtigen Referenzen vor Augen folgte der Berichterstatter: «Bauten wie Soleval manipulieren ihre Bewohner zu ihrem eigenen Besten. Wir verwenden das gefürchtete Wort als heilsamen Schock.»¹⁸⁷ Sind wir im Zusammenhang mit der Anpassungsdiskussion dem Manipulativen im Sinne der Tarnung begegnet, wurde es hier als Aspekt einer Architektur verstanden, die dem Zusammenleben, Rücksichtnehmen, der Mitverantwortung und Beschränkung eine positive Wertung zuschreibt.

Im Fadenkreuz der Kritik

Die Berichterstattung zur Eröffnung der ersten Hauptetappe von Soleval Ende 1973 macht deutlich, dass im Vordergrund Fragen um das Konzept von Soleval als konzentrierte Grossüberbauung mit Zweitwohnungen standen. Dieser Fokus war seitens der Initianten durchaus gewollt, nahmen sie doch in Anspruch, mit Soleval eine alternative Lösung für die Problematik des Zweitwohnungsbaus realisiert zu haben. Soleval war sozusagen die gebaute Stellungnahme zur zunehmend heiss debattierten Frage, wohin die Entwicklung des Zweitwohnungsbaus in Anbetracht der sich verschärfenden raumplanerischen und landschaftlichen Probleme gehen sollte und wo deren Grenzen

¹⁸² Indermaur 1973; Stirnimann 1973; Frech 1974.

¹⁸³ mr 1973.

¹⁸⁴ Ebd.

¹⁸⁵ hgt. 1973.

¹⁸⁶ Siehe ebd.

¹⁸⁷ kh. 1973.

wären.¹⁸⁸ Durch die kurz zuvor im Oktober 1973 ausgebrochene Ölkrise und den dadurch ausgelösten Konjunktureinbruch hatte die Zweitwohnungsdebatte zusätzliche Brisanz erhalten. Sich des Diskussionspotenzials und der umstrittenen Haltung zu Soleval bewusst, wurde an der offiziellen Präsentation der ersten Hauptetappe im Dezember 1973 nicht allein die Anlage an sich vorgestellt, sondern auch Raum für einen Meinungsstreit zum Thema geboten. Als Kontrahenten standen sich der Gemeindepräsident von Vaz/Obervaz und Nationalrat Toni Cantieni sowie der Geschäftsleiter der Schweizerischen Stiftung für Landschaftsschutz und -pflege Hans Weiss gegenüber.

Hans Weiss verwies wie viele andere auf die seit langem zum Deutungskanon gehörende innere Widersprüchlichkeit im Tourismus, als er die bekannten, den Zweitwohnungsbau tragenden Motive der Flucht aus der unwirtlichen Stadt, der Zweitwohnung als Prestigeobjekt oder Ersatz für einen unbefriedigenden Alltag ansprach. Indem mit dem Bau von Zweitwohnungen die Landschaft zum «privatisierten, anonymen Einzelhausvorort» würde, entstehe auf dem Land genau das, wovon man aus der Stadt geflüchtet sei.¹⁸⁹ Die Auswirkungen davon seien in erster Linie ein Verlust an freier Landschaft zum Preis einer geringen volkswirtschaftlichen Effizienz, einem sozial einseitig verteilten Nutzen und steigenden Bodenpreisen für alle. Für Weiss war deshalb die Frage nach der Belastungsgrenze für den Zweitwohnungsbau eigentlich falsch gestellt, denn dieser sei aus umweltschädlichen, volkswirtschaftlichen und sozialen Gründen grundsätzlich abzulehnen. Im Wissen, dass diese provokative Forderung nach einem Zweitwohnungsverbot kaum mehrheitsfähig war, sollte der Zweitwohnungsbau zumindest räumlich eingeschränkt und konzentriert sowie zeitlich besser ausgenutzt werden. Als langfristige Präventionsmassnahme forderte Weiss zudem, dass die Städte wieder «wohnlich» gemacht würden. Als Gegenstück verlangte er die «Dezentralisierung der Produktions- und Dienstleistungsstruktur und dementsprechend kleinere Wirtschaftsräume mit höherem Selbstversorgungsgrad, einfacherer Technologie und geringerem Verkehr. Dadurch Wiederintegrierung von Arbeit, Freizeit und Wohnen in ein lebens- und umweltfreundlicheres Dasein: der Zweitwohnungsbau wird überflüssig.»¹⁹⁰ Mit der Kritik an der Zerstörung der Landschaft verband Weiss die grundsätzliche Kritik an der von Industrialisierung, Globalisierung und Technologisierung geformten Entwicklung und den Wunsch zur Rückkehr in die guten alten Zeiten. Mit diesen Aussagen malte Weiss ein ausgesprochen konservatives, rückwärtsgewandtes Bild des Landschaftsschutzes. Ob diese von Weiss bewusst extrem formulierte These tatsächlich einen «Betrag zu einer längerfristig gesehenen realistischen Debatte» bilden konnte, wie es im Bericht der *Neuen Zürcher Zeitung* hiess, muss hier bezweifelt werden.¹⁹¹

Eine diametral entgegengesetzte Meinung vertrat Toni Cantieni als Gemeindepräsident von Vaz/Obervaz. Er hielt fest, dass der Anspruch der Bergbevölkerung auf wirtschaftliche Prosperität legitim und es eine der «wesentlichsten Aufgaben» der

¹⁸⁸ In der Lenzerheide brach erstmals bereits 1941 ein Konflikt zwischen Hotellerie und Parahotellerie auf. Die aufgrund den Kriegsfolgen darbenende Hotellerie sah im Ferienhausbau eine bedrohliche Konkurrenz und verlangte von der Gemeinde, Baubewilligungen für Ferienhäuser zurückhaltend zu erteilen; siehe Ludescher 1993, S. 182.

¹⁸⁹ Weiss H. 1973.

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ hwi. 1974.

Gemeindebehörden sei, diesen Anspruch durchzusetzen.¹⁹² Stillschweigend ging er offenbar davon aus, dass der Tourismus die einzige Branche im Berggebiet sei, welche wirtschaftliches Überleben garantieren könne. Entsprechend positiv betrachtete Cantieni die von Beginn weg gute Zusammenarbeit mit den Initianten der Soleval, dank der eine für alle befriedigende Lösung hätte gefunden werden können.¹⁹³ Als Fazit der Diskussion zwischen dem obersten Landschaftsschützer und dem Treuhänder des Gemeindeforts standen für den Berichterstatter der *Neuen Bündner Zeitung* «die Cassandra-Rufe des Naturschutzes den wohligen Äusserungen der Profitierenden (sowohl der Erholungssuchenden als auch der Gemeinden, die aus dem Dornröschenschlaf der Vernachlässigung geweckt worden sind) entgegen.»¹⁹⁴

Eine warnende Ruferin, die gleichzeitig zu den Profitierenden gehörte, war die Pro Lenzerheide. Zu dieser hatten sich 1968 Eigentümer von Ferienhäusern in der Lenzerheide zusammengeschlossen, um gegen die Ansiedlung des Club Méditerranée zu kämpfen. Präsident war Ruedi Schatz, der auch Präsident der Schweizerischen Stiftung für Landschaftsschutz und -pflege war. Zum Vorstand gehörte unter anderem H. Bergmaier, Direktor der Elektro-Watt.¹⁹⁵ Der oberste Landschaftsschützer der Schweiz, dessen Organisation offiziell den Zweitwohnungsbau verbieten wollte, und ein Grossinvestor hatten sich im Kampf gegen das Schreckgespenst Massentourismus in Form des Club Méditerranée zu einer Allianz gefunden. An der Gründungsversammlung hielt Schatz ein Plädoyer für den Ferienhausbesitzer: «Sie alle sind Freunde der Lenzerheide. [...] Sie haben eine ansehnliche Summe Geld hier investiert, um etwas ganz Spezielles dafür zu erhalten, Ferien nach Mass, wenn man so sagen darf. Sie wünschen, dass Sie weiterhin hierher kommen können und das hier finden, was Sie erwartet haben; Sie hoffen, dass Ihre Investitionen ihren Wert im wertesten Sinne des Wortes behalten.»¹⁹⁶ Es ging den Initianten also darum, das für teures Geld erkaufte Ferienglück zu verteidigen und vor einer Entwertung durch die Masse der Späterkommenden, die nach demselben Glück strebten, zu schützen.

Die Pro Lenzerheide zeigt auch beispielhaft die veränderte Präsenz der Touristen an ihrem Ferienort, mit dem seit dem Zweitwohnungsbau viele über eigenen Besitz und damit regelmässigen Aufhalten eng verbunden waren. Der Aspekt des Eigenheims und seine Funktion als privater Rückzugsraum stellten einen nicht unbedeutenden Qualitätswandel gegenüber den ebenfalls über Wochen in den Kurorten weilenden Gästen der Grandhotels dar.¹⁹⁷ Und es war eine Gegenbewegung zur generellen «Beschleunigung der gesellschaftlichen Rhythmen», die dem Mittelstand dank kürzerer

¹⁹² ub 1973.

¹⁹³ Siehe ebd.

¹⁹⁴ kh. 1973.

¹⁹⁵ Siehe Schilling 1973, S. 17 und 22. 1991 hat sich der Verein wieder selbst aufgelöst beziehungsweise in eine Stiftung umgewandelt, da die wesentlichen Ziele als erreicht betrachtet wurden; siehe Haegi 2007, S. 107; Ludescher 1993, S. 175.

¹⁹⁶ Ruedi Schatz, zitiert nach Schilling 1972b, S. 17.

¹⁹⁷ Die persönliche und enge Beziehung zum Ferienort und die Sorge um dessen Entwicklung äusserte sich auch darin, dass die Pro Lenzerheide Mitte der achtziger Jahre Peter Calonder, Architekt aus Fürstentum, mit der Inventarisierung alten Siedlungsteile beauftragte; siehe Ludescher 1993, S. 175.

Anfahrtsdauer auch weniger lange und damit finanzierbare – oder auch häufigere – Aufenthalte in den Hotels möglich machten.¹⁹⁸

Um besser am Geschehen ihrer Ferienheimat teilzuhaben und die eigenen Anliegen zu verteidigen, entsandte die Pro Lenzerheide 1969 ihr Mitglied Beate Schnitter, Architektin aus Zürich, in die Planungskommission der Gemeinde. Allerdings konnte sie nur mit beratender Stimme an den Diskussionen teilnehmen, denn als temporäre Bewohner der Lenzerheide hatten die Gäste kein Stimmrecht. Um die dank der einst freizügigen Raumplanung erhaltenen Privilegien – die schöne Lage und die unverbaute Aussicht – bewahren zu können, forderte die Pro Lenzerheide in der Zonenplanung eine starke Begrenzung des Baulands und dass Landschaftsgebiete unter Schutz gestellt werden. Die Bevölkerung aber lehnte 1971 den Entwurf des neuen Baugesetzes ab, wobei wie in Avers vor allem die Zonenplanung, in welche die Anregungen der Pro Lenzerheide eingeflossen waren, auf Widerstand stiess. Die Hoffnung auf einen künftigen Gewinn durch Landverkauf wog stärker als die Eindämmung der Zersiedelung. Ein Jahr später wurde das überarbeitete Baugesetz ohne Zonenvorschriften genehmigt. Diese wurden erst zehn Jahre später, auf Druck des Kantons, eingeführt.¹⁹⁹ In einem empörten Brief an die Bündner Regierung bezeichnete die Pro Lenzerheide die leidvolle Planungsgeschichte ihres Ferienortes als eine der «krassesten Fehlentwicklungen eines Kurorts», welche «wie kaum ein anderes Beispiel die Problematik der Gemeindeautonomie» beleuchten würde.²⁰⁰ Auslöser für diese harsche Kritik dürfte auch das Planungsziel der Gemeinde gewesen sein, bis ins Jahr 2000 die Kapazität der Region Lenzerheide-Valbella auf 15'000 bis 16'000 Fremdenbetten zu verdoppeln.²⁰¹ Befürworter solcher Wachstumsstrategien wie Fritz Mauerhofer, der als Mitarbeiter der Elektro-Watt an der Realisierung von Soleval beteiligt war, begründete den weiteren Ausbau des Berggebietes als Erholungsgebiet für die ««umweltgeschädigten» Unterländer» damit, dass ein Einfrieren des aktuellen Zustandes, so wie es die Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz und -pflege forderte, sozialpolitische Spannungen zur Folge haben könnten.²⁰² Er erachtete es als problematisch, diejenigen, die bereits im Besitz einer Ferienwohnung waren, als privilegierte Schicht zu behandeln und anderen das gleiche Anrecht auf Erholung in den Bergen zu vereiteln, ein Ansinnen, wie sie die Pro Lenzerheide vertrat.

Die Diskussionen um die Entwicklung der Lenzerheide als Ferienregion und die richtigen raumplanerischen Massnahmen bringen die Spannungen und Widersprüchlichkeiten zum Vorschein, denen ein solcher Ort ausgesetzt war und auch heute noch ist. Die Fronten lassen sich aber nicht einfach entlang den «Kassandra-Rufen des Naturschutzes» und den «wohligh-zufriedenen Äusserungen der Profitierenden» ziehen. Gemeinde, Landbesitzer, Bevölkerung, Ferienhausbesitzer, Investoren, Touristiker und Baubranche haben Erwartungen und Forderungen, die sich in unterschiedlichen Koalitionen finden oder aber feindlich gegenüber stehen. In der Zustimmung oder Ablehnung einer restriktiveren Planung eint aber Befürworter und Gegner das Interesse an der persönlichen

¹⁹⁸ Siehe Kessler 2000, S. 100/108.

¹⁹⁹ Siehe Cantieni 1973, S. 29/33; Ludescher 1993, S. 188ff.

²⁰⁰ Ruedi Schatz, zitiert nach Schilling 1972b, S. 17.

²⁰¹ Siehe Cantieni 1973, S. 35.

²⁰² Mauerhofer 1974.

Besitzstandwahrung und Wertvermehrung. Übereinstimmung herrschte ebenfalls in der Ablehnung des sogenannten Massentourismus, im Glauben, so ein intaktes Dorfleben, die eigene Marktposition und eine unverbaute Landschaft zu bewahren. Damit verbunden war oftmals die Einbildung, moralisch überlegen zu sein, da man selbst nicht Teil des Massentourismus zu sein glaubte. Diesen moralischen Subtext, gepaart mit einem Mangel an Reflexionsfähigkeit nannte Hans Magnus Enzensberger, der den Massentourismus als Aspekt von Demokratisierung und als Teil der kapitalistischen Gesellschaft verstand, typisch für die Kritik am Phänomen Tourismus.²⁰³ Aber gerade das Beispiel der Region Lenzerheide-Valbella zeigt, dass der Individualtourismus nicht minder ein Massenphänomen war und Ausmasse angenommen hatte, welche gerade raumplanerisch grosse Probleme nach sich zogen.

Das schleichende Werden des Tourismus zum raumplanerisch unlösbaren Dilemma brachte Jean-Paul Darbellay auf den Punkt: «Es entstanden Probleme, die man in der ersten Phase vernachlässigen zu können glaubte, und die man heute wegen der hohen Bodenkosten nicht mehr lösen kann.»²⁰⁴ Zu lange hatte man den übergeordneten raumplanerischen Zusammenhang in den Hintergrund gedrängt und die Abhängigkeit vom Tourismus als einzige lokale Wirtschaftsgrundlage in den Vordergrund gestellt. Diese einseitige Sichtweise bringt den auch die Aussage des für die Ortsplanung in Avers zuständigen Planers zum Ausdruck, der die Gemeinde lobte, nie eine Planung als «Selbstzweck», sondern stets nur zur Förderung konkreter Projekte betrieben zu haben: «Immer wenn eine private Initiative ergriffen wurde, erhielt die Planung Auftrieb und hat möglichst grosse Unterstützung gegeben. In diesem Sinne war man dann jeweils an einem Gesamtplan interessiert. Sobald jedoch derartige Initiativen abgeblockt wurden, zumeist durch äussere Einflüsse (Kreditmangel, keine Hotelkredite, Gewässerschutz, Zielkonflikte mit der Regionalplanung, bekämpfte Baubewilligungen, etc.), schwand auch das Interesse an der Ortsplanung. Diese Erscheinung ist grundsätzlich positiv zu beurteilen – beweist sie doch, dass die Planung im Avers nie als papierene Übung betrachtet werden wollte, sondern als Grundstein für eine aufwärtsstrebende, gesunde Entwicklung.»²⁰⁵ Ortsplanung wurde hier in erster Linie als Reagieren auf von aussen kommende Impulse verstanden, als Funktion der touristischen Erschliessung. Die fehlenden eigenen Ressourcen der um das Überleben kämpfenden Gemeinde bedingten dieses Resignieren vor einer vorausschauenden, aus den eigenen Möglichkeiten heraus entwickelten Planung.

In Orten mit komfortableren Perspektiven wie der Lenzerheide wurde mit Blick auf den sofortigen Profit das allmähliche Errichten von Ferienhäuser lange Zeit weitgehend bedenkenlos hingenommen, ganz im Gegensatz zu den Plänen grösserer Projekte.²⁰⁶ Dass Lenzerheide geradezu als exemplarischer Fall für dieses Dilemma steht, ist eine Einschätzung, die nicht erst aus der historischen Distanz entstanden ist. Als «immer wieder umstrittener Fremdenverkehrsort» war Lenzerheide-Valbella Ende der siebziger Jahre

²⁰³ Siehe Enzensberger 1958, S. 703f.

²⁰⁴ Darbellay 1969a, S. 232.

²⁰⁵ Walter Schneider, *Gemeinde Avers. Bericht zur Ortsplanung*, Mai 1978, S. 2/3 [Archiv Gemeinde Avers].

²⁰⁶ Siehe Barro 1965, S. 22.

regelmässig in den Medien.²⁰⁷ Grund für die mediale Schelte war Soleval. Nachdem sich der Verkauf der Wohnungen infolge der Rezession Mitte der siebziger Jahre nur schleppend entwickelt hatte, verzögerte sich der weitere Ausbau der Feriensiedlung. Erst 1979 wurde die nächste Etappe in Angriff genommen. Um den Absatz der Wohnungen zu verbessern, beantragte die Elektro-Watt beim Kanton, das Ausländerkontingent wieder anzuheben, das mit der seit 1974 gültigen Lex Furgler auf 49 Prozent herabgesetzt worden war.²⁰⁸ Der Kanton bewilligte daraufhin ein Kontingent von 75 Prozent, was nicht nur einen Rekurs des Bundes hinsichtlich der Verletzung der Lex Furgler zur Folge hatte, sondern auch einen schweizweiten medialen Aufschrei über diesen «Ausverkauf der Heimat».²⁰⁹ Die anhaltende Rezession, die für viele ein hartes Aufwachen aus der Euphorie der Hochkonjunktur bedeutete, schürte die ausländerfeindliche Stimmung. Als konkretes Objekt, dessen Architektur zudem seit jeher umstritten war und dessen unmenschlichen Dimensionen mit dem düsteren Bild des «Wohnbunkers» verbunden wurde, bot sich Soleval als Sündenbock an.²¹⁰ Die Zeichen der Zeit standen ohnehin gegen derartige Grossprojekte, so dass von den ursprünglich geplanten 700, später 460 projektierten Wohnungen nur 300 gebaut wurden, während das Zentrum mit Hotel, Restaurants und Läden überhaupt nicht realisiert wurde. Den Wandel vom einst als Alternative zur Verhäuselung des Individualtourismus und zum monotonen Massentourismus gelobten Projekt zum verschmähten Wohnbunker Ende der siebziger Jahre illustriert das 1979 erschienene Buch von Fritz Hans Schwarzenbach mit dem sprechenden Titel *Alpen im Zwielficht oder zerstört der Tourismus sich selbst*. [Abb. 170] In einer simplifizierenden Gegenüberstellung von Gut und Böse wurde Soleval als Beispiel für einen zerstörenden Tourismus abgebildet, währenddessen eine Feriensiedlung mit einzelnen Häuschen am Waldrand für das «Eingliedern, Einordnen zu Gunsten der Landschaft» stand.²¹¹

Erholung in der Retorte: drei Ansätze einer Analyse

Die hier dargestellte Entwicklung, der Diskurs um Anpassung sowie die in diesem Kontext entstandenen oder aber Torso und gar Idee gebliebenen Architekturen machen deutlich, dass sich in Graubünden für die neuen touristischen Dimensionen ausserhalb des Gegensatzes von Stadt und Dorf und den damit verbundenen Bildern kaum neue Ansätze herausgebildet haben. Insofern bildeten die Projekte Cresta-Juf und Soleval eine Ausnahme. Wie William Dunkel Mitte der sechziger Jahre im Zusammenhang mit seinem Entwurf für das Feriendorf Moléson-Village konstatierte, standen als Strategien

²⁰⁷ Stierli 1979, S. 17.

²⁰⁸ Mit der Lex Furgler, welche die Lex von Moos und die Lex Celio ablöste, wurde der Erwerb von Grundstücken durch Ausländer neu geregelt. 1983 wurde die Lex Furgler durch die Lex Friedrich ersetzt, mit welcher ein gesamtschweizerisches Kontingentsystem eingeführt wurde. In den neunziger Jahren wurde das Gesetz bei einer Revision in Lex Koller umbenannt.

²⁰⁹ Haldimann 1978.

²¹⁰ Ebd.

²¹¹ Siehe Schwarzenbach 1979, S. 17 und 53.

für die neuen Anforderungen an Erholungsmöglichkeiten und Beherbergungsformen allein die dichte, urbane Bebauung oder die Streusiedlung als «Ausdruck einer echten Alternative zur Stadtlandschaft des Alltags» zur Disposition.²¹²

Als Beispiel für ein Feriendorf als Streusiedlung wurde Dunkels Projekt 1965 in der französischen Architekturzeitschrift *Architecture d'Aujourd'hui* publiziert. Die Zeitschrift widmete ein ganzes Heft dem Schweizer Architekturschaffen, wobei ein Fokus auf Grossprojekten für Wohnen und für den Tourismus lag. Offenbar wurden aus französischer Perspektive diese beiden Themenbereiche als für die Schweiz besonders vordringliche Aufgaben betrachtet, zumal die Schweizer Architekten in diesen Bereichen, in denen Frankreich selbst vor grossen Herausforderungen stand, interessante und beachtenswerte Ansätze geschaffen hätten, wie es im Vorwort der Redaktion hiess. Eine Analyse zur Lage des Tourismus in der Schweiz sowie die Präsentation touristischer Grossprojekte lieferte die junge Genfer Architektenkooperative ACAU.²¹³ In den Arbeiten des auf Planung und Städtebau spezialisierten Büros stellte die Beschäftigung mit der touristischen Entwicklung im Berggebiet sowie der Beziehung von Stadt und Land einen Schwerpunkt dar.²¹⁴ Auch bei ACAU lassen sich die Strategien der touristischen Planungen zwei unterschiedlichen Tendenzen zuordnen. Beim «station traditionnelle» benannten Konzept wurden althergebrachte Formen und Volumen verwendet. Das Ergebnis dieser Anlehnung ist gleichwohl nicht die Nachbildung eines Bergdorfes, sondern eine zusammenhängende, über die Landschaft sich ziehende Struktur, die aufgelöst wurde in an den örtlichen Massstab angepasste Volumen.²¹⁵ [Abb. 171] Im Gegensatz dazu entwickeln sich die «stations spatiales» der ACAU ausserhalb eines dörflichen Massstabes und der Ordnung kleiner, individueller Volumen. [Abb. 172] Die Grossstrukturen suchen stattdessen den Austausch mit der Landschaft, indem sie charakteristische Merkmale dieser betonen oder aber mit der Grossform neue landschaftliche Akzente formen sollten. Die Anlagen gliedern sich in eine Primärstruktur, welche den massstäblichen Rahmen und die Grunddisposition absteckt, und in eine Sekundärstruktur, die von den einzelnen Nutzern ausgestaltet werden können. Mit diesem strukturalistischen Ansatz sollte ein vorgegebenes Raster die städtebauliche Ordnung als Einheit formen, indessen auf einem kleinräumlicheren Massstab die individuelle Gestaltung zugelassen sein.²¹⁶ Damit suchte ACAU nach eigenen, sich ausserhalb der gängigen Dorfbilder bewegenden Ansätzen im Umgang mit den neuen Dimensionen im Tourismus.

Ihre Planungen verdeutlichen aber auch, dass in Genf und im Wallis, letztlich auch unter dem Einfluss der Entwicklung in den französischen Alpen und im nahen Aostatal, der Diskurs über touristische Planungen im Vergleich zu Graubünden ein anderer war, und

²¹² Dunkel 1965, S. 132.

²¹³ Das ACAU (Atelier Coopératif d'Architecture et d'Urbanisme) war 1963 von sieben jungen, an der Ecole d'architecture in Genf ausgebildeten Architekten gegründet worden; siehe Rucki/Huber D. 1998, S. 12.

²¹⁴ Vornehmlich in der Westschweiz und in den französischen Alpen tätig, plante ACAU in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre für das Lukmaniergebiet. 1967 erschienen in der Zeitschrift *Werk* Pläne für den touristischen Ausbau des Lukmaniers, wo Skianlagen und ein Angebot von 6'000 Betten hätte entstehen sollen; siehe ACAU 1967.

²¹⁵ Die Vorteile dieses Konzeptes sahen die Planer darin, dass die Bauten in Etappen und durch verschiedene Ausführende realisierbar seien. Allerdings würde auch ein Gestaltungsplan mit entsprechenden städtebaulichen und architektonischen Vorgaben keine Gewähr für die angestrebte Einheit im Ausdruck bieten.

²¹⁶ Siehe ACAU 1965b, S. 54.

die Offenheit gegenüber radikalen Grossprojekten grösser. Da sowohl im Falle von Cresta-Juf als auch von Soleval Initianten beziehungsweise Architekten der französischen Schweiz involviert waren, sind diese beiden Projekte indirekt diesem Umfeld zuzuordnen. In diesem mittelbaren Einflussbereich angesiedelt und mit dem Eigenleben touristischer Erwartungen und Produktionen als Richtschnur eröffnen sich aus dem Planungsdiskurs denn auch weitere Aspekte für die Beurteilung der hier diskutierten Entwicklung. Fragen nach den gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen bieten – die in Graubünden beinahe flächendeckende Vereinnahmung durch den Tourismus vor Augen und im Hinblick auf die in Verruf geratenen Grossprojekte – die Möglichkeit, Konzepte wie Soleval gegen den Strich zu bürsten. Eine Anknüpfung liefert auch Dunkels Stichwort der «Stadtlandschaft des Alltags» im Hinblick auf die Betrachtung von Cresta-Juf und Soleval als Korrelat dazu.

Das «Recht auf Schnee» für alle

Einen ersten Ausgangspunkt bietet Marc Chevalliers Neu-Lektüre der französischen Winterstationen im Spiegel der Moderne von 1996. Diese touristischen Retortenstädte nicht länger allein im Licht von Landschaftszerstörung, kaltem Funktionalismus und purem Renditestreben verstehend, lenkte der Autor den Blick auf den soziokulturellen Nährboden der Avantgarde der Zwischenkriegszeit und deren in architektonischen Utopien beschriebenen Vorstellungen. Ausgehend vom Ideal einer demokratischen Gesellschaft, in der alle Menschen gleich waren, wurde da die Gleichheit auf die menschlichen Bedürfnisse übertragen. Le Corbusier prägte dazu den Begriff des «homme de série». Die Vorstellung des Menschen als Serienanfertigung weist auf das Vorbild, nämlich auf die in der Zwischenkriegszeit zum Sinnbild der modernen kapitalistischen Gesellschaft gewordene fordistische, auf Standardisierung beruhende Produktionsmethode. Übertragen auf die bauliche Umwelt war die demokratische Befriedigung gleicher Bedürfnisse einer grossen Menge von Menschen allein durch eine standardisierte Architektur möglich. Diese zur Doktrin gewordene Vorstellung war denn auch Grundlage für die – zuweilen nachträgliche – theoretische Einordnung der Winterstationen in den französischen Alpen, wo das rein funktionale und auf die elementaren Bedürfnisse reduzierte Appartement die einstige luxuriöse Hotelunterkunft ersetzte. In x-facher Ausführung sollte es jedem, und nicht mehr allein einer privilegierten Oberschicht, das demokratische «Recht auf Schnee» zugestehen.²¹⁷ Chevallier kam zum Schluss, dass die Kritik an diesen Grossprojekten, welche auch immer wieder von einer Profanierung der heiligen Bergwelt spreche, letztlich die in diesen Konstruktionen enthaltene Menschlichkeit negierte. Ebenso tauche in der progressiven Architektur die mit dem demokratischen Ideal verbundene Freiheit als Element der mythischen Überhöhung der Bergwelt wieder auf.²¹⁸ Chevalliers Analyse ist ein Aufruf, die funktionalistische Architektur und die Dimensionen dieser touristischen Anlagen als Ausdruck und eigener Beitrag soziokulturellen

²¹⁷ «Droit de la neige»; Chevallier 1996, S. 33.

²¹⁸ Siehe ebd., S. 34.

Fortschritts zu sehen.²¹⁹ Doch was lässt sich aus diesem theoretischen Fundament für Projekte wie Soleval oder Cresta-Juf schliessen? Haben diese gesellschaftspolitischen Ideale auch für diese Projekte eine mittelbare Relevanz gehabt? Tatsächlich lassen sich die Dimensionen der Projekte auch aus der von Chevallier argumentierten Perspektive betrachten. Und im Fall von Soleval übernimmt die Architektur auch mit rhetorischer Sprache jene drei Intentionen, die Chevallier als Botschaft der Architektur der französischen Stationen ortete: Erstens soll durch moderne Formen und Materialien die Loslösung von der Vergangenheit manifest werden. Als zweiter Punkt nannte Chevallier die Loslösung vom feuchten und dunklen Boden, dem Ursprung von schlechter Hygiene und Krankheiten. Auch die Bänder von Soleval heben sich mit einer Form von Pilotis vom Boden ab, so dass das Gebäude rundum von Licht und Luft umgeben ist. [Abb. 166] Und drittens sah Chevallier in diesen Anlagen mit ihren hohen, grossen, modernen Bauten auch eine Form des Aufstands der modernen, laizistischen Gesellschaft gegen die Natur als göttliches Werk und letztlich den Triumph der Menschen über diese.²²⁰

Diesen Analogien im theoretischen Grundgerüst zwischen den Retortenstädten in den französischen Alpen und jener in Avers oder in Kleinform in der Lenzerheide gegenüber standen grundverschiedene staatliche Funktionsweisen und Gesellschaftsbilder. Waren diese unterschiedlichen Voraussetzungen weniger für die Konzeption relevant, so entfaltete sich deren Wirkung spätestens bei der Umsetzung. Im zentralistisch funktionierenden Frankreich, wo die Wirtschaft und der Aufbau einer modernen, demokratischen Gesellschaft mit den entsprechenden Sozialmodellen stark von Paris aus gelenkt wurden, übernahm der Staat auch bei der Planung und Realisierung der Wintersportstationen eine äusserst starke Rolle. Entsprechend gering war das Gewicht der lokalen Interessen und die Möglichkeit für Einwände.²²¹ Anders in der Schweiz und in Graubünden, wo die starke Gemeindeautonomie und der hohe Schutz des Eigentums eine Hürde für die Realisierung von Grossprojekten bedeuten. Die starke direktdemokratische Kultur und eine generelle Skepsis gegenüber Planung standen in einem latenten Widerspruch zum Ideal vom «Recht auf Schnee».

Feindbilder Planung und Massentourismus

Für die strukturelle Entwicklung im Tourismus setzte ACAU an erster Stelle eine Planung, die in umfassender Weise alle für das Funktionieren einer Region als Erholungsort relevanten Faktoren einbeziehen sollte, so wie es bereits die «Aktion Meili» zwei Jahrzehnte zuvor angeregt hatte. Ein den privaten Initiativen überlassenes und auf einzelne Bereiche konzentriertes Agieren reiche nicht aus, um die quantitativen Herausforderungen zu

²¹⁹ Marc Chevallier wies allerdings gleichzeitig darauf hin, dass die Wirklichkeit diesem Anspruch selten gerecht wurde und Ferien in den Skistationen letztlich doch nur für eine vergleichsweise homogene, kaufkräftige Kundschaft bezahlbar waren; siehe ebd., S. 32. Dieser Vorwurf war auch im Fall von Soleval zu hören.

²²⁰ Siehe ebd., s. 35/36.

²²¹ Zur Rolle der französischen Öffentlichkeit bei der Planung von Wintersportstationen und zum staatlichen Einfluss beim Meistern der Bodenbesitzverhältnisse siehe Lyon-Caen 1996, S. 52–55.

meistern, die sich mit der starken Zunahme der Touristen allorts stellten.²²² Von der damals aus dem Geist der liberalen Wirtschaftsordnung erwachsenen Ansicht, die touristische Entwicklung «vertrauensvoll der Privatwirtschaft» – wie es 1966 in der Zeitschrift *Hotel Revue* in einem Artikel zur Ortsplanung im Berggebiet hiess – zu überlassen, hielten die Genfer Architekten nicht viel.²²³ Genau dazu tendierte indessen die Entwicklung in Graubünden, wie die bereits verschiedentlich erwähnten Vorbehalte gegenüber der Planung und einem allzu starken Eingreifen der Öffentlichkeit gezeigt haben. Gegen diese Zweifel an der Planung als Widerspruch zu einer liberalen Grundordnung schrieb der spätere Chef der kantonalen Raumplanungsstelle Erwin Bundi bereits 1964 in der *Bündner Zeitung* an: «Wenn man davon ausgeht, dass vor der Ordnung die Freiheit steht und dass schliesslich Sondernutzen sich dem Gesamtnutzen zu beugen hat, so dürfte es nicht allzu schwer sein, das rechte Mass zu finden. Planung setzt aber ein gewisses Mass an exekutiven Rechtsbehelfen voraus; sie sind nötig, um Fehlverläufe abzuschränken, und ohne Befugnisse und Mittel ist Planung wirkungslos. Die Orts-, Regional- und Landesplanung kann nicht durch fromme Zusprüche und wohlmeinende Ermahnungen Wunder vollbringen. Was der Planung Misstrauen einträgt, ist der Verdacht, sie neige zur Sachdiktatur.»²²⁴ Im Bereich der touristischen Planung schlug sich in Graubünden dieses Misstrauen unter anderem dahingehend nieder, dass der Kanton – im Gegensatz zu anderen touristischen Bergkantonen wie dem Wallis oder Bern – lange über keine gesetzliche Grundlagen im Bereich des Tourismus verfügte und entsprechend ein von der Öffentlichkeit getragenes touristisches Leitbild fehlte.²²⁵ Eine Planung des Zufalls war vielerorts die Folge, wobei der Zufall von der Macht der stärkeren individuellen Interessen gelenkt war.

Mit dieser Skepsis gegenüber einer die persönliche Freiheit einschränkenden Planung einher ging eine reservierte Haltung gegenüber dem so genannten Massentourismus.²²⁶ Gerade die Entwicklung in der Lenzerheide, die sich explizit immer wieder als Ferienort für den Individualtouristen positionierte, zeigt, dass der Begriff Massentourismus nicht allein eine Frage der quantitativen Beurteilung war. Der Ausdruck, in der Literatur mehrdeutig verwendet, war im Volksmund mit einer Vielzahl von negativen Werturteilen konnotiert und wurde vorab im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Unterschicht gesehen.²²⁷ Das touristische Selbstbild Graubündens blieb indessen auch nach dem Zweiten Weltkrieg nach wie vor der alten Kurortstradition und dem luxuriösen Charakter der Belle Epoque verhaftet.²²⁸ Mit diesem Subtext ist wohl auch die Bemerkung des damaligen Kur- und Verkehrsdirektors von Pontresina und nachmaligen Regierungsrates Otto Largiadèr zu verstehen: «Es ist Aufgabe einer weitsichtigen Fremdenverkehrspolitik,

²²² Siehe ACAU 1965a, S. 53.

²²³ Anonym 1966, S. 4.

²²⁴ Bundi 1964.

²²⁵ Siehe Risch P./Bonorand 1972, S. 22.

²²⁶ Der Ökonom Christian Fink untersuchte in seiner 1970 erschienen Dissertation die Aspekte des Massentourismus, unter anderem am Beispiel vom Club Méditerranée in St. Moritz. Dabei machte er Spannungen wirtschaftlicher, technischer und soziologischer beziehungsweise psychologischer Natur als Problemfelder im Konflikt mit dem traditionellen Tourismus aus; siehe Fink 1970, S. 148–154.

²²⁷ Siehe ebd., S. 11–14.

²²⁸ Siehe Kessler 2000, S. 97.

darauf zu achten, dass eine Vermischung von Gästen mit ungleichen Feriengewohnheiten am gleichen Ort oder in der gleichen Region verhindert wird.»²²⁹ Im Sinne modernistischer Funktionstrennung sollten die Touristen nach ihren «Funktionen» getrennt werden.

Handkehrum erfuhr die Hotelarchitektur der Belle Epoque in der Nachkriegszeit eine breite Ablehnung, wie es die Hotelsanierungen aus jener Zeit anschaulich vor Augen führen. Kritikpunkte an den Hotelpalästen waren die prunkvolle Ausstattung, die massstabslosen Dimensionen und die rücksichtslose Setzungen in der Landschaft. Mit Ausnahme der luxuriösen Ausführung waren die selben Argumente auch die Gründe für die Ablehnung des Massentourismus, wie es die Bemerkung im Zwischenbericht zur Ortsplanung in Avers zum Ausdruck bringt: «Grosse Appartement-Gebäude, Blöcke mit Eigentumswohnungen und Grosshotels sind nicht zweckmässig, weil der geplante Tourismus nicht ein Massentourismus sein soll.»²³⁰ Der touristischen Vereinnahmung der Landschaft, letztlich der eigenen Heimat, sollte damit Einhalt geboten werden. Die Realität zeigte jedoch bald, dass sich der kausale Zusammenhang von Hochkonjunktur, Fortschrittsgläubigkeit und Massstabslosigkeit, wie er als Antrieb für die Blüte des Tourismus im 19. Jahrhundert betrachtet wurde, in der Nachkriegszeit wiederholen würde. Die wirtschaftliche Abhängigkeit von der prosperierenden Tourismusindustrie war zu gross, als dass man sich der Entwicklung hätte verschliessen können. Es war also nicht eine Frage, ob an der Entwicklung teilgenommen werden sollte, sondern wie. Angesichts des raschen Wandels waren jedoch viele mit den neuen Zeichen der Zeit überfordert und die Auseinandersetzung mit den Neuerungen, gerade im Hinblick auf ihre raumplanerischen Dimensionen, blieb ein von Wenigen getragener Fachdiskurs. Diesen widersprüchlichen Widerstand deuteten die Historiker Bruno Fritzsche und Sandra Romer als Ausdruck des mitunter problematischen Verhältnisses Graubündens zur übrigen Schweiz, in der sich Graubünden tendenziell benachteiligt fühle, trotz oder gerade wegen der vielen Subventionen: «Die tatsächliche oder vermeintliche Randständigkeit war nahrhafter Boden für die Heranbildung eines ausgeprägten Lokalpatriotismus. Dieser bündnerische Gemeinschaftssinn hatte nicht zuletzt auch Schutzschildfunktion gegenüber der touristischen Vereinnahmung, erschwerte aber gleichzeitig einen Annäherungsprozess [...].»²³¹ Die von der Siedlung separierte Lage von Soleval, die bewusste Abhebung vom Boden und der in sich geschlossene Funktionskreislauf sind Andeutungen dieser kritischen Distanz zu den neuen Formen des Tourismus.

Das Künstliche zur Steigerung des Natürlichen

Eine Ferienanlage ist für den Gast ein temporärer Ort, der wie ein Ozeandampfer für begrenzte Zeit im Gebirge Halt macht, um danach wieder zu verschwinden. Das von Le Corbusier in den Architekturdiskurs der Moderne eingebrachte Bild des Ozeandampfers

²²⁹ Largiadèr 1972, S. 78.

²³⁰ Walter Schneider, «Ortsplanung. Zwischenbericht: Bestandesaufnahme, Ziele», Typoskript, Chur, 13. Februar 1975, S. 23 [FRAK WaMB].

²³¹ Fritzsche/ Romer 2000, S. 367.

als Verkörperung einer funktional und formal perfekten Maschine steht hier gleichsam für das soziokulturelle Spannungsfeld, in dem sich der Tourismus gesellschaftlich und architektonisch in der Nachkriegszeit im Alpenraum entfaltet hat. Als schwimmender Solitär, der zwar die Umgebung für sein Fortkommen braucht, gleichzeitig ein von diesem unabhängiges Eigenleben führt, versinnbildlicht der Ozeandampfer auch die Ablagerung der relativen Raumbezüge und der Kreation einer Gegenwelt zum eigenen Alltag, wie sie in Bauten für den Tourismus seit jeher mitschwingen. In Soleval betonten Architekt und Initianten immer wieder das Nichtalltägliche als besondere Qualität der Anlage. Das Hervorstreichen von Aspekten, die einen Kontrast zur Alltagswelt darstellten, war aber keine Spezialität von Soleval, sondern gehörte zum üblichen Werbekanon der Tourismusindustrie. Doch was war eigentlich die Relevanz des Nichtalltäglichen? War es allein eine griffige reklametechnische Worthülse, oder aber ein konkretes Konzept mit den entsprechenden Konsequenzen für Struktur und Architektur? Im Fall von Soleval wurde bereits ein Versuch unternommen, den baulichen Elementen im Dienste des Nichtalltäglichen auf den Grund zu gehen.²³² Eine Reklame für die Lenzerheide und ein touristischer Kommentar zu einer Postautofahrt durch Graubünden führen auf weitere mögliche Spuren.

In derselben Ausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung* im Dezember 1973, wo das bereits erwähnte Inserat für Soleval mit dem Slogan «Dieser Grundriss ist nicht alltäglich [...]» erschienen war, fand sich auch eine Werbung für das «Ferienland Lenzerheide-Valbella» allgemein.²³³ [Abb. 173] In einem kurzen Text wurde das vielfältige, «Saus und Braus» bietende Angebot des Ferienortes gepriesen, welches von der schicken Bar über das anregende Dancing bis zur rustikalen Beiz reichte. Den Hauptteil des Inserats nahm eine Serie von Bauten ein, welche mit ihren unterschiedlichsten Baustilen die Reichhaltigkeit der Unterhaltungsmöglichkeiten vermitteln sollte. Um dem architektonischen Potpourri das Chaotische der Realität zu nehmen und einen Anstrich von übergeordnetem Zusammenhang zu verleihen, wurden die Bauten mit einheitlichen Strichzeichnungen dargestellt. Diese Zusammenstellung von Bauten in Form gezeichneter Miniaturen erinnert an die Ausstellung *Swissminiatur* in Melide, wo auf engstem Raum kleine Abbilder grosser Schweizer Bauten einen Tour d'Horizon durch die vielgestaltige Schweiz bilden. Diese Assoziation vor Augen scheint es, als dass sich Lenzerheide als konzentriertes und kondensiertes Abbild einer Vielzahl anderer, mit Erholung und Ferien in Verbindung gebrachte Orte verkaufen würde. In dieser Lesart wären also dann nicht die genuinen Qualitäten und Eigenheiten, die in den Dienst der Werbung gestellt werden, sondern ein inszeniertes Selbstbild, das sich als neue Collage aus ausgewählten Ausschnitten der Realität zu einer eigenen Kunstwelt zusammengefügt hat.

Das zweite Beispiel entspringt einem Reisebericht, der 1965 in der *Terra Grischuna* erschienen ist. Pathetisch hiess es da: «Das Postauto hält, wo sich Urwelt und Technik begegnen, wo die gigantische Staumauer emporragt, als ein Monument menschlichen Leistungswillens. Hier wurde die Natur dienstbar gemacht, doch jetzt ist die Ruhe wieder im Tal eingekehrt. Die Mauer hat die Natur gesteigert: Gerade das menschliche Mass lässt die Grösse der Bergwelt erkennen.»²³⁴ [Abb. 174] Die Passage baut auf der an sich

²³² Siehe weiter oben S. 204.

²³³ Inserat in: *Neue Zürcher Zeitung*, 194 (583), 15. Dezember 1973, S. [10] und S. [41].

²³⁴ Meier 1965, S. [2].

banalen Feststellung, dass das Postauto dort Halt macht, wo es für den Reisenden etwas Aufregendes und Interessantes zu sehen gibt. Sogleich stellt sich die Frage, welche Eigenschaften denn ein Ort braucht, um zu diesen Ehren zu kommen. Es ist in dieser Beobachtung das Aufeinandertreffen von Natur und Menschenwerk sowie die daraus resultierende gegenseitige Steigerung. Vor allem die Wirkung der Natur wird durch das technische, vom Menschen geschaffene Bauwerk erhöht. Erst das Künstliche lässt das Natürliche in seiner wahren Grösse erfahren. Damit wird die Wahrnehmung der Natur zu einem Produkt von Inszenierung, Regieanordnungen und Requisiten.

Ist diese Naturinszenierung im Fall der Staumauer eine sekundäre Wirkung – in erster Linie ging es um die Stromproduktion –, so ist das Arrangieren auf den Fokus Erlebnis Grundelement touristischer Attraktion. Archetyp einer solchen künstlichen Erlebniswelt ist der Park von Versailles, vor allem der «Hameau de la Reine», ein für Kaiserin Marie Antoinette Ende des 18. Jahrhunderts als Schaubetrieb angelegter Bauernhof. Ein technologisches Arrangement aus versteckten Maschinen liess hier die Natur zum Gesamtspektakel werden. Der deutsche Philosoph Wilhelm Berger wertet diese Technologisierung des Naturerlebnisses im Grundsatz als positiv, denn für ihn sind diese künstlichen Erlebniswelten «nicht künstlich im Sinne der Opposition zu natürlich oder unecht, sondern können als technologisches Arrangement betrachtet werden, die «Echtes» und «Unechtes», «Natürliches» und «Künstliches» in Steigerungsverhältnisse setzen.»²³⁵ Im Zusammenspiel würden Natur und Technik eins bilden, denn wie «das Wasser in seinem Brunnen ist das Wasser etwa in die Maschinerie eines Wasserkraftwerks in einer Weise hineinverbaut, dass keineswegs die Turbine dem Künstlichen und das Wasser dem Natürlichen zugeschlagen werden kann. Das Kraftwerk erzeugt Strom, aber wie bei jedem technischen Artefakt kann seine Bedeutung nicht auf einen Gebrauchswert reduziert werden.»²³⁶ So können nach Berger sowohl die ausdrücklich technische Anlage einer Bergbahn, als auch das rustikale Bauernhaus, das die «Steigerung zum architektonischen Prinzip» macht, im Dienst einer wechselseitigen Erhöhung von Natur und Menschenwerk stehen.²³⁷ Hierin sieht denn Berger auch eine mögliche Annäherung an die touristischen Erscheinungen, ohne sie von vornherein in ein schlechtes Licht zu stellen.

Die zeitgenössische Diskussion blieb allerdings in der als Opposition verstandenen Polarität von «fataler Verstädterung» und heiler Bergwelt verhaftet.²³⁸ Als Ausweg aus diesem selbstgeschaffenen Dilemma tauchte deshalb auch die Naturassoziation auf, wie im Fall des Projektes einer – letztlich ebenfalls nicht realisierten – Ferienüberbauung in Obersaxen von Motor Columbus. [Abb. 175] Mit einem in fünf Segmenten gestaffelten Zeltdach wurde die Anlage als «Hügelhaus» konzipiert, die «im einen Betrachter die Assoziation eines natürlich entstandenen Hügels, im andern diejenige eines vorübergehend hier aufgerichteten Zeltes wachrufen mag».²³⁹ Diesem Entwurf war eine Analyse einer Reihe von Ferienüberbauungen und insbesondere jener Merkmale vorausgegangen,

²³⁵ Berger W. 1999, S. 37.

²³⁶ Ebd., S. 36.

²³⁷ Ebd., S. 38.

²³⁸ Stalder 1973.

²³⁹ Ebd.

welche «das Bilder der Berglandschaft stören, deren ursprünglichen Massstab verfälschen und die gefürchtete Stadt-Entwicklung einleiten könnten.»²⁴⁰ Das Zelt als proviso-
rische Urhütte auf der einen Seite und als Nachahmung einer Naturform auf der anderen
erschien dem Architekten Max Stalder als geradezu prädestiniert, dem Gast die Atmo-
sphäre eines naturnahen Ferienerlebnisses zu suggerieren und gleichzeitig die gemach-
ten Fehler anderer Anlagen zu vermeiden. Technik und Künstlichkeit sollten hier nicht
die Natur erhöhen, sondern sich ihr angleichen. Und so wie in Soleval die Verknüpfung
mit der Betonstaumauer auf der Hand liegt, ist es im Fall von Obersaxen jene mit dem
Erdball, so wie er für den Stausee Marmorera gebaut wurde. [Abb. 176] Die Talschranke
präsentiert sich dort als vermeintlich natürlicher Hügel, der sich aber bei näherer Betrach-
tung gleichwohl als künstliche, nach rein geometrischen und physikalischen Prinzipien
konstruierte Form zeigt. Ob das Postauto hier wohl auch Halt macht, um den Touristen
von der Begegnung von «Umwelt und Technik» zu begeistern?

Es ist nicht mehr die offensive Demonstration des menschlichen Leistungswillens, son-
dern der Einsatz der Technik als eine Art Super-Technik, die als lautlose und unsichtbare
Dienerin zum Wohlergehen des Menschen wirken soll. Dies erinnert an Bruno Tauts «Al-
pine Architektur», eine Mappe von Zeichnungen, die 1917 und 1918 entstanden ist. Dar-
in dokumentierte Taut seine Ablehnung gegenüber der funktionalistischen Anschauung
und den sich in den letzten Zügen des Ersten Weltkriegs befindenden kriegsführenden,
materialistischen Kulturen Europas. Taut entwarf die Vision einer neuen künstlichen
Hochgebirgslandschaft, in der die Gipfel der Alpen mit farbigen Glaspalästen, Bögen und
Pfeilern überbaut werden sollten, eine Verschmelzung von Natur und Architektur. [Abb.
177] Die «Alpine Architektur» stellte den Versuch einer Befreiung des Menschen durch
Form, Licht und Farbe hin zu einem harmonischen, kosmischen Wesen dar. Taut
schrieb seiner alpinen Architektur heilende Kraft zu. Die mit Luftschiffen in die Berge
verfrachteten Menschen sollten beim Anblick all dieser Herrlichkeit von ihren Krankheiten
erlöst werden. Es ging letztlich auch um die Versöhnung zwischen Stadt und Land. Die
Technik und das Funktionsprinzip spielten dabei eine untergeordnete Rolle. Das Nütz-
liche sollte funktionieren, aber dabei möglichst wenig in Erscheinung treten. Doch statt
die Technik zu verdammen war Tauts Utopie futuristisch. Er verweigerte sich nicht der
Technologie, im Gegensatz, ohne die Technik – leise und unauffällig im Hintergrund wir-
kend – wäre seine «Alpine Architektur» nicht denkbar.²⁴¹

Seit jeher ist die Beziehung des Menschen zur Natur und insbesondere zur Bergwelt
geprägt von seinen selbst entwickelten technischen Möglichkeiten. Sei dies bis ins
17. Jahrhundert hinein, als die Alpen vorab ein Hindernis zwischen Norden und Süden
darstellten, das es mit Hilfe technischer Errungenschaften – Transportmittel aber auch
Strassen- und Brückenbau – zu überwinden galt, sei es für das im 18. Jahrhundert erwa-
chende wissenschaftliche Interesse an den Alpen, wo quantifizierbare Elemente wie das
Vermessen oder die exakte Beschreibung von Gestein, Flora und Fauna eine neue
Dimension in die Beziehung zwischen Menschen und Bergen einführten. Das Besteigen
und Bezwingen des Berges und damit die Überwindung der Gefahren erhielt einen Reiz,
den zu befriedigen Hilfsmittel wie Skis und andere alpine Ausrüstung entwickelt wurden.

²⁴⁰ Stalder 1974, S. 51.

²⁴¹ Siehe Schirren 2004.

Die romantische Schwärmerei des 19. Jahrhunderts wiederum legte einen erklärenden, ästhetisierenden Schleier über die Bergwelt, der bis heute noch nicht wieder ganz gelüftet worden ist. In diesen Kontext sind denn auch die «Freizeitmaschinen» Soleval und Cresta-Juf zu situieren. Und auch wenn das Scheitern von Cresta-Juf aus heutiger Sicht als glückliche Entwicklung betrachtet werden muss, weil es die Erhaltung des Avers als alte Kulturlandschaft ermöglicht hat, stellen diese Projekte einen interessanten Versuch dar, dieser seit jeher das menschliche Schaffen bestimmenden Polarität von Natur und Künstlichkeit eine den gesellschaftlichen Phänomenen der Zeit entsprechende Form zu geben. Den Mythos des Ferienerlebnisses als einsame Naturerfahrung aufbrechend stellten sie sich den qualitativen, quantitativen und raumplanerischen Herausforderungen der Zeit.

ZUSAMMENFASSUNG UND FAZIT

Von der «Saus-und-Braus-Epoche»...

Die sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts haben für Graubünden einen baulichen, strukturellen und ökonomischen Wandel gebracht, der mit seinen Ausmassen als auch seiner Geschwindigkeit neue Dimensionen für den Lauf der Dinge brachte. Verglichen zu früheren Phasen des Wachstums und Umbruchs, die sich eher punktuell bemerkbar gemacht hatten, waren nun alle Lebensbereiche und Gesellschaftsschichten betroffen. Offensichtlich zeigte sich diese Totalität in einer markanten Veränderung der Landschaft und der Siedlungen, wo binnen kurzer Zeit das vertraute Bild verschwand. Die Plötzlichkeit der Entwicklung führte zu einer Spannung, in der das Bejahen des Neuen und das Bedauern des Verlorenen die Pole waren. Diese latente Unstimmigkeit, durch die das bisherige Gleichgewicht zwischen Beharren und Fortschritt gestört wurde, hatte Richard Weiss bereits 1957 als Ursache für die «Krise des alpinen Menschen» bezeichnet. In den Auseinandersetzungen um die Erhaltung und Gestaltung der Siedlungen und um die architektonische Form, wo sich die Labilität dieses Gleichgewichtes augenfällig und öffentlich zeigte, fanden sich immer wieder Ableger dieser Krise und gleichzeitig neue Keime dafür. Durchdrungen wurde dieser Spannungszustand durch die Chronologie, die von einer «Saus-und-Braus-Epoche» in den sechziger Jahren mit dem Einbruch der Hochkonjunktur zu Beginn der siebziger Jahre abrupt in eine «erzwungene Denkpause» überging.

In der Kantonshauptstadt Chur kam die «Saus-und-Braus-Epoche» in einem rasanten Bevölkerungswachstum und als Folge davon in einem akuten Wohnungsmangel zum Ausdruck. Dieser Notstand war ein zentraler Antrieb für neue städtebauliche Wege und für Vorhaben wie die Lacuna, eine Wohnsiedlung für 3'000 Einwohner. Der Realisation voraus war ein langer, von der Stadt geführter Planungs- und Diskussionsprozess gegangen, aus dem die Modernisierung der gesetzlichen Grundlagen resultierte. Prägende Figur dabei war der Zürcher Architekt und Planer Hans Marti, der die Stadt beriet und von dessen Mitarbeit wesentliche Änderungen wie die Einführung der Ausnützungsziffer und die Regelung der Hochhausfrage ausgingen. An diesen Neuerungen lassen sich die damaligen Argumentationslinien und Denkfiguren im Spannungsfeld von Theorie und Praxis sowie von Fachwelt und Öffentlichkeit nachvollziehen. In der Planungsgeschichte der Lacuna gab die Ausnützungsziffer, ihre Anwendung und ihre Zweckmässigkeit als lenkendes Instrument immer wieder Grund zu Diskussionen und Anpassungen. Erfahrungen der Praxis, politische Entscheide, sich wandelnde Urteile und die oftmals relative Anwendbarkeit von Paragraphen standen in wechselseitiger Beeinflussung, wovon die konkrete städtebauliche Ordnung und Gestaltung Ursache und Wirkung waren. Diese Zusammenhänge waren gerade auch auf der grünen Wiese wirksam, welche Hans Marti gleichzeitig als den einzigen Ort bezeichnete, an dem der Architekt noch frei von den engen Fesseln der Reglemente wirkliche Stadtbaukunst betreiben könne. Er demonstrierte dies anhand einer Testplanung auf den Churer Rheinwiesen, eine Stadterweiterung für 20'000 Einwohner.

Die Dimensionen des Projektes stehen für die damaligen Vorstellungen von Wachstum. Viele, allen voran die Stadtbehörde, begrüsst eine derartige Entwicklung und betrachteten die damit einhergehende Wohnungsnot und Verkehrsprobleme als quantitative Herausforderungen, die mit rein technischen Mitteln lösbar waren.

Entsprechend stiessen die Vorhaben von Vater und Sohn Thomas Domenig, mit neuen Quartierüberbauungen und Hochhäusern wie der Lacuna rasch neuen Wohnraum zu schaffen, der zudem komfortablere und hygienischere Lebensbedingungen als die feuchten, dunklen Altsadthäuser bot, kaum auf Hindernisse.

So neu die Lacuna als städtebaulicher Ansatz und Wohnkonzept für Chur war, so folgte sie als Ableger der Neuen Stadt einer längst etablierten, wenn nicht gar überholten Idee. Thomas Domenig jun. hatte das Gedankengut der Neuen Stadt während seines Studiums an der ETH kennen gelernt, wo die Studenten eingehend auf die Aufgaben der Stadt vorbereitet wurden, hingegen kaum auf die Fragestellungen des ruralen Kontextes, wie ihn Graubünden zu einem grossen Teil darstellte. Wesentlich angetrieben durch das Pamphlet *achtung die Schweiz* der drei Autoren Max Frisch, Lucius Burckhardt und Markus Kutter aus dem Jahr 1955 dominierte die Zukunft der Stadt und der Umgang mit dessen Wachstum den Diskurs. Als Antwort auf das Wachstum, die ungesunden Wohnverhältnisse in den Altstädten und die kritisierte Eintönigkeit der Siedlungen aus der Zwischenkriegszeit wurden Stadtneugründungen und Satellitenquartiere in gemischter Bauweise propagiert. Gebäude unterschiedlicher Dimensionen, auch in der Höhe, und grosse Zwischenräume sollten abwechslungsreiche räumliche Konstellationen schaffen und die aus der Stadt verbannte Natur zurückbringen. Doch schon bald verlor diese auf die optische Fernwirkung ausgerichtete Konzeption ihren Reiz. Gleichzeitig erwuchs Kritik an den sozialen Konstellationen in diesen Siedlungen und an den nach wie vor ungelösten stadtstrukturellen Problemen.

Obwohl die Lacuna zum Zeitpunkt ihrer Erstellung keine konzeptionelle Neuheit mehr war, ist gleichwohl die Tatsache bemerkenswert, dass das Projekt in seiner ursprünglichen Grösse und überdies als privat finanzierte Überbauung effektiv realisiert wurde. Beide Faktoren standen in einem wesentlichen Zusammenhang mit dem zielstrebigem und wirtschaftsorientierten Wirken der Architekten Domenig, welche – zum Immobilienimperium aufgestiegen – über Jahrzehnte die Bautätigkeit von Chur dominierten. Während viele ihrer Bauten aus den siebziger und achtziger Jahren architektonisch belanglos und städtebaulich oft nicht unproblematisch waren – ihre eilige Gestaltung schien allein der Gewinnoptimierung zu folgen –, genügen die städtebauliche Konzeption und architektonischen Qualitäten der Lacuna einem Anspruch, der die Siedlung auszeichnet und bis heute Bestand hat. Zu diesem Eindruck tragen nebst der bautechnischen Güte und den noch heute weiträumigen Wohnungsgrundrissen vor allem die grosszügigen Aussenräume und Grünflächen bei. Die im Konzept der durchgrün-ten Siedlung angelegte Aufhebung der Grenzen zwischen Stadt und Natur wurde durch die Lage der Lacuna am Stadtrand in unmittelbarer Nähe zur Landwirtschaft und im Angesicht der umgebenden Berge noch verstärkt. Deutbar als «friedliche Koexistenz» von Natur und Stadt, liegt in den Bemühungen, die Stadt mit forcierter Natur-nähe zu ruralisieren, gleichzeitig die Tendenz zur Negation der Stadt. Darin äussert sich die abwertende Einschätzung des Städtischen, die latent immer auch mitschwang. Der Umstand, dass die Hochhausbewohner der Lacuna zu einem guten Teil Menschen waren, die mangels Zukunftsperspektiven aus ihren Bergdörfern nach Chur abgewandert waren, führte eine zusätzliche Ebene in den Zusammenhang von Stadt und Land in die Lacuna ein.

Als stolz in den Himmel ragende Türme, die im Churer Stadtbild neue Dominanten setzten, stellten die Hochhäuser der Lacuna und der Vorgängerüberbauung Solaripark die «Tragsäulen» der seit dem Einbruch der dreissiger und vierziger Jahre endlich wieder aufstrebenden Bündner Wirtschaft dar und versinnbildlichten ihre fortschrittliche Gesinnung. Waren für Graubünden die baulichen Dimensionen auch ungewohnt, so war es nicht der Bautypus an sich. Bereits in den fünfziger Jahre entstanden vor allem im Gesundheitsbereich verschiedene Bauten wie das Regionalspital Ilanz oder das Schwesternhochhaus Beverin, die ihrer exponierten Lage und der ländlichen Umgebung wegen als Hochhäuser galten. Die Verbindung von Gesundheit und Medizin mit einer Architektur, die unter dem Zeichen des Fortschrittes wahrgenommen wurde, hatte in Graubünden Tradition. In den Höhenkurorten Davos und Arosa wurden in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts viele Heilstätten und Kurhäuser im Geist des Neuen Bauens gebaut, da der Helligkeit und Reinheit ausstrahlenden Architektur eine therapeutische Wirkung zugeschrieben wurde. Mit dem Schwesternhaus in Beverin, dem Diagnostikzentrum in Ilanz oder der Therme in Vals wurde diese «Bündner Tradition» fortgesetzt. Mit seiner dominanten Wirkung in der Landschaft stiess das Hochhaus allorts gleichwohl auch auf Widerstand und hatte gleich der gesamtschweizerischen Entwicklung auch in Graubünden nur eine kurze Blüte.

Die Therme Vals steht auch für die neue Mischung von Gesundheit, Bewegung und Ferien, welche nach dem Zweiten Weltkrieg zum einen das traditionelle Kurwesen, zum anderen die luxuriöse Grandhotelkultur endgültig ablöste. Gleichwohl blieben die Konzepte für den neuen Tourismus, der sich vor allem auch durch neue mengenmässige Dimensionen von früheren Zeiten unterschied, jener blühenden Epoche in den Bündner Kurorten um die Jahrhundertwende verhaftet. Dies äusserte sich gerade in einem zögerlichen Umgang mit den neuen Ausmassen und den neuen Gästen, die nicht mehr allein der privilegierten Oberschicht entstammten. Während im Wallis, aber vor allem in Norditalien und in den französischen Alpen eigentliche Retortenstädte entstanden, welche mit neuen Konzepten und Dimensionen versuchten, eigene Antworten auf den Massenansturm des Mittelstandes zu bieten, hatten ähnliche Grossprojekte in Graubünden einen schweren Stand. Hier wurde die Entwicklung auf den Individualtourismus ausgerichtet, der gemeinhin ein besseres Image genoss als der so genannte Massentourismus. Darin zeigte sich auch die mit dem Aufschwung in der Nachkriegszeit offen zu Tage tretende Ambivalenz: einerseits die Erwartungen des Feriengastes nach der beschaulichen Berg- und Dorfidylle, die zu einem gewissen Grad auch jene der Einheimischen an ihre Heimat waren, zu erfüllen; andererseits der Wunsch der Touristiker nach einer anhaltenden Nachfrage und ökonomischem Erfolg, was sich jedoch in der Suche nach Strategien für den Umgang mit den tatsächlichen Dimensionen als Widerspruch zur Beschaulichkeit und Ruhe zeigte. Hinzu kam der hohe Status der Eigentumsgarantie, der verbunden mit dem zum grossen Teil privaten Bodeneigentum eine kleinstrukturierte Entwicklung förderte. Die Auswirkungen waren eine rapide Ausbreitung von Ferienhäusern und durch das 1965 eingeführte Stockwerkeigentum auch von Ferienwohnungen, deren unwiderrufliche Tragweite für die Zersiedelung der Landschaft vielfach zu spät erkannt wurde.

Indessen stiessen touristische Grossprojekte auf weit mehr Skepsis, sowohl bezüglich ihrer Dimensionen, der Eingriffe in die Landschaft, als auch hinsichtlich einer möglichen Übermacht fremder Investoren. Beispielhaft dafür ist das Projekt im Hochtal Avers, wo in den sechziger Jahren ein Genfer Unternehmen eine Feriensiedlung mit 10'000 Betten errichten wollte. Vom Aussterben bedroht, da die jungen Leute scharenweise abwanderten, erhofften sich die Einheimischen von der touristischen Erschliessung einen Aufschwung für ihr Tal. Dieser wirtschaftlichen Misere standen die Erwartungen der Investoren gegenüber, ein gutes Geschäft zu machen. In den Verhandlungen zwischen den Initianten und der Gemeinde zeigten sich diese verschieden bedingten Abhängigkeiten vom wirtschaftlichen Erfolg des Projektes als eine Überlegenheit zugunsten der Geldgeber. Sowohl im Avers als auch im Fall der Therme Vals unterschrieben die Gemeinden mit den Initianten Vereinbarungen, in denen erstere weitreichende Konzessionen und den eigenen Spielraum beschränkende Verpflichtungen eingingen. Die Rechte, die den Initianten grosszügig eingeräumt wurden, gingen vielfach auf Kosten der kommunalen Demokratiekultur.

Ob des Kampfs um das wirtschaftliche Überleben im Avers und der vertraglich zugesicherten Quasi-Monopolstellung für die Initianten mag die Tatsache auf den ersten Blick erstaunen, dass das Projekt im Avers, im Gegensatz zu Vals, nicht realisiert wurde. Doch in der sich über fünfzehn Jahr ziehenden Planungsarbeit fand gleichzeitig ein Paradigmenwechsel statt, mit dem Grosseingriffe in die Landschaft, wie sie die Feriensiedlung im Avers bedeutet hätten, in Frage gestellt wurden. In der Hochkonjunktur der sechziger Jahre wenig beachtete Aspekte wie Umwelt, Ressourcen und Nachhaltigkeit traten angesichts des gesellschaftlichen Umbruchs und des Rückgangs der Wirtschaft zu Beginn der siebziger Jahre ins Bewusstsein. Unter den veränderten Vorzeichen lösten grossdimensionierte, die bestehenden landschaftlichen, aber auch gesellschaftlichen Strukturen neu definierende touristische Projekte Unbehagen aus. Hierzu gehörte auch das Verlangen der Bevölkerung danach, sich trotz der wirtschaftlichen Abhängigkeit und auch gerade wegen der vielen Bundessubventionen nicht von den «Unterländern» die Entwicklung und Gestaltung des eigenen Lebensraums diktieren zu lassen.

Angesichts des heute nach wie vor unbewältigten Umgangs mit der touristischen Nutzung der Landschaft, vor allem in Bezug auf die Zweitwohnungen, stellt sich die Frage, ob im Fall von Avers tatsächlich von einem «glücklicherweise» gescheiterten Projekt gesprochen werden soll, wie es Richard Brosi im Nachhinein beurteilt hat. Die zeitliche wie räumliche Verdichtung, wie es auch im Avers angestrebt worden war, ist mehr denn je ein dringendes Gebot für die touristische Entwicklung des Alpenraums. Gleichzeitig ist ohne Zweifel der Erhalt des einmaligen Hochtals zu begrüssen. Die ambivalente Beurteilung, ob das Scheitern des Averser Projektes als Erfolg oder als Misserfolg zu werten ist, macht deutlich, wie schwierig die Gratwanderung zwischen Schutz und Nutzung der Natur nach wie vor ist. Zumal ersichtlich wird, dass es delikat ist, aus den Erfahrungen und Diskussionen der Vergangenheit Lösungsansätze für die Zukunft herauszuschälen.

Im Gegensatz zu Avers wurde Soleval, eine Ferienüberbauung in der Lenzerheide mit 300 Wohnungen, verwirklicht. Allerdings zeigen sich sowohl in der ursprünglichen

Grössenordnung – bei Planungsbeginn war das Projekt mehr als doppelt so gross – als auch in den das Projekt begleitenden Debatten Ähnlichkeiten mit Avers. Mit einer Architektur, die eine städtische Dichte anstrebte und gleichzeitig Zurückgezogenheit und die Nähe zur Natur ermöglichen sollte, sowie einem Nutzungskonzept, das gemeinschaftliche Dienstleistungen für alle bot, wollten die Initianten eine Alternative zur Zersiedelung bieten. Genau diese städtischen Grossstrukturen, die an Staumauern erinnerten und mit grossen Gesten die Landschaft prägten, stiessen auf Kritik und schienen für viele keine Antwort auf das Bedürfnis nach naturnahen Ferien in der einsamen Bergwelt zu sein. Überdies wurden solche Einrichtungen seitens der ansässigen Ferienhausbesitzer als Bedrohung ihrer Privilegien wahrgenommen.

Indessen eröffnet die Nähe zum Städtischen und die Kritik an der Masse noch ein anderer Zugang zum Verständnis solcher touristischer Grossstrukturen. So können solche Orte als Element eines Demokratisierungsprozesses verstanden werden, indem eine Feriensiedlung wie Soleval dank ihrer Dimensionen und ihres wirtschaftlichen Konzepts Ferien in den Bergen nicht einer bevorzugten Minderheit vorbehielt, sondern einer breiten Masse ermöglichte – gleiche Rechte für alle. Unter einem solchen Anspruch sind diese Tourismusorte im Zusammenhang der Moderne zu sehen, welche in Anlehnung an die fordistische Massenproduktion die standardisierte Herstellung grosser Mengen, die für alle zugänglich waren, vor Augen hatte. Hierbei sei auch Hans Areggers Verständnis des Hochhauses zu erwähnen: da das Hochhaus nicht allein dem Privilegierten das Verlangen nach Naturnähe, Ruhe und Aussicht stille, sondern der breiten Masse, verstand Aregger es als Bestandteil einer demokratischen, gleichberechtigten Gesellschaft.¹ Es ist Spekulation, wie weit die ablehnende Haltung in Graubünden touristischen Grossprojekten gegenüber, die mit ihren städtischen Dimensionen einen Kontrast zu den dörflichen Strukturen bildeten, in diesem Kontext zu lesen ist. Fest steht, dass sich der Tourismus auch in der Nachkriegszeit stark an der Belle-Epoque-Kultur orientierte, einer Luxus und das Auserwählte repräsentierenden Form.

Darin äussert sich denn auch die grundlegende Dialektik des Tourismus; sei es auf der Seite der Einheimischen und Touristiker, welche trotz der willkommenen Beteiligung am wirtschaftlichen Gewinn sich der Ambivalenz der touristischen Präsenz in ihren Dörfern bewusst waren, sei es auf der Seite der Gäste, welche die Ferienorte mit widersprüchlichen Bedürfnissen und unterschiedlichsten Erwartungen konfrontierten. Die Folge davon waren Tourismusorte, die ein Zwitterleben zwischen Dorf und Stadt führten, den saisonalen Schwankungen unterworfen. Teil davon war das Durcheinander an Architekturen, die sich trotz der formalen Vielfalt im Wesentlichen auf zwei Tendenzen reduzieren lassen: auf der einen Seite die Anpassung an ein generalisiertes Bild von ländlich-bäuerlicher Bauweise, mit der die Idylle des unschuldigen, naturnahen Lebens in der Bergwelt suggeriert werden sollte; auf der anderen Seite eine sich auf den internationalen Modernismus beziehende Formensprache, die eine zeitgemässe, sportlich-gesunde und von den starren Konventionen der traditionellen Hotelkultur befreite Atmosphäre schaffen sollte.

¹ Siehe Aregger 1967, S. 20.

...zur «erzwungenen Denkpause»

«Es entstanden Probleme, die man in der ersten Phase vernachlässigen zu können glaubte, und die man heute wegen der hohen Bodenkosten nicht mehr lösen kann.»² So die Erkenntnis von Jean-Paul Darbellay, des Architekten von Soleval, über die immer stärkere Zersiedelung der Landschaften durch den Tourismus. Die Raumplanung befand sich in einem Dilemma, das in seiner Grundstruktur seit jeher inhärent mit ihr verbunden und wesentlicher Faktor für den Ausbau und die Entwicklung der raumplanerischen Instrumente war: auf der einen Seite der Druck, den Ferienhausbesitzern ihren Wunsch nach dem Häuschen in der Natur zu erfüllen sowie die Einheimischen durch den Bodenverkauf und die Bauaufträge an der Entwicklung teilnehmen zu lassen; auf der anderen Seite die negativen Folgen für die Landschaft und die offensichtliche Notwendigkeit nach einer stärkeren Lenkung der räumlichen Entwicklung. Der Rückgang der Hochkonjunktur zu Beginn der siebziger Jahre holte Vielen ins Bewusstsein, dass weder Wachstum noch Fortschritt unerschöpfliche Prozesse waren, und förderte ein Umdenken zugunsten eines nachhaltigeren Umgangs mit Boden und Landschaft. Der stotternde Wirtschaftsmotor und der Rückgang der Bautätigkeit bescherten eine «erzwungene Denkpause», die Raum für einen kritischen Rückblick auf die bauliche Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte eröffnete. Der eigene Lebensraum wurde als brüchiges Konstrukt divergierender Vorstellungen und Ansprüche wahrgenommen. In Graubünden stand die ernüchternde Feststellung im Vordergrund, dass neue Siedlungsstrukturen und -bilder entstanden waren, ohne dass dafür eine übergeordnete, von der Öffentlichkeit entwickelte und getragene Idee bestanden hätte. Es herrschte Ratlosigkeit in der Frage, wie die Umwelt künftig gestaltet werden sollte, so dass die touristische Wirklichkeit und die Tatsache, dass diese den Einheimischen Heimat war, miteinander Bestand haben konnten. Mit der Zerrissenheit der Siedlung und der Landschaft wurde das Auseinanderfallen der Gesellschaft in einen entfremdenden Individualismus beklagt. Die bauliche Äusserung davon wurde mit den moralisch aufgeladenen Begriffen von Chaos und Monotonie erfasst.

In diesem Klima, das eine Mischung aus kritischem Rückblick, wirtschaftlicher Unsicherheit und fehlendem Zukunftsglauben war, erwachte das Bewusstsein für die eigene Geschichte und das Interesse an den alten Siedlungen, die als noch intakter Lebensraum betrachtet wurden. Zur Flucht aus der Stadt gesellte sich die Flucht aus der eigenen Zeit. Galt das historische Interesse bislang dem Einzelbau, verlagerte es sich nun auf das Ensemble. Ein Ergebnis davon war die Inventarisierung von Siedlungen, die in ihrer Gesamtheit als historisch wertvoll und erhaltenswert galten. Aus dem dadurch gewonnenen Wissen über die Entstehung, die strukturellen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge sowie die konstruktiven Regeln dieser Dörfer sollten nebst dem Instrumentarium für ihre Erhaltung auch Erkenntnisse für die künftige Gestaltung gezogen werden. Beispielhaft für diesen Herleitungsprozess sind die Studien, welche die Bündner Vereinigung für Raumplanung Ende der siebziger Jahre gemacht hat. So destillierte Peter Zumthor aus der Untersuchung der historischen Dorfstruktur von Vicosoprano Prinzipien für Funktionszusammenhänge, räumliche Strukturen und

² Darbellay 1969a, S. 232.

die architektonische Gestalt für ein neues Quartier an dessen Dorfrand heraus. Indessen erprobte Robert Obrist am Beispiel von Scuol einen partizipativen Planungsprozess, um so zu einer von Allen getragenen Vorstellung für die künftige Dorfentwicklung zu gelangen. Den Autoren dieser Studien ging es darum, der weit verbreiteten Mode, die alten Dorf- und Hausbilder als Formenkatalog zu verwenden und sie in einer «Tarnarchitektur» wahllos zu kopieren, eine Alternative entgegenzusetzen. Zwar gründeten ihre Ansätze ebenso auf der traditionellen Bauweise, allerdings sollte aus der Baukultur der alten Zeiten über ein kognitives Verständnis ihrer inneren Zusammenhänge geschöpft werden. Anders die so genannte «Tarnarchitektur», wie sie Rudolf Schilling nannte. Per Baugesetz, über einen engen gestalterischen Spielraum für den Architekten, sollten die formalen Elemente der traditionellen Architektur zur Vorschrift gemacht werden, da die Nachahmung des Alten das kleinere Übel sei als die im Sinn von Moderne und Fortschritt entstandenen Bauten. Hatte der Ausbau der gesetzlichen Grundlagen im Bauen eine Generation früher zum Zweck, neue städtebauliche Ansätze zu fördern, wurden wie im Beispiel des Gestaltungsplans in Sils im Engadin die Paragraphen zu starren Architekturregeln, die mit einem möglichst engen Gestaltungsraum ein vergangenes Siedlungsbild garantieren sollten.

Mit dem Malaise auf dem Land ging ein wachsendes Unbehagen gegenüber der Entwicklung der Stadt einher. Die unwirtliche, krankmachende Stadt wurde zum Gemeinplatz für die negative Wahrnehmung der Stadt. Auch in Chur standen in den siebziger Jahren die Diskussionen um die Stadtentwicklung unter diesen Vorzeichen. Auslöser für die von Architekten und Planern angeführte Debatte, an der jedoch die Bevölkerung und die Stadtbehörde nicht minder rege teilnahmen, waren verschiedene Projekte von Thomas Domenig. Durch den wirtschaftlichen Erfolg der vergangenen Jahre im Weltbild der boomenden Nachkriegszeit verhaftet folgte Domenigs Haltung nach wie vor jener des ungebremsen Wachstums. In einer Umwelt und einer Gesellschaft, die sich in der Zwischenzeit stark verändert hatten, sorgte dies für Provokation. Die Lacuna und die anderen neuen Quartieren in der Rheinwiese wurden zum Sündenbock für eine verfehlte, allein auf die technische Bewältigung des Wachstums ausgerichtete Strategie. Demgegenüber stand ein erwachtes Interesse an der bislang vernachlässigten Altstadt, die im Gegensatz zu den monotonen Neubauquartieren ein heterogener, vielfältiger und belebter Lebensraum bieten würde. Mit der Kritik an der Stadtentwicklung einher ging die Kritik an einer mangelnden Demokratiekultur und der fehlenden Mitsprache der Bevölkerung an den Entscheiden der Behörden.

Die Siedlungsentwicklung in Graubünden in den sechziger und siebziger Jahren war ein kontroverser Prozess, geprägt von heterogenen und widersprüchlichen Vorstellungen. Während die Stadt partiell ruralisiert wurde, fand in den Dörfern durch den Tourismus eine saisonale Verstädterung statt. Dies als Annäherung von Stadt und Land oder als eine Aufweichung der Gegensätze zu verstehen, ist jedoch zu kurz gegriffen, zumal dies kaum das eigentliche Ziel der gegangenen Wege war. Die heterogenen Entwicklungsprozesse sind vielmehr Teil eines komplexen Bezugssystems, in dem sich mythische Bilder, reale Nöte und Bedürfnisse, pragmatische Lösungen und tiefgreifende Umbrüche überlagerten.

DANK

Ohne die Unterstützung zahlreicher Menschen und Institutionen wäre diese Arbeit nicht zustande gekommen. An erster Stelle danke ich herzlich Prof. Dr. Philip Ursprung für seine umsichtige Betreuung meiner Arbeit. Ebenso danke ich Prof. Dr. Angelus Eisinger für die Bereitschaft, das Korreferat zu übernehmen. Für die finanzielle Unterstützung und den dadurch gewährten Freiraum, mich in den letzten fünf Jahren in den entscheidenden Phasen allein auf die Doktorarbeit konzentrieren zu können, danke ich dem Institut für Kulturforschung Graubünden und seinen Leitern Georg Jäger und Marius Risi, der Stiftung Lienhard-Hunger, Chur und dessen Geschäftsführer Peter Metz sowie der Tino Walz-Stiftung, St. Moritz.

Archive, Bibliotheken und Privatpersonen haben mir bereitwillig ihre Schätze geöffnet und mich kompetent durch Aktenberge geführt. Mein Dank gilt dafür dem Staatsarchiv Graubünden mit Silvio Margadant und Ursus Brunold, dem Stadtarchiv Chur, der Schweizerischen Nationalbibliothek, dem Hochbauamt Chur mit Simon Kramp, dem gta Archiv der ETH Zürich mit Daniel Weiss, dem Frauenkulturarchiv Graubünden mit Silvia Hofmann und Silke Redolfi, den Archiven des Regionalspitals Ilanz mit Ludovic Desax und Gerda Gantenbein und der Casa S. Giusep in Cumpadials mit Franz Monn, dem Dominikanerinnenkloster Ilanz mit Schwester Armina Maisen, den Gemeindearchiven von Avers und Vals und deren Archivaren Michael Dettli und Fritz Hubert, dem Gemeindearchiv St. Moritz sowie dem Stadtarchiv Ilanz mit Markus Casanova. Ebenso danke ich Jean-Paul Darbellay, Robert Indermaur, Anna Klucker, Markus Hauser, der Elektrowatt AG Zürich sowie Leo Cathomas von Cathomas und Cabernard AG, Ilanz, für das zuvorkommende Überlassen wichtiger Quellen.

Der glückliche Umstand, dass viele Zeitzeugen der sechziger und siebziger Jahre noch am Leben sind, hat die Möglichkeit geboten, diese selbst zu verschiedenen Aspekten jener Zeit äussern zu lassen. Für die anregenden Gespräche und unvergesslichen Begegnungen danke ich ganz herzlich den Architekten Monica Brügger, Hans Peter Menn, Thomas Domenig, Robert Obrist sowie dem 2009 verstorbenen Richard Brosi. Zudem danke Liliana Brosi und Madlaina Liesch-Demarmels, die mir aus Sicht der Künstlerinnen und als Ehefrauen von Architekten Einblick in die Zeit gegeben haben.

In unzähligen Diskussionen mit Freunden und Fachkollegen wurde das Thema umrissen und die Fragestellung geschärft. Für ihre wertvollen Hinweise danke ich Andrea Deplazes, Nott Caviezel, Köbi Gantenbein und Daniel Walser. Für die hilfreiche Unterstützung und klärenden Hinweise in der kritischen Schlussphase gilt ein grosses Dankeschön Konstanze Domhardt, Leza Dosch, Petra Röttlisberger und Bruno Maurer. Meinen Lektorinnen Katharina Böhmer, Eva Maurer und Monica Corrado danke ich für ihren wachsamen Blick.

Einen grossen, warmen Dank richte ich an meine Familie. Meine Eltern Ida und Theo Maissen-Bruhin haben mich in meinen Träumen und Vorhaben immer vorbehaltlos gefördert. Ohne sie wäre diese Arbeit nie entstanden. Für das liebevolle Mittragen, die vielen kleinen und grossen Wohltaten und das bedingungslose Dasein danke ich meinen Eltern sowie Peter Kreiliger, Gefährte meines Lebens, von ganzem Herzen. Ihnen ist diese Arbeit gewidmet.

ANHANG

Ungedruckte Quellen aus Archiven und Nachlässen

Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta
Akten Robert Indermaur, Almens
Archiv Casa S. Giusep Cumpadials
Archiv Gemeinde Avers
Archiv Gemeinde St. Moritz
Archiv Gemeinde Vals
Archiv Hotel Hauser St. Moritz
Archiv Regionalspital Ilanz
Archiv Stadt Ilanz
Büroarchiv Domenig Architekten, Chur
Büroarchiv Jean-Paul Darbellay, Martigny
Büroarchiv Hans Peter Menn, Chur
Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur
Firmenarchiv Cathomas und Cabernard AG, Ilanz
Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich, heute Pöyry Energy AG
Frauenkulturarchiv Graubünden, Werkarchiv Monica Brügger [FRAK WaMB]
Hochbauamt Stadt Chur, Archiv Baupolizei und Archiv Planung
Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv), ETH Zürich
Nachlass William Dunkel, gta Archiv, ETH Zürich
Staatsarchiv Graubünden [StAGR]
Stadtarchiv Chur [StadtAC]

Gedruckte Quellen und Literatur

A

ACAU 1965a: ACAU, «La Suisse et le développement du tourisme», in: *Architecture d'aujourd'hui* [Themenheft «La Suisse, les Suisses et l'architecture»], 35 (121), Juni/Juli 1965, S. 52–53

ACAU 1965b: ACAU, «Nouvelles conceptions spatiales de stations en montagne», in: *Architecture d'aujourd'hui* [Themenheft «La Suisse, les Suisses et l'architecture»], 35 (121), Juni/Juli 1965, S. 54–56

ACAU 1967: ACAU, «Die touristische Aufwertung des Lukmaniers», in: *Werk*, 54 (9), September 1967, S. 536–538

Achleitner 1976: Friedrich Achleitner, «Bauen und Landschaft», in: *Bauwelt*, 18 (67), 7. Mai 1976, S. 550–553

Achleitner 1977: Friedrich Achleitner, «Über das Verhältnis von Bauen und Landschaft», in: ders. (Hg.), *Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffs*, Salzburg: Residenz, 1977, S. 61–81

Aebli 1964: Werner Aebli, «Zur Bedeutung des architektonischen Raums im Gefüge von Stadt und Umland», in: ders., Rolf Meyer, Ernst Winkler (Hg.), *Stadt und Umwelt. Festschrift zum siebzigsten Geburtstag von Ernst Egli*, Erlenbach – Zürich: Eugen Rentsch, 1964, S. 99–113

Aebli/Egli/Winkler 1969: Werner Aebli, Ernst Egli, Ernst Winkler, «10 Jahre «neue Stadt». Ein Rück- und Ausblick», in: *Plan*, 26 (4), 1969, S. 116–120

Aktion wohnliches Chur 1975: Aktion wohnliches Chur, «Zuwenig Parkplätze oder zuviele Autos? Zur Churer Parkraum- und Verkehrsplanung», in: *Bündner Tagblatt*, 123 (271), 20. November 1975, o.S.

Aktion wohnliches Chur 1976: Aktion wohnliches Chur, «Chur soll mehr sein als nur «auto-gerecht». Ein Diskussionsbeitrag zur Parkraumplanung», in: *Bündner Tagblatt*, 124 (63), 16. März 1976, S. [3]

Aktion wohnliches Chur 1977a: a[ktion] w[ohnliches]c[hur], «Erster Erfolg für das Gäugeliquartier. «Aktion wohnliches Chur» zur «Initiative zur Erhaltung des Gäuggeliquartiers»», in: *Bündner Zeitung*, 101 (2), 4. Januar 1977, S. 2

Aktion wohnliches Chur 1977b: Aktion wohnliches Chur (Hg.), *Chur – deine Stadt!*, erarbeitet von Fortunat Anhorn, Jürg Hartmann, Richard Brosi, Robert Indermaur, Hans Stauffer, Chur: Offsetdruck, 1977

am. 1959: am., «Richtfest für Zürichs höchstes Wohnhaus», in: *Das Wohnen*, 34 (8), 1959, S. 266

Anliker 1982: Hermann Anliker, *Flims*, hrsg. in Verbindung mit der Bündnerischen Vereinigung für Heimatschutz, 2. überarb. und erw. Aufl., Bern: Paul Haupt, 1982 (1961) [Schweizer Heimatbücher; 106/Bündner Reihe; 9]

Anonym 1927: «Die schmalspurige Bernhardin-Bahn als Verbindung Ostschweiz-Graubünden-Tessin», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 90 (17), 22. Oktober 1927, S. 213–216

Anonym 1957: «Hotelerneuerung in Flims», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Bündner Hotellerie heute und morgen»], 16 (4), Juni 1957, S. 28–29

Anonym 1958: «Bau eines Schwesternhauses der Heil- und Pflegeanstalt Beverin. Aus dem Vortrag von Kreispräsident J. Battaglia an der Konservativen und Christlichsozialen Delegiertenversammlung vom 31. August 1958», in: *Bündner Tagblatt*, 106 (205), 4. September 1958, S. [3]

Anonym 1960a: «Städtische Abstimmung – Pro und contra. Warum diese Modernisierung?», in: *Bündner Zeitung*, 84 (29), 4. Februar 1960, o.S.

Anonym 1960b: «Zum Abstimmungs-Sonntag», in: *Bündner Zeitung*, 84 (33), 9. Februar 1960, S. [3]

Anonym 1962: «Churer Hochhäuser mit Zürcher Unterstützung», in: *Tages-Anzeiger*, 70 (98), 27. April 1962, 8. Blatt

Anonym 1966: «Orts- und Regionalplanung in Berggebieten. Ein dringendes Gebot», in: *Hotel Revue*, Nr. 6, 10. Februar 1966, S. 3–4

Anonym 1973: «Mehr Wohnungen in Celerina», in: *Engadiner Post*, 4 (80), 11. Januar 1973, S. [2]

Anonym 1973/74: «Stella Maris Kurhotel Therme, Vals. Schlankheitskuren ohne Magenknurren», in: *Schweizer Hoteljournal*, Nr. 8, Winter 1973/74, S. 30–31

Anonym 1975: «Umstrittener Bau des RhB-Parkhauses», in: *Bündner Tagblatt*, 123 (250), 27. Oktober 1975, S. [5]

Antonietti 1989/1990: Thomas Antonietti, «Das Dorf als Kulisse und Lebensraum: Bedeutungs- und Erscheinungswandel eines Ortsbildes», in: Marc-Olivier Gonseth (Hg.), *Images de la Suisse. Schauplatz Schweiz*, hrsg. von der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft, Bern: Lang, 1989/1990, S. 35–65 [Ethnologica helvetica; 13/14]

Aregger 1967: Hans Aregger, «Das Hochhaus – Wahrzeichen unserer Zeit», in: ders., Otto Glaus, *Hochhaus und Stadtplanung*, Zürich: Artemis, 1967, S. 9–72

Aregger/Glaus 1967: Hans Aregger, Otto Glaus, *Hochhaus und Stadtplanung*, Zürich: Artemis, 1967

Artaria 1948: Paul Artaria, *Siedlungsbau in der Schweiz 1938–1947*, hrsg. von den Gewerbemuseen Basel und Bern und dem Kunstgewerbemuseum Zürich, Zürich: Kunstgewerbeschule, 1948

Aschinger 2006: Richard Aschinger, «Vorher war Chur ein Kaff». «Bündner Marazzi» – am Churer Immobilienkönig Thomas Domenig kommt niemand vorbei», in: *Der Bund*, 157 (217), 18. September 2006, S. 9

B

Barbey 1987: Gilles Barbey, «Einflüsterung aus dem Norden. Skandinavische Einflüsse auf die schweizerische Nachkriegsarchitektur», in: *Werk, Bauen und Wohnen*, 74 (4), April 1987, S. 62–69

Barro 1965: Robert R. Barro, «Voralpine Satellitenstädte», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 83 (2), 14. Januar 1965, S. 22–23

Baugesellschaft Lacuna 1969: Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969

Baugesellschaft Lacuna 1973: Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 6. Aufl., Chur, 1973

Baur 1971: Heinrich Baur, «Natur – Planung und Architektur. Die 64. Generalversammlung des BSA in Spiez», in: *Werk*, 58 (9), September 1971, S. 625–626

Beckel 2002: Inge Beckel, «Brennpunkt CH» – oder: Die Lust am grossen Massstab. Über historische und aktuelle Studien zum Bild der

Schweiz», in: *Tec21*, 128 (20), 17. Mai 2002, S. 15–20

Bergamin/Lüscher 1982: Anton Bergamin, Roland Lüscher, «Das moderne Sportzentrum Dieschen», in: Toni Cantieni u.a., *Festschrift zur Zentenarfeier 100 Jahre Kurort Lenzerheide/Valbella 1882–1982*, hrsg. von der Gemeinde Vaz/Obervaz, o.O., [1982], S. 202–209

Berger O. 2006: Olivier Berger, «Qualität in der Quantität – als Chur in den Himmel wuchs», in: *Die Südostschweiz*, Nr. 191, 3. August 2006, S. 8

Berger W. 1999: Wilhelm Berger, «Die Technologisierung des Erlebens», in: *Voyage – Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung 1999. Schwerpunktthema: Künstliche Ferien – Leben und Erleben im Freizeitreservat*, Köln: DuMont, 1999, S. 33–47

Berndt 1968: Heide Berndt, *Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern*, Stuttgart – Bern: Krämer, 1968

Bernfeld 1980: Dan Bernfeld, «Partizipationsinitiativen in der Schweiz», in: ders., Gerard Bourgarel, Pier Giorgio Gerosa, Urs. P. Schmidt, *Schweiz: Bürgergruppen – Beteiligung – Wohnlichkeit*, Venedig: Ciedart 1980, S. 6–11 [Fichier de la participation; 4]

Bernfeld/Bourgarel/Gerosa/Schmidt 1980: Dan Bernfeld, Gerard Bourgarel, Pier Giorgio Gerosa, Urs. P. Schmidt, *Schweiz: Bürgergruppen – Beteiligung – Wohnlichkeit*, Venedig: Ciedart 1980 [Fichier de la participation; 4]

Bernoulli 1953: Hans Bernoulli, «A propos», in: *Werk-Chronik*, 40 (11), 1953, S. *197*–*198*

Berther 1975: Chr. Berther, «En pia memoria dad architect Robert Decurtins, Sedrun/Trun», in: *Gasetta Romontscha*, 119 (64), 12. August 1975, S. [2]

Bezzola 1959: A. Bezzola, «Frühjahrssession des Grossen Rates. Eröffnungsansprache von Regierungspräsident Dr. A. Bezzola», in: *Der Freie Rätler*, 92 (115), 20. Mai 1959, S. [3]–[4]

BIA 1977: *100 Jahre Bündner Ingenieur- und Architektenverein. 1877/1977, Festschrift zur Hundertjahrfeier des Bündner Ingenieur- und Architekten-Vereins 1977*, Chur: Gasser AG, 1977

Bieler 1975a: Carl Bieler, «145-Millionen-Projekt soll neuen Aufschwung bringen. Im Lugnez werden Ferienhaussiedlungen gebaut», in: *Bündner Zeitung*, 99 (79), 20. März 1975, S. 3

- Bieler 1975b: Carl Bieler, «Auf der Sonnenseite. Der Kommentar», in: *Bündner Zeitung*, 99 (79), 20. März 1975, S. 3
- Bieler 1975c: Carl Bieler, «Zum Nutzen der Gemeinde. Der Kommentar», in: *Bündner Zeitung*, 99 (268), 11. Oktober 1975, S. 3
- Bignens 2008: Christoph Bignens, «Mitgliederlexikon 1913–1968», in: ders., *Geschmackselite Schweizer Werkbund. Mitgliederlexikon 1913–1968*, Zürich: Chronos, 2008, S. 53–171
- Bischoff 2006: Andri Bischoff, «Fluss- und Wildbachverbauungen einst und jetzt», in: Jean-Claude Cantieni, Thomas Rüegg (Hg.), *Richard La Nicca. Bilder der Baukunst*, hrsg. von den Psychiatrischen Diensten Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2006, S. 139–147
- Blake 1974: Peter Blake, *Form Follows Fiasco. Why Modern Architecture Hasn't Worked*, Boston – Toronto: Little, Brown and Company, 1977 (1974)
- Blumenthal/Caduff/Capaul 1996: Duri Blumenthal, Giachen Caduff, Moritz Capaul, *Historia dalla vischnaunca da Degen*, hrsg. von der Gemeinde Degen, Chur: OD Stampa Offset, 1996
- Blumer 1977: Jacques Blumer, «Ortsbildinventarisierung – aber wie? Kritische Bemerkungen zu einem neuen Buch», in: *Werk-Archithese*, 64 (3), März 1977, S. 43–44
- Boesch 1985: Martin Boesch, «Baugestaltung als koordinierte Aussenraumplanung», in: ders. u.a., *Gedanken zur Baugestaltung*, Bericht im Rahmen der Studie «Baugestaltung in den Regionen», Chur: Bündner Vereinigung für Raumplanung, 1985, S. 3–11
- Borsdorf/Paal 2000: Axel Borsdorf, Michaela Paal (Hg.), *Die «Alpine Stadt» zwischen lokaler Verankerung und globaler Vernetzung. Beiträge zur regionalen Stadtforschung im Alpenraum*, hrsg. vom Institut für Stadt- und Regionalforschung, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2000 [ISR-Forschungsberichte; 20]
- Bosshard/Luchsinger 1982: Max Bosshard, Christoph Luchsinger, «Pragmatisches Bauen», in: *Archithese*, 12 (6), November/Dezember 1982, S. 19–23
- Bosshard/Luchsinger/Gigon/Guyer 1984: Max Bosshard, Christoph Luchsinger, Annette Gigon, Michael Guyer, «Die Quadratur des Ortes», in: *Archithese*, 3 (14), Mai/Juni 1984, S. 28–31
- Brosi 1971: Richard Brosi, «Cresta-Juf. Leitbild für die architektonische Gestaltung des Ferienzentrums Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden», in: *Werk*, 58 (1), Januar 1971, S. 23
- Brosi 1973: Richard Brosi, «Projekt Sportzentrum Cresta-Juf im Avers-Tal, Graubünden-Schweiz», in: *Neve International*, 15 (4), Dezember 1973, S. 75–92
- Brosi 1974: Richard Brosi, «Ziele und Aufgaben der Gestaltung. Referat an der Planertagung vom 26. April 1974», in: *Mitteilungen. Informationsblatt Bündner Vereinigung für Raumplanung*, Juli 1974, S. 1–6
- Brosi 1975a: Richard Brosi, «Kunst- und Parkhaus oder Park und Kunsthaus? Zur Frage des Parkhauses beim Churer Kunsthaus», in: *Bündner Zeitung*, 99 (248), 22. September 1975, S. 2
- Brosi 1975b: Richard Brosi, «Der Weg zurück in organisch gewachsene Altstädte. Altstadt im Wandel», in: *Bündner Zeitung*, 99 (286), 31. Oktober 1975, S. 25
- Brosi 1975c: Richard Brosi, «Bereits wurde manches Erhaltenswerte zerstört. Das Bauen in der Altstadt», in: *Bündner Zeitung*, 99 (286), 31. Oktober 1975, S. 27
- Brosi 1976: Richard Brosi, «Umbau des Hauses «Zur Turteltaube» und Umbauprojekt des Hauses Pestalozza in Chur», in: *Werk*, 63 (9), September 1976, S. 588–589
- Brosi 1978: Richard Brosi, ««Haus zur Turteltaube», Chur, Schweiz», in: *AC Internationale Asbestzement-Revue*, 20 (2), April 1978, S. 38–41
- Brusson 1999: Jean-Paul Brusson, «Flaine-la-ville, Flaine-la-montagne. Une station touristique de Haute-Savoie dessinée par l'architecte Marcel Breuer», in: *Kunst und Architektur in der Schweiz*, 50 (3), 1999, S. 38–44
- B.S. 1970: B.S., «San Bernardino – werdendes Wintersportzentrum», in: *Automobil Revue*, 65 (53), 17. Dezember 1970, S. 37
- BT 1976: «Parkhaus auf RhB-Areal darf gebaut werden. Ablehnung einer Aufsichtsbeschwerde», in: *Bündner Tagblatt*, 124 (59), 11. März 1976, S. [3]
- Bucher 2003: Annemarie Bucher, «Landschaft – zwischen Bild und Begriff», in: *trans* [Themenheft «transScape. Stadt und Land. Stadt oder Land. Land unter?», Nr. 11, November 2003, S. 12–19

Bühler 1973a: Stefan Bühler, «Und das alles im Dienste des Patienten? Das «Zentrum für Medizinische Diagnostik» in Ilanz wird nicht eröffnet (I)», in: *Neue Bündner Zeitung*, 97 (24), 24. Januar 1973, S. 3

Bühler 1973b: Stefan Bühler, «Und das alles im Dienste des Patienten? Das «Zentrum für Medizinische Diagnostik» in Ilanz wird nicht eröffnet (II)», in: *Neue Bündner Zeitung*, 97 (25), 25. Januar 1973, S. 3

Bühler 1973c: Stefan Bühler, «Und das alles im Dienste des Patienten? Das «Zentrum für Medizinische Diagnostik» in Ilanz wird nicht eröffnet (III)», in: *Neue Bündner Zeitung*, 97 (27), 26. Januar 1973, S. 3

Bundi 1964: [Erwin Bundi], «Einige Gedanken zur Planung in Graubünden», in: *Neue Bündner Zeitung*, 107 (88), 22. April 1964, S. 3

Bundi 1974: Erwin Bundi, «Die Gestaltungsplanung als Instrument der Ortsbildpflege», in: *Mitteilungen. Informationsblatt Bündner Vereinigung für Raumplanung*, Juli 1974, S. 10–12

Bundi 2007: Erwin Bundi u.a., *Raum Graubünden. Dokumentation, Raumplanung und Raumentwicklung*, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung und der Bündner Vereinigung für Raumentwicklung, Chur – Glarus – Zürich: Südostschweiz, 2007

Bundi/Atzmüller 1999: Erwin Bundi, Richard Atzmüller, «Graubünden», in: Michael Koch, Willy A. Schmid (Hg.), *Die Stadt in der Schweizer Raumplanung. Ein Lesebuch – Martin Lendi gewidmet*, Zürich: vdf, 1999, S. 89–93

Burckhardt E. 1951: Ernst F. Burckhardt, «Bemerkungen zur Hochhausfrage», in: *Plan*, 8 (1), Januar/Februar 1951, S. 1–7

Burckhardt E./Gaberel 1945: Ernst F. Burckhardt, Rudolf Gaberel, «Davos», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 66–73

Burckhardt L. 1962: Lucius Burckhardt, [«Vorwort»], in: *Werk*, 49 (7), Juli 1962, S. 225

Burckhardt L. 1977: Lucius Burckhardt, «Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur», in: Friedrich Achleitner (Hg.), *Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffes*, Salzburg: Residenz, 1977, S. 49–59

Burckhardt L. 1981: Lucius Burckhardt, «Was ist Wohnlichkeit? – Messbare und unsichtbare Bedürfnisse», in: *Wohnlichkeit in Städten*, Informationstagung im Rahmen der europäischen Stadterneuerungskampagne, hrsg. von der Schweizerischen Vereinigung für Gesundheitstechnik, Zürich: Schweizerische Vereinigung für Gesundheitstechnik, 1981, S. 10–15

Burckhardt L./Förderer 1968: Lucius Burckhardt, Walter Förderer, *Bauen ein Prozess*, Niderteufen: Niggli, 1968.

Burckhardt L./Frisch/Kutter 1955: Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter, *achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat*, Basel: Felix Handschin, 1955 [Basler politische Schriften; 2]

Burckhardt L./Frisch/Kutter 1956: Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter, *die neue Stadt: Beiträge zur Diskussion*, Basel: Felix Handschin, 1956 [Basler politische Schriften; 3]

Burke 1978: Gerald Burke, «Urban conservation, swiss-style», in: *Country Life*, Vol. 163 (4201), 12. Januar 1978, S. 88–89

BVR 1974: B[ündner]V[ereinigung für]R[aumplanung], «Siedlungsinventar und Denkmalpflege», in: *Mitteilungen. Informationsblatt Bündner Vereinigung für Raumplanung*, April 1974, S. 15

BZ 1975: «Parkhaus auf dem RhB-Areal», in: *Bündner Zeitung*, 99 (281), 25. Oktober 1975, S. 2

BZ 1976: «Kochende Volksseele. Der Kommentar», in: *Bündner Zeitung*, 100 (150), 29. Juni 1976, S. [1]

C

C. 1976: C., «Wie wird die «Wohnlichkeit» erreicht? Aktuelle Verkehrsprobleme der Stadt Chur», in: *Neue Bündner Zeitung*, 80 (115), 17. Mai 1976, S. 2

Camenzind 1962: Alberto Camenzind, «Restaurieren, nicht renovieren», in: *Werk*, 49 (7), Juli 1962, S. 231–232

Cantieni 1973: Toni Cantieni, «Kurortsplanung und Ortsplanung Lenzerheide-Valbella und Umgebung aus Sicht der Gemeinde Vaz/Oberbaz», in: *SVI-Information* [Sondernummer «Kurortplanung»], Referate der Tagung «Kurortplanung in Berggebieten/Aménagement des stations de montagne» der Vereinigung Schweizerischer Verkehrs-Ingenieure, Nr. 6, 1973, S. 28–39

Carol/Werner 1949: Hans Carol, Max Werner, *Städte, wie wir sie wünschen. Ein Vorschlag zur Gestaltung schweizerischer Grossstadt-Gebiete, dargestellt am Beispiel von Stadt und Kanton Zürich*, bearbeitet durch die Arbeitsgruppe für Landesplanung der Akademischen Studiengruppe Zürich, Zürich: Regio, 1949

Caviezel 1998: Nott Caviezel, *Dorfbrände in Graubünden 1800–1945*, Bern: Stämpfli, 1998 [Schriftenreihe Chesa Planta Zuoz; 4]

Celio 1945: [Enrico] Celio, «Vorwort», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. [7]

Chevallier 1996: Marc Chevallier, «Paroles de modernités. Pour une relecture culturelle de la station de sports d'hiver moderne», in: *Revue de Géographie Alpine* [Themenheft «Architecture et stations de sports d'hiver»], 84 (3), 1996, S. [29]–39

Christ 1955: Rico Christ, «Architekturstudenten bereiten sich auf die neue Stadt vor», in: *Plan*, 12 (11/12), November/Dezember 1955, S. 197

Clavuot/Ragettli 1991: Conradin Clavuot, Jürg Ragettli, *Die Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden*, Chur: Bündner Monatsblatt, 1991

Conrad 1971: Chr. Conrad, «Chur plant. Siedlungs- und Verkehrsplanung», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur morgen»], 30 (6), Dezember 1971, S. 329–333

Consolascio 1977: Eraldo Consolascio, [«Siedlungsinventar Tessin»], in: Friedrich Achleitner (Hg.), *Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffes*, Salzburg: Residenz, 1977, S. 58–59

Corboz 2001: André Corboz, «Die Schweiz, Fragment einer europäischen Galaxie der Städte» (1997), in: ders., *Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen*, hrsg. von Ulrich Conrads und Peter Neitzke, Gütersloh – Berlin: Bertelsmann Fachzeitschriften, Basel – Boston – Berlin: Birkhäuser, 2001 [Bauwelt Fundamente; 123]

Cottier 1945: R[aphael] Cottier, «Einleitung», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 9

Crettaz 1987: Bernard Crettaz, «Un si joli village. Essai sur un mythe helvétique», in: ders., Hans Ulrich Jost, Rémy Pithon, *Peuples inanimés, avez-vous donc une âme? Images et identités suisses au XXe siècle*, 1987, S. 5–18

D

Darbellay 1969a: Jean-Paul Darbellay, «Bauen in den Alpen», in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 232–234

Darbellay 1969b: Jean-Paul Darbellay, «Bauen in den Alpen – ein Panorama», in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 234–256

Darbellay 1974: Jean-Paul Darbellay, «Ferienüberbauung Soleval», in: *Neve international*, 16 (2–3), Juni/September 1974, S. 55–56

Darbellay/Maurhofer 1971: Jean-Paul Darbellay, Fritz Maurhofer, «Ferienüberbauung Soleval», in: *Terra Grischuna*, 30 (5), Oktober 1971, S. 303–305

Dejaco 1975: Dona Dejaco, «Ehrung für Guarda», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 93 (46), 13. November 1975, S. 745–747

Demisch 1983: P. Demisch, «Wohnüberbauung «Sout Crasta» Celerina. Bericht der Wohnbaukommission Sout Crasta», in: *Engadiner Post*, 109 (90), 22. September 1983, S. [5]

Domenig 1967: Thomas Domenig, «Städteplanung der Gegenwart mit Einbezug der Altstadt», in: *Neue Bündner Zeitung*, HIGA-Beilage, 91 (115), 28. April 1967, o.S.

Domenig 1970: Thomas Domenig, «Quartierplanung Lacuna, Chur. Wohnraum und Lebensraum», in: *Planen und Bauen* [«Sondernummer Graubünden»], Dezember/Januar 1970/71, S. 24–27

Domenig/Domenig 1971: Thomas und Thomas Domenig, «Gedanken zu den neuen Quartierüberbauungen. Ideen zur Stadtkernsanierung», in: *Amtsblatt der Stadt Chur*, Jubiläumsausgabe, 125 (39), 1. Oktober 1971, S. 11

Domenig 1975: Thomas Domenig, «Ein verfälschtes Bild in der Öffentlichkeit? Das RhB-Parkhaus aus der Sicht des Projektverfassers», in: *Bündner Zeitung*, 99 (292), 7. November 1975, S. 2

Domenig 1976a: Thomas Domenig, «Ist es eine «Anti-Domenig-Initiative»? Architekt nimmt zum Churer Gäuggeli-Quartier-Begehren Stellung», in: *Bündner Zeitung*, 100 (286), 4. Dezember 1976, S. 5

Domenig 1976b: Thomas Domenig, «Kein Einkaufszentrum Engadinstrasse. Die «Gäuggeli-Initiative wird nicht zurückgezogen», in: *Bündner Zeitung*, 100 (305), 28. Dezember 1976, S. 1

Domenig 1995: Thomas Domenig (Hg.), *Th. und Th. Domenig. Die Stadt. Die Architekten. Die Bauten*, Chur: Condrau, 1995

Domenig 2009: Thomas Domenig (Hg.), *Domenig Architekten. Die Bauten Band II. Bauten in der Stadt Chur 1996–2009. Bauten ausserhalb von Chur 1958–2009*, o.O., 2009

Domenig/Kill 1965: Thomas Domenig, Wolfram Kill, «Chur – mit den Augen des Architekten gesehen», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen»], 24 (6), Dezember 1965, S. 282–287

Domhardt 2011: Konstanze Domhardt, «*The Heart of the City*». *Die Stadt in den transatlantischen Debatten der CIAM 1933–1951*, Zürich: gta, 2011

Dosch 1993: Leza Dosch, «Zur städtebaulichen und architektonischen Entwicklung der Stadt Chur im 19. und 20. Jahrhundert», in: Ursula Jecklin (Hg.) *Churer Stadtgeschichte. Band II. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, hrsg. von der Stadt Chur, Chur: Bündner Monatsblatt, 1993, S. 207–291

Dosch 1997: Leza Dosch, «Das Ringen um die Altstadt», in: *Bündner Monatsblatt*, Nr. 3, 1997, S. 156–179

Dosch 1998: Leza Dosch, *Zernez*, hrsg. von der Schweizerischen Kunstgeschichte in Zusammenarbeit mit dem Verkehrsverein Zernez, Pontresina: Ladina Grafiscrit, 1996 [Schweizerische Kunstführer; Serie 59 Nr. 590]

Dosch 2001: Leza Dosch, *Kunst und Landschaft in Graubünden. Bilder und Bauten seit 1780*, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung und von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Zürich: Scheidegger und Spiess, 2001

Dosch 2004: Leza Dosch, *Bündner Bautenverzeichnis 1800–1970*, im Auftrag der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden und des Bündner Heimatschutzes, [Chur], 2004

Dürr 1934: Emil Dürr, «Urbanität und Bauerntum in der Schweiz. Ihr Verhältnis von 1798 bis heute», in: *Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch*, hrsg. von der Neuen Helvetischen Gesellschaft, 5, 1934, S. [140]–182

Dunkel 1929: William Dunkel, «Hochbauten für Wohnzwecke», in: *Werk*, 6 (6), 1929, S. 179–186

Dunkel 1965: William Dunkel, «Molésou-Village», in: *Werk*, 52 (4), April 1965, S. 132–134

E

Egli 1951: Ernst Egli, *Die neue Stadt in Landschaft und Klima*, Erlenbach – Zürich: Verlag für Architektur, 1951

Egli 1959: Ernst Egli, «Die Studienstadt im Furtal», in: *Das Wohnen*, 34 (2), 1959, S. 31–35

Egloff 1981: Peter Egloff, *Zatgei eis ei daper-tut. Zur soziokulturellen Situation abgewanderter Bündner Oberländer Romanen in Chur*, Liz. Univ. Zürich, Zürich, 1981

Eisinger 2000: Angelus Eisinger, «Gegen den natürlichen Gang der Dinge. Die Überbauung Oberes Murifeld/Wittigkofen: Städtebau in den Sechzigerjahren», in: *Werk, Bauen und Wohnen*, 87 (7/8), Juli/August 2000, S. 14–19

Eisinger 2004: Angelus Eisinger, *Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970*, Zürich: gta, 2004

Eisinger 2005: Angelus Eisinger, «Weder Dorf noch Stadt. Gescheiterte und neue Konzepte im Umgang mit Agglomerationen», in: Madlaina Bindi (Hg.), *Erhalten und Gestalten. 100 Jahre Schweizer Heimatschutz*, Baden: Hier und Jetzt, 2005, S. 133–141

Eisinger 2006: Angelus Eisinger, «Das Schweizer Hochhaus nach 1950 – die Zähmung eines Bautyps», in: *Collage*, Nr. 6, 2006, S. 9–11

Eisinger 2008: Angelus Eisinger, «Immer wieder eine Stadt auf Zeit. Ein Wegweiser durch die Temporäre Stadt Oberengadin», in: ders., Michael Koch (Hg.), *Temporäre Stadt Oberengadin. Ergebnisse eines Seminars am Departement Architektur der ETH Zürich*, Bern: Bundesamt für Raumentwicklung/Zürich: Departement Architektur ETH Zürich, 2008, S. 2–3

Engadiner Post 1965: «10 Jahre Konditorei-Café Hauser in St. Moritz», in: *Engadiner Post*, 74 (148), 23. Dezember 1965, o.S.

Engi-Marmy 1980: Andreas Engi-Marmy, «Neues vom Sterben unserer Stadt. Klares Ja für Gäuggeli-Initiative», in: *Neues Bündner Tagblatt*, 128 (118), 22. Mai 1980, S. [2]

Enzensberger 1958: Hans Magnus Enzensberger, «Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus», in: *Merkur*, 12 (8), August 1958, S. [701]–720

E.P. 1964: E. P., «Die Quartierpläne Solaria und Lacuna als Teilüberbauung der Stadt Chur. Vortrag von Architekt Th. Domenig, jun., Chur im BIA», in: *Neue Bündner Zeitung*, 88 (72), 14. März 1964, S. 5/7

Eschenmoser 1979: Jakob Eschenmoser, *Von Chur ins Bergell. Skizzen zur Baukultur an alten Wegen Graubündens*, Zürich: Orell Füssli, 1979

F

Fischer 1976: Georges Fischer (Hg.), *Entwicklungskonzept Heinzenberg-Domleschg/Hinterrhein*, ausgearbeitet im Auftrag der Talplanung Heinzenberg-Domleschg und der Regionalplanungsgruppe Hinterrhein durch das Schweizerische Institut für Aussenwirtschafts-, Struktur- und Marktforschung an der Hochschule St. Gallen, St. Gallen, 1976

Fischli 1948: Hans Fischli, «Betrachtung zur heutigen Situation im schweizerischen Wohnungsbau», in: *Bauen und Wohnen*, 2 (4), 1948, S. 2–8

Fonio 1935: A[nton] Fonio, «Der Entwurf für den Bau eines Kantonsspitals in Graubünden», in: *Schweizerische Zeitschrift für Krankenhaus und Anstaltswesen*, 5 (1), Januar 1935, S. 6–11

Frech 1974: René Frech, «Gefährliche Überbevölkerung in den Ferienregionen», in: *Finanz und Wirtschaft*, 47 (2), 9. Januar 1974, S. 13

Freisinnig-Demokratische Partei 1977: Freisinnig-Demokratische Partei, «Zum Teil weltfremde Anregungen», in: *Bündner Zeitung*, 101 (143), 20. Juni 1977, S. 3

Frey/Simonett 2000: Urs Frey, Jürg Simonett, «Die Landschaft», in: Jürg Simonett (Gesamtredaktion), *Handbuch der Bündner Geschichte. 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2000, S. 13–38

Frisch 1953: Max Frisch, «Cum grano salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur», in: *Werk*, 40 (10), Oktober 1953, S. 325–329

Frisch 1983: Max Frisch, *Die Tagebücher. 1946–1949. 1966–1971*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983

Frischknecht 2008: Roland Frischknecht, «Wechselströme in der Architektur – eine Stadt baut in den Alpen. Die Bergeller Bauten des Elektrizitätswerkes der Stadt Zürich (EWZ) von Bruno Giacometti», in: *Bruno Giacometti, Architekt. Beiheft Bündner Monatsblatt*, Chur: Bündner Monatsblatt, 2008, S. 41–65

Fritzsche 1998: Bruno Fritzsche, «Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert», in: Ulrich Pfister, (Hg.), *Stadt und Land in der Schweizer Geschichte: Abhängigkeiten – Spannungen – Komplementaritäten*, hrsg. von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, Basel: Schwabe, 1998, S. 89–109 [Itinera; 19]

Fritzsche/Romer 2000: Bruno Fritzsche, Sandra Romer, «Graubünden seit 1945», in: Jürg Simonett (Gesamtredaktion), *Handbuch der Bündner Geschichte. 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2000, S. 330–391

Fuchs 2011: Karin Fuchs, *Chur. Historischer Städteatlas der Schweiz*, hrsg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden und vom Komitee Historischer Städteatlas der Schweiz, Zürich: Chronos, 2011

Furgler 1974: Kurt Furgler, «Zum Geleit», in: *Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft* [«Zerstörerische Freiheit»], 45, 1974, S. 7–9

G

Gabathuler 2007: Christian Gabathuler, «Spuren der Vergangenheit – ein Ausblick», in: Erwin Bundi u.a., *Raum Graubünden. Dokumentation, Raumplanung und Raumentwicklung*, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung und der Bündner Vereinigung für Raumentwicklung, Chur – Glarus – Zürich: Südostschweiz, 2007, S. 168–169

Gasser 2000: Albert Gasser, «Kirche, Staat und Gesellschaft», in: Jürg Simonett (Gesamtredaktion), *Handbuch der Bündner Geschichte. 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2000, S. 229–256

ge. 1976: ge., «1700 Unterschriften innert Wochenfrist. Chur: Gäuggelquartier-Initiative zustandegekommen», in: *Bündner Tagblatt*, 124 (288), 8. Dezember 1976, o.S.

Gesellschaft für Umweltschutz 1977: Gesellschaft für Umweltschutz, «Die Eigenart nicht verletzen», in: *Bündner Zeitung*, 101 (143), 20. Juni 1977, S. 2

Giedion 1929: Sigfried Giedion, *Befreites Wohnen. 85 Bilder*, hrsg. von Emil Schäffer, Zürich – Leipzig: Orell Füssli, 1929

Giedion 1941: Sigfried Giedion, *Raum. Zeit. Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition*, Basel – Boston – Berlin: Birkhäuser, 5. unveränd. Nachdr., 1995 (engl. 1941; dt. 1964)

Giedion 1956a: Sigfried Giedion, «Soziale Imagination» (1953/1955), in: ders., *Architektur und Gemeinschaft. Tagebuch einer Entwicklung*, Hamburg: Rowohlt, 1956, S. 96–109 [Rowohlts deutsche Enzyklopädie; 18]

Giedion 1956b: Sigfried Giedion, «Zwischenbemerkung», in: ders., *Architektur und Gemeinschaft. Tagebuch einer Entwicklung*, Hamburg: Rowohlt, 1956, S. 70–71 [Rowohlts deutsche Enzyklopädie; 18]

Glaus 1967a: Otto Glaus, «Analysen. 22 Beispiele», in: Hans Aregger, ders., *Hochhaus und Stadtplanung*, Zürich: Artemis, 1967, S. [135]–[184]

Glaus 1967b: Otto Glaus, «Gedanken zu einer zukünftigen Entwicklung», in: Hans Aregger, ders., *Hochhaus und Stadtplanung*, Zürich: Artemis, 1967, S. [185–200]

Gredig 2007: Hansjürg Gredig, «Elektrizität und «Fortschritt». Der Einfluss von Tourismus und städtischem Energiehunger auf die frühe Elektrifizierung in Graubünden», in: *Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen* [«Tradition und Modernität»], 12, 2007, S. 115–130

Gredig/Willi 2006: Hansjürg Gredig, Walter Willi, *Unter Strom. Wasserkraftwerke und Elektrifizierung in Graubünden 1879–2000*, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung und vom Amt für Energie des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2006

Gropius 1931: Walter Gropius, «Flach-, Mittel- oder Hochbau. Aus dem Vortrag von Arch. Prof. Walter Gropius, gehalten am Internat. Kongress für neues Bauen, Brüssel 1930», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 98 (8), 22. August 1931, S. 95–100

Guler 1963: Leo Guler, «Bauplanung und Bauordnung», in: *Terra Grischuna* [Themenheft

«Der Baumeister und sein Werk»], 22 (2), April 1963, S. 70–72

H

h. 1976: -h-, «Die Gemeindeversammlung von Celerina hat wieder einmal ihr Machtwort gesprochen», in: *Engadiner Post*, 29 (83), 9. März 1976, S. [2]

Haegi 2007: Klaus. D. Haegi, *Memorabilia von Lenzerheide. Zu Geschichte und Erscheinungsbild des Kurortes*, 2. überarb. Aufl., [Basel]: [K. Haegi], 2007

Haldimann 1978: Hans Haldimann, «Wohnbunker passt nicht in Berglandschaft» [Leserbrief], in: *Tages-Anzeiger*, 86 (43) 21. Februar 1978, S. 18

Hartmann K. 1978: Kristiana Hartmann, «Chur-Arcas, ein Revitalisierungsmodell aus dem Alpenraum», in: *Deutsche Bauzeitung*, 112 (12), 1978, S. 27–33

Hartmann Th. 1968: Theodor Hartmann, *Der Churer Marktplatz. Studie über die Erneuerung eines Altstadtquartiers in Chur*, im Auftrag des Stadtrates Chur, Chur: Gasser und Eggerling, [1968]

Hartmann Th. 1971: Theodor Hartmann, «Die Zukunft der Altstadt», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur morgen»], 30 (6), Dezember 1971, S. 338–342

Hefti 1971: R. Hefti, «Kurortsentwicklung von den Anfängen bis heute», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Kurortsentwicklung in Lenzerheide-Valbella»], 30 (5), Oktober 1971, S. 275–278

Heimatschutz 1975: [Schweizer Heimatschutz], «Entscheidungskriterien für die Standortwahl und Planung von Hochhäusern. Ausgearbeitet vom Schweizer Heimatschutz in Fühlungnahme mit der Eidg. Natur- und Heimatschutzkommission», in: *Heimatschutz*, 70 (1), 1975, S. 20–26

Held 1972: G[eorg] H[eld], «Abschluss der Quartierüberbauung «Lacuna». 3000 Einwohner in 18 Hochhäusern», in: *Neue Bündner Zeitung*, 96 (318), 9. Oktober 1972, S. 7

Held 1974: G[eorg] H[eld], «Sonnen- und Schattenseiten des teilweisen Altstadt-Fahrverbotes. Eine Umfrage zur Verkehrssperre in der Altstadt», in: *Neue Bündner Zeitung*, 98 (100), 29. März 1974, S. 7

- Held 1977: G[eorg] H[eld], «Von weltfremden Anregungen bis zu brauchbaren Denkanstössen. Stellungnahmen zur Broschüre «Chur – unsere Stadt»», in: *Bündner Zeitung*, 101 (143), 20. Juni 1977, S. 2
- Held 1979a: G[eorg] H[eld], «Die Öffentlichkeit in der Planungsarbeit. Erster Orientierungsabend des Planungsforums», in: *Bündner Zeitung*, 101 (249), 21. Oktober 1979, S. 2
- Held 1979b: Georg Held, «Keine Sonderwünsche für das Gäuggeli? Kommentar zu drei Abstimmungsvorlagen in der Stadt Chur», in: *Bündner Zeitung*, 103 (285), 3. Dezember 1979, S. 2
- Held 1980a: G[eorg] H[eld], «Was darf ein Hochhaus-Verzicht kosten? Änderung eines gültigen Quartierplanes», in: *Bündner Zeitung*, 104 (105), 6. Mai 1980, S. 2
- Held 1980b: G[eorg] H[eld], «Churer Abstimmungswochenende. Überzeugendes Ja für Zonenplan», in: *Bündner Zeitung*, 104 (133), 9. Juni 1980, S. [1]
- Held 1980c: Georg Held, «Missbrauchter Vertrauenscredit. Der Kommentar», in: *Bündner Zeitung*, 104 (133), 9. Juni 1980, S. [1]
- Herlyn 1970: Ulfert Herlyn, *Wohnen im Hochhaus. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in ausgewählten Hochhäusern der Städte München, Stuttgart, Hamburg und Wolfsburg*, Stuttgart – Bern: Karl Krämer, 1970
- hgt. 1973: hgt., «Nicht nur in der Elektrizität tätig. Elektro-Watt im touristischen Immobiliengeschäft», in: *St. Galler Tagblatt*, 135 (297), 19. Dezember 1973, S. 6
- Hofmann 1942: Hans Hofmann, «Baugesinnung. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. h. c. Hans Hofmann, Architekt BSA am 30. Mai 1942 im Auditorium III der E. T. H., Zürich», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 60 (25), 20. Juni 1942, S. 291–293.
- Hofmann 1947: Hans Hofmann, «Gedanken über die Architektur der Gegenwart in der Schweiz», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 65 (13), 29. März 1947, S. 166–168
- ht. 1956: h[erbert]t[aub], «Ein Hochhaus in Chur», in: *Die Tat*, 21 (17), 18. Januar 1956, S. [5]
- Huber B. 1961: Benedikt Huber, «Für eine Stadt von heute», in: *Werk*, 48 (5), Mai 1961, S. 149–150
- Huber B. 1963: Benedikt Huber, «Architektur des Zufalls», in: *Werk*, 50 (7), Juli 1963, S. 264–271
- Huber B. 1980: Benedikt Huber, «Gestaltung durch Planung im Berggebiet», in: *Schweizer Ingenieur und Architekt*, 12 (98), 20. März 1980, S. 233–239
- Huber F. 1986: Felix Huber, *Die Ausnützungsziffer*, Diss., Zürich: Schulthess, 1986 [Zürcher Studien zum öffentlichen Recht; 63]
- Hubert 1971: Fritz Hubert, «Bad Vals», in: *Terra Grischuna*, 30 (2), April 1971, S. 72–74
- Hubert 2007: Fritz Hubert, «Hotel- und Thermalbad Vals AG», in: ders., *Valser Dorfchronik 2007*, Vals, o.J., S. 32–39
- Hügli 1944: Emil Hügli, «Chur. Im Frühling», in: ders., *Singende Seele. Gedichte aus Churer Jahren*, Chur: Bischofberger & Co., 1944, S. 65
- Hunziker 1955: Jakob Hunziker, «Bauen wir eine neue Stadt!», in: *Plan*, 12 (11/12), November/Dezember 1955, S. 193–196
- hwi. 1974: hwi., «Kritische Thesen zum Bau von Zweitwohnungen», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 195 (30), 19. Januar 1974, S. 38
- I**
- Id. 1962: Id., «Chur baut», in: *Neue Bündner Zeitung*, 86 (250), 1. Oktober 1962, o.S.
- Indermaur 1973: Peter Indermaur, «Durchgeplante Feriensiedlung am Waldhang. Elektro-Watt baut Wohnungen in Valbella/Lenzerheide», in: *National-Zeitung*, 131 (398), 21. Dezember 1973, S. [33]
- Institut 1931: Institut St. Joseph, Ilanz, *Institut St. Joseph in Ilanz. Eine blühende Pflanzstätte christl. Caritas*, Zürich: Eckhardt & Pesch, [1931]
- J**
- Jecklin 1993: Ursula Jecklin, «Verfassung», in: dies. (Hg.), *Churer Stadtgeschichte. Band II. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, hrsg. von der Stadt Chur, Chur: Bündner Monatsblatt, 1993, S. 498–499
- Jehle 1974: Werner Jehle, «Sie sehen aus... <...als wären sie vom selben Mann mit derselben Laubsäge gemacht>», in: *Werk*, 61 (8), August 1974, S. 943–946

Jencks 1977: Charles Jencks, *The Language of Post-Modern Architecture*, New York: Rizzoli, 1977

Jenny 1995: Hans Jenny, *Jahre des Aufbruchs. Begegnungen, Reminiszenzen, Resultate (1945–1960)*, Zürich: Arborea, 1995

Joedicke/Schlappner 1996: Jürgen Joedicke, Martin Schlappner, *Jakob Zweifel Architekt. Schweizer Moderne der zweiten Generation*, Baden: Lars Müller, 1996

Jörg 1965: Guido Jörg, «Betrachtungen über das kulturelle Leben einer Kleinstadt», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen»], 24 (6), Dezember 1965, S. 295–296

Jost 1954: M. Jost, «Das Wohnen in den Basler Hochhäusern», in: *Der Bund*, 105 (196), 29. April 1954, S. 11

Just/Kübler/Noell/Semadeni 2008: Marcel Just, Christof Kübler, Matthias Noell, Renzo Semadeni, *Arosa. Die Moderne in den Bergen*, Zürich: gta, 2008

K

Kasper 1975: Max Kasper, «Stadtentwicklung oder Stadtzerstörung? Zum Projekt einer Tiefgarage auf dem Areal der RhB in Chur», in: *Bündner Zeitung*, 99 (302), 19. November 1975, S. 23

Keller 1973: Rolf Keller, *Bauen als Umweltzerstörung. Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Artemis, 1973

Kessler 2000: Daniel Kessler, «Der Tourismus», in: Jürg Simonett (Gesamtredaktion), *Handbuch der Bündner Geschichte. 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2000, S. 89–114

kh. 1973: kh., «Man kam ins Gespräch mit den Erbauern von Soleval. Standpunktvereinigung zwischen Befürwortern und Gegnern des Zweitwohnungsbaus», in: *Neue Bündner Zeitung*, 97 (403), 18. Dezember 1973, S. 3

Kill 1992: Wolfram Kill, «Architekt Thomas Domenig-Clavuot», in: *Bündner Jahrbuch*, 34, 1992, S. 154–156

Koch 1992: Michael Koch, *Städtebau in der Schweiz 1800–1990. Entwicklungslinien, Einflüsse und Stationen*, Zürich: Verlag der Fachvereine, Stuttgart: Teubner, 1992 [ORL-Bericht; 81]

Koch 1999: Michael Koch, «Achtung: Die Stadt Schweiz – oder: zuviel Stadt im Land?», in: ders., Willy A. Schmid (Hg.), *Die Stadt in der Schweizer Raumplanung. Ein Lesebuch – Martin Lendi gewidmet*, Zürich: vdf, 1999, S. 25–29

Koch 2008: Michael Koch, «Gestaltungswille und Gestaltungsfreiheit», in: Claude Ruedin, Michael Hanak (Hg.), *Hans Marti – Pionier der Raumplanung*, Zürich: gta, 2008, S. 39–41

Könz 1934: Jachen Ulrich Könz, «Zur Kantons-spitalfrage», in: *Neue Bündner Zeitung*, 58 (129), 5. Juni 1934, o.S.

Könz 1954: Jachen Ulrich Könz, «Heimatschutz im Engadin», in: *Werk*, 41 (9), September 1954, S. 359–360

Kreiliger 2009: Peter Kreiliger, *Il mitus da la Greina* [Dokumentarfilm], Chur: RTR, 2009

Kreis 1994: Georg Kreis, «Der säkulare Stadt-Land-Gegensatz. Ein Blick auf historische Hintergründe» (1994/95), in: ders., *Vorgeschichte zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze*, Bd. 1, Basel: Schwabe, 2003, S. 503–508

Krippendorf 1967: Jost Krippendorf, «Schweizer Hotellerie und Sozialtourismus», in: *Terra Grischuna*, 26 (1), Februar 1967, S. 13–18

Krippendorf 1975: Jost Krippendorf, *Die Landschaftsfresser. Tourismus und Erholungslandschaft – Verderben oder Segen?* Bern – Stuttgart: Hallweg, 1975

Kübler 1997: Christof Kübler, *Wider den hermetischen Zauber. Rationalistische Erneuerung alpinen Architektur um 1930. Rudolf Gaberel und Davos*, Chur: Bündner Monatsblatt/Disentis: Desertina, 1997

Kupper 2005: Patrick Kupper, «Umwelteuphorie und Nostalgiewelle», in: Madlaina Bundi (Hg.), *Erhalten und Gestalten. 100 Jahre Schweizer Heimatschutz*, Baden: Hier und Jetzt, 2005, S. 105–113

L

Landesring der Unabhängigen 1977: Landesring der Unabhängigen, «Das soziologische Modell ist gegeben», in: *Bündner Zeitung*, 101 (143), 20. Juni 1977, S. 2

Largiadèr 1966: [Otto Largiadèr], «Die Ortsplanung von Pontresina», in: *Hotel Revue*, Nr. 7, 17. Februar 1966, S. [1]–2; Nr. 9, 4. März 1966, S. 2; Nr. 10, 10. März 1966, S. 3

Largiadèr 1972: Otto Largiadèr, «Planung im touristischen Erholungsraum», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Graubünden morgen», 31 (2), April 1972, S. 76–78

Lebrument 1976a: Hanspeter Lebrument, «Scharfer Riss. Der Kommentar», in: *Bündner Zeitung*, 100 (22), 28. Januar 1976, S. [1]

Lebrument 1976b: Hanspeter Lebrument, «Vor dem Baubeschluss des RhB-Parkhauses am 7. Juli. Vor der Generalversammlung der Parkhaus Stadtbaumgarten AG», in: *Bündner Zeitung*, 100 (152), 1. Juli 1976, S. 3

Le Corbusier 1925: Le Corbusier, «Leitsätze des Städtebaus» (frz. 1925), in: Ulrich Conrads (Hg.), *Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts*, Berlin – Frankfurt a. M. – Wien: Ullstein, 1964, S. 84–89 [Bauwelt Fundamente; 1]

Loderer 1995: Benedikt Loderer, «Ein Architekt der Schweizerblüte», in: Ueli Lindt, *Otto Glaus, Architekt*, Basel – Boston – Berlin: Birkhäuser, 1995, S. 6–7

Loos 1913: Adolf Loos, «Regeln für den, der in den Bergen baut», in: *XI. Jahrbuch der Schulanstalten der Frau Dr. Phil. Eugenie Schwarzwald in Wien*, 1913. Zitiert nach: Adolf Loos (Hg.), *Adolf Loos. Gesammelte Schriften*, Wien: Lesethek, 2010, S. 453

St. 1977: L.St., «Kritik an Churer Stadtplanung», in: *St. Galler Tagblatt*, 139 (97), 27. April 1977, S. 4

Ludescher 1993: Fritz Ludescher, «Besiedlungsgeschichte und Ortsplanung», in: Benno Burtscher u.a., *Vaz/Obervaz in Wort und Bild. Codesch da Vaz*, hrsg. von der Gemeinde Vaz/Obervaz, Bonaduz: Bieler, 1993, S. 174–195

Ludescher 2007: Fritz Ludescher, *Vom Maiensäss zum Kurort. 125 Jahre Kurhaus und Kurort Lenzerheide*, hrsg. von der Gemeinde Vaz/Obervaz, Chur: Casutt, [2007]

Lyon-Caen 1996: Jean-François Lyon-Caen, «Courchevel 1850: La «superstation» des Alpes françaises. L'invention d'une pensée nouvelle pour l'urbanisme et l'architecture en montagne», in: *Revue de Géographie Alpine* [Themenheft «Architecture et stations de sports d'hiver»], 84 (3), 1996, S. [51]–69

M

Maissen V. 1960: Venantius Maissen, «Spital-Neubau Ilanz. Der Bau», in: *Bündner Tagblatt*, 108 (239), 13. Oktober 1960, o.S.

Maissen C./Gantenbein 2007: Carmelia Maissen, Köbi Gantenbein, *Der Kanton Graubünden baut: Eine Jahrhundertreise*, Sonderheft zu *Hochparterre*, 20 (11), 2007

Maissen C. 2008a: Carmelia Maissen, «Repräsentation der Öffentlichkeit. Bruno Giacomettis öffentliche Bauten in Graubünden», in: *Bruno Giacometti, Architekt*, Beiheft Bündner Monatsblatt, hrsg. vom Bündner Heimatschutz, Chur: Bündner Monatsblatt, 2008, S. 66–77

Maissen C. 2008b: Carmelia Maissen, «Alpine Freiheit und Typisierung. Plansiedlungen der Nachkriegszeit in Graubünden», in: *Kunst und Architektur in der Schweiz*, 2 (59), 2008, S. 35–41

Maissen C. 2009: Carmelia Maissen, «Theater der Alpen. Hotelerneuerungen der 1960er Jahre in Graubünden», in: Peter Bogner, Andreas Münch (Hg.), *Über die Grenze. Vermessung einer Kulturlandschaft*, Tagungsband des Verbandes österreichischer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker und der Vereinigung der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker in der Schweiz, Kunsthaus Bregenz, 11.–14. Oktober 2007, Hohenems – Wien: Bucher, 2009, S. 35–40

Maissen Th. 1978: Theo Maissen, *Die Berglandwirtschaft in der regionalen Entwicklungs- und Raumplanung. Ein Beitrag zur landwirtschaftlichen Struktur- und Prozessplanung in Bergregionen unter besonderer Berücksichtigung methodischer Aspekte und Anwendung der Computersimulation*, Diss., ETH: Zürich, 1978

Malfroy 1991: Sylvain Malfroy, «Schöne Aussicht. Das Wohnhochhaus und die Einführung der Gemischtbauweise», in: *Werk, Bauen und Wohnen*, 78/45 (12), Dezember 1991, S. 30–35

Manetsch 1960: Gion Arthur Manetsch, *La fatscha de nos vitgs*, Separatdruck der *Annalas*, 73, 1960

Mani 1963: Leonhard Mani, «Der Kraftwerkbau von der Gemeinde her betrachtet», in: *Terra Grischuna* [«Sondernummer zur Einweihung der Kraftwerkanlagen Hinterrhein-Valle di Lei»], 22 (4), August 1963, S. 334

Marti 1945: Hans Marti, «San Bernardino», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 83–86, Planbeilage 6

- Marti 1951: Hans Marti, «Es liegt was in der Luft», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 69 (43), 27. Oktober 1951, S. 603–609
- Marti 1952: Hans Marti, «Die Hochhausbebauung» (1952), in: ders., *Zürich wird Grossstadt*, Separatabdruck einer Artikelserie in der *Neuen Zürcher Zeitung*, Zürich: NZZ, 1953, S. 12–16
- Marti 1953: Hans Marti, «Bauen und Ordnen», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 71 (27), 4. Juli 1953, S. 387–390
- Marti 1954a: Hans Marti, «Freifläche und Ausnützung», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 72 (39), 25. September 1954, S. 580–581
- Marti 1954b: Hans Marti, «Der Ausnützungskoeffizient als Mittel zur Begrenzung der baulichen Ausnützung von Grundstücken», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 72 (27), 3. Juli 1954, S. 396–398
- Marti 1955: Hans Marti, «Hochhäuser und Bauordnungen», in: Walter Wolf, Hans Marti, Maurice Cosandey, *Mehrgeschossbauten und Hochhäuser*, Zürich: V.S.B., 1955, S. 33–42 [Mitteilungen der Technischen Kommission des Verbandes Schweizerischer Brückenbau- und Stahlhochbau-Unternehmungen; 12]
- Marti 1956: Hans Marti, «Wehe, wenn sie losgelassen... Zur Annahme des Hochhausparagraphe im Kanton Zürich», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 74 (26), 30. Juni 1956, S. 397–400
- Marti 1957: Hans Marti, «Erhöhte Ausnützung im Baugebiet», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 75 (52), 28. Dezember 1957, S. 828–831
- Marti 1961: Hans Marti, «Städtebau, eine menschliche Aufgabe», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 79 (11), 16. März 1961, S. 159–163
- Marti 1964: Hans Marti, «Probleme des schweizerischen Städtebaus», in: *Archiv für Kommunalwissenschaften*, 1964, S. 103–113. Wiederabgedruckt in: Claude Ruedin, Michael Hanak (Hg.), *Hans Marti – Pionier der Raumplanung*, Zürich: gta, 2008, S. 42–52
- Marti 1968: Hans Marti, «25 Jahre Landesplanung. Ansprache, gehalten an der Jubiläumsversammlung der VLP, Schweiz, Vereinigung für Landesplanung, am 12. September 1968 in Biel», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 86 (42), 17. Oktober 1968, S. 743–745
- Marti 1977: Hans Marti, «Das Quartier als Lebens- und Erlebnisraum», in: Paul Märki (Hg.), *Mehr Wohnlichkeit im Quartier. Beiträge zur Siedlungsplanung*, hrsg. von der Abteilung Siedlungsplanung des Interkantonalen Technikums Rapperswil, Rapperswil: Interkantonales Technikum, 1977, S. 6–16
- Marti 1986: Hans Marti, «Autobiografische Notizen» (1986), in: Claude Ruedin, Michael Hanak (Hg.), *Hans Marti – Pionier der Raumplanung*, Zürich: gta, 2008, S. 9–29
- Mauerhofer 1974: Fritz Mauerhofer, «Aspekte zur aktuellen Entwicklung in Bergregionen und SOLEVAL», in: *Planen und Bauen* [Sondernummer «Tessin, Graubünden»], Nr. 17, Oktober 1974, S. 37
- Mazzoleni 2010: Paolo Mazzoleni, «Wohnen in den Alpen», in: Peter Ebner, Eva Herrman, Markus Kuntscher (Hg.), *Wohn Raum Alpen. Abitare le Alpi. Living in the Alps*, hrsg. von kunst Meran, Ausstellungskatalog, Basel: Birkhäuser, 2010, S. 286–288
- Meier 1965: Erhard Meier, «Reisen ist Zeitsymbol!», in: *Terra Grischuna*, 24 (4), August 1965, S. 160–164
- Meili 1945: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945
- Meili 1954: Armin Meili, «Das Hochhaus – eine Aufgabe für Berufene», in: *Der Bund*, 105 (196), 29. April 1954, S. [5]–7
- Menn 1975: Hans Peter Menn, «Parkraumbeschaffung an optimaler Lage. Das RhB-Parkhaus aus verkehrstechnisch-städtebaulicher Sicht», in: *Bündner Zeitung*, 99 (301), 18. November 1975, S. 2
- Meyer 1945: Peter Meyer, «Stilgeschichte des Hotels», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 41–46
- Mitscherlich 1965: Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978 (1965)
- Mittner 1965: R. Mittner, «Sozialpolitische Probleme», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen»], 24 (6), Dezember 1965, S. 288–290
- mm 1973: mm, «Touristischer Städtebau in der Alpenregion», in: *Engadiner Post*, 103 (80), 8. September 1973, S. [5]

Morand 1984: Marie Claude Morand, «Architectures contemporaines en Valais: 1960–1980», in: *Ingénieurs et architectes suisses*, 110 (26), 20. Dezember 1984, S. 430–459

Moser 1945: Werner M. Moser u.a., «St. Moritz», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 50–60

Moser 1949: Werner M. Moser, «Das vielgeschossige Mietshaus im neuen städtischen Wohnquartier», in: *Werk*, 36 (1), Januar 1949, S. 3–6

mr 1973: mr, «Besichtigung der «Soleval» auf Lenzerheide», in: *Prättigauer Zeitung und Herrschäftler*, 73 (145), 20. Dezember 1973, S. [2]

msp. 1953: msp., «Das Wohnen im Hochhaus. Erfahrungen aus den Letzigraben-Häusern in Zürich», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 174 (2211), 25. September 1953, Blatt 2

Mueller Inderbitzin 2008: Christian Mueller Inderbitzin, «Stadt ohne Körper? Versuch über die spezifische Räumlichkeit der Temporären Stadt», in: Angelus Eisinger, Michael Koch (Hg.), *Temporäre Stadt Oberengadin. Ergebnisse eines Seminars am Departement Architektur der ETH Zürich*, Bern: Bundesamt für Raumentwicklung/Zürich: Departement Architektur ETH Zürich, 2008, S. 29–31

N

Niederer 1979: Arnold Niederer, «Die alpine Alltagskultur. Zwischen Routine und der Adoption von Neuerungen», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 29 (1), 1979, S. 233–255

Norberg-Schulz 1982: Christian Norberg-Schulz, *Genius loci. Landschaft – Lebensraum – Baukunst*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1982 (ital. 1979)

O

Obrist 1973: Robert Obrist, «Der Erker in der heutigen Architektur oder der Ärger mit dem Erker», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Türen, Tore und Erker am Bündner Haus»], 32 (3), Juni 1973, S. 152

Obrist 1975: Robert Obrist, «Wer gräbt und baut denn da an der Grabenstrasse? Ein Diskussionsbeitrag zur Leitbildgestaltung der Stadt Chur», in: *Bündner Zeitung*, 99 (243), 16. September 1975, S. 2

Obrist 1980: Robert Obrist, *Baugestaltung in den Regionen. Fallbeispiel Scuol. Siedlungserneuerung und Demokratie. Gestaltung und Entwicklung des zentralen Kurortbereiches von Scuol*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., August 1980

Obrist/Semadeni/Giovanoli 1986: Robert Obrist, Silva Semadeni, Diego Giovanoli (Hg.), *Construir: Val Müstair, Engiadina Bassa. Bauen: Oberengadin. Costruire: Val Bregaglia, Valle di Poschiavo. 1830–1980*, Zürich – Bern: Werk, 1990 (1986)

Obrist 2002: Robert Obrist, *Robert Obrist. Bauten, Projekte und Planungen 1962–2002*, hrsg. von Hannes Ineichen, Blauen: Docu AG Schweizer Baudokumentation, 2002 [Monografien Schweizer Architekten und Architektinnen; 6]

Obrist/Lischner 1985: Robert Obrist, Karin R. Lischner, «Siedlungsgestaltung ist kein «Knüller». Ein Prozess verbindet Vergangenheit und Gegenwart», in: *Aktuelles Bauen – Plan*, 6 (20/42), Juni 1985, S. 36–40

Odermatt 1973: B[runo] O[dermatt], «Unverständliches zur Wettbewerbsbeurteilung Celarina/Schlarigna», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 41 (91), 11. Oktober 1973, S. 1013

Oechslin 2004: Werner Oechslin, «Stadt und Leben», in: Angelus Eisinger, *Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970*, Zürich: gta, 2004, S. 7–9

P

Papachristou 1970: Tician Papachristou, *Marcel Breuer. Neue Bauten und Projekte*, Teufen: Arthur Niggli, 1970

Pfammater 1998: Ulrich Pfammatter, «Ausbilden nach 1945. Zur Geschichte einer didaktischen Entwicklung im Kontext der modernen Architekturbewegung – eine Skizze», in: *Schweizer Ingenieur und Architekt*, 116 (37), 10. September 1998, S. 9–12

Pichard 1983: Alain Pichard, *Graubünden. Bergstaat im Wandel*, Frauenfeld – Stuttgart: Huber, 1983

Poeschel 1925: Erwin Poeschel, «Aus Graubünden», in: *Das Werk* [«Sonderheft Graubünden»], 12 (6), Juni 1925, S. 161–184

Poeschel 1928: Erwin Poeschel, «Das flache Dach in Davos», in: *Werk*, 15 (4), April 1928, S. 102–108

Poeschel 1947: Erwin Poeschel, *Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden. Erster Teil. Südliche Talschaften*, Wiederabdruck der 2. Aufl., Genf: Slatkine, 1984 (1947)

pvc. 1962: pvc., «Aufrichtefeier des ersten Churer Hochhauses», in: *Bündner Tagblatt*, 110 (95), 24. April 1962, o.S.

R

Ra. 1970: P. Ra., «Das neue Kurzentrum Bad Vals offiziell eröffnet», in: *Bündner Zeitung*, 94 (136), 9. Mai 1970, S. 3/5

Rahn 1967: Karl Rahn, «Vom Pomp zur gemüthlichen Behaglichkeit», in: *Terra Grischuna*, 26 (1), Februar 1967, S. 5–9

rb. 1964: rb., «Das Hochhaus – Aspekte einer neuen Siedlungsform», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 185 (3431), 18. August 1964, Blatt 3

Real 1951: Werner Real, «Hochhäuser in der Stadt Zürich», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 172 (689), 1. April 1951, Blatt 7

Real 1956: Werner Real, «Die Anwendung der Ausnützungsziffer für die vertikale Staffelung der Bebauung», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 74 (5), 4. Februar 1956, S. 71–72

Real 1964: Werner Real, «Die Ausnützungsziffer», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 82 (4), 23. Januar 1964, S. 53–60

Reichlin/Steinmann: Bruno Reichlin, Martin Steinmann, «Die Architektur der Landschaft», in: Friedrich Achleitner (Hg.), *Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffes*, Salzburg: Residenz, 1977, S. 49–59

Reichow 1959: Hans Bernhard Reichow, *Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos*, Ravensburg: Maier, 1959

Rieder 2009: Peter Rieder, *Vals. Enges Tal, weite Welt*, Chur: Terra Grischuna, 2009

Riederer 2004: Ursula Riederer, *Rudolf Olgiati. Bauen mit den Sinnen*, Chur: HTW, 2004

Riffel 1965: Florian Riffel, «Chur als Heimat», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen»], 24 (6), Dezember 1965, S. 261–262

Risch G. 1963: Gaudenz Risch, «Gert Schäfer», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 81 (34), 22. August 1963, S. 610

Risch G. 1974: G[audenz] R[isch], ««Bauen als Umweltzerstörung» im Spiegel der Presse», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 92 (46), 14. November 1974, S. 1028–1031

Risch P./Bonorand 1972: P. Risch, M. Bonorand, *Fremdenverkehrs-Eignungskataster und Entwicklungsprogramm für potentielle neue Fremdenverkehrsgebiete des Kantons Graubünden. Entwicklungsmöglichkeiten und Vorschläge für den Ausbau des Fremdenverkehrs in wirtschaftsschwachen Gebieten*, hrsg. vom Schweizerischen Fremdenverkehrsverband, Chur: Druckschriften- und Lehrmittelverlag des Kantons Graubünden, 1972

Rivista tecnica 1973a: «Questo numero», in: *Rivista tecnica*, 20 (64), 31. Oktober 1973, S. 972

Rivista tecnica 1973b: «Concorso di Celerina: dibattito sull'architettura per la montagna», in: *Rivista tecnica*, 20 (64), 31. Oktober 1973, S. 974–998

Röthlin 1970: Balz Röthlin, «Eine Bäder-Attraktion in Graubünden: Kurzentrum Bad Vals eröffnet», in: *Bündner Tagblatt*, 118 (106), 8. Mai 1970, o.S.

Ronner 1970: Heinz Ronner (Hg.), *Die Architekturabteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule, 1957–1968. Arbeitsberichte der Architekturabteilung Eidgenössische Technische Hochschule Zürich*, Zürich: Architekturabteilung, 1970

Ronner 1971: Heinz Ronner (Hg.), *Die Architekturabteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule, 1916–1956. Arbeitsberichte der Architekturabteilung Eidgenössische Technische Hochschule Zürich*, Zürich: Architekturabteilung, 1971

Rossi 1972: Aldo Rossi, «Architektur und Stadt. Vergangenheit und Gegenwart», in: *Werk*, 59 (12), Dezember 1972, S. 688–691

Roth 1949: Alfred Roth, «Sternhäuser-Siedlung Akterspegel, Stockholm», in: *Werk*, 36 (1), Januar 1949, S. [19]–[22]

Roth 1961: Alfred Roth, «Der neue Lehrplan der Architekturabteilung der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich», in: *Werk*, 48 (8) August 1961, S. 258–260

Rotzler 1950: Willi Rotzler, «Wohnbau und Grünfläche», in: *Werk*, 37 (3), März 1950, S. 65–72

Rucki 1989: Isabelle Rucki, *Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hoteltarchitektur von 1860 bis 1914*, Zürich: gta – Ammann, 1989

Rucki/Huber D. 1998: Isabelle Rucki, Dorothee Huber (Hg.), *Architektenlexikon der Schweiz. 19./20. Jahrhundert*, Basel – Boston – Berlin: Birkhäuser, 1998

Ruedin/Hanak 2008: Claude Ruedin, Michael Hanak (Hg.), *Hans Marti – Pionier der Raumplanung*, Zürich: gta, 2008

Rüdisühli 1956: W. Rüdisühli, «Hochhaus-Probleme», in: *Schweizer Baublatt* [Sondernummer «Hochhäuser»], 67 (36), 4. Mai 1956, S. 29

Rudofsky 1964: Bernard Rudofsky, *Architecture Without Architects. A Short Introduction to Non-Pedigreed Architecture*, London: Academy, 1964

Rutishauser 1991: Hans Rutishauser, «Geschichte der Denkmalpflege in Graubünden», in: *Bündner Monatsblatt*, Nr. 1, 1991, S. 5–16

S

s 1972: s., «Lacuna, die modernste Quartierüberbauung der Schweiz», in: *Bündner Tagblatt*, 120 (235), 9. Oktober 1972, S. [5]

Salvisberg 1934: [Rudolf] Salvisberg, «Eine Erwiderung in der Kantonsspitalfrage», in: *Neue Bündner Zeitung*, 58 (141), 19. Juni 1934, S. 4

sch. 1962: sch., «Der erste Churer «Wolkenkratzer» steht», in: *Der Freie Rätier*, 95 (95), 24. April 1962, o.S.

Scherer 1961: Hans Ulrich Scherer, «Die Kleinstadt und ihre städtebaulichen Probleme», in: *Werk*, 48 (6), Juni 1961, S. 189–191

Scherer 1966: Hans Ulrich Scherer, «Terrassenbauten», in: *Werk*, 53 (6), Juni 1966, S. 201–207

Schilling 1971: [Rudolf] Schilling], «Bauen als Umwelt-Zerstörung oder als Umwelt-Gestaltung? Der Bund Schweizer Architekten (BSA) zum Umweltschutz», in: *Werk*, 58 (9), September 1971, S. 626

Schilling 1972a: Rudolf Schilling, «Die BSA-Generalversammlung 1972 im Engadin und im

Bergell oder eine Schulreise in zehn Akten», in: *Werk*, 59 (8), August 1972, S. 432–434

Schilling 1972b: Rudolf Schilling, «Lenzerheide/Valbella oder Nachruf auf den Bergsommer 1972», in: *Tages-Anzeiger Magazin*, Nr. 38, 23. September 1972, S. 17–23

Schilling 1973: Rudolf Schilling, «Tarnarchitektur als Schuldspruch», in: *Werk*, 69 (7), Juli 1973, S. 828–831

Schirren 2004: Matthias Schirren, *Bruno Taut. Alpine Architektur. Eine Utopie*, München – Berlin – London – New York: Prestel, 2004

Schmid Chr. 1970: Chr. Schmid, «Das Schulwesen im Kanton Graubünden», in: *Terra Grischuna*, 29 (6), Dezember 1970, S. 271–275

Schmid Th. 1962: Theo Schmid, «Die bauliche Regeneration unserer Hotellerie», in: *Werk*, 49 (7), Juli 1962, S. 229–230

Schmid L. 1977: Leo Schmid, «Illanz. Die erste Stadt am Rhein», in: ders., Alfons Maissen, *Illanz. Glion*, hrsg. von der Stadt Illanz, Disentis: Condrau, 1977, S. 41–94

Schmidt G. 1963: Georg Schmidt, «Architektur des Zufalls?», in: *Werk*, 50 (10), Oktober 1963, S. 403–405

Schmidt H. 1943: Hans Schmidt, «Vom Gesicht der Siedlung», in: *Werk*, 30 (7), Juli 1943, S. 210–215

Schmidt U.P. 1980: Urs P. Schmidt, «Bürgergruppen als selbsternannte Wächter über die Wohnlichkeit», in: Dan Bernfeld, Gerard Bourgarel, Pier Giorgio Gerosa, Urs. P. Schmidt, *Schweiz: Bürgergruppen – Beteiligung – Wohnlichkeit*, Venedig: Ciedart 1980, S. 12–17 [Fichier de la participation; 4]

Schnebli/Custer 1970: Dolf Schneebli, Walter W. Custer (Hg.), *Studie Chur. Arbeitsbericht der Studenten der ETH Zürich Abteilung für Architektur*, Zürich, 1970

Schnitter 1985: Beate Schnitter, «Baugestaltung: Geschichte und aktueller Auftrag», in: Martin Boesch u.a., *Gedanken zur Baugestaltung*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, Chur, August 1980, Mai 1985, S. 12–16

Schöpfer 2010: Hermann Schöpfer, «Inventare – die Suche nach einer Legitimation», in: André Meyer u.a. (Hg.), *Patrimonium. Denkmalpflege und archäologische Bauforschung in der Schweiz 1950–2000*, hrsg. vom Bundesamt für

Kultur, Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege, Zürich: gta, 2010, S. 712–726

Scholian Izeti 2009: Ursula Scholian Izeti, «Ein kritischer Blick. Placidus Spescha und seine Beschreibung der Val Tujetsch», in: dies. (Hg.), *Placidus Spescha. Beschreibung der Val Tujetsch*, Zürich: Chronos, 2009, S. 11–60

Schutz 1963: Jakob Schutz, «Das Bündner Haus im Landschaftsbild», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Der Baumeister und sein Werk»], 22 (2), April 1963, S. 82–85

Schwarz G. 1977: Gerhard Schwarz, *Strukturanalyse der Stadt Chur*, Diplomarbeit an der Wirtschaftsuniversität Wien, Wien, 1977

Schwarz R. 1970: Robert Schwarz, «Vals», in: Peter Albrecht (Hg.), *Äskulap in Graubünden. Beiträge zur Geschichte der Medizin und des Ärztestandes*, hrsg. vom Bündnerischen Ärzteverein zum Anlass seines 150jährigen Bestehens, Chur: Calven, 1970, S. 463–474

Schwarzenbach 1979: Fritz Hans Schwarzenbach, *Alpen im Zwielicht oder zerstört der Tourismus sich selbst?*, Oberwil b. Zug: Rolf Kugler, 1979

Schweizer Baublatt 1956: *Schweizer Baublatt* [Sondernummer «Hochhäuser», hrsg. anlässlich der Generalversammlung des Verbandes Schweizerischer Baumaterial-Händler], 67 (36), 4. Mai 1956

Schweizerische Bauzeitung 1973: «Wettbewerb für Wohnbauten in Celerina/Schlarigna», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 41 (91), 11. Oktober 1973, S. 1005–1012

scr. 1976a: scr., «Missliebige Denkmäler der Hochkonjunktur», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 197 (19), 24./25. Januar 1976, S. 35

scr. 1976b: scr., «Eine Alternativlösung: Verdichteter Flachbau», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 197 (19), 24./25. Januar 1976, S. 35

sda 1975: sda, «Für ein «wohnliches Chur»», in: *Bündner Zeitung*, 99 (275), 20. Oktober 1975, S. [1]

Seifert-Uherkovich/Dosch 2008: Ludmila Seifert-Uherkovich, Leza Dosch, *Kunstführer durch Graubünden*, hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Zürich: Scheidegger und Spiess, 2008

Siegenthaler 1994: Hansjörg Siegenthaler, «Strukturen und Prozesse in der Schweizergeschichte der Nachkriegszeit», in: Jean-Daniel Blanc, Christine Luchsinger (Hg.), *achtung: die*

50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit, Zürich: Chronos, 1994, S. 11–17

Simonett 1993: Jürg Simonett, «Arbeiten und Wohnen», in: Ursula Jecklin (Hg.), *Churer Stadtgeschichte. Band II. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, hrsg. von der Stadt Chur, Chur: Bündner Monatsblatt, 1993, S. 292–414

Simonett 2000a: Jürg Simonett, «Verkehr, Gewerbe und Industrie», in: ders. (Gesamtredaktion), *Handbuch der Bündner Geschichte. 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2000, S. 61–88

Simonett 2000b: Jürg Simonett (Gesamtredaktion), *Handbuch der Bündner Geschichte. Quellen und Materialien*, Bd. 4, hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden, Chur: Bündner Monatsblatt, 2000

Snozzi 1978: Luigi Snozzi, «Architektur als Formproblem», in: *Bauen und Wohnen*, 12 (32), Dezember 1978, S. 493–494

Snozzi 1982: Luigi Snozzi, «Überlegungen zu Ernst Gisels Werk», in: *Werk, Bauen und Wohnen*, 69/36 (7/8), Juli/August 1982, S. 19–25

Società Edison 1963: Società Edison, «Impianto Valle di Lei-Ferrera. La diga della Valle di Lei», in: *Terra Grischuna* [«Sondernummer zur Einweihung der Kraftwerkanlagen Hinterrhein-Valle di Lei»], 22 (4), August 1963, S. 203–206

Spadini 1962: [Sifredo] Sp[adini], «Bauliche Akzente für die Bündner Hauptstadt. Hochhäuser in der Rheinebene», in: *St. Galler Tagblatt*, 124 (192), 25. April 1962, S. 3

Spadini 1965a: [Sifredo] Sp[adini], «Chur kämpft grosszügig gegen katastrophale Wohnungsnot», in: *St. Galler Tagblatt*, 127 (25), 16. Januar 1965, S. 3

Spadini 1965b: Sifredo Spadini, «Quartierplan «Lacuna» in Chur. Eine der grössten zusammenhängenden Gesamtüberbauungen. Ein Beitrag zum modernen Städtebau in der Schweiz», in: *Schweizer Baublatt*, 76 (11), 9. Februar 1965, S. 1–3

Spadini 1971: Sifredo Spadini, «Lenzerheide-Valbella – auch ein Beispiel. Die Ablehnung des neuen Baugesetzes löst die Probleme nicht», in: *Tages-Anzeiger*, 79 (294), 16. Dezember 1971, S. 45–46

Spescha 1805a: Placi a Spescha, *Der kurzen Beschreibung der Landschaft Disentis nach ihrer historischen, geographischen und politischen Lage und allen Theilen, die dahin Bezug haben, II. Theil. Zusammengetragen von einem Conventualen des fürstlichen Stifts Disentis im Jahre 1805. Des zweiten Theils I. Abschnitt Beschreibung des Tawätscherthals*, 1805. Zitiert nach Ursula Scholian Izeti (Hg.), *Placidus Spescha. Beschreibung der Val Tujetsch*, Zürich: Chronos, 2009, S. 61–316

Spescha 1805b: Placi a Spescha, *Der kurzen Beschreibung der Landschaft Disentis nach ihrer historischen, geographischen und politischen Lage und allen Theilen, die dahin Bezug haben, II. Theil. Besondere Beschreibung dieser Landschaft. Von einem Capitularen des Klosters Disentis im Jahre 1805 verfasst. I. § Beschreibung des Tawätscher-Thals*, 1805, S. 293–333. Zitiert nach Ursula Scholian Izeti (Hg.), *Placidus Spescha. Beschreibung der Val Tujetsch*, Zürich: Chronos, 2009, S. 317–331

Sprecher 1966: [Georg Sprecher], «Zehn Jahre HIGA», in: *Neue Bündner Zeitung*, 90 (127), 13. Mai 1966, S. [5]

Sprecher 1970: Georg Sprecher, «Stadt der Vergangenheit und der Zukunft», in: Dolf Schneepli, Walter W. Custer (Hg.), *Studie Chur. Arbeitsbericht der Studenten der ETH Zürich Abteilung für Architektur*, Zürich, 1970

Sprecher 1971: Georg Sprecher, «Chur – morgen», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur morgen»], 30 (6), Dezember 1971, S. 321–328

Stadtkanzlei Chur 1961: Stadtkanzlei Chur, *Willkommen in Chur. [Führer für] Neuzugezogene*, 1961

Stadtkanzlei Chur 1975: Stadtkanzlei Chur, «Die Churer Stimmbürger vor Tatsachen gestellt» [Stellungnahme zu Leserbrief], in: *Bündner Zeitung*, 99 (273), 17. Oktober 1975, S. 39

Stadtverein Chur 1975: Stadtverein Chur, «Keine Hochbauzonen im «äusseren Gäuggeli». Gedanken zum Gäuggeliquartier in Chur», in: *Bündner Zeitung*, 99 (258), 2. Oktober 1975, S. 31

Stalder 1973: Max Stalder, «Für Obersaxen bricht eine neue Zeit an...», in: *Terra Grischuna*, 32 (3), Juni 1973, S. 164

Stalder 1974: Max Stalder, «Ferienzentrum Obersaxen», in: *Neve international*, 16 (2–3), Juni/September 1974, S. 49–54

Stauffer 1979: Hans Stauffer, *Fallbeispiel Tujetsch. Romanische Dorfsiedlungen in der Sur-selva*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Dezember 1979

Steiger M./Huber L. 1973: M[artin] Steiger, L[uzius] Huber, «Wie kann man bauen? Ortsplanung im Dienste des Landschaftsschutzes. Auseinandersetzung zwischen Landschaftsschutz und baulicher Entwicklung am Beispiel Sils im Engadin», in: H[hans] Weiss, M[artin] Steiger, L[uzius] Huber, *Wo kann man bauen? Wie kann man bauen?*, hrsg. von der Schweizerischen Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege, o.O., Juli 1973, S. 9–23

Steiger R. 1971: [Rudolf] Steiger, «Erholungsplanung und Landschaftsschutz. Oberägeri, Rigi-Scheidegg, Sils, Celerina, La Punt-Chamuesch», in: *Werk*, 1 (58), Januar 1971, S. 20–21

Steigmeier 1995: Andreas Steigmeier, *Power on. Elektrowatt 1895–1995*, hrsg. von der Elektrowatt AG, Geroldswil: Götz, 1995

Steiner 1958: Albert Heinrich Steiner, «Siedlungsbau 1930 bis 1958», in: *Werk*, 45 (9), September 1958, S. 304–307

Stierli 1979: Paul Stierli, «Lenzerheide: Böses Erwachen», in: *SonntagsBlick*, 10 (1), 7. Januar 1979, S. 17–19

Stirnimann 1973: L. Stirnimann, ««Gigantomanie» im Zweitwohnungsbau?», in: *Vaterland*, 102 (301), 29. Dezember 1973, S. 7

Stoffel 1938: Johann Rudolf Stoffel, *Das Hochtal Avers, Graubünden. Die höchstgelegene Gemeinde Europas*, Zofingen: Graphische Anstalt Zofingen Tagblatt, 1938

T

Tarnutzer 1963: H. A. Tarnutzer, «Hotelerneuerung – das Sorgenkind des Gastgewerbes», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Der Baumeister und sein Werk»], 22 (2), April 1963, S. 74–79

Templ 2011: Stephan Templ, «Spracharchitektur. Die abenteuerliche Genese von Friedrich Achleitners Wegbegleiter durch die Baukunst Österreichs», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 232 (53), 4. März 2011, S. 53

Terra Grischuna 1963a: «Das Wort der Redaktion», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Der

Baumeister und sein Werk», 22 (2), April 1963, S. 55

Terra Grischuna 1963b: *Terra Grischuna* [«Sondernummer zur Einweihung der Kraftwerkanlagen Hinterrhein-Valle di Lei», 22 (4), August 1963

Terra Grischuna 1965: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen», 24 (6), Dezember 1965

Terra Grischuna 1971: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur morgen», 30 (6), Dezember 1971

Trachsel 1959: Alfred Trachsel, «Vom Spielplatz zum Freizeitzentrum», in: *Das Werk*, 46 (7), Juli 1959, S. 229–233

Trempp 1977: Roland Trempp, *Zonenordnung der Stadt Chur – einmal anders. Unter besonderer Berücksichtigung der Ausnützungsziffer*, Diplomarbeit für NDS Raumplanung an der HTL Brugg-Windisch, Chur – Unterentfelden, 1977

Trippel 1965: U. Trippel, «Chur – Entwicklung der öffentlichen Dienste», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen», 24 (6), Dezember 1965, S. 276–280

U

ub 1973: ub, «1. Bauetappe des Soleval-Ferienzentrums Lenzerheide beendet. Pro und Contra des Zweitwohnungsbaus kam zur Sprache», in: *Der Freie Rätier*, 106 (300), 22. Dezember 1973, S. [3]

urh. 1973: urh., «Hochhaus im Zweifelsfall nie», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 194 (500), 28. Oktober 1973, S. 35

Ursprung 2007: Philip Ursprung, «Materialität», in: Dietmar Eberle, Pia Simmendinger (Hg.), *Von der Stadt zum Haus. Eine Entwurfslehre*, Zürich: gta, 2007, S. 220–233

Ursprung 2011: Philip Ursprung, «Genealogie – Aldo Rossi und Herzog & de Meuron», in: *Tec21*, Nr. 25, 17. Juni 2011, S. 28–31

V

Verwaltungsbericht Chur: Stadtgemeinde Chur, *Verwaltungsberichte der Stadt Chur*, diverse Jahrgänge

Vogt 1958: Erhard Vogt, «Ein Vorschlag zur Beurteilung von Überbauungs-, speziell

Hochhausprojekten», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 76 (24), 14. Juni 1958, S. 360–361

von Moos 1968: Stanislaus von Moos, *Le Corbusier. Elemente einer Synthese*, Frauenfeld – Stuttgart: Huber, 1968

von Moos 1974: Stanislaus von Moos, «Wohnkollektiv, Hospiz und Dampfer», in: *Archithese*, 4 (12), 1974, S. 30–41, 56

vs. 1982: vs., «Substanz alter Häuser optimal nutzen. GSMBA: BT stellt Richard Brosi vor», in: *Bündner Tagblatt*, 130 (98), 29. April 1982, S. [2]

W

Wälchli 2009: Roland Wälchli, «Thomas Domenig...», in: Thomas Domenig (Hg.), *Domenig Architekten. Die Bauten Band II. Bauten in der Stadt Chur 1996–2009. Bauten ausserhalb von Chur 1958–2009*, o.O., 2009, S. 12–25

Walser 1926: Hermann Walser, «Graubünden», in: *Landeskunde der Schweiz*, 3. verb. Aufl., Berlin – Leipzig: Walter de Gruyter, 1926, S. 108–116 [Sammlung Röschen; 398]

Walter 1996: François Walter, *Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800*, Zürich: Chronos, 1996 (frz. 1990)

Walz 1971: Tino Walz, «Bauen und Verantworten», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Kurtortsentwicklung in Lenzerheide-Valbella», 30 (5), Oktober 1971, S. 283–285

We. 1973: «Bernardino Dorf und Splügen – Gegensätze einer Entwicklungsvorstellung», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 194 (322), 15. Juli 1973, S. 31

Weber E. 1969: [Ernst Weber], «Historischer Rückblick», in: [ders., Hans Winkler], *Psychiatrische Klinik Beverin. 50 Jahre. 1919–1969*, o.O., [1969], S. 4–21

Weber H. 1985: Hermann Weber, *Avers. Aus Geschichte und Leben eines Bündner Hochtals*, Chur: Terra Grischuna, 1985

Weidmann 1999: Ruedi Weidmann, *Hochhaus und Hochkonjunktur. Planung und Bau der ersten Hochhäuser in Zürich 1946–1952*, Liz., Zürich, 1999

Weidmann 2000: Ruedi Weidmann, «Skandinavisches Know-how. Die Bedeutung Skandina- viens beim Bau der ersten Schweizer Hochhäuser», in: *Schweizer Ingenieur und Architekt*, 118 (31/32), 8. August 2000, S. 4–7

Weiss R. 1957: Richard Weiss, „Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart“ (1957), in: ders., *Richard Weiss. Drei Beiträge zur Volkskunde der Schweiz. Mit einem Bild seines Werdens und Wesens von Karl Meuli*, Sonderdruck aus dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde, hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 58 (4), 1962, S. 232–254

Weiss H. 1973: Hans Weiss, «Flucht in die Zweitwohnung. Probleme – mit andern Problemen überlagert», in: *National-Zeitung*, 131 (398), 21. Dezember 1973, S. [33]

Werner 1961: Max Werner, «Offener Brief an Hans Marti», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 79 (23), 8. Juni 1961, S. 379–382

W.H. 1960: W. H., «Was will das Hochhausgesetz?», in: *Bündner Zeitung*, 84 (30), 5. Februar 1960, S. [4]

Witzig 1976: Daniel Witzig, «Parkhaus und Villa Planta. Der Kommentar», in: *Bündner Zeitung*, 100 (152), 1. Juli 1976, S. 3

Wyss 1960: Kommission zum Schutze der Altstadt [Alfred Wyss], «Moderne Architektur und die Altstadt», in: *Bündner Zeitung*, 84 (171), 19. Juli 1960, S. [4]

Wyss 1961: Alfred Wyss, «Gedanken zur Altstadtverordnung», in: *Bündner Monatsblatt*, Nr. 11/12, Dezember 1961, S. 333–344

Wyss 1981: Alfred Wyss, «Vorwort», in: Peter Zumthor, *Siedlungs-Inventarisierung in Graubünden. Aufgabenstellung und Methode des Bündner Siedlungsinventars mit Inventar Castasegna*, hrsg. von der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden, Chur: Casutt, 1981, S. 11–12

Y

-y. 1976: -y., «Neue Möglichkeiten zur Lösung der Parknot. Parkhausprojekt am Churer Bahnhof in Diskussion», in: *Bündner Tagblatt*, 124 (70), 24. März 1976, S. [1]

Z

z 1960a: -z., «Warum eine neue Bauordnung?», in: *Bündner Zeitung*, 84 (28), 3. Februar 1960, S. [4]

z 1960b: -z., «Städtische Abstimmung. Annahme sämtlicher Vorlagen», in: *Bündner Zeitung*, 84 (32), 8. Februar 1960, S. [3]

Zehnder 1959: J. A. Zehnder, «Die neue Überbauung am Untertor. Stadttheater, Grossratsaal und Verwaltungsgebäude. Eröffnungsansprache von Herrn J. A. Zehnder, Chur», in: *Bündner Monatsblatt*, Nr. 6/7, Juni/Juli 1959, S. 165–172

Zietzschmann 1957: E[rnst] Zietzschmann, «Neues Bauen in Graubünden», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Bauen und Wohnen in Graubünden einst und jetzt»], 16 (5), Oktober 1957, S. 29–31

Zimmerlin 1960: Erich Zimmerlin, *Bauordnung der Stadt Aarau*, erläutert von Erich Zimmerlin unter Mitarbeit von Hans Marti, Aarau: Stadtkanzlei, 1960

Zoelly 1983: Pierre Zoelly, «Wohnüberbauung «Sout Crasta» Celerina. Bericht des Architekten», in: *Engadiner Post*, 109 (90), 22. September 1983, S. [5]–[6]

Zoelly 1992: Pierre Zoelly, *Footholds in the Alps. Architectural Notes by Pierre Zoelly AIA*, Basel – Boston – Berlin: Birkhäuser, 1992

Zumthor 1974: Peter Zumthor, «Bauberatung und finanzielle Unterstützung bei Ortsbildpflege», in: *Mitteilungen. Informationsblatt Bündner Vereinigung für Raumplanung*, Juli 1974, S. 14–20

Zumthor 1980: Peter Zumthor, *Fallbeispiel Vicosoprano. Entwicklung eines gestalterischen Grundgerüsts für eine Bauzone mit privaten Einfamilienhäusern am Dorfrand*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Februar 1980

Zumthor 1981: Peter Zumthor, *Siedlungs-Inventarisierung in Graubünden. Aufgabenstellung und Methode des Bündner Siedlungsinventars mit Inventar Castasegna*, hrsg. von der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden, Chur: Casutt, 1981

Abkürzungsverzeichnis

ACAU	Atelier Coopératif d'Architecture et d'Urbanisme
BIA	Bündner Ingenieur- und Architektenverein
BSA	Bund Schweizer Architekten
BVR	Bündner Vereinigung für Raumplanung
CIAM	Congrès Internationaux d'Architecture Moderne
CJS	Cresta-Juf Sportförderung AG
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule
RhB	Rhätische Bahn
SAC	Schweizer Alpen-Club
SGI	Société générale pour l'Industrie
SIA	Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein
VLP	Schweizerische Vereinigung für Landesplanung

Lebenslauf

Seit 2011	Leiterin Regionalentwicklung der RegioViamala, Thusis
2011	Werkbeiträge Dissertation der Stiftung Lienhard-Hunger, Chur und der Tino Walz-Stiftung, St. Moritz
2009–2011	Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommissionen für Umwelt, Raumplanung und Energie (UREK) sowie für Wirtschaft und Abgaben (WAK), Parlamentsdienste, Bern (befristetes Stipendium der Stiftung Wissenschaftliche Politikstipendien)
2008–2009	Forschungsstipendium des Instituts für Kulturforschung Graubünden (ikg), Chur
2006–2011	Doktoratsstudium in Kunstgeschichte, Universität Zürich, Referent Prof. Dr. Philip Ursprung, Koreferent Prof. Dr. Angelus Eisinger
2006–2009	Freischaffende Architekturwissenschaftlerin, Zürich und Graubünden
2006–2008	Lehrauftrag für Architekturtheorie im Rahmen des Studiengangs «Bauen und Gestalten» an der Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur
2006/2007	Sichtung, Neuordnung und Katalogisierung des Nachlasses von Architekt Andres Liesch (1927–1990) im Auftrag des Staatsarchivs Graubünden
2006	Stipendium der Erich-Degen-Stiftung für Studienreise nach Chicago/New York/Boston
2003–2006	Assistentin bei Prof. Dr. Werner Oechslin, Lehrstuhl für Kunst- und Architekturgeschichte am Institut gta, Departement Architektur, ETH Zürich
1997–2003	Architekturstudium am Departement Architektur der ETH Zürich, Diplom bei Prof. Gion Caminada
1992–1997	Gymnasium an der Klosterschule Disentis, Wirtschaftsmatura
1977	geboren in Sevgein (GR)

ABBILDUNGEN

Abb. 1–2: Karikaturen aus der Satirezeit-
schrift *Das Ballhorn*, Robert Indermaur u.a.,
1977.

aus: *Das Ballhorn. Eine satirische Chronik in Bild
und Wort*, hrsg. von Robert Indermaur u.a., Nr. 1,
März 1977, o.S. und S. 26.

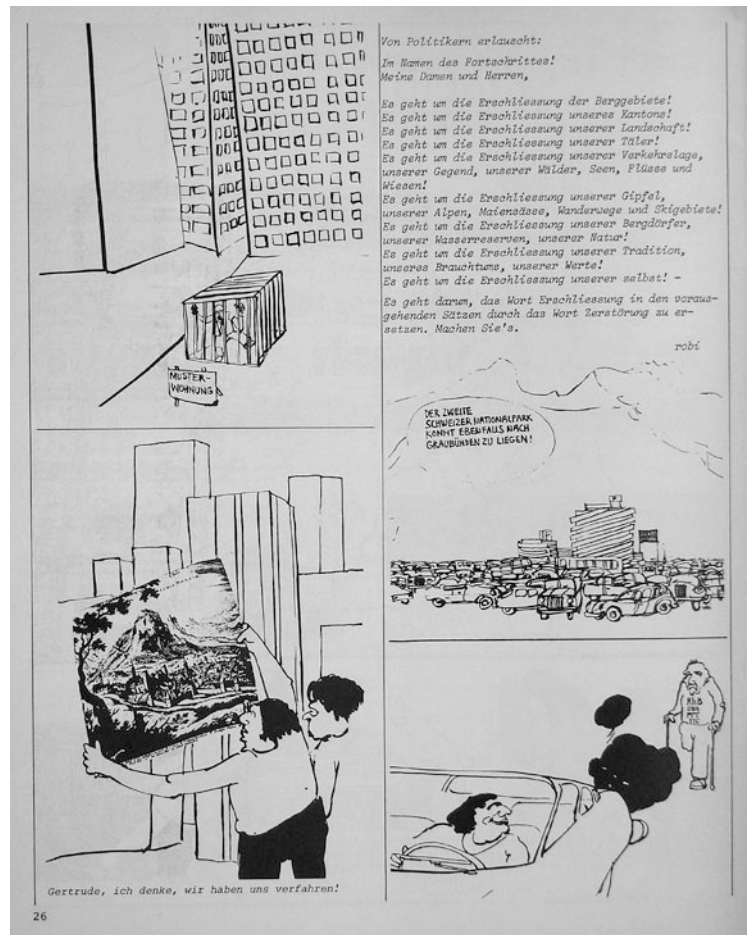
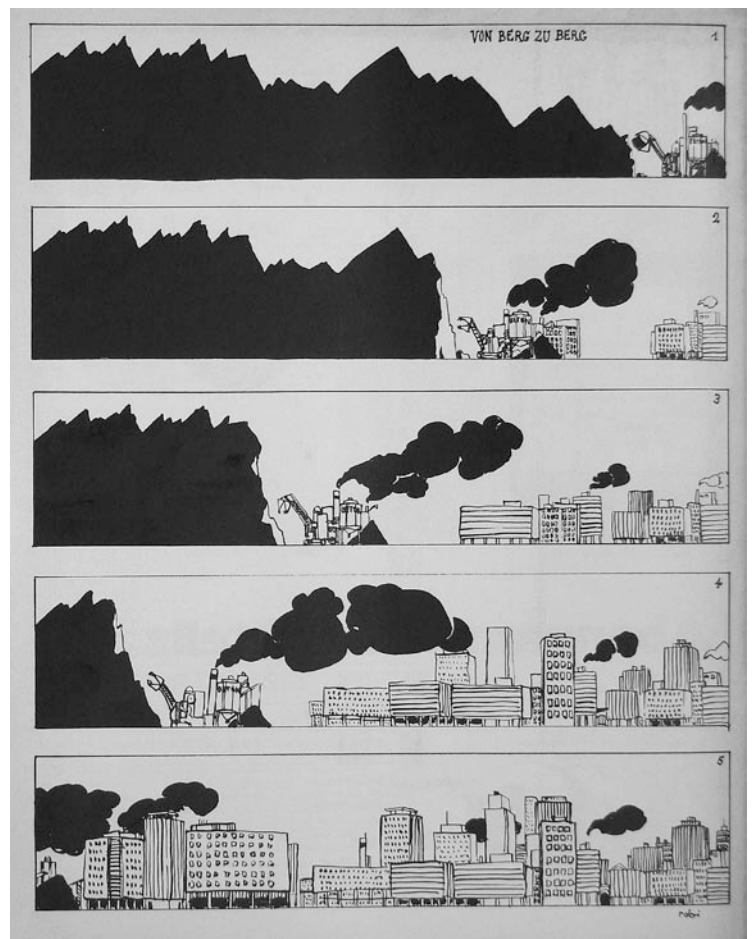




Abb. 3: «Chur baut» mit den Baustellen des Lehrerseminars, Solariaparks, der Altstadtanierung beim Metzgerter und der Chocolat Grison AG, 1962.

aus: Id., «Chur baut», in: *Neue Bündner Zeitung*, 86 (250), 1. Oktober 1962, o.S.

Abb. 4: Stadtplan Chur, 1961.

aus: Stadtkanzlei Chur, *Willkommen in Chur. [Führer für] Neuzugezogene*, 1961, Planbeilage.





Abb. 5: Vogelperspektive auf die Stadt Chur in den 1940er Jahren, von Norden her mit den Rheinwiesen am unteren Bildrand.

aus: Postkartensammlung Max Dendorfer. Abgebildet in: Karin Fuchs, *Chur. Historischer Städtatlas der Schweiz*, hrsg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden und vom Komitee Historischer Städtatlas der Schweiz, Zürich: Chronos, 2011, S. 74.

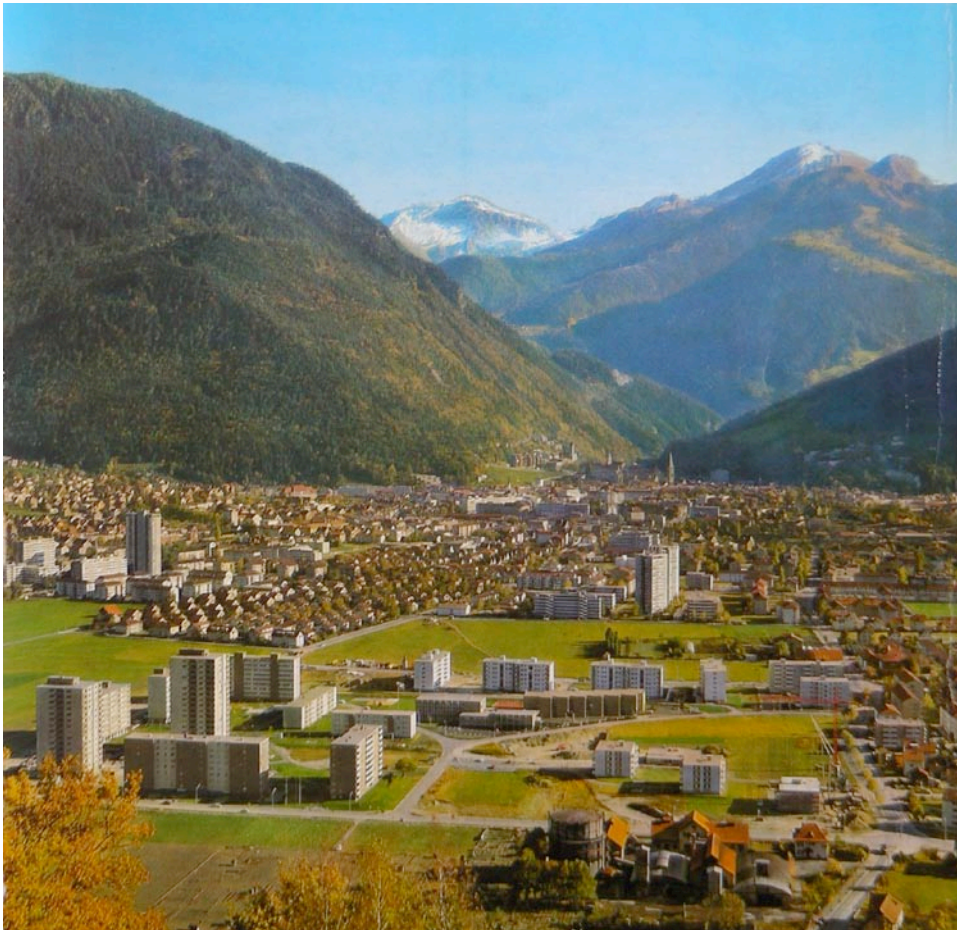


Abb. 6: Vogelperspektive auf die Stadt Chur, von Norden her mit den Rheinwiesen am unteren Bildrand. Titelfoto der *Terra Grischuna* «Chur, heute und morgen», 1965.

aus: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen»], 24 (6), Dezember 1965, Titelseite. Foto: J. Geiger, Flims.



Abb. 7: Stadtplan Chur mit den Interventionen des Büros Domenig 1947–1995.

aus: Thomas Domenig (Hg.), *Th. und Th. Domenig. Die Stadt. Die Architekten. Die Bauten*, Chur: Condrau, 1995, S. [24]–[25].



Abb. 8: Überbauung am Postplatz, Thomas Domenig sen., 1949–1951.

aus: StadtAC F 02.390. Foto: Jules Geiger, Flims. Abgebildet in: Karin Fuchs, *Chur. Historischer Städteatlas der Schweiz*, hrsg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden und vom Komitee Historischer Städteatlas der Schweiz, Zürich: Chronos, 2011, S. 86.

Abb. 9: «Beispiel einer gemischten Bebauung eines der Grossstadt zugeordneten Wohnquartiers. Hochhausscheiben und Türme an zusammenhängenden Parkstreifen längs Hauptverkehrsader. Davor zu kleinen Raumeinheiten zusammengefasste niedere Bebauung. In räumlich auflockernden Grünflächen öffentliche Gebäude, Schulen usw. Das Hochhaus ist hier nicht nur als ästhetische Akzentsetzung begründet, sondern in vielfach variiert Anordnung als eigentliches Mittel zur Erhöhung der Wohndichte verwendet.» Studentenarbeit der ETH Zürich, 1955.

aus: Rico Christ, «Architekturstudenten bereiten sich auf die neue Stadt vor», in: *Plan*, 12 (11/12), November/Dezember 1955, S. 197.

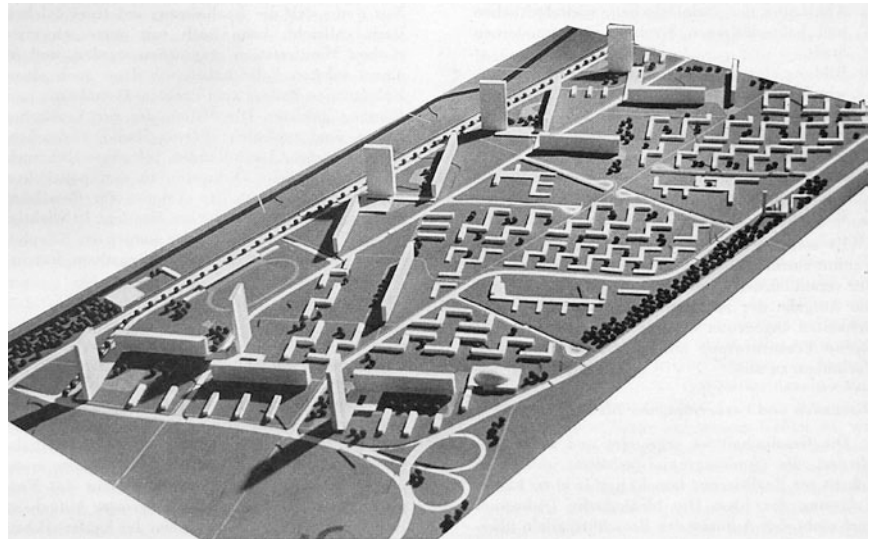


Abb. 10: Modell einer neuen Stadt im Glatttal. Studentenarbeit an der ETH bei Prof. Hans Hofmann von Thomas Domenig, Rolf Dreier, Roland Wälchli, ca. 1956/57.

aus: Thomas Domenig (Hg.), *Domenig Architekten. Die Bauten Band II. Bauten in der Stadt Chur 1996–2009. Bauten ausserhalb von Chur 1958–2009*, o.O., 2009, S. 13.

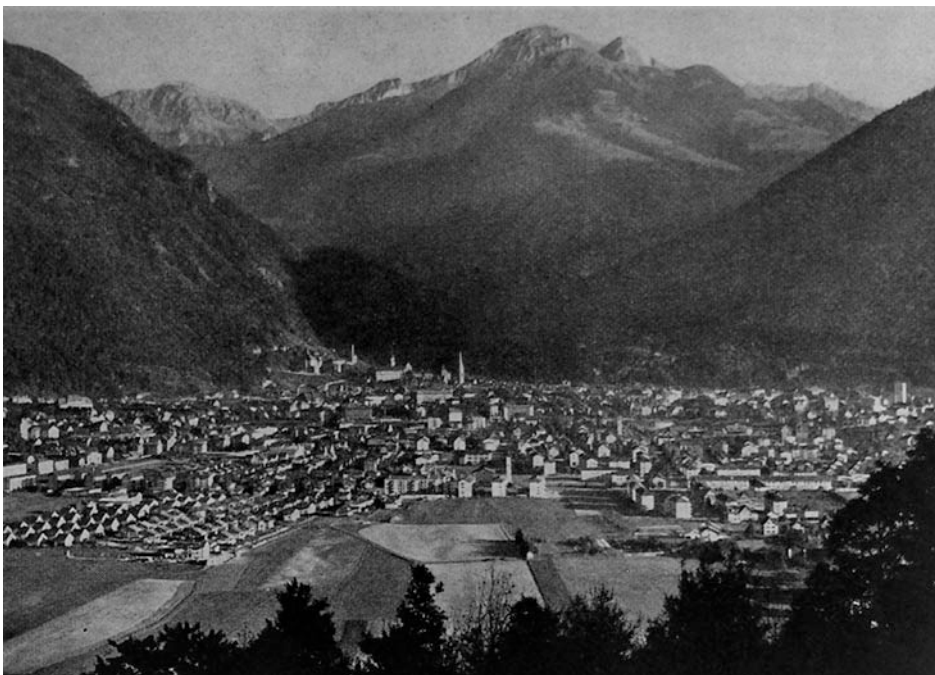
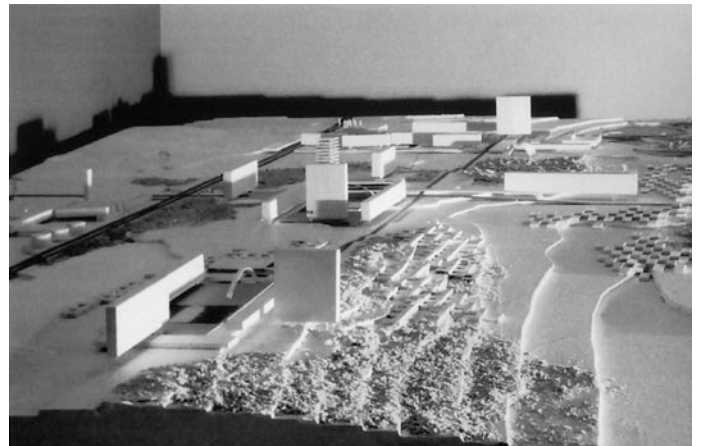
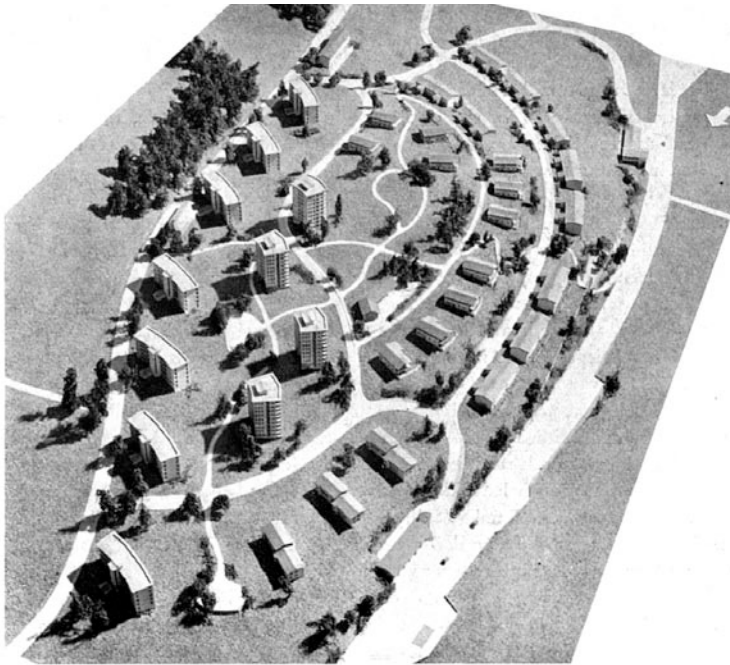


Abb. 11: Vogelperspektive auf die Stadt Chur, von Norden her mit den Rheinwiesen am unteren Bildrand, ca. 1960.

aus: Renato Caduff, «Von der Curia Raetorum zur modernen Stadtsiedlung. Churer Baugeschichte», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur einst und jetzt»], 19 (6), Dezember 1960, S. 336; Foto: O. Furter, Davos.



Vorschlag für differenzierte Bebauung in Prilly, Lausanne. Modellansicht von Norden.
Haefeli, Moser, Steiger, Architekten BSA, und Dr. jur. M. Hottinger, Arch. SIA, Zürich /
Projet de lotissement à types d'habitation variés / Project for a housing scheme with
varied types of dwellings Photo: M. Wolgensinger SWB, Zürich

Abb. 12: Situationsmodell Bebauung «Sus Mont Goulin» in Prilly, Max Haefeli/Werner M. Moser/Rudolf Steiger, 1945.

aus: Werner M. Moser, «Das vielgeschossige Mietshaus im neuen städtischen Wohnquartier», in: *Werk*, 36 (1), Januar 1949, S. 3.

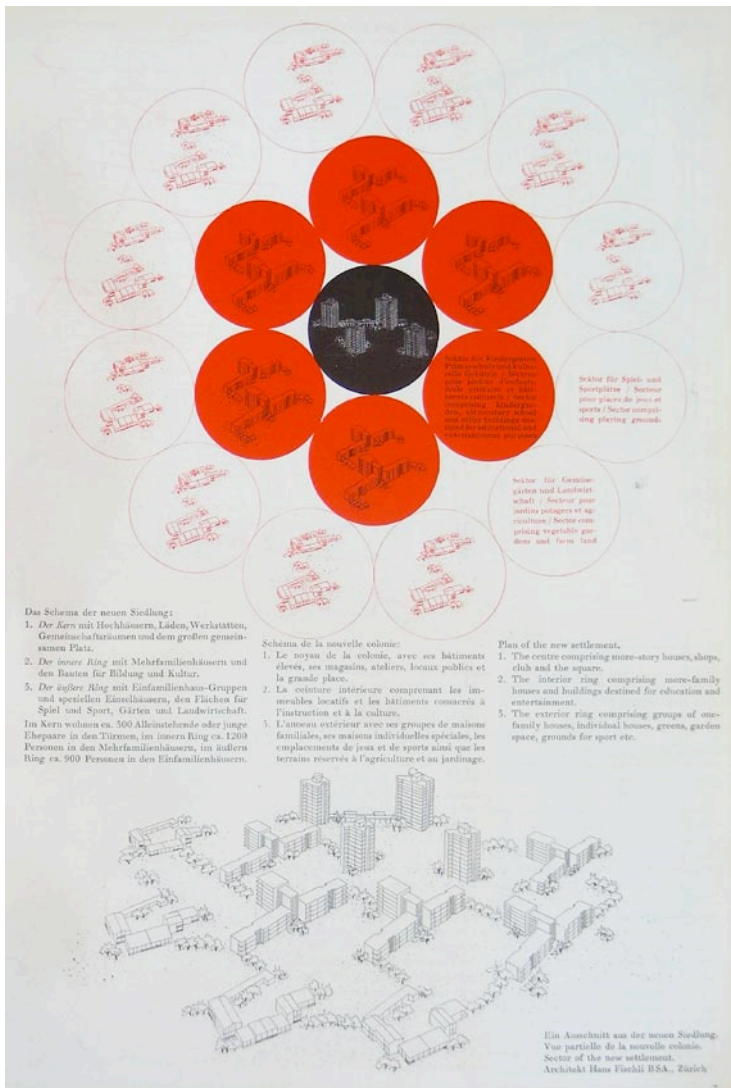


Abb. 13: Schema einer ringförmig aufgebauten und nach der Bevölkerungsstruktur differenzierten Siedlung, Hans Fischli, 1948.

aus: Hans Fischli, «Betrachtung zur heutigen Situation im schweizerischen Wohnungsbau», in: *Bauen und Wohnen*, 2 (4), 1948, S. 7.



Abb. 14: Richtplan für das Churer Siedlungsgebiet, Hans Marti und Christian Trippel, 1957.

aus: Leza Dosch, «Zur städtebaulichen und architektonischen Entwicklung der Stadt Chur im 19. und 20. Jahrhundert», in: Ursula Jecklin (Hg.) *Churer Stadtgeschichte. Band II. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, hrsg. von der Stadt Chur, Chur: Bündner Monatsblatt, 1993, S. 273.

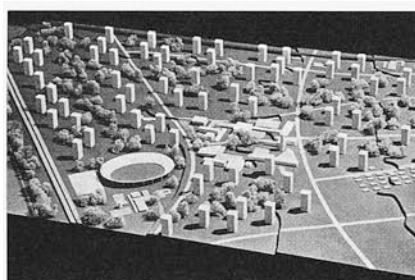


Bild 2. Turmhäuser 12 Geschosse A = 0,5

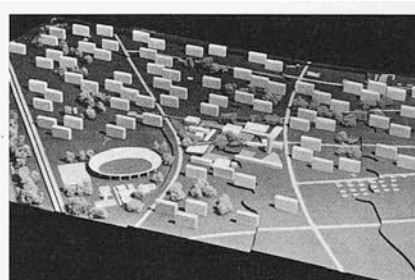


Bild 3. Scheibenhäuser 8 Geschosse A = 0,5

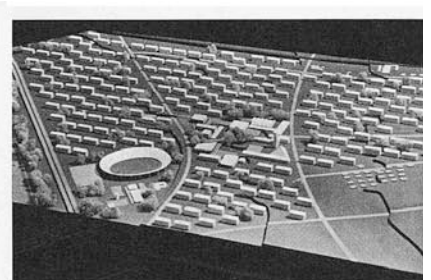


Bild 4. Reihenhäuser 4 Geschosse A = 0,5

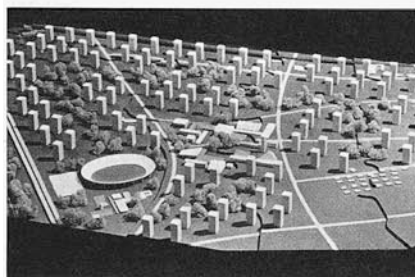


Bild 5. Turmhäuser 12 Geschosse A = 0,75

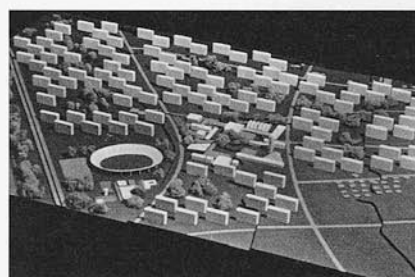


Bild 6. Scheibenhäuser 8 Geschosse A = 0,75

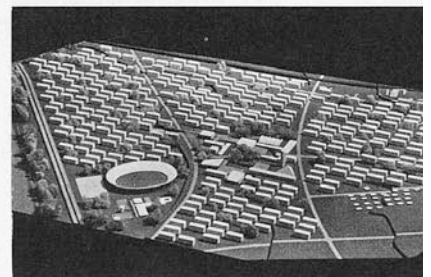


Bild 7. Reihenhäuser 4 Geschosse A = 0,75

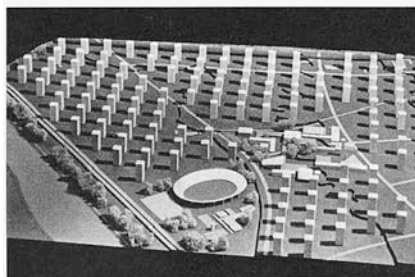


Bild 8. Turmhäuser 12 Geschosse A = 1,0

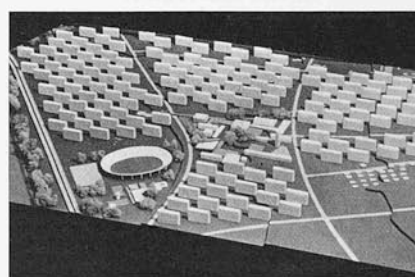


Bild 9. Scheibenhäuser 8 Geschosse A = 1,0

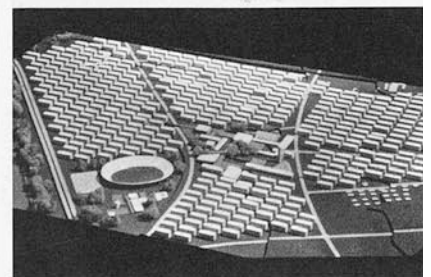
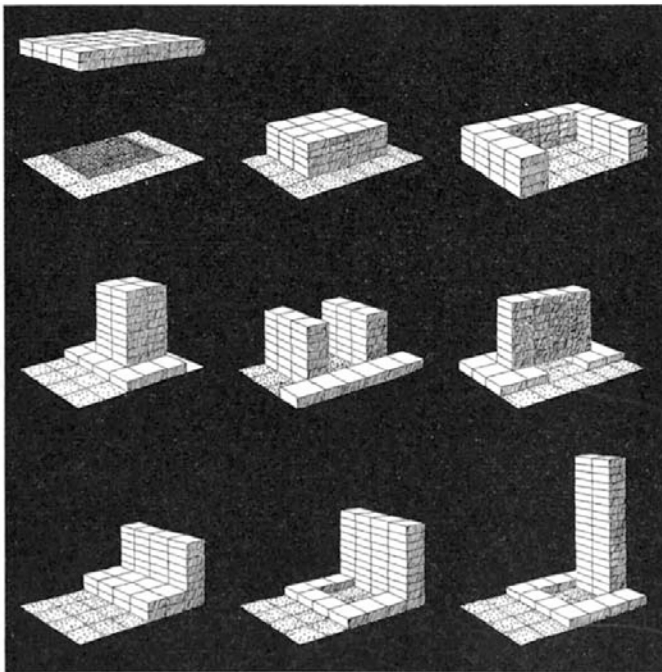


Bild 10. Reihenhäuser 4 Geschosse A = 1,0

Abb. 15: Modellreihe zur Untersuchung der erhöhten Ausnützung im Baugebiet am Beispiel des Rheingebietes in Chur, Hans Marti, 1957.

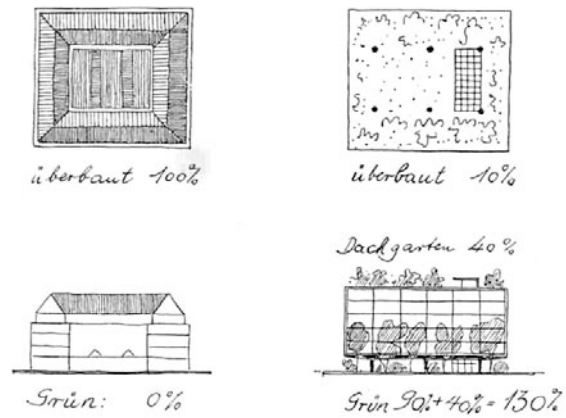
aus: Hans Marti, «Erhöhte Ausnützung im Baugebiet», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 75 (52), 28. Dezember 1957, S. 828/829.



Das Freihaltmass und der Ausnutzungskoeffizient bestimmen die bauliche Ausnutzung des Bodens mit mathematisch einwandfreien Elementen. Sie stecken den Rahmen für das Freihalten von Grundstückteilen und die Grösse des zulässigen Baukubus ab. Die Verteilung der überbauten Flächen und der Baunassen wird in den Einzelheiten nicht geregelt. Die Gestaltungsfreiheit ist gewährt. Beispiele für Flächen- und Massenverteilung bei Freihaltmass $\frac{1}{2}$ und Ausnutzungskoeffizient 2.

Abb. 16: Schema zum Verhältnis von Ausnutzung und Freihaltfläche, Hans Marti, 1954.

aus: Hans Marti, «Freifläche und Ausnutzung», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 72 (39), 25. September 1954, S. 580.



Links frühere Ueberbauungsart, rechts Vorschlag eines berühmten Architekten, Freihaltmass $\frac{1}{10}$. Mit Dachgarten erhöht sich die «Grünfläche» um 40%!

Abb. 17: Vergleich einer traditionellen Blockrandbebauung mit dem «Vorschlag eines berühmten Architekten», Hans Marti, 1954.

aus: Hans Marti, «Freifläche und Ausnutzung», in: *Schweizerische Bauzeitung*, 72 (39), 25. September 1954, S. 581.

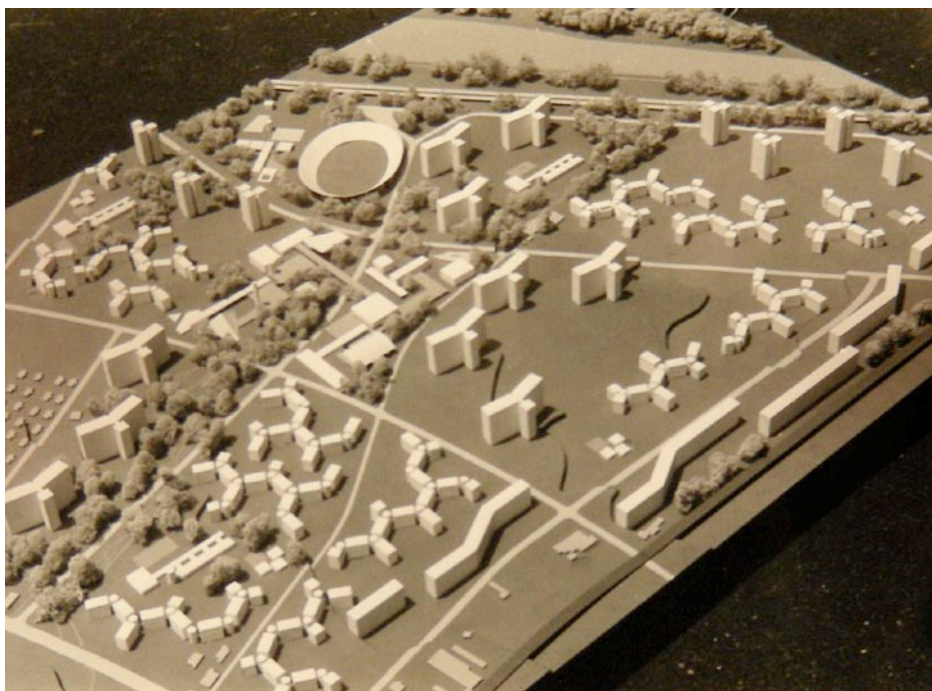


Abb. 18: Testplanung für das Churer Rheingebiet, Hans Marti, 1957.

[Nachlass Hans Marti, gta Archiv (NSL Archiv) ETH Zürich]

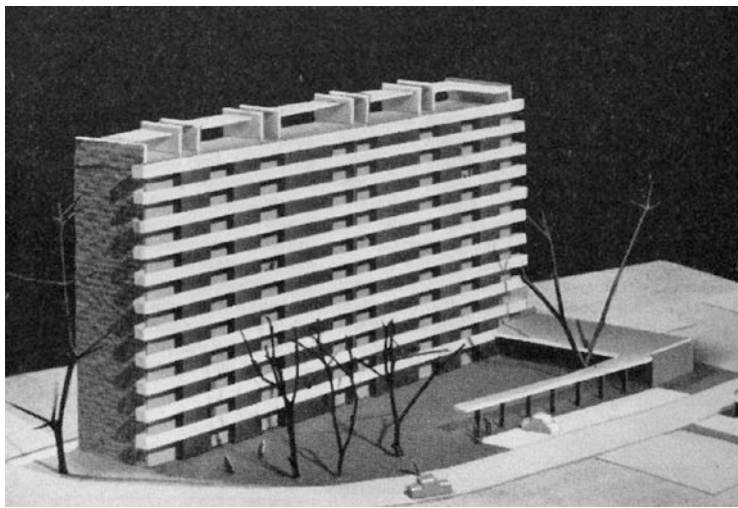


Abb. 19: Modell für ein Wohnhochhaus in Chur, W. D. Fischer und C.E. Haenni, 1956.

aus: *Schweizer Baublatt* [Sondernummer «Hochhäuser», hrsg. anlässlich der Generalversammlung des Verbandes Schweizerischer Baumaterial-Händler], 67 (36), 4. Mai 1956, S. 48.

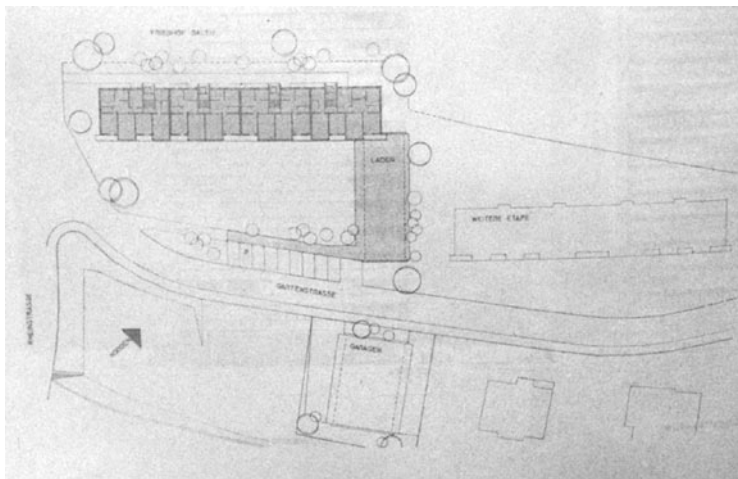


Abb. 20: Situationsplan für ein Wohnhochhaus in Chur, W. D. Fischer und C.E. Haenni, 1956.

aus: *Schweizer Baublatt* [Sondernummer «Hochhäuser», hrsg. anlässlich der Generalversammlung des Verbandes Schweizerischer Baumaterial-Händler], 67 (36), 4. Mai 1956, S. 48.

Abb. 21: Büro- und Wohnhaus J. Gestle AG, Nord- und Westfassade, Thomas Domenig sen., 1956/57.

aus: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur einst und heute»], 19 (6), Dezember 1960, S. 353.



Abb. 22: Büro- und Wohnhaus J. Gestle AG mit Erweiterung, Süd- und Westfassade, Thomas und Thomas Domenig, 1956/57 und 1966.

aus: Thomas Domenig (Hg.), *Th. und Th. Domenig. Die Stadt. Die Architekten. Die Bauten*, Chur: Condrau, 1995, S. 180.





Abb. 23: Verwaltungsgebäude Untertor und Grossratsgebäude, Chur, Martin Risch, 1952–1959.

aus: Carmelia Maissen, Köbi Gantenbein, *Der Kanton Graubünden baut: Eine Jahrhundertreise*, Sonderheft zu Hochparterre, 20 (11), 2007, S. 15. Foto: Ralph Feiner.

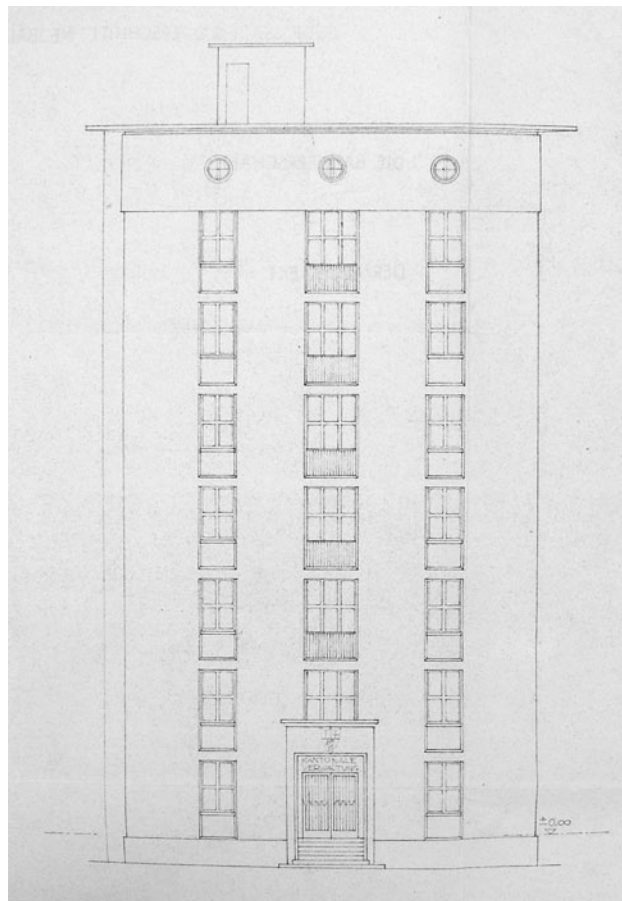


Abb. 24: Verwaltungsgebäude Untertor, Südfassade, Chur, Martin Risch, undatiert.

aus: Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Baupolizei, Baugesuch Nr. 2161.

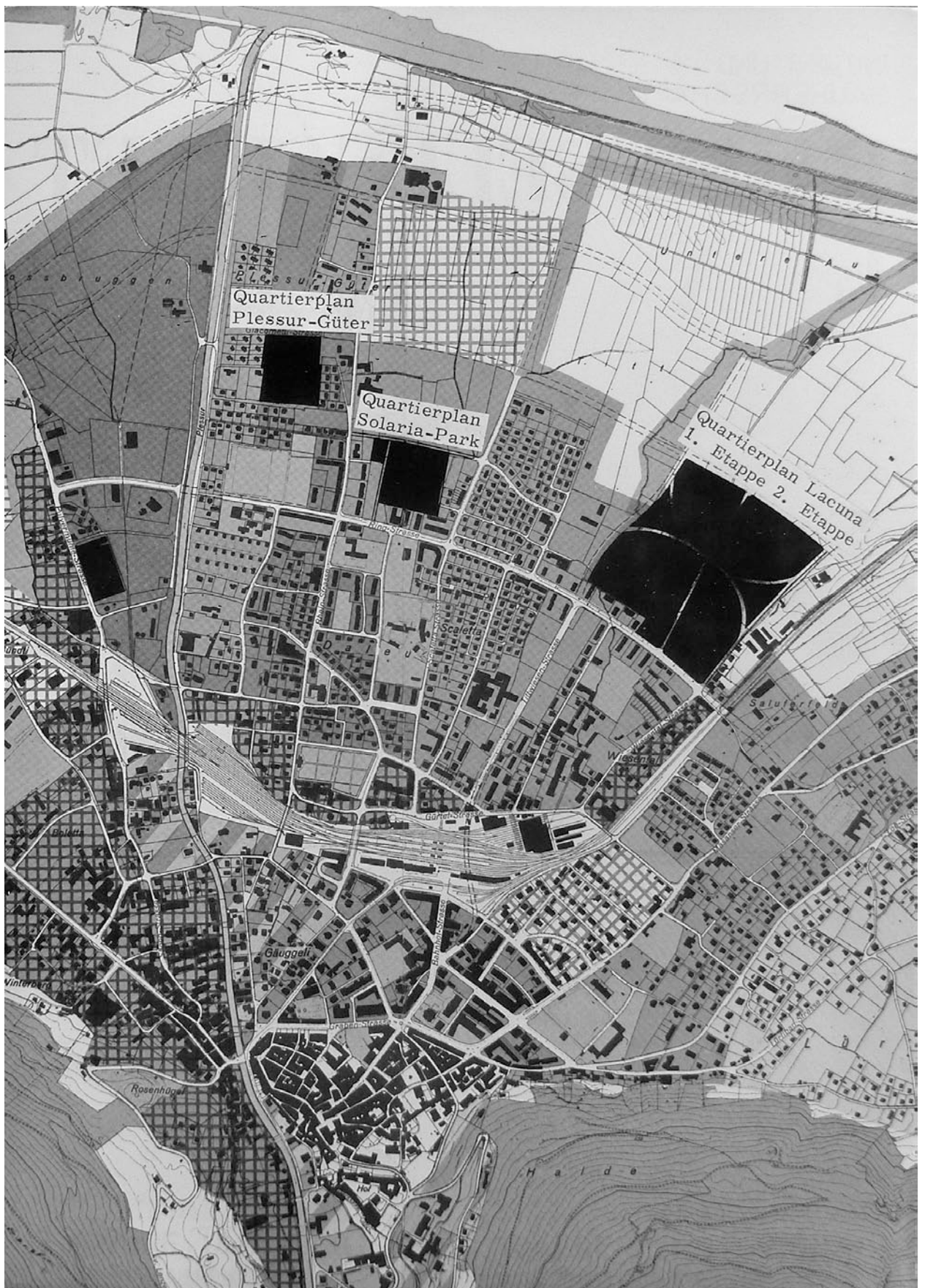


Abb. 25: Lageplan von Chur mit eingezeichneten Parzellen Solaria und Lacuna, 1. und 2. Etappe, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1969.

aus: Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.



Chur – mit den Augen des Architekten gesehen

Th. Domenig jun., dipl. Architekt ETH/SIA und
Mitarbeiter W. Kill, Ingenieur, Chur

Abb. 26: «Ungewohnt und fast etwas beängstigend ist der Blick der Fassade eines Hochhauses entlang hinauf bis zum obersten Stockwerk. In vielen Bergdörfern leben weniger Leute, als in einem der drei Hochhäuser der Stadt Chur.»

aus: Thomas Domenig, Wolfram Kill, «Chur – mit den Augen des Architekten gesehen», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur, heute und morgen»], 24 (6), Dezember 1965, S. 282; Foto: E. Anker, Zürich.



Abb. 27: «Aufwärtsgerichtet, zukunftsweisend sollen die Bestrebungen zur Förderung von Graubündens Handel, Industrie und Gewerbe sein.»

aus: [Georg Sprecher], «Zehn Jahre HIGA», in: *Neue Bündner Zeitung*, 90 (127), 13. Mai 1966, S. [5]. Foto: Comet.



Abb. 28: Der Solariapark als Sinnbild für das Baugewerbe, die starke «Tragsäule der bündnerischen Volkswirtschaft».

aus: H. Degiacomi, «Das Baugewerbe – eine starke Tragsäule der bündnerischen Volkswirtschaft», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Der Baumeister und sein Werk»], 22 (2), April 1963, S. 59; Foto: Vonow, Chur.



Abb. 29: «Nous portons l'avenir de notre ville. Ville satellite «Lacuna», Coire», Umzug der Churer Stadtschüler am Bündner Tag der Expo'64 in Lausanne.

[Büroarchiv Domenig Architekten, Chur].

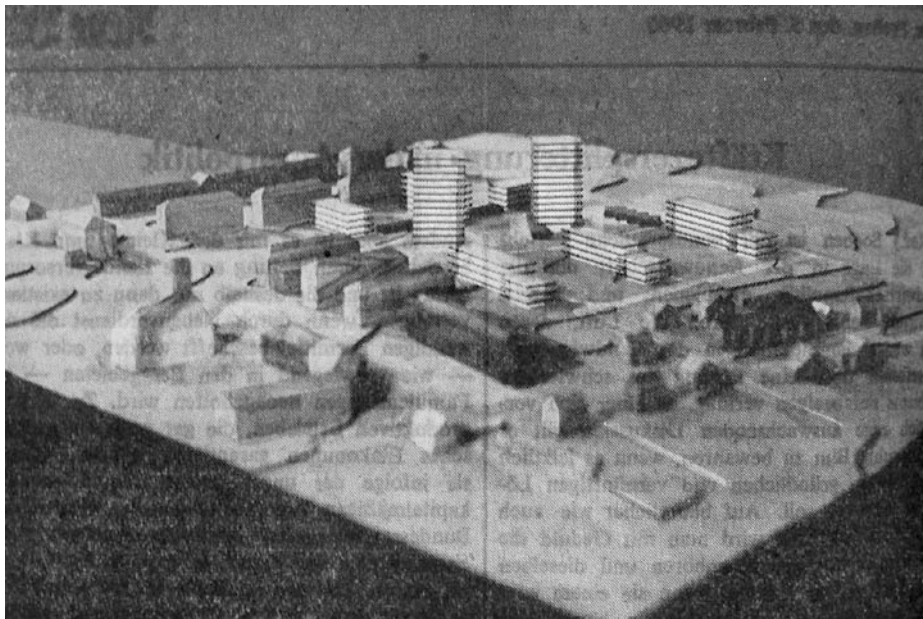


Abb. 30: Situationsmodell des Solariaparks, Chur, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1959.

aus: W. H., «Was will das Hochhausgesetz?», in: *Bündner Zeitung*, 84 (30), 5. Februar 1960, S. [4].

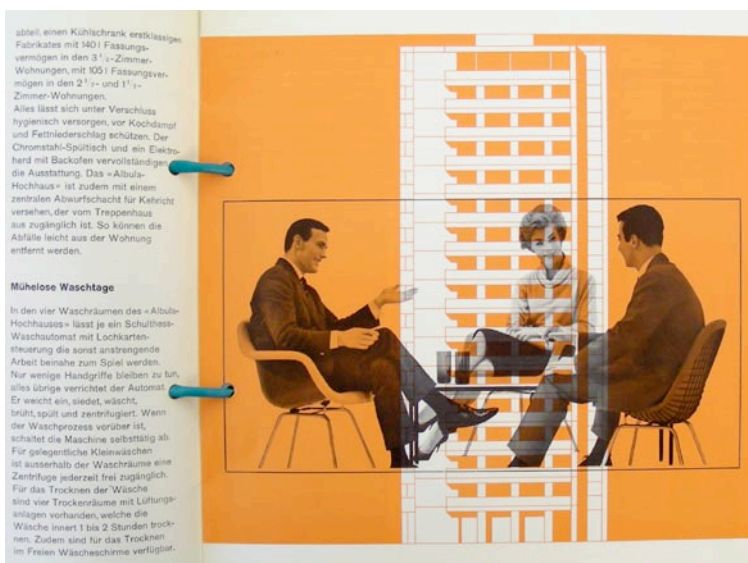


Abb. 31: Werbebroschüre Solariapark, Chur.

aus: «Albula Hochhaus im Solariapark», Akten zum Quartierplan «Solariapark 1959», Hochbauamt der Stadt Chur, Abteilung Planung.

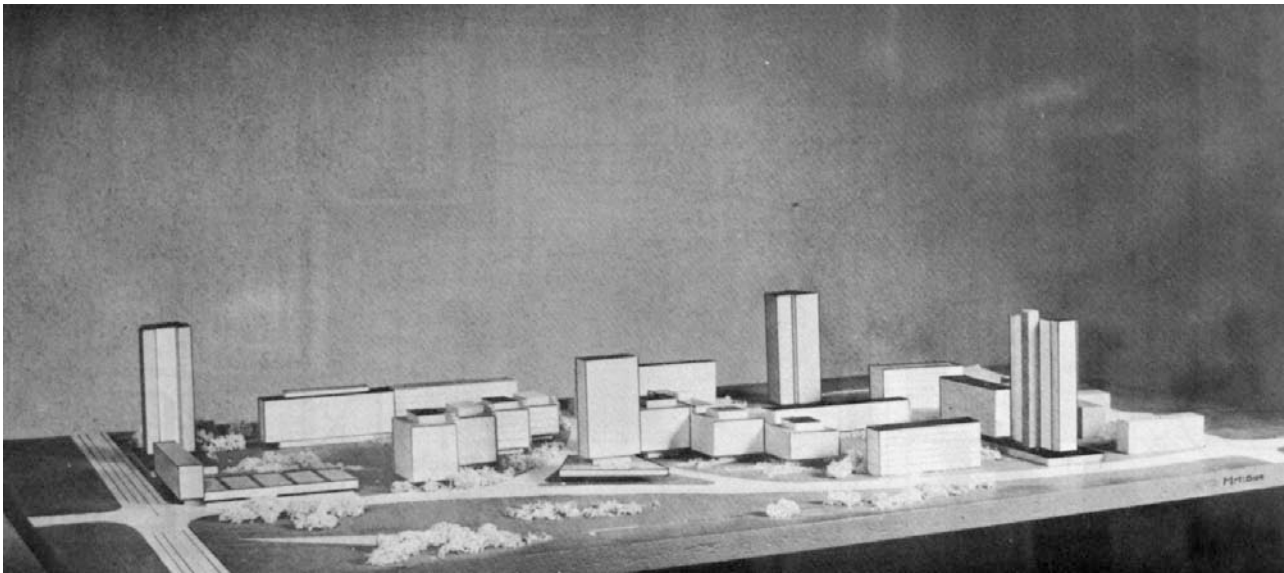


Abb. 32: Situationsmodell Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, Stand ca. 1963.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734].

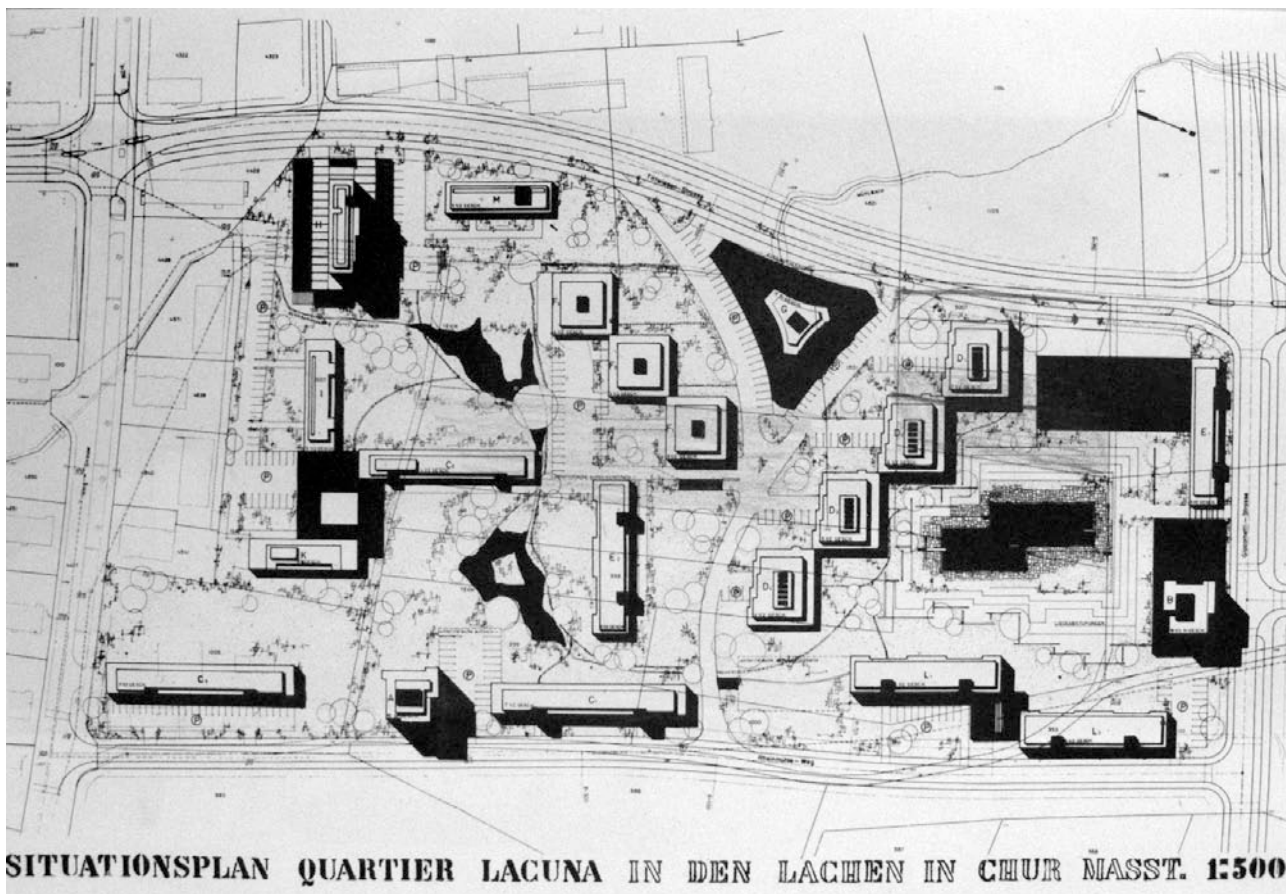


Abb. 33: Situationsplan Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, Stand ca. 1963.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734].

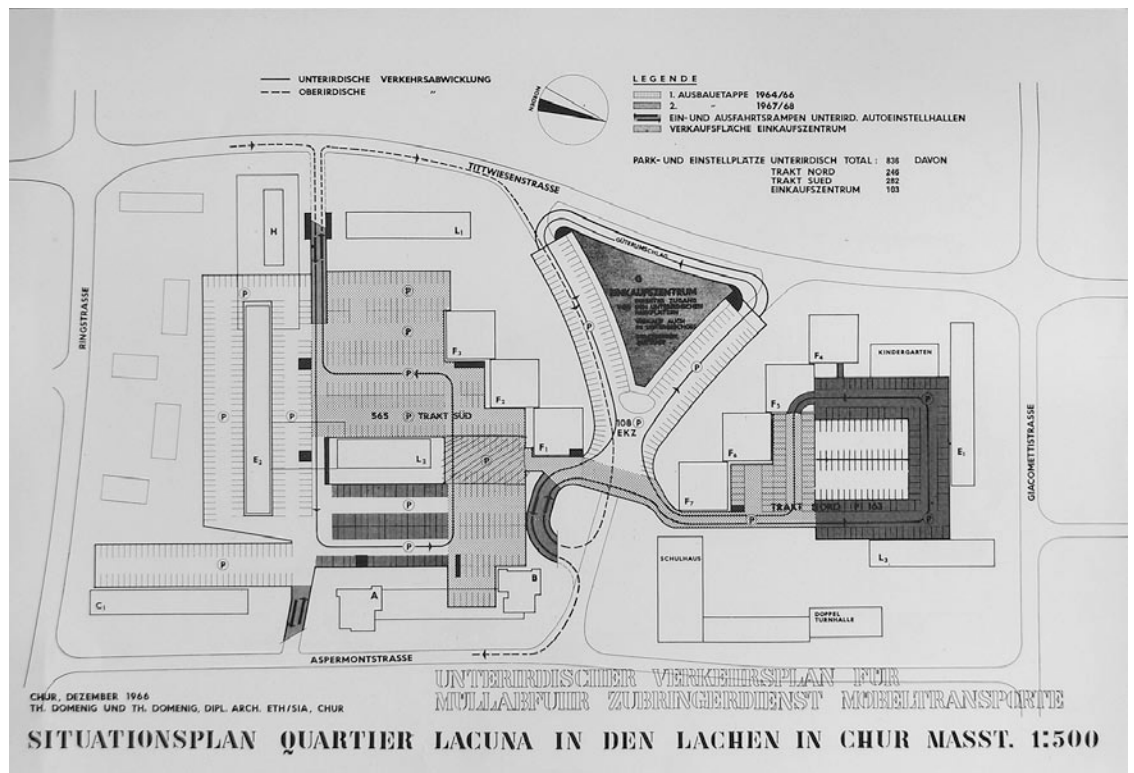


Abb. 34: UG-Situationsplan Lacuna, unterirdischer Verkehrsplan für Müllabfuhr, Zubringerdienst und Möbeltransporte, Thomas und Thomas Domenig, Stand Dezember 1966.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

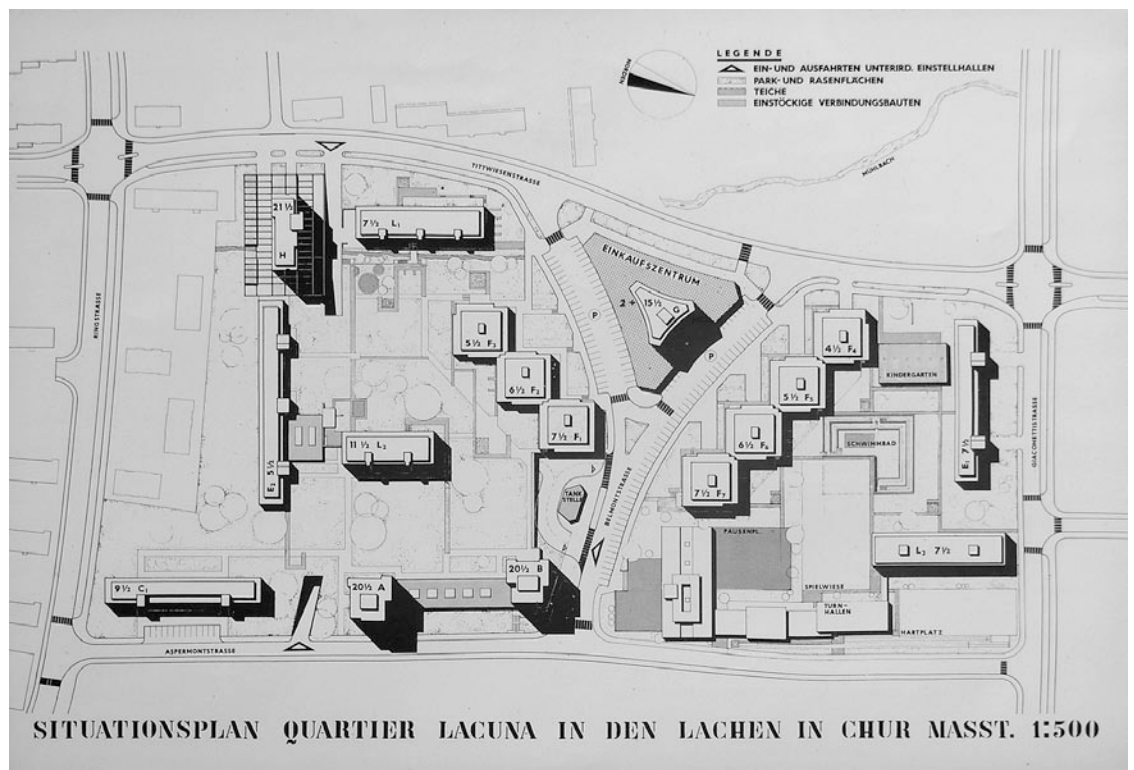


Abb. 35: Situationsplan Lacuna, Thomas und Thomas Domenig, Stand Dezember 1966.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

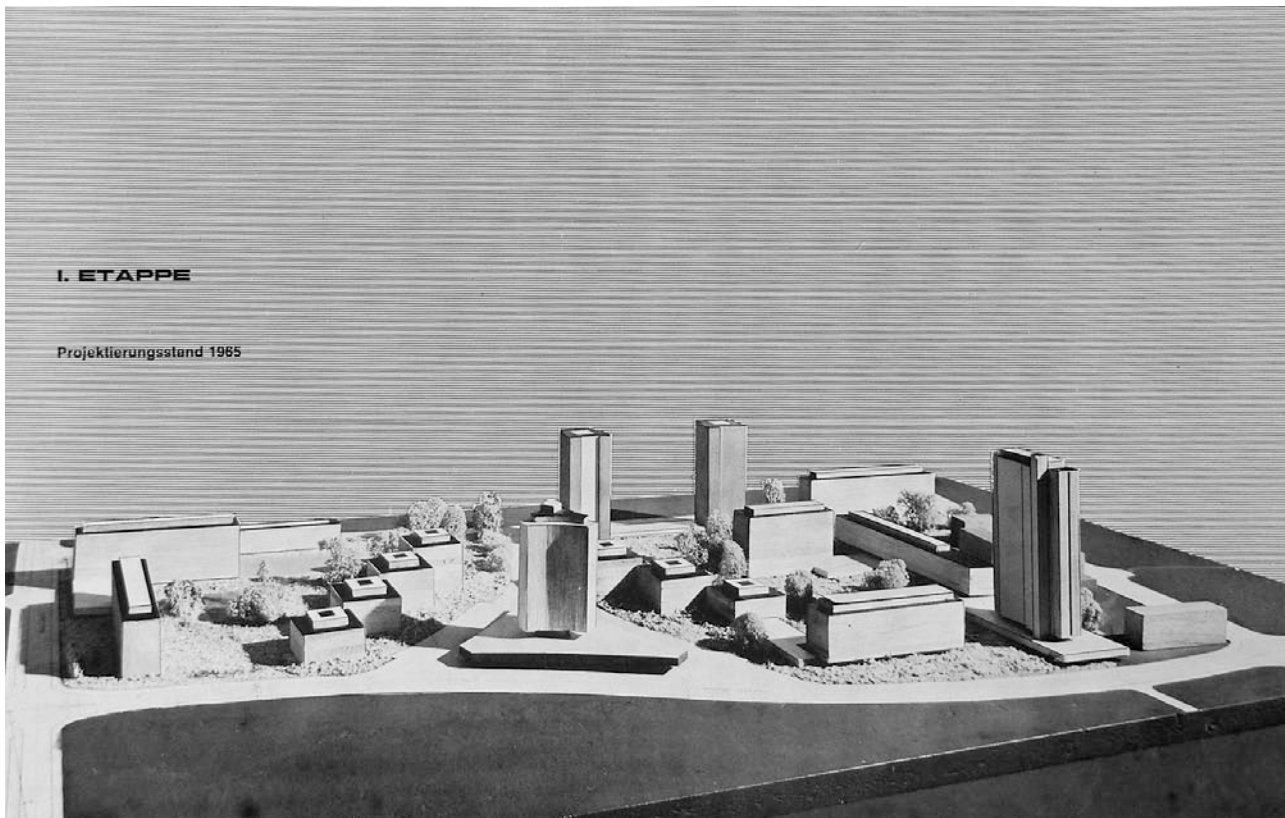


Abb. 36: Situationsmodell Lacuna, Thomas und Thomas Domenig, Stand 1965.

aus: Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

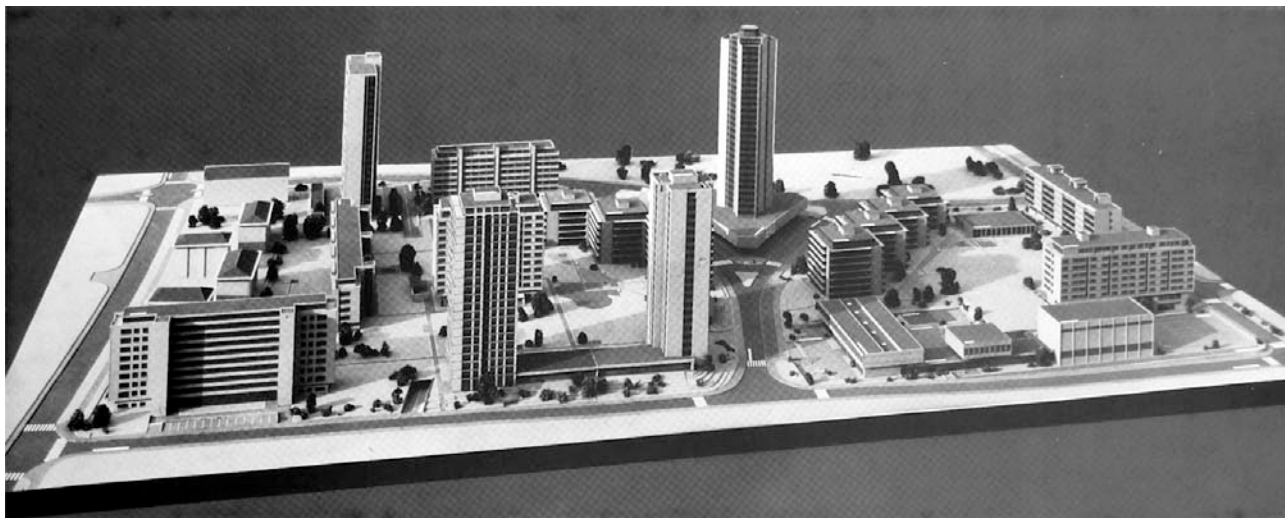


Abb. 37: Situationsmodell Lacuna, Thomas und Thomas Domenig, Stand ca. 1969.

aus: Baugesellschaft Lacuna, *Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.



Abb. 38: Einkaufszentrum und Hochhaus G Lacuna, erster Entwurf, Thomas und Thomas Domenig, undatiert.

aus: Thomas Domenig (Hg.), *Th. und Th. Domenig. Die Stadt. Die Architekten. Die Bauten*, Chur: Condrau, 1995, S. 23.

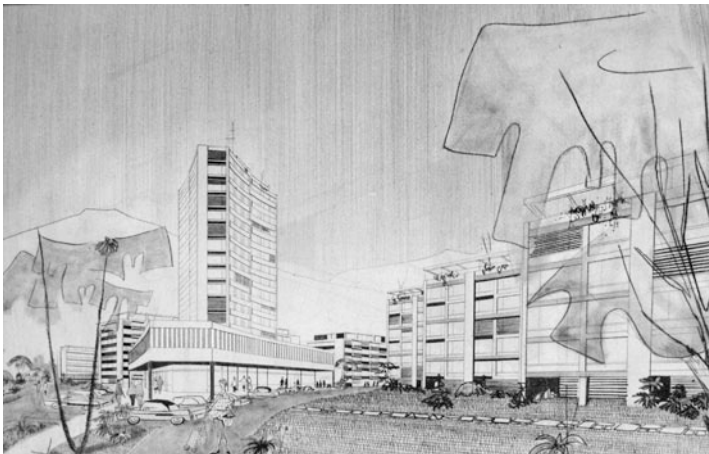


Abb. 39: Perspektive Einkaufszentrum mit Hochhaus G und Wohnhaus Typ F Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1963.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [StadtAC BII/2.0003.07734]

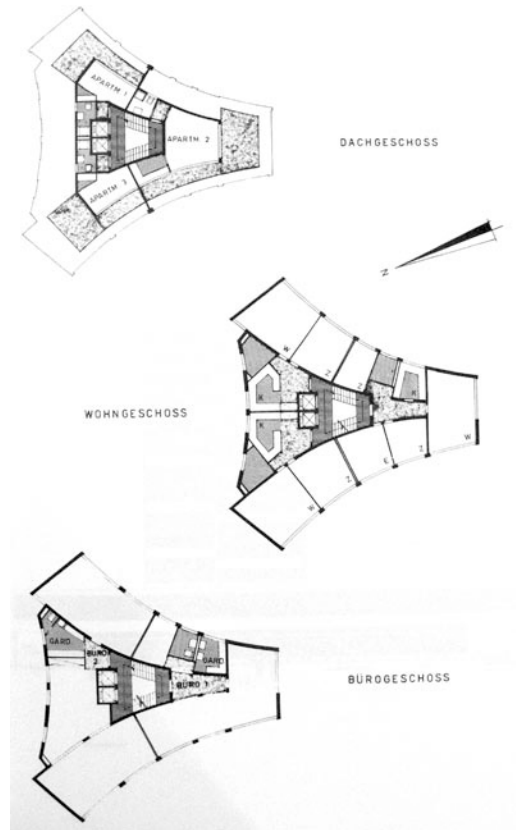


Abb. 40: Grundrisse Hochhaus G, Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1963.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna*, Broschüre zur ersten Baueingabe 1963, o.S. [Stadt-AC BII/2.0003.07734].

Abb. 41: Modell Einkaufszentrum und Hochhaus G, Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, 1968.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

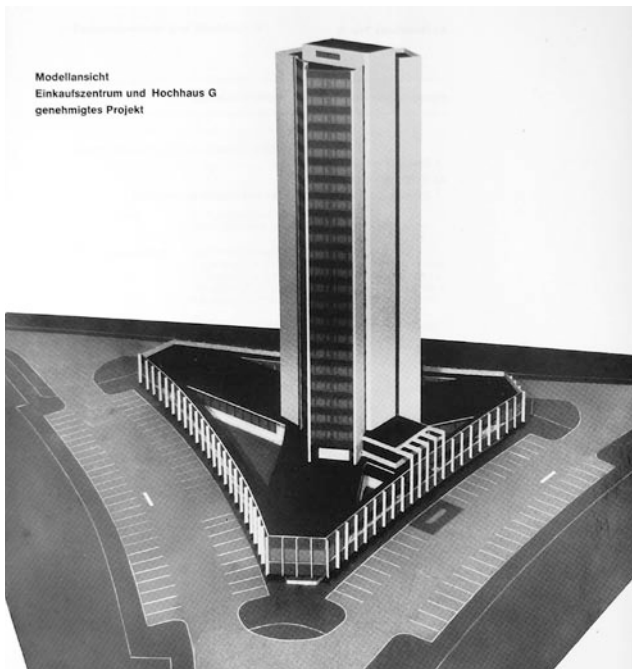


Abb. 42: Modell Einkaufszentrum und Hochhaus G, Lacuna, Chur, genehmigtes Projekt, Thomas und Thomas Domenig, 1969.

aus: Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

Abb. 43: Zusammenstellung über die Entwicklung von Geschoszahl und Ausnützung des Einkaufszentrums mit Hochhaus, Stadtrat Chur, Februar 1969.

aus: Bericht des Stadtrates an den Gemeinderat von Chur betreffend Vorentscheid Hochhaus Typ G (EKZ) der Baugesellschaft Lacuna, Chur, 26. Februar 1969, S. 3 [StadtAC BBIII 01.005].

- 3 -

Wenn dazu noch ein Geschoss mehr als nach Antrag der Baukommission toleriert wird, ergibt sich eine Gebäudehöhe, mit welcher sich die gewünschten Aspekte in der Gesamtüberbauung ohne weiteres erzielen lassen. Der Stadtrat ist deshalb bereit, den Antrag in diesem Sinne zu modifizieren.

Zur Erläuterung geben wir eine Zusammenstellung der verschiedenen Vorschläge:

	Quartierplan 1963	Baugesuch 1968	Antrag Baukom.	Antrag Stadtrat
Geschoszahl	15 $\frac{1}{2}$	27 $\frac{1}{2}$	23 $\frac{1}{2}$	24 $\frac{1}{2}$
Gebäudehöhe	49,50 m	76,50 m	65,50 m	73,50 m
Nutzfläche	7312 m ²	10408 m ²	9150 m ²	9440 m ²
AZ des ganzen Quartieres	1,2	1,2	1,18	1,184

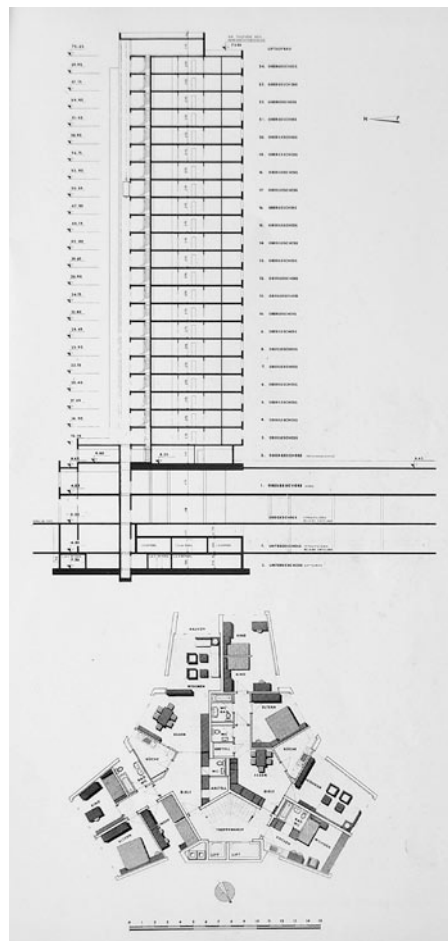
Der Stadtrat ist der Auffassung, dass mit diesem modifizierten Antrag den vorgebrachten Argumenten in korrekter Weise Rechnung getragen ist und beantragt Ihnen, sehr geehrter Herr Gemeinderatspräsident, sehr geehrte Herren Gemeinderäte, Ihre Zustimmung zu geben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Für den Stadtrat von Chur
Der Präsident Der Aktuar
Sprecher Wild

Chur, 26. Februar 1969
Tr/br/r

Abb. 44: Einkaufszentrum und Hochhaus G Lacuna, Chur, Schnitt und Grundriss Obergeschoss, Thomas und Thomas Domenig, 1969.

aus: Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.



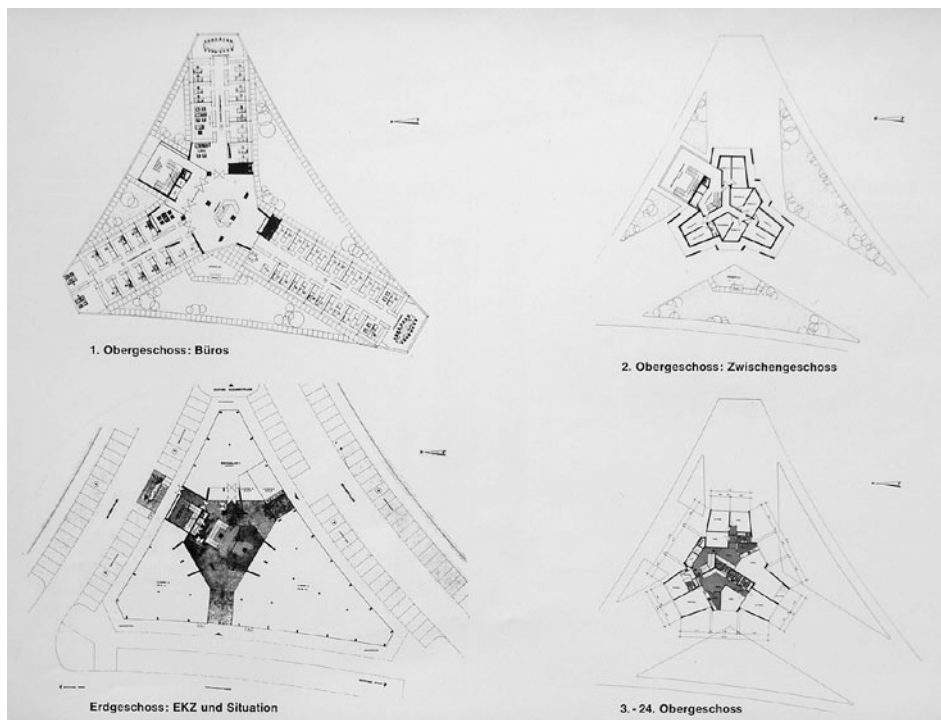


Abb. 45: Einkaufszentrum und Hochhaus G Lacuna, Chur, Grundrisse, Thomas und Thomas Domenig, 1969.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.



Abb. 46: Situationsplan Lacuna I und II, Chur, 1. Projekt, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1969.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

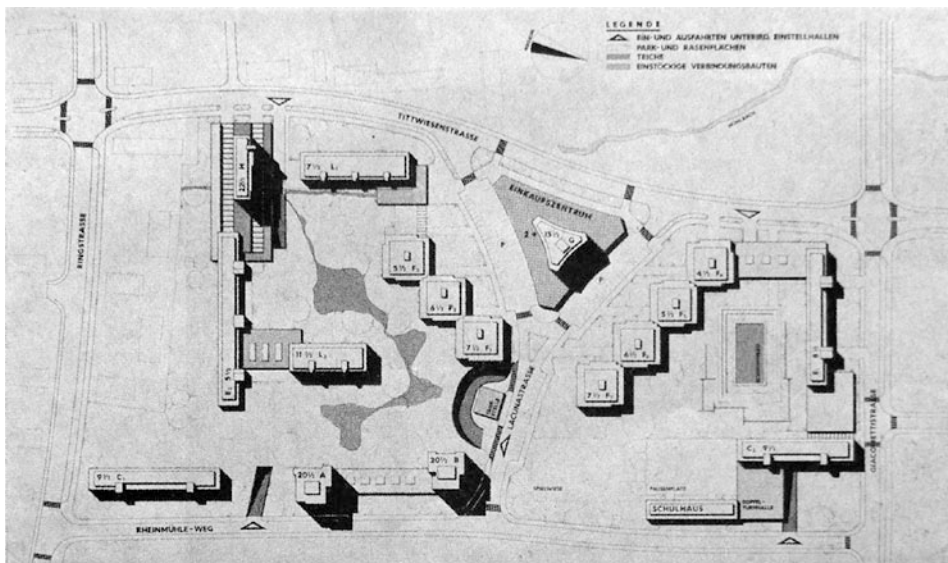


Abb. 47–48: Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1969.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

Abb. 49: Situationsplan
Lacuna, Chur, Thomas und
Thomas Domenig, Stand
1965.

aus: Siffredo Spadini, «Quartierplan «Lacuna» in Chur. Eine der grössten zusammenhängenden Gesamtüberbauungen. Ein Beitrag zum modernen Städtebau in der Schweiz», in: *Schweizer Baublatt*, 76 (11), 9. Februar 1965, S. 3.

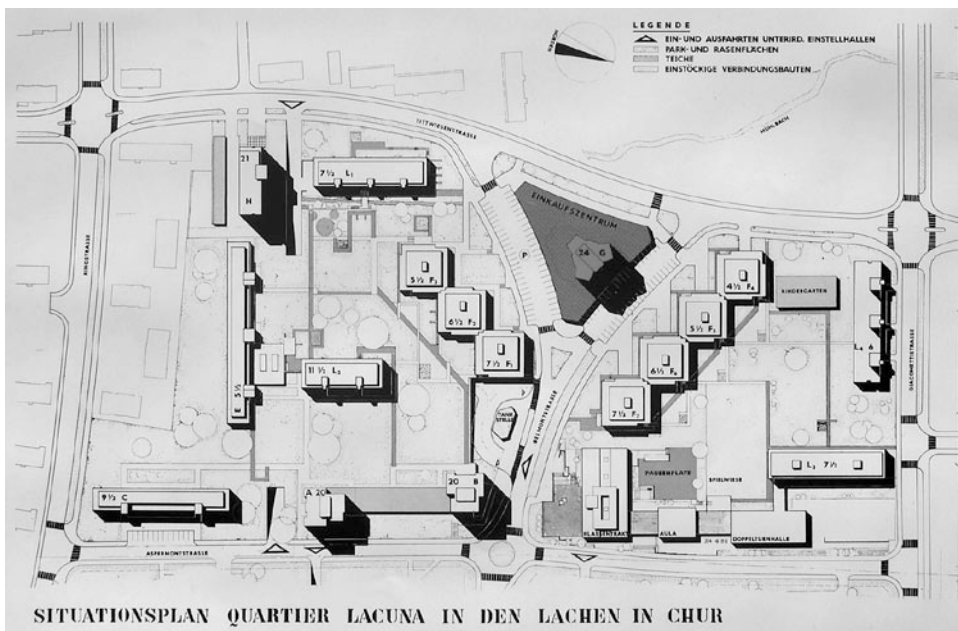


Abb. 50: Situationsplan Lacuna, Chur, realisiertes Projekt, Thomas und Thomas Domenig.

aus: *Neubau Büro-, Geschäfts- und Wohnhochhaus 25 Geschosse Überbauung Lacuna Belmont Immobilien AG Chur*, Verkaufsbroschüre [Büroarchiv Domenig Architekten, Chur].



Abb. 51: Lacuna, Chur, Thomas und Thomas Domenig, ca. 1969.

aus: *Baugesellschaft Lacuna, Quartierplan Lacuna. I. und II. Etappe*, 5. Aufl., Chur, 1969, o.S.

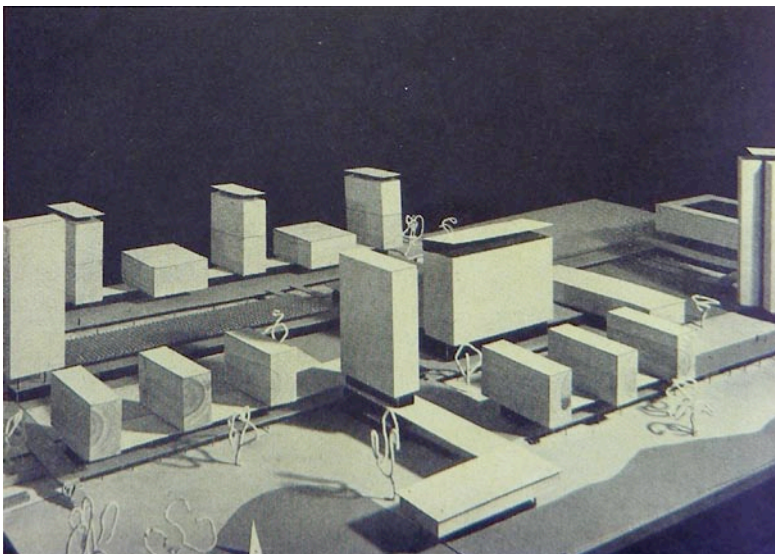
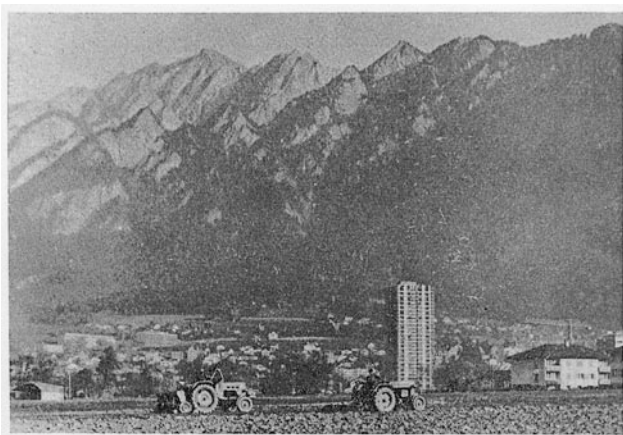


Abb. 52: «Studie zu einer Innerstadtanlage mit grundsätzlich getrenntem Fussgänger- und Fahrzeugverkehr. Die Bebauungsintensität entspricht unseren dichtestbevölkerten Grossstadtquartieren», Modell einer Etagency, Max Frisch, 1955.

aus: Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter, *die neue Stadt: Beiträge zur Diskussion*, Basel: Felix Handschin, 1956 [Basler politische Schriften; 3], Abb. 8.



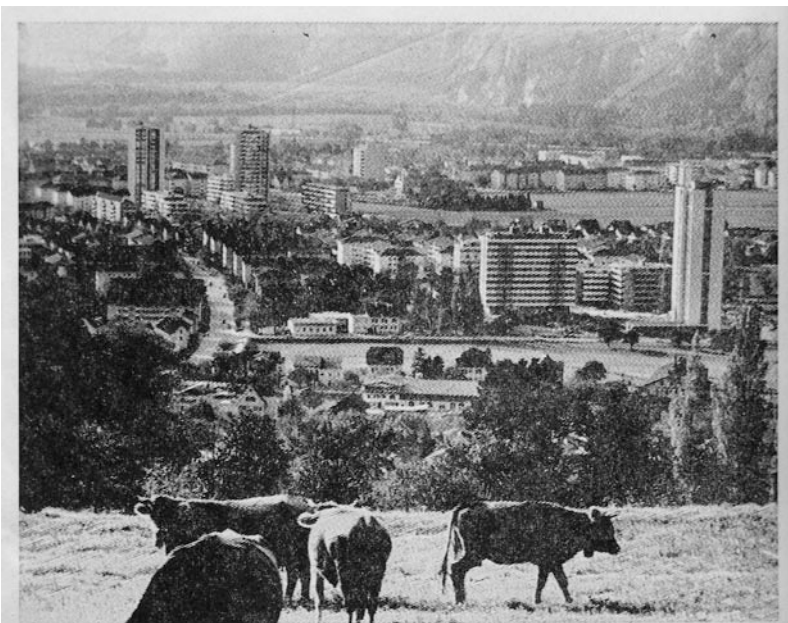
Zwischen gestern, heute und morgen...

Die unsere Bündner Hauptstadt beschirmenden Berge, sie standen gestern, sie stehen heute und sie werden auch morgen noch stehen. Was aber gestern – und mit gestern meinen wir die Vergangenheit – noch nicht stand, das sind die seit einigen Jahren in die Höhe strebenden Hochhäuser, die unserer verträumten Stadt in den Bergen einen leisen Hauch von Größe, von Welt verleihen. Und wo dereinst Ochsen- und Pferdegespanne tiefe Furchen durch die fruchtbare Erde der Rheinwiesen zogen, rattern heute Traktoren als Zeugen unserer modernen, technisierten Zeit. Traktoren und Hochhäuser – Symbole der Gegenwart, Wegweiser in das Morgen.

(Foto Rätier)

Abb. 53: «Zwischen gestern, heute und morgen...», Blick auf ein Hochhaus des Solariaparks, Chur, 1965.

aus: *Der Freie Rätier*, 98 (264), 11. November 1965, S. [1]. Foto: Rätier.



Landwirtschaftliches Idyll vor den Toren Churs und einem amerikanisch anmutenden Hintergrund.

Abb. 54: «Landwirtschaftliches Idyll [...] und einem amerikanisch anmutenden Hintergrund», Blick von Osten auf die Lacuna, Chur, 1967.

aus: Thomas Domenig, «Städteplanung der Gegenwart mit Einbezug der Altstadt», in: *Neue Bündner Zeitung*, HIGA-Beilage, 91 (115), 28. April 1967, o.S.



Von Kindern, die in Blocks oder Hochbauten moderner Städte aufwachsen, wird oft behauptet, sie hätten nur wenig Kontakt zur Tierwelt und fast keine Ahnung von landwirtschaftlichen Verhältnissen. Dass dies für die Churer Jugend nicht zutrifft, beweist unser Bild einer friedlichen Koexistenz zwischen weidenden Kühen und Neubauten an der Ringstrasse.

(Foto «NBZ»)

Abb. 55: «Friedliche Koexistenz zwischen weidenden Kühen und Neubauten», Blick von Norden auf die Lacuna, Chur, 1971.

aus: *Neue Bündner Zeitung*, 95 (142), 13. Mai 1971, S. 7. Foto: Neue Bündner Zeitung.



Abb. 56: Blick vom Hochhaus H auf das Einkaufszentrum, Lacuna, Chur.

aus: Thomas Domenig (Hg.), *Th. und Th. Domenig. Die Stadt. Die Architekten. Die Bauten*, Chur: Condrau, 1995, S. 69.



Abb. 57: «Der Tod der modernen Architektur», die Sprengung der Grosssiedlung Pruitt-Igoe in St. Louis/USA, 1972.

aus: Charles Jencks, *The Language of Post-Modern Architecture*, New York: Rizzoli, 1977, S. 9.

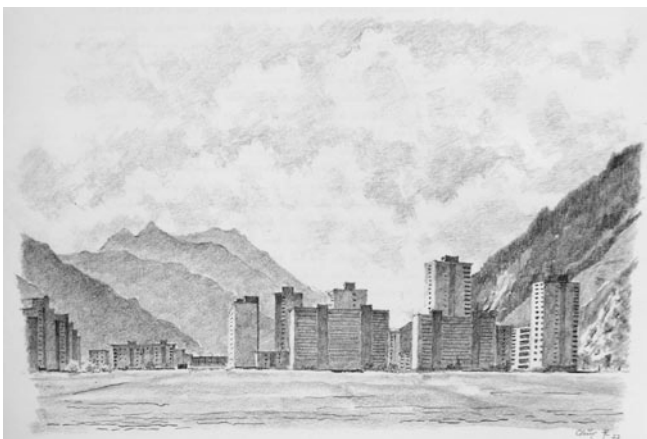


Abb. 58: Lacuna, Chur, Reise-skizze, Jakob Eschenmoser, undatiert.

aus: Jakob Eschenmoser, *Von Chur ins Bergell. Skizzen zur Baukultur an alten Wegen Graubündens*, Zürich: Orell Füssli, 1979, o.S.



Abb. 59: Davoser Volksheilstätte (Thurgauisch-Schaffhausische Heilstätte), Otto Pflughard und Max Haefeli, Rudolf Gaberel, 1906–1909.

aus: Sigfried Giedion, *Befreites Wohnen. 85 Bilder*, hrsg. von Emil Schäffer, Zürich – Leipzig: Orell Füssli, 1929, o.S.



Abb. 60: Rätisches Kantons- und Regionalspital, Chur, Fred G. Brun und Rudolf Gaberel, 1938–1941.

[StAGR FN IV 66824] Abgebildet in: Leza Dosch, «Zur städtebaulichen und architektonischen Entwicklung der Stadt Chur im 19. und 20. Jahrhundert», in: Ursula Jecklin (Hg.) *Churer Stadtgeschichte. Band II. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, hrsg. von der Stadt Chur, Chur: Bündner Monatsblatt, 1993, S. 253.

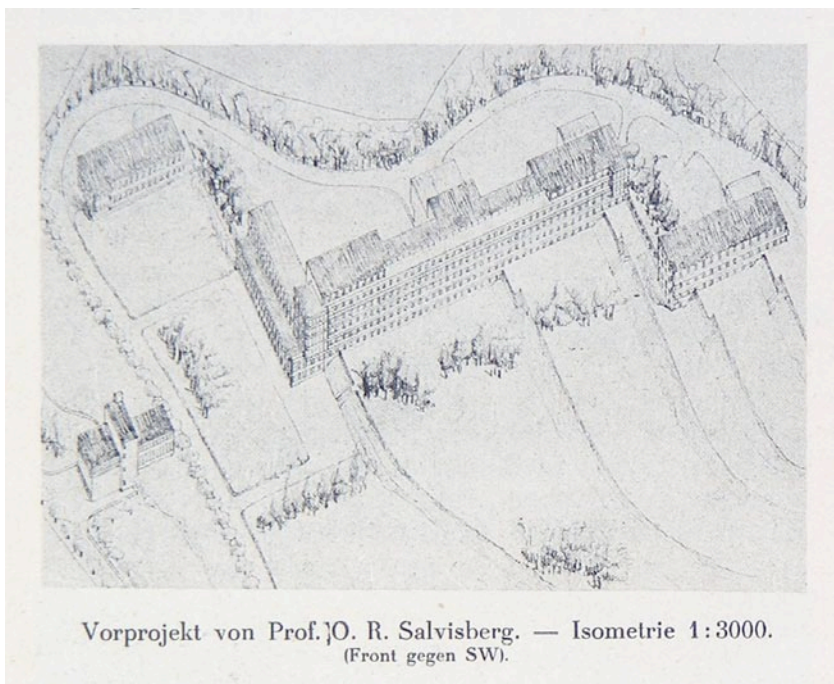


Abb. 61: Kantonsspital Chur, Vorprojekt, Rudolf Salvisberg, 1933.

aus: A[nton] Fonio, «Der Entwurf für den Bau eines Kantonsspitals in Graubünden», in: *Schweizerische Zeitschrift für Krankenhaus und Anstaltswesen*, 5 (1), Januar 1935, S. 8.



Abb. 62: Vogelschau auf das Gesamtareal der Klinik Beverin, unten links Schwesternhaus, Alfred Theus, 1957–1960.

aus: *Psychiatrische Klinik Beverin. 50 Jahre. 1919–1969*, o.O., [1969], Titelseite.



Abb. 63: Schwesternhaus Klinik Beverin, Alfred Theus, 1957–1960.

Foto: Carmelia Maissen.



Abb. 64: Regionalspital Illanz, Südfassade, Projekt Gert Schäfer, 1956/57.

[Archiv Regionalspital Illanz]



Abb. 65: Regionalspital Illanz, Südfassade, Projekt Pius und Venanzi Maissen, 1956/57.

[Archiv Regionalspital Illanz]

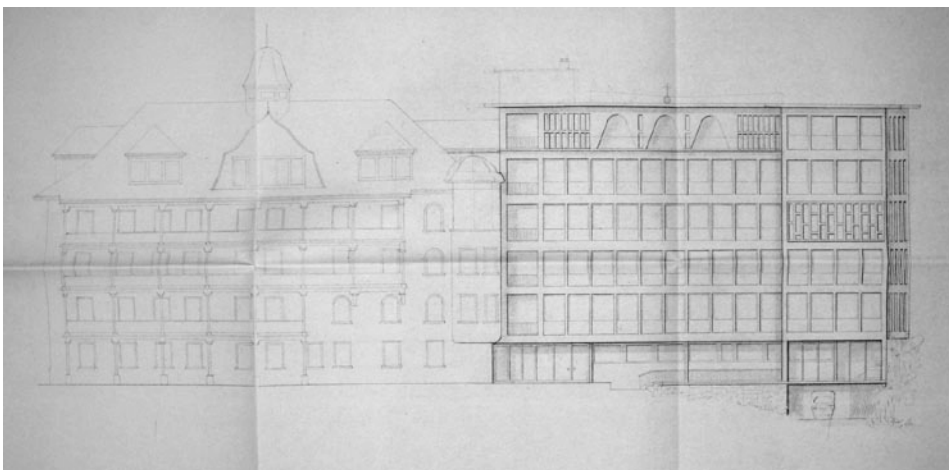


Abb. 66: Regionalspital Illanz, Variante Südfassade, Venanzi Maissen, nach 1957.

[Archiv der Stadt Illanz, Abteilung Bauwesen, Baugesuche/ Baubewilligungen Nr. 69]



Abb. 67: Regionalspital Illanz, Alt- und Neubau, 1913, 1957–1960.

[Archiv Regionalspital Illanz]

Abb. 68: Werbeprospekt für das Diagnostikzentrum in Illanz, ca. 1969.

[Firmenarchiv Cathomas und Cabernard AG, Illanz]

Die **Kurverwaltung BAD VALS** baut in **ILANZ** das erste Haus der Diagnostik/Hotelklinik dieser Art in der Schweiz mit 310 Betten. Fertigstellung 1970.

Jedes Hotelklinik-Appartement besteht aus einem Wohn-Schlafzimmer mit Balkon, Bad, WC, Telefon, Radio und Fernsehanschluss. **LUXUSKLASSE**

Labors für die Klinik und das Kurzentrum **BAD VALS** unter Leitung eines Spezialisten (u.a. vollautomatische Vielfach-Analysatoren sowie moderne Röntgenanlagen) und diverse Ordinationsräume für Fachärzte.

Gross-Leihwäscherei · Chem. Reinigung · Espresso-Restaurant · Swimmingpool · Sauna · Garagenhof · Grossgarage · Büros

Leitender Arzt für das Haus der Diagnostik:
Prof. Dr. med. Nicola di Marzio,
Chefarzt der medizinischen Klinik des Kantonsrates Chur/Schweiz,
Facharzt für Leber, Galle, Magen, Darm.

VOM HAUS DER DIAGNOSTIK ILANZ NACH BAD VALS

POSTAUTOS UND BUSSE DER KURVERWALTUNG VOM HAUS DER DIAGNOSTIK ILANZ NACH BAD VALS

Abb. 69: Werbeprospekt für das Diagnostikzentrum in Illanz, ca. 1972.

[Archiv Bündnerischer Ärzteverein, Akten Bad Vals, Akten Diagnostikzentrum Illanz, StAGR D V/10]

ZMD IM DIENSTE DER PRAEVENTIV-MEDIZIN

ZMD
ZENTRUM FÜR
MEDIZINISCHE DIAGNOSTIK
ILANZ
GRÄUBÜNDEN · SCHWEIZ
GRIBONS · ROMSIE

HOTEL - KLINIK MEDISWISS
Klimakurort Illanz · Die erste Stadt am Rhein · 702 m ü. M.
Ein Eichen-Holz ganz aus Holz-Baum, 2000 Stockwerke, Dachterasse mit Hallenbad, Sauna, Massageraum, gebeltes Lingshals, leichtlich eingerichtete Apartments in Sonnenlage (Wohn-/Schlafzimmer) mit Balkon, Bad, Telefon, Radio, Fernseher und Küche.
ERÖFFNUNG FRÜHJAHR 1973

100 BETTEN

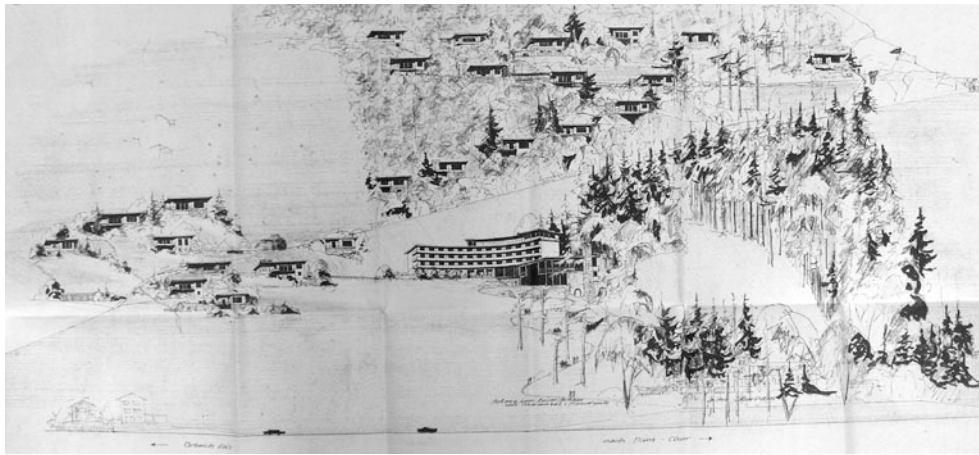


Abb. 70: Projekt für ein neues Kurmittelhaus mit Glashallenbad und zwei Dutzend Bungalows, Rudolf Berger, ca. 1961.

[Archiv Gemeinde Vals]



Abb. 71: Verkehrskarte mit projektiertem Flugplatz in Vals, Prospekt Bad Vals, ca. 1968.

[Firmenarchiv Cathomas und Cabernard AG, Ilanz]



Abb. 72: Blick auf das Kurmittelhaus und die drei Apparthäuser I, II und III, Prospekt Bad Vals, ca. 1968.

[Firmenarchiv Cathomas und Cabernard AG, Ilanz]



Abb. 73: Vogelschau auf das Dorf Vals und die neue Therme Vals.

aus: *Terra Grischuna*, 30 (2), April 1971, Titelseite. Foto: Roststetter, Ilanz.

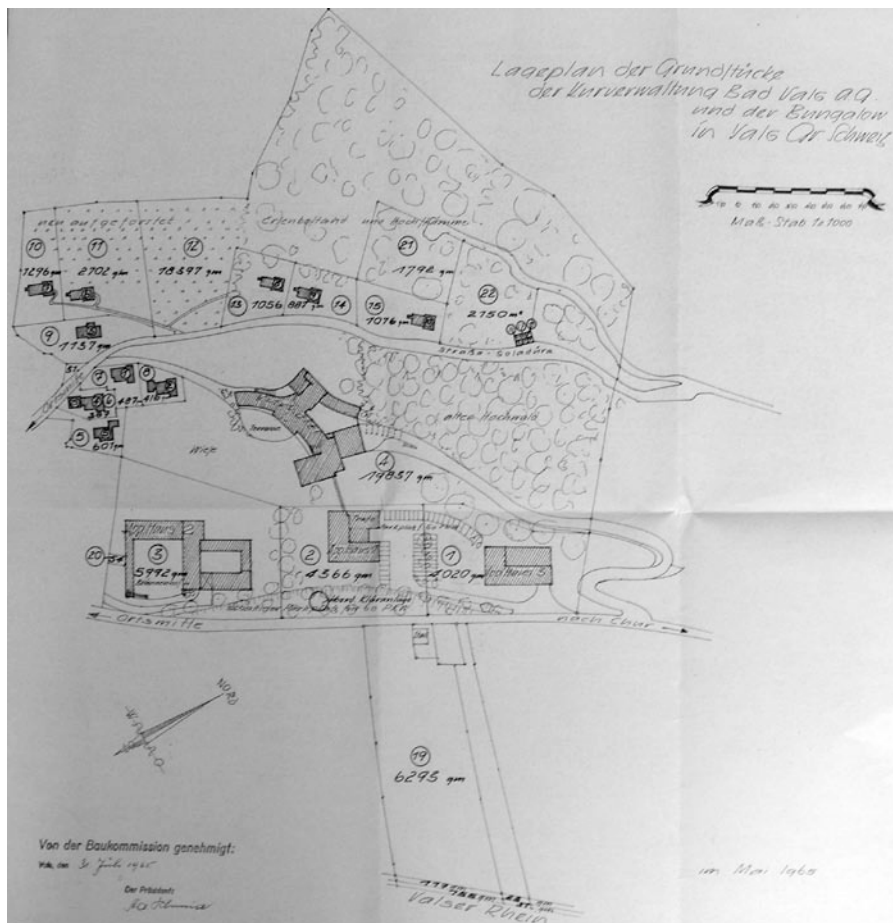


Abb. 74: Lageplan der Kurverwaltung Bad Vals AG und der Bungalows, Rudolf Berger, nicht datiert.

[Archiv Gemeinde Vals]



Abb. 75: «Vals ist heute wohl eines der modernsten Schweizer Heilbäder mit Kur- und Badehotel, Wellenschwimmbad und Kneippkuranlagen».

aus: Fritz Hubert, «Bad Vals», in: *Terra Grischuna*, 30 (2), April 1971, S. 73. Foto: Gensetter, Davos.

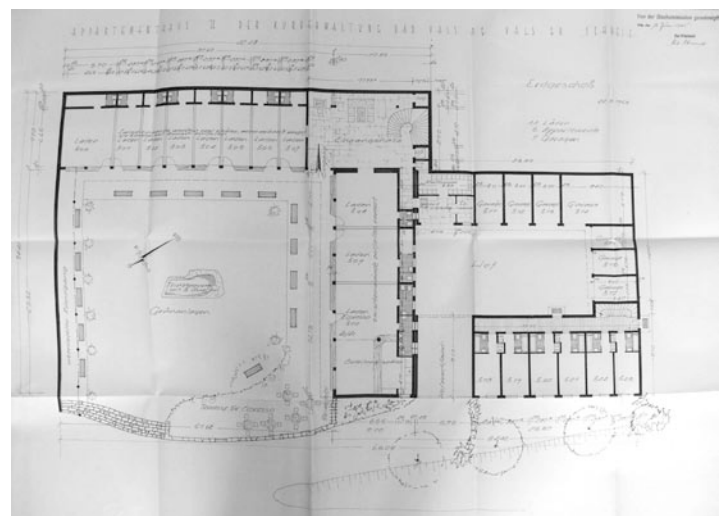


Abb. 76: Appartementhaus III, Bad Vals, Grundriss Erdgeschoss, Rudolf Berger, 1965.

[Archiv Gemeinde Vals]



Abb. 77: Eigentums-Kurappartement in den Appartementhäusern II und III, Prospekt Bad Vals, ca. 1968.

[Firmenarchiv Cathomas und Cabernard AG, Ilanz]

Abb. 78: Nordseite Hotel Badus, Cumpadials, 1909.

[FR XXIII / 304 StAGR]



Abb. 79: Südseite Altersheim S. Giusep (ehem. Hotel Badus), Cumpadials, Robert Decurtins, 1970–1973.

Foto: Carmelia Maissen.





Krankenhäuser in Finnland

Frauenspital der Stadt Viborg

Architekt Uno Ullberg, Helsingfors

96 Betten, solange auch noch die Schwestern im Obergeschoss untergebracht sind, später 130 Betten, ausserdem Kinderabteilung von 65 Betten.



Allgemeines Krankenhaus in Pori

Erbaut vom Gesundheitsministerium (Architekten: die bekannten Krankenhausspezialisten Jussi Paatela, Professor an der Techn. Hochschule Helsingfors und Uno Ullberg). 230 Betten.



Das Tuberkulose-Sanatorium in Pemar (Paimio)

Architekt Alvar Aalto, Helsingfors

Dieses Sanatorium publiziert im «Werk» mit Text von Alvar Aalto, Heft 10 1934, Seite 293.



Militärkrankenhaus in Helsingfors

Abb. 80: Krankenhäuser in Finnland.

aus: «Krankenhäuser in Finnland», in: *Das Werk*, 27 (3/4), März/April 1940, S. 90.

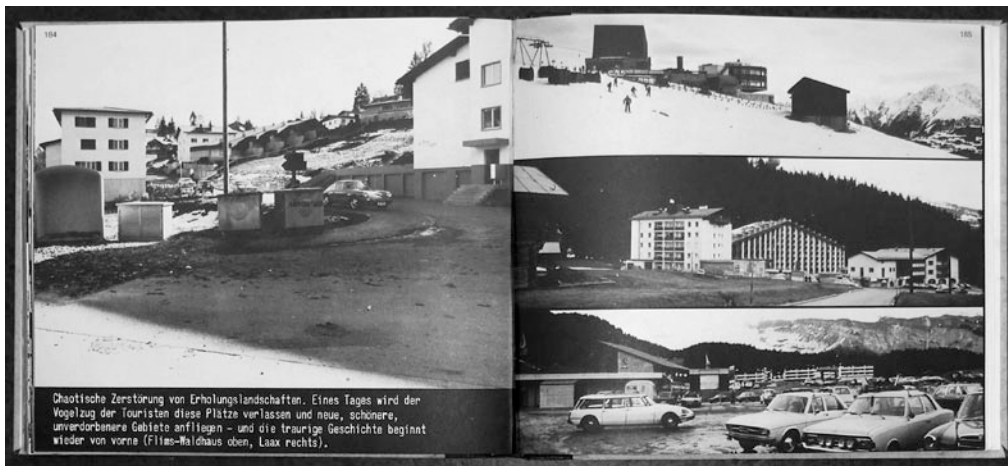


Abb. 81: Flims, Crap Sogn Gion und Laax Murschetg als Beispiele für die «Chaotische Zerstörung von Erholungslandschaften», Rolf Keller, 1973.

aus: Rolf Keller, *Bauen als Umweltzerstörung. Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Artemis, 1973, S. 184/185.

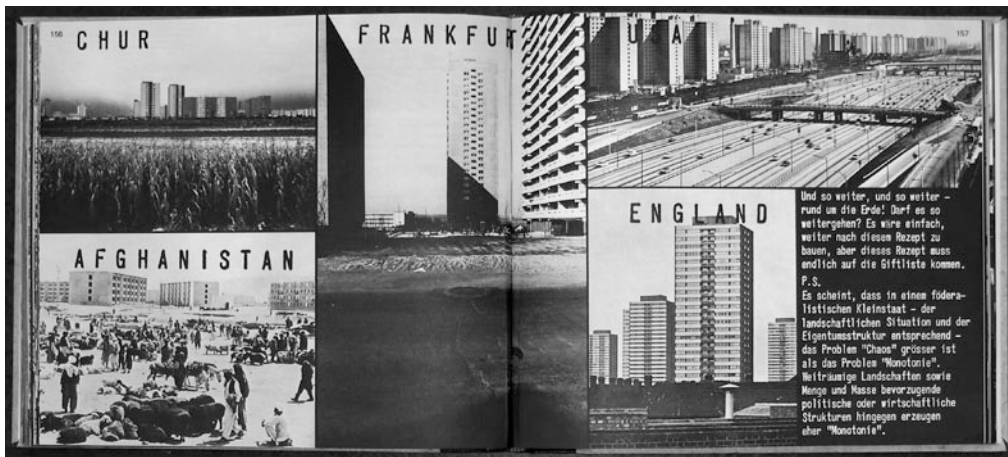
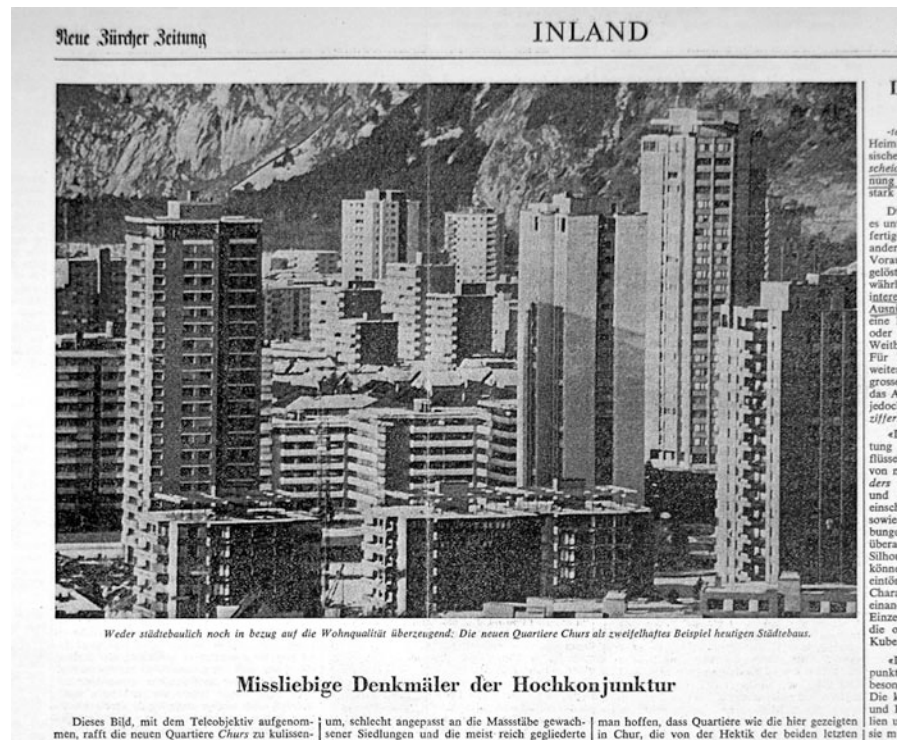


Abb. 82: «Und so weiter, und so weiter – rund um die Erde!» Chur, Frankfurt, USA, Afghanistan und England als Beispiele von Städten, die auf die «Giftliste» gehörten, Rolf Keller, 1973.

aus: Rolf Keller, *Bauen als Umweltzerstörung. Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Artemis, 1973, S. 156/157.

Abb. 83: «Weder städtebaulich noch in bezug auf die Wohnqualität überzeugend: Die neuen Quartiere Churs als zweifelhaftes Beispiel heutigen Städtebaus.»

aus: scr., «Missliebige Denkmäler der Hochkonjunktur», in: *Neue Zürcher Zeitung*, 197 (19), 24./25. Januar 1976, S. 35.



Missliebige Denkmäler der Hochkonjunktur

Dieses Bild, mit dem Telespektiv aufgenommen, schlecht angepasst an die Massstäbe gewachsener Siedlungen und die meist reich gegliederte man hoffen, dass Quartiere wie die hier gezeigten in Chur, die von der Hektik der beiden letzten



Abb. 84: Chur, Blick von Norden Richtung Schanfigg mit den Hochhäusern des Quartiers Schellenberg-Hochegerten (links) sowie den Bauten der Lacuna (rechts), Bildmontage, Thomas und Thomas Domenig, 1971.

aus: Thomas und Thomas Domenig, «Gedanken zu den neuen Quartierüberbauungen. Ideen zur Stadtkernsanierung», in: *Amtsblatt der Stadt Chur*, Jubiläumsausgabe 125 (39), 1. Oktober 1971, S. 11.



Abb. 85: Vorschlag zur Stadtkernsanierung im Raum Postplatz, Chur, oben: Grundriss UG (Parkgarage), unten: Grundriss EG, Thomas und Thomas Domenig, 1971.

aus: Thomas und Thomas Domenig, «Gedanken zu den neuen Quartierüberbauungen. Ideen zur Stadtkernsanierung», in: *Amtsblatt der Stadt Chur*, Jubiläumsausgabe 125 (39), 1. Oktober 1971, S. 11.



Abb. 86: «Die Tiefschläge des Sanierungsamtes sind dann auch – zur allgemeinen Freude der Autofahrer – besonders fussgänger- und velofahrerfeindlich ausgefallen». Kommentar der «Aktion wohnliches Chur» zum Sanierungsvorschlag des Tiefbauamtes der Stadt Chur für den Postplatz, 1977.

aus: Aktion wohnliches Chur (Hg.), *Chur – deine Stadt!*, erarbeitet von Fortunat Anhorn, Jürg Hartmann, Richard Brosi, Robert Indermaur, Hans Stauffer, Chur: Offsetdruck, 1977, S. 20.



Abb. 87: Hotel City, Chur, Thomas Domenig, 1958–1960.

aus: Thomas Domenig-Lampert (Hg.),
Th. und Th. Domenig. *Die Stadt.
Die Architekten. Die Bauten*, Chur:
Condrau, 1995, S. 33.



Abb. 88: Bestand 1967 und Gestaltungsvorschlag Fassadenflucht Plessurquai, Chur, Theodor Hartmann, 1968.

aus: Theodor Hartmann, *Der Churer Marktplatz.
Studie über die Erneuerung eines Altstadtquartiers
in Chur*, erstattet im Auftrag des Stadtrates Chur,
Chur: Gasser und Eggerling, [1968], S. 21.

Abb. 89: Die Baugrube am Arcas für die Tiefgarage nach Abbruch der Magazinbauten, Chur, vor 1971.

aus: Karin Fuchs, *Chur. Historischer Städteatlas der Schweiz*, hrsg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden und vom Komitee Historischer Städteatlas der Schweiz, Zürich: Chronos, 2011, S. 85. Foto: Charly Bieler.



Abb. 90: Der Churer Arcas-Platz vor (oben) und nach (unten) der Sanierung.

aus: Theodor Hartmann, «Die Zukunft der Altstadt», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Chur morgen»], 30 (6), Dezember 1971, S. 338. Foto: Foto-Reinhardt, Chur.

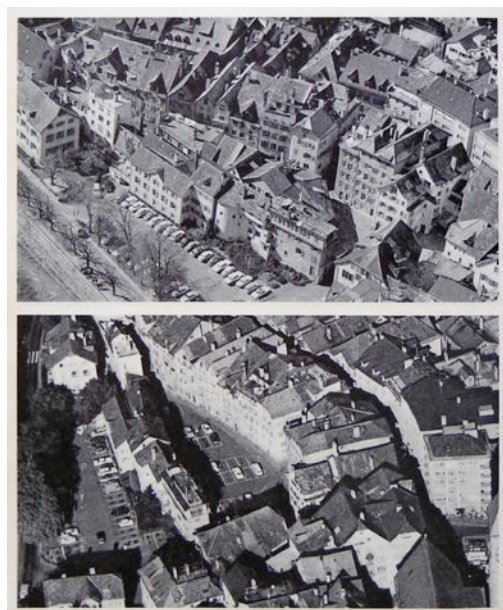


Abb. 91: Umbau des Hauses «Zur Turteltaube», Chur, Richard Brosi, 1971–1976.

aus: Richard Brosi, «Umbau des Hauses «Zur Turteltaube» und Umbauprojekt des Hauses Pestalozza in Chur», in: *Werk*, 63 (9), September 1976, S. 588.

588 *werk/œuvre* 9/76

Umbau des Hauses «Zur Turteltaube» und Umbauprojekt des Hauses Pestalozza in Chur

Architekt: Richard Brosi BSA/SIA, Chur
Fotos: Atelier Conzett & Huber, Zürich, Richard Brosi, Chur

Die vorliegende Publikation betrifft den Umbau des Hauses «Zur Turteltaube» (Mauerwerk in den Plänen schwarz dargestellt) und das Projekt

für den Umbau des Hauses Pestalozza, beide an der Rabengasse in Chur, sowie für das Kleintheater auf dem Gelände hinter den zwei Liegenschaften.

Bildlegenden

1 In der Rabengasse stehen das bereits renovierte und umgebaute Haus



Abb. 92: Vorschlag für die Neugestaltung des Postplatzes, Titelblatt der Broschüre *Chur unsere Stadt!*, Aktion wohnliches Chur, 1977.

aus: Aktion wohnliches Chur (Hg.), *Chur – deine Stadt!*, erarbeitet von Fortunat Anhorn, Jürg Hartmann, Richard Brosi, Robert Indermaur, Hans Stauffer, Chur: Offsetdruck, 1977, Titelblatt.

Abb. 96: «Heute zum Dorfbild gehörend, mag das berühmte Spaniolenviertel in Poschiavo einmal nicht wenig Kopfschütteln verursacht haben.»

aus: Jakob Schutz, «Das Bündner Haus im Landschaftsbild», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Der Baumeister und sein Werk»], 22 (2), April 1963, S. 83.



Abb. 97: «Ein romanisches Dorf, ohne Rücksicht auf die kulturelle Tradition und den genuine Geist nach einem Brand wiederaufgebaut. Es ist ein Haufen von Serienhäusern, kalt und nackt, mit dem Lineal geplant. Das Dorf hat seinen genuine Charakter zur Gänze verloren.»

aus: Gion Arthur Manetsch, *La fatscha de nos vitgs*, Separatdruck der Annalas, 73, 1960 (Übersetzung durch die Autorin).



Abb. 98: Tabelle mit der Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert jener Elemente, welche die Siedlungsgestalt charakterisieren, Robert Obrist, 1980.

aus: Robert Obrist, *Baugestaltung in den Regionen. Fallbeispiel Scuol. Siedlungserneuerung und Demokratie. Gestaltung und Entwicklung des zentralen Kurortbereiches von Scuol*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., August 1980, S. 15.

	18. JAHRHUNDERT	19. JAHRHUNDERT	20. JAHRHUNDERT
LANDSCHAFT			
DORF			
MENSCH VERKEHR			
HAUS			
DETAIL			
UTENSILIEN			

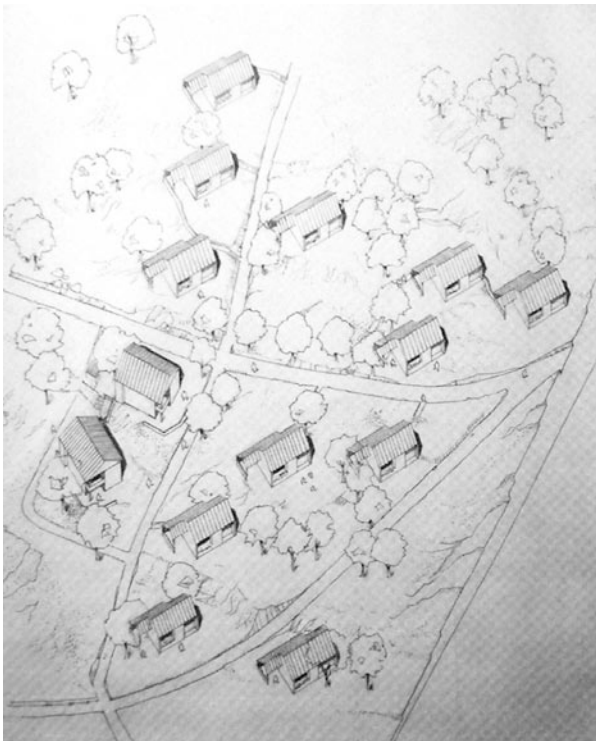


Abb. 99: EWZ-Wohnsiedlung in Castasegna, Vogelperspektive Lageplan, Bruno Giacometti, 1956.

[Planarchiv Bruno Giacometti, StAGR] Abgebildet in: Roland Frischknecht, «Wechselströme in der Architektur – eine Stadt baut in den Alpen. Die Bergeller Bauten des Elektrizitätswerkes der Stadt Zürich (EWZ) von Bruno Giacometti», in: *Bruno Giacometti, Architekt. Beiheft Bündner Monatsblatt*, Chur: Bündner Monatsblatt, 2008, S. 49.

Abb. 100: Wohnsiedlung Sout Crasta, Celerina, Pierre Zoelly, 1981–1983.

aus: [Pierre Zoelly], «Die Wohnsiedlung Sout Crasta in Celerina», in: *Schweizer Journal*, 50 (5), Mai 1984, S. 37.



Abb. 101: Gemeindehaus Celerina, Robert Obrist, 1973.

Foto: Carmelia Maissen.

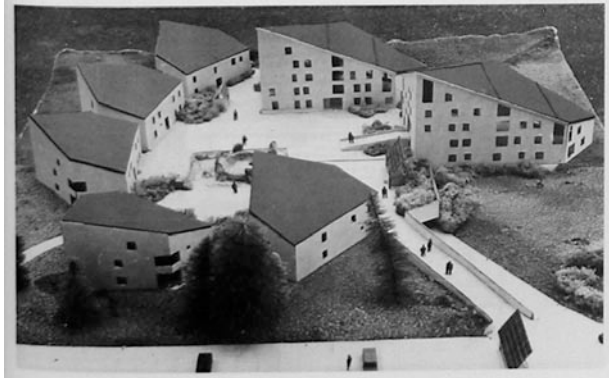
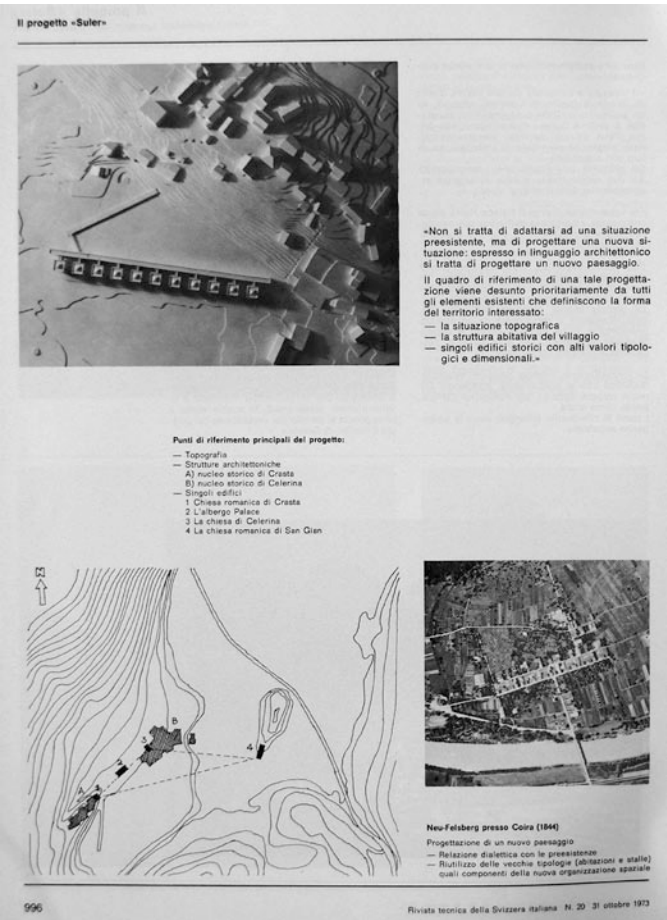
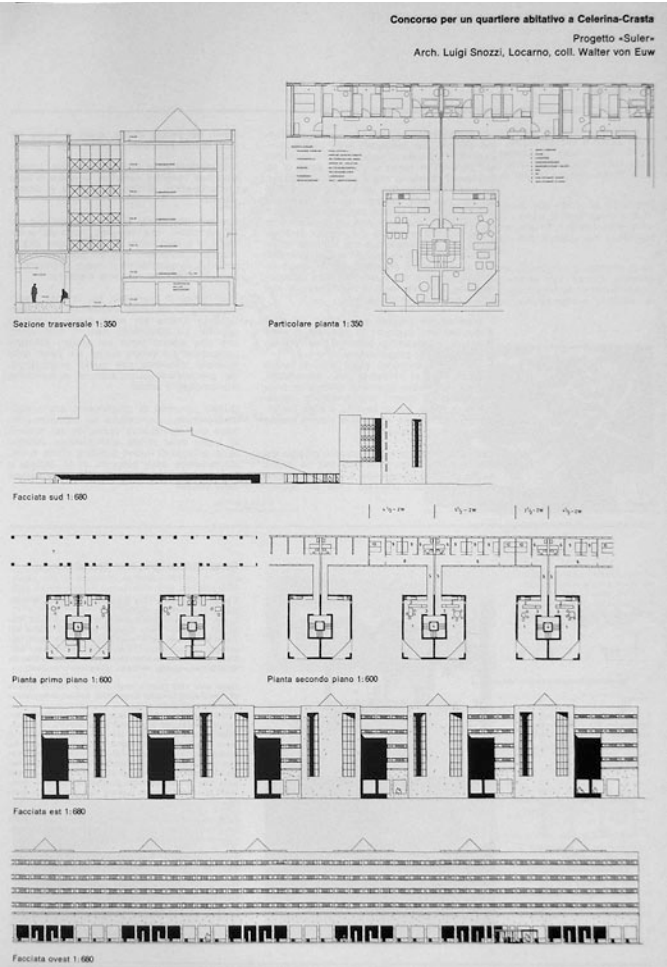


Abb. 102–103: Wettbewerb für eine Wohnsiedlung in Celerina, Projekt von Luigi Snozzi, 1973.

aus: «Concorso di Celerina: dibattito sull'architettura per la montagna», in: *Rivista tecnica*, 20 (64), 31. Oktober 1973, S. 989 und 996.





Beispiel 1: Maiensäss-Hotel Sporz/Lenzerheide

1 Der Weiler Sporz: aus der Ferne noch immer ein Maiensäss, dem man nicht ansieht, dass es ein luxuriöses Hotel verbirgt.
2/3 Eines der Häuser vor und nach dem Umbau.

1 Le hameau de Sporz: vu de loin, il ressemble à un village de montagne, et rien ne permet de supposer qu'il recèle un hôtel de luxe.
2/3 Exemple de chalet avant et après les transformations.

1 The hamlet Sporz: seen from far still looks like a little mountain village, and nothing reveals the new luxury hotel.
2/3 One of the houses before and after reconstruction.

Architekten: Robert Maurer und Peter Hotz, Adliwil
Bauherr: Balz Brunner
1970-1971
Fotos: Liselotte Straub, Ueli Staub, Rudolf Schilling

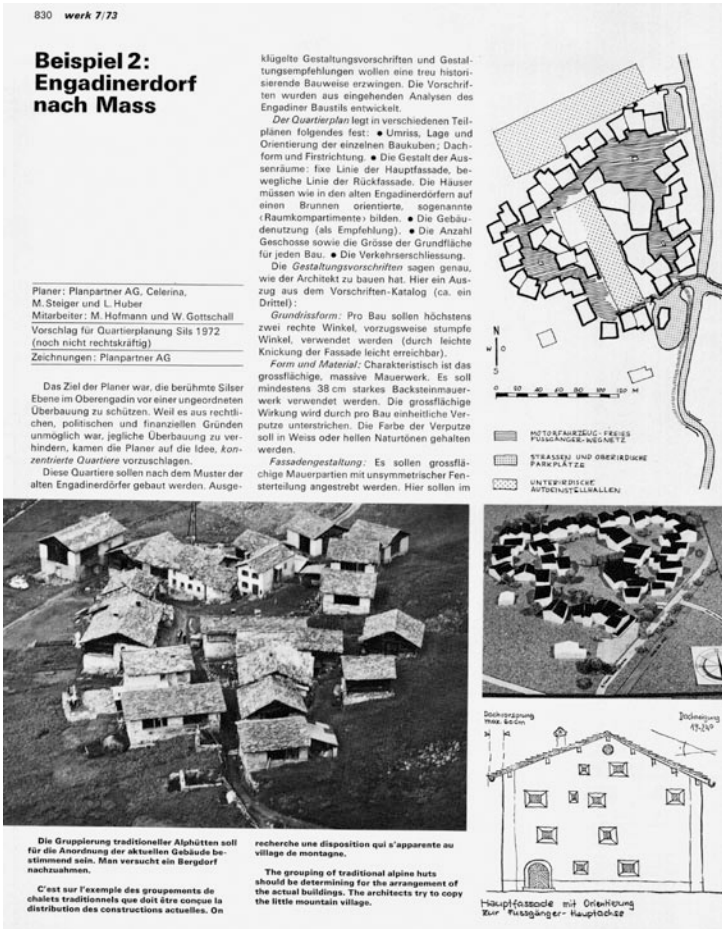
An die 2000 verlassene und allmählich verfallende Maiensässe soll es in den Schweizer Alpen geben. Eines von ihnen kaufte 1970 der Zürcher Grafiker und Filmregisseur Balz Brunner: den Weiler Sporz, südwestlich von Lenzerheide, abseits der Hauptstrasse, am Sonnenhang, wo man eine prächtige Aussicht Richtung Julier hat.

Vom Juli 1970 bis Juli 1971 fand der Umbau statt: Vier ehemalige Ställe wurden zu sogenannten Schlafhäusern mit insgesamt 30 Hotelzimmern. Ein ehemaliges Bergbauernhaus wurde zum Hauptgebäude des Hotels Guardaval. Es enthält die Réception, das Direktionsbüro, Restaurant, Bar, einen Aufenthaltsraum mit Cheminée, Bauernschenke, Weinstube, die Hotelküche.

Gegen aussen hat sich nicht viel verändert. Ein Maiensäss ist restauriert worden: sonnenverbrannte Balken, Bruchsteinmauern, Dorfbrunnen, die heile Alpenwelt von früher. Dort, wo sie zufälligerweise morsch war, hat man sie wiederhergestellt. Die Balken des einen Hauses waren so verfault, dass alles abgetragen werden musste. Ab Fundament wurde das Haus neu gebaut – mit Balken einer anderen, besser erhaltenen Alpthütte, die sorgfältig abgebrochen und Stück für Stück zu Tal geschleppt wurde. Hinter den historischen Fassaden verbirgt sich der »verhaltene Luxus« (Balz Brunner), den der Städter zu seiner Erholung offenbar braucht: Bäder, Duschen, Telefon, Radio, in jedem Zimmer Kühlschrank mit Champagner, Whisky, Weisswein und Mineralwasser, neben Aika-Schnee. Im Restaurant natürlich Grill, rustikale und erlesene Kost, nicht bloss Veltliner, sondern über 50 ausgewählte Weine. »Aktive Ferien« macht man hier, fährt Ski oder reitet Pony oder wandert, je nach Jahreszeit, hört Jazz oder Klassisches, lässt sich verwöhnen – und nie wird das Auge beleidigt von Beton brut oder etwas Ähnlichem.

Abb. 104: Maiensäss-Hotel Sporz, Lenzerheide, Umbau.

aus: Rudolf Schilling, »Tarnarchitektur als Schuld-spruch«, in: *Werk*, 69 (7), Juli 1973, S. 829.



Beispiel 2: Engadinerdorf nach Mass

Planer: Planpartner AG, Celerina, M. Steiger und L. Huber
Mitarbeiter: M. Holmann und W. Gottschall
Vorschlag für Quartierplanung Sils 1972 (noch nicht rechtskräftig)
Zeichnungen: Planpartner AG

Das Ziel der Planer war, die berühmte Silber Ebene im Oberengadin vor einer ungeordneten Überbauung zu schützen. Weil es aus rechtlichen, politischen und finanziellen Gründen unmöglich war, jegliche Überbauung zu verhindern, kamen die Planer auf die Idee, konzentrierte Quartiere vorzuschlagen.

Diese Quartiere sollen nach dem Muster der alten Engadinerdörfer gebaut werden. Ausge-

klügelte Gestaltungsvorschriften und Gestaltungsempfehlungen wollen eine treu historisierende Bauweise erzwingen. Die Vorschriften wurden aus eingehenden Analysen des Engadiner Bausitzes entwickelt.

Der Quartierplan legt in verschiedenen Teilplänen folgendes fest: • Umrisse, Lage und Orientierung der einzelnen Baukörper; Dachform und Finstrichtung. • Die Gestalt der Aussenräume: fixe Linie der Hauptfassade, bewegliche Linie der Rückfassade. Die Häuser müssen wie in den alten Engadinerdörfern auf einen Brunnen orientierte, sogenannte »Raumkompartimente« bilden. • Die Gebäudenutzung (als Empfehlung). • Die Anzahl Geschosse sowie die Grösse der Grundfläche für jeden Bau. • Die Verkehrserschliessung.

Die Gestaltungsvorschriften sagen genau, wie der Architekt zu bauen hat. Hier ein Auszug aus dem Vorschriften-Katalog (ca. ein Drittel):

Grundrissform: Pro Bau sollen höchstens zwei rechte Winkel, vorzugsweise stumpfe Winkel, verwendet werden (durch leichte Knickung der Fassade leicht erreichbar).

Form und Material: Charakteristisch ist das grossflächige, massive Mauerwerk. Es soll mindestens 38 cm starkes Backsteinmauerwerk verwendet werden. Die grossflächige Wirkung wird durch pro Bau einheitliche Verputze unterstrichen. Die Farbe der Verputze soll in Weiss oder hellen Naturtönen gehalten werden.

Fassadengestaltung: Es sollen grossflächige Mauerpartien mit unsymmetrischer Fensteranordnung angestrebt werden. Hier sollen im

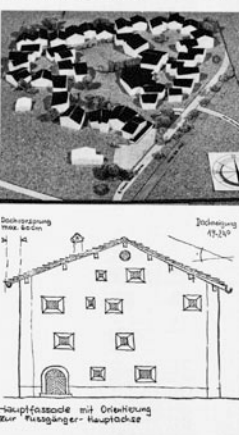


Abb. 105: Ein »Engadiner Dorf nach Mass«, Quartierplan für Sils i.E., Martin Steiger und Luzius Huber, 1972.

aus: Rudolf Schilling, »Tarnarchitektur als Schuld-spruch«, in: *Werk*, 69 (7), Juli 1973, S. 830.

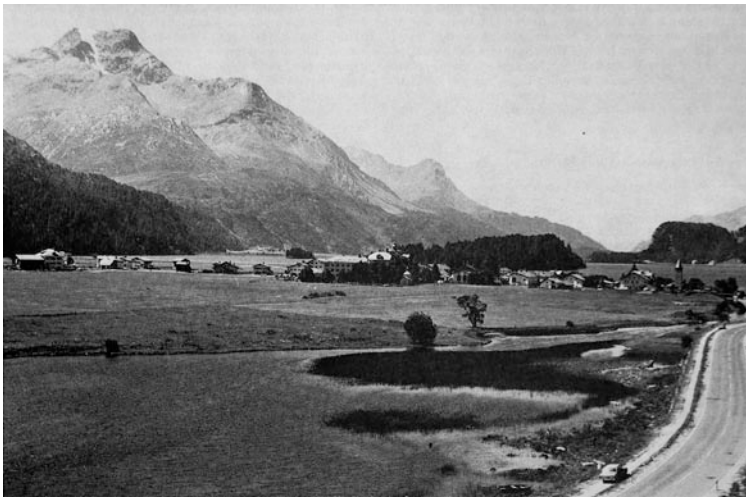


Abb. 106: Die Ebene zwischen Inn und Sils-Baselgia, 1971.

aus: Marius Baschung, «Die Koordination der Gesetzgebung des Bundes und des Kantons Graubünden auf dem Gebiet der Raumplanung», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Graubünden morgen»], 31 (2), April 1972, S. 63.

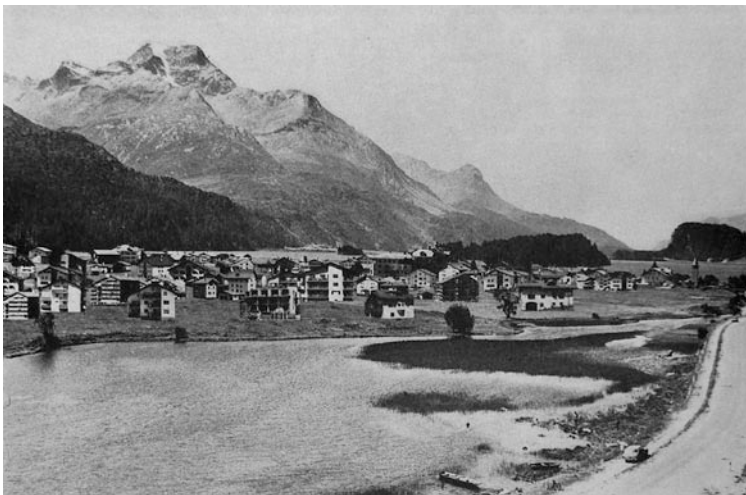


Abb. 107: «Die Silserebene, wie sie auf Grund des 1962 in Kraft gesetzten Zonenplanes hätte überbaut werden können.» Fotomontage.

aus: Marius Baschung, «Die Koordination der Gesetzgebung des Bundes und des Kantons Graubünden auf dem Gebiet der Raumplanung», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Graubünden morgen»], 31 (2), April 1972, S. 62.

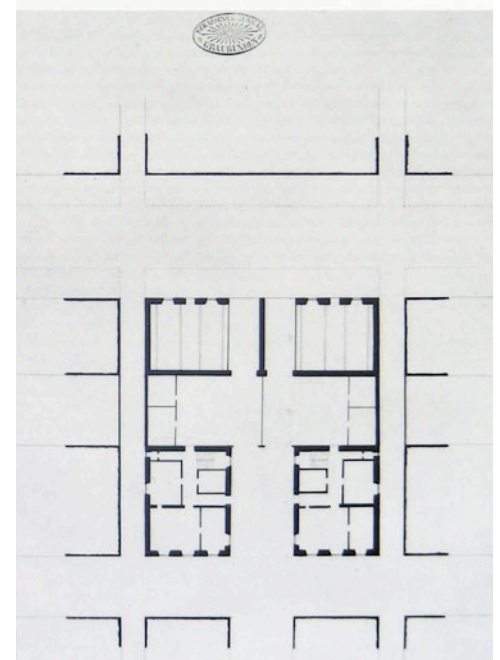
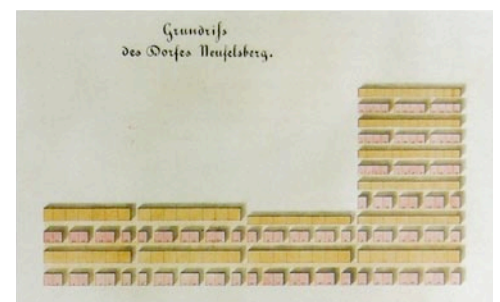


Abb. 108: Eine Vorstudie für den Lageplan von Neufelsberg sowie ein Projekt für zwei Häuser als spiegel-symmetrische Anlage, 1844/45.

aus: Nott Caviezel, *Dorfbrände in Graubünden 1800–1945*, Bern: Stämpfli, 1998 [Schriftenreihe Chesa Planta Zuoz; 4], S. 47 [StAGR].

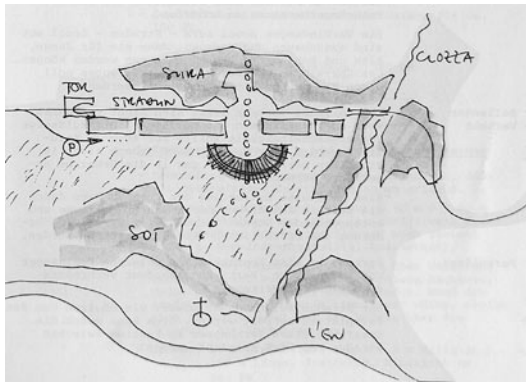


Abb. 109: Lageplan des Stradun, Scuol, Robert Obrist, 1980.

aus: Robert Obrist, *Baugestaltung in den Regionen. Fallbeispiel Scuol. Siedlungserneuerung und Demokratie. Gestaltung und Entwicklung des zentralen Kurortbereiches von Scuol*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., August 1980, S. 37.

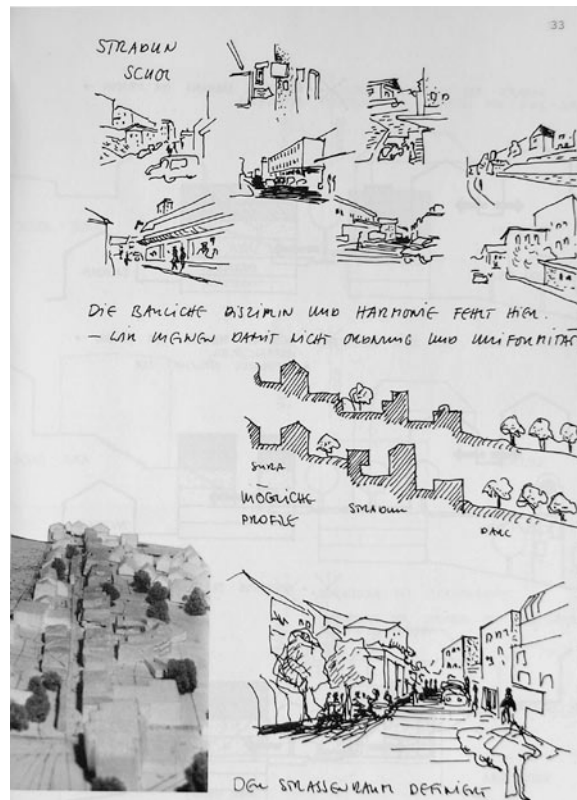


Abb. 110: Stradun Scuol «Die bauliche Disziplin und Harmonie fehlt hier. – Wir meinen damit nicht Ordnung und Uniformität.» Robert Obrist, 1980.

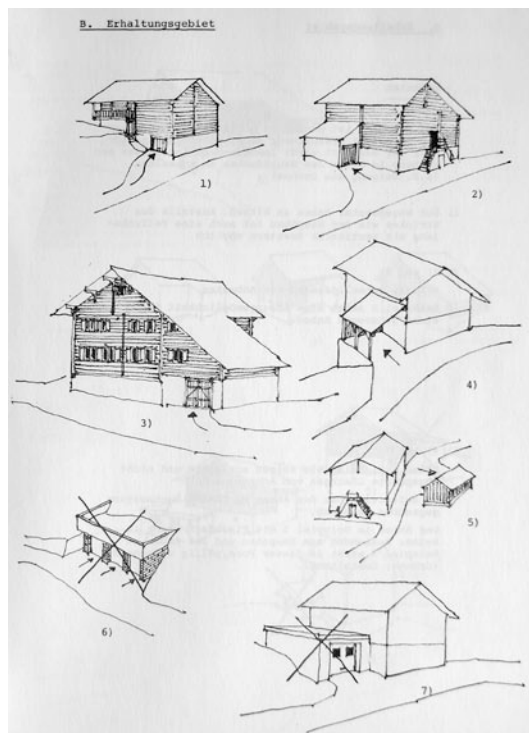


Abb. 111: «Klare Vorstellungen» für das Bauen im Erhaltungsgebiet von Sedrun, Hans Stauffer, 1979.

aus: Hans Stauffer, *Fallbeispiel Tujetsch. Romanische Dofsiedlungen in der Surselva*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Dezember 1979, S. 31.

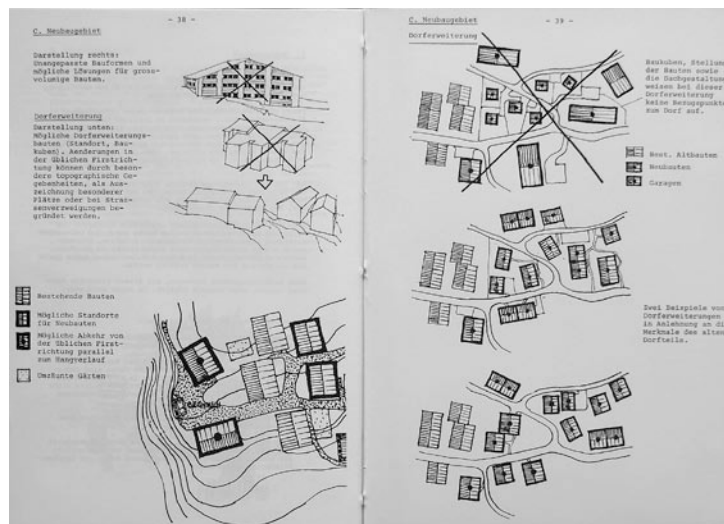


Abb. 112: Gute und schlechte Beispiele für die Gestaltung der Dorferweiterung von Sedrun, Hans Stauffer, 1979.

aus: Hans Stauffer, *Fallbeispiel Tujetsch. Romanische Dofsiedlungen in der Surselva*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Dezember 1979, S. 38/39.

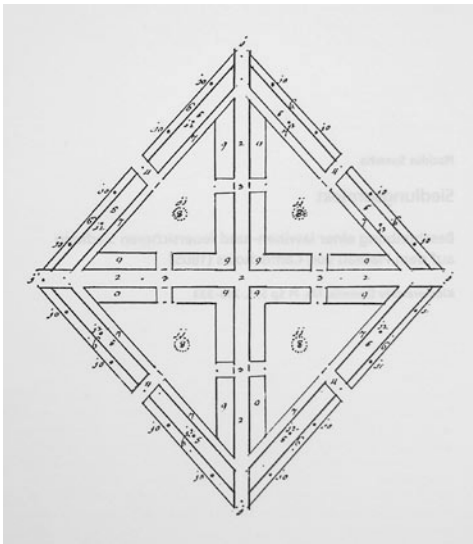


Abb. 113: Vorschlag für ein «allgemeines, regelmässiges und wohlgebautes Dorf gleich einer Stadt», Placidus a Spescha, 1805.

aus: Placidus Spescha, «Beschreibung einer lawinen- und feuersicheren Siedlung auf dem Plateau von Camischolas» (1805), in: Ursula Scholian Izeti (Hg.), *Placidus Spescha. Beschreibung der Val Tujetsch*, Zürich: Chronos, 2009, S. 318.

Abb. 114: «Ortserweiterungen in geschlossener Bauweise wie dieser Entwurf für Oberdorf von H. Tesar, 1976, stossen in den Dörfern auf wenig Gegenliebe...der Trend zum freistehenden Haus ist unübersehbar, auch in Vicosoprano.» (links). Drei Entwurfsschritte für das neue Bebauungsmuster, Peter Zumthor, 1980 (rechts).

aus: Peter Zumthor, *Fallbeispiel Vicosoprano. Entwicklung eines gestalterischen Grundgerüsts für eine Bauzone mit privaten Einfamilienhäusern am Dorfrand*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Februar 1980, S. 14/15.

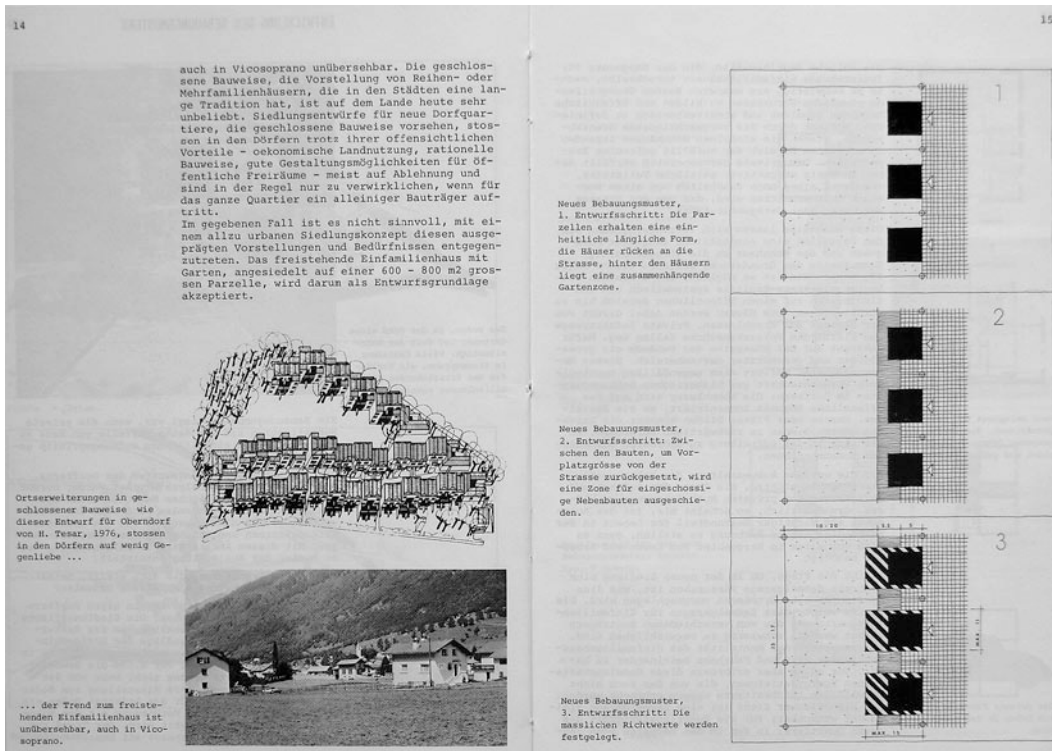
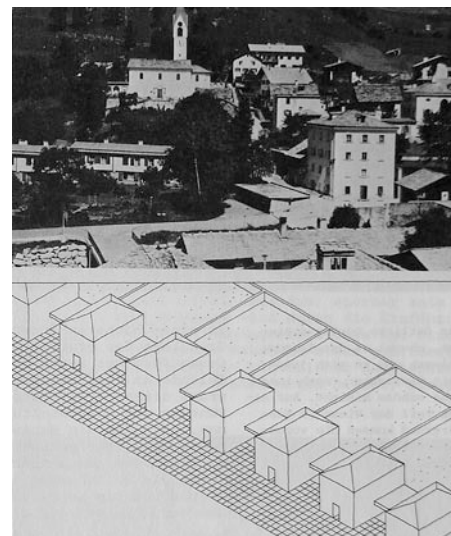


Abb. 115: Bauten um 1900 in Vicosoprano (oben). Schematische Darstellung des Ordnungsprinzips für ein neues Quartier, Peter Zumthor, 1908 (unten).

aus: Peter Zumthor, *Fallbeispiel Vicosoprano. Entwicklung eines gestalterischen Grundgerüsts für eine Bauzone mit privaten Einfamilienhäusern am Dorfrand*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Februar 1980, S. 19.



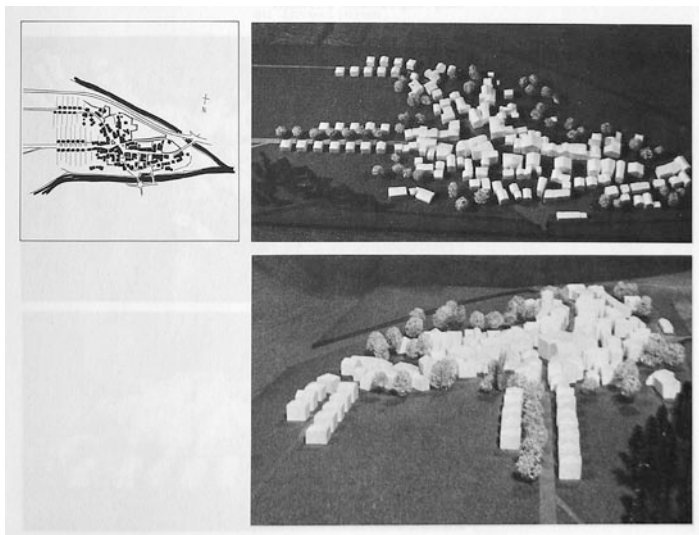


Abb. 116–118: Konzepte «Kontinuität», «Dialog» und «Eigenständigkeit» für ein neues Quartier am Dorfrand von Vicosoprano, Peter Zumthor, 1980.

aus: Peter Zumthor, *Fallbeispiel Vicosoprano. Entwicklung eines gestalterischen Grundgerüsts für eine Bauzone mit privaten Einfamilienhäusern am Dorfrand*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Februar 1980, S. 21/22/23.

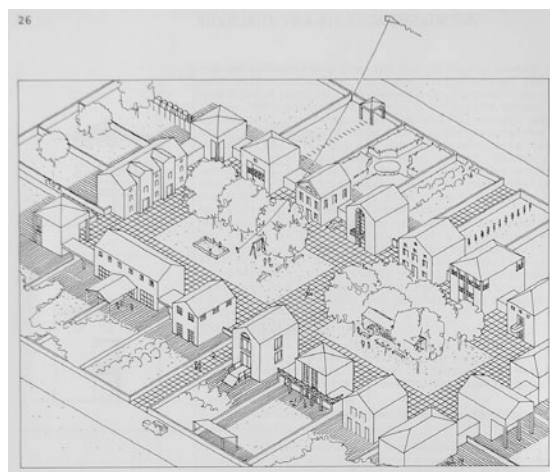
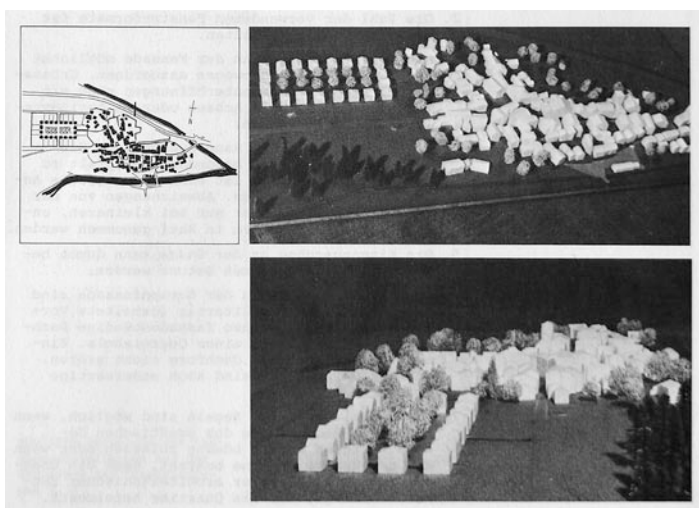
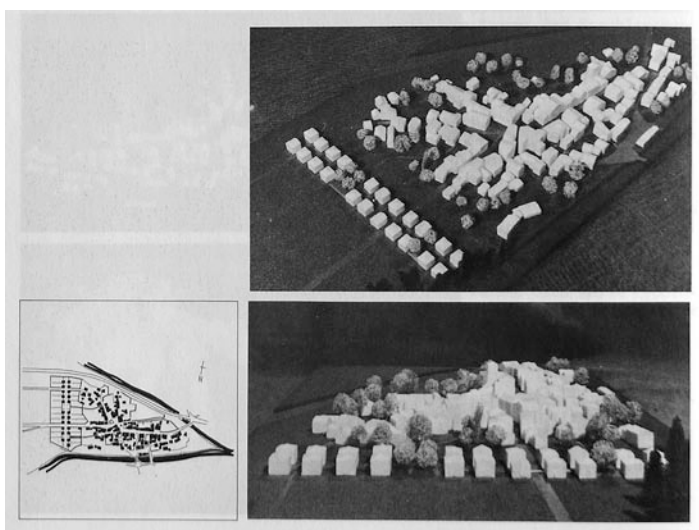


Abb. 119: Isometrie eines neuen Quartiers am Dorfrand von Vicosoprano nach dem Konzept «Eigenständigkeit», Peter Zumthor, 1980.

aus: Peter Zumthor, *Fallbeispiel Vicosoprano. Entwicklung eines gestalterischen Grundgerüsts für eine Bauzone mit privaten Einfamilienhäusern am Dorfrand*, Bericht im Rahmen der BVR-Studie «Baugestaltung in den Regionen», hrsg. von der Bündner Vereinigung für Raumplanung, o.O., Februar 1980, S. 26.

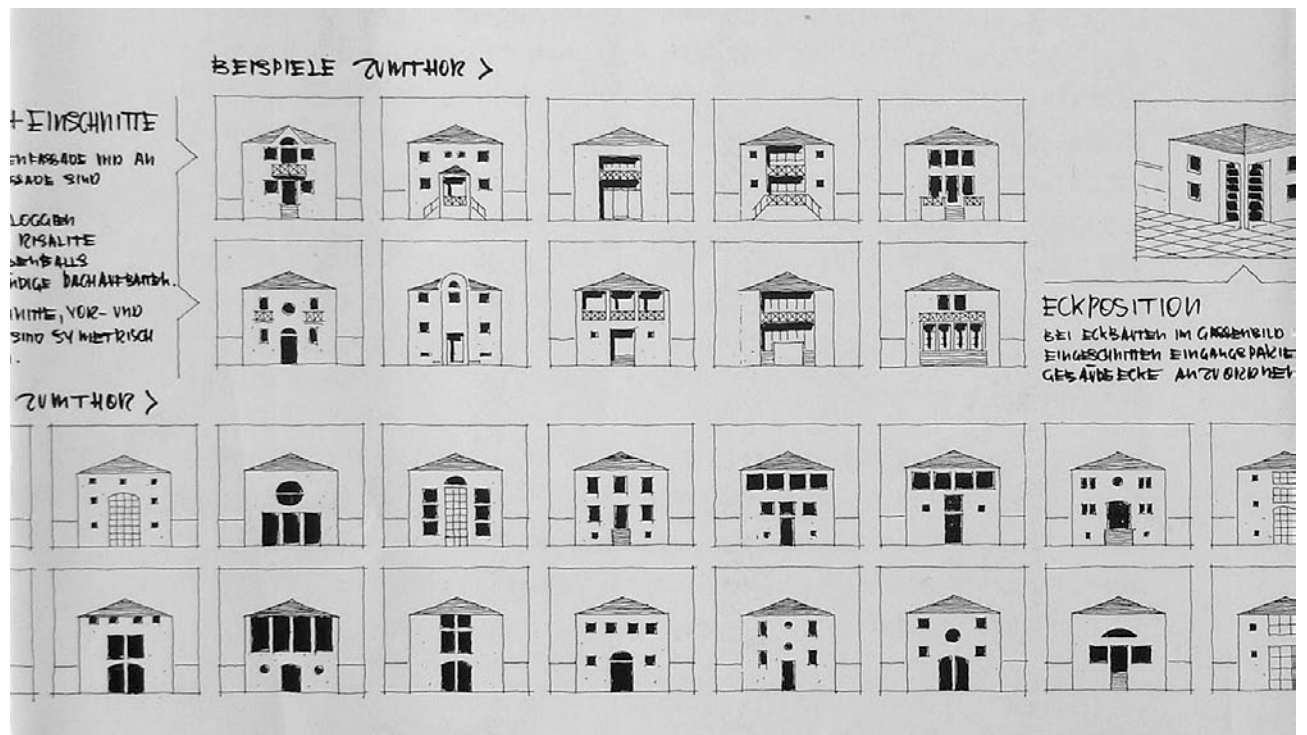


Abb. 120: Varianten von Fassaden nach dem Prinzip der Regelmässigkeit und der Wiederholung für das neue Quartier am Dorfrand von Vicosoprano, Peter Zumthor, 1980.

aus: *Informationen. Informationsblatt Bündner Vereinigung für Raumplanung*, Nr. 4, Dezember 1979, Titelblatt.

Abb. 121: Erweiterung Schulhaus Churwalden, Peter Zumthor, 1979–1983.

Foto: Carmelia Maissen.





Abb. 122: Ferienhaus Wegemann,
Flims, Monica Brügger, 1965–1968.

[FRAK WaMB]



Abb. 123: Gemeindehaus Filisur,
Robert Obrist, 1970–1976.

aus: Robert Obrist, *Robert Obrist. Bauten, Projekte und Planungen 1962–2002*,
hrsg. von Hannes Ineichen, Blauen: Docu
AG Schweizer Baudokumentation, 2002
[Monografien Schweizer Architekten und
Architektinnen; 6], S. 35.



Abb. 124: Restaurant Conn, Flims,
Hans Peter Menn, 1966–1967.

Foto: Hans Peter Menn [Büroarchiv Hans
Peter Menn, Chur].

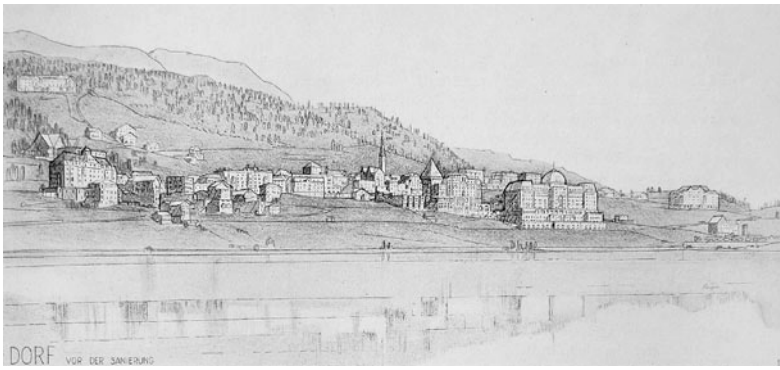


Abb. 125: St. Moritz-Dorf, 1945.

aus: Werner M. Moser u.a., «St. Moritz», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 54.

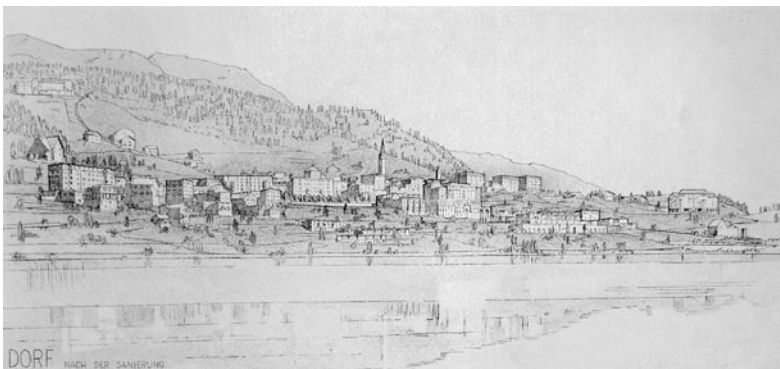


Abb. 126: St. Moritz-Dorf nach der Sanierung, Vorschlag im Rahmen der «Aktion Meili» zur baulichen Sanierung von Hotels und Kurorten, 1945.

aus: Werner M. Moser u.a., «St. Moritz», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 55.

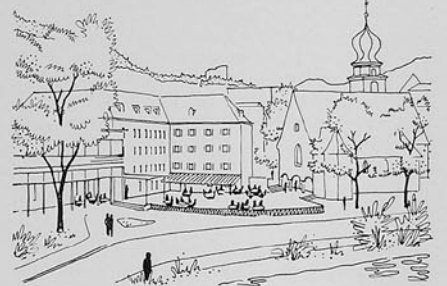


Abb. 7. Umgestaltung vor dem Hotel Seehof, Davos-Dorf

Abb. 8. Umgestaltung des Pro-Juventute-Viertels

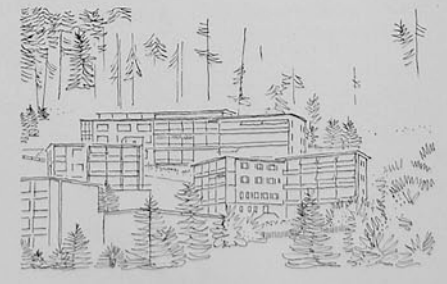


Abb. 127: Jetzt-Zustand und Umgestaltungsvorschlag des Hotels Seehof sowie des Pro-Juventute-Viertels in Davos, Vorschlag im Rahmen der «Aktion Meili» zur baulichen Sanierung von Hotels und Kurorten, 1945.

aus: Ernst F. Burckhardt, Rudolf Gaberel, «Davos», in: Armin Meili (Hg.), *Bauliche Sanierung von Hotels und Kurorten. Schlussbericht*, bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Eidgenössischen Amtes für Verkehr, Erlenbach-Zürich: Verlag für Architektur, 1945, S. 72.

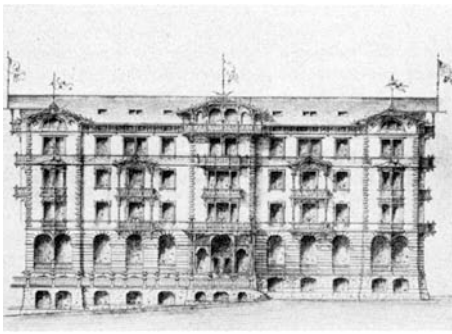


Abb. 128: Kurhaus Lenzerheide, originaler Aufriss und Modell des Umbaus von Robert Neukomm (oben). Hotel Adula, Flims, Altbauten von 1905 mit Verbindungstrakt von 1929, erneuertes Hotel (unten).

aus: Theo Schmid, «Die bauliche Regeneration unserer Hotellerie», in: *Werk*, 49 (7), Juli 1962, S. 229.

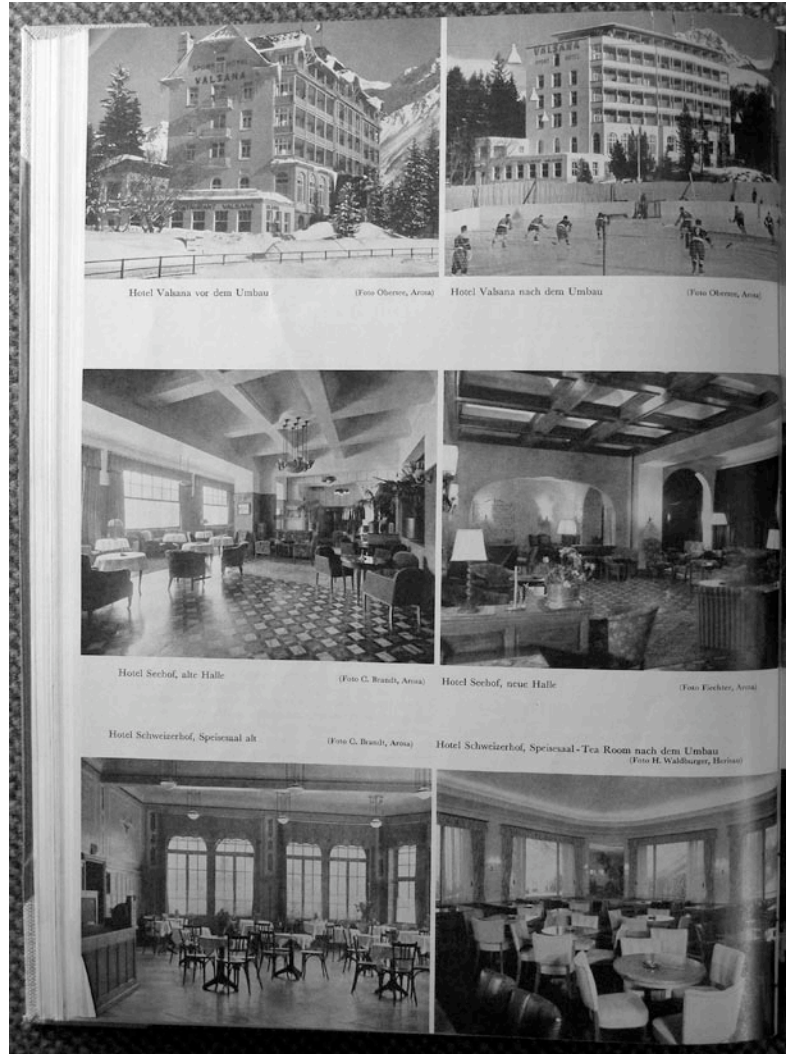


Abb. 129: Hotelerneuerungen in Arosa in den fünfziger Jahren.

aus: *Terra Grischuna* [Themenheft «Bündner Hotellerie heute und morgen»], 16 (4), Juni 1957, o.S.



Abb. 130: Kurhaus Lenzerheide, Nikolaus Hartmann, 1898–1900.

aus: Fritz Ludescher, *Vom Maiensäss zum Kurort. 125 Jahre Kurhaus und Kurort Lenzerheide*, hrsg. von der Gemeinde Vaz/Obervaz, Chur: Casutt, [2007], S. 42.



Hotel Eden nach 1930



Hotel Scalottas vor 1950

Abb. 131: Lenzerheide, umgebautes Hotel Eden und Scalottas, um 1930.

aus: Fritz Ludescher, *Vom Maiensäss zum Kurort. 125 Jahre Kurhaus und Kurort Lenzerheide*, hrsg. von der Gemeinde Vaz/Obervaz, Chur: Casutt, [2007], S. 87.

Abb. 132: Kurhaus Lenzerheide, Hauptfassade.

Foto: Carmelia Maissen.



Abb. 133: Kurhaus Lenzerheide, Detail Fassade.

Foto: Carmelia Maissen.





Abb. 134: Prospekt Hotel Hauser St. Moritz mit Altbau von 1955.

[Archiv Hotel Hauser, St. Moritz]



Abb. 135: Tearoom Hauser St. Moritz im Altbau von 1955.

[Archiv Hotel Hauser, St. Moritz]



Abb. 136: Aufstockung Hotel Hauser, St. Moritz, Perspektive, Robert Obrist, 1970.

[Archiv Gemeinde St. Moritz]



Abb. 137: Hotel Hauser,
St. Moritz.

Foto: Carmelia Maissen.



Abb. 138: Neues Kurhaus
St. Moritz Bad, Salle de Conver-
sation, 1864.

aus: Isabelle Rucki, *Das Hotel in den
Alpen. Die Geschichte der Oberenga-
diner Hotelarchitektur von 1860 bis
1914*, Zürich: gta – Ammann, 1989,
S. 80.

Der Erker in der heutigen Architektur oder der Ärger mit dem Erker

Robert Obrist, St. Moritz



Jugendstilerker an einem Hotel im Oberengadin



Fragwürdiger Erkereinbau bei einem freistehenden modernen
mehrstöckigen Wohnhaus.

Abb. 139: «Der Erker in der heu-
tigen Architektur oder der Ärger
mit dem Erker», Robert Obrist,
1973.

aus: Robert Obrist, «Der Erker in der
heutigen Architektur oder der Ärger
mit dem Erker», in: *Terra Grischuna*
[Themenheft «Türen, Tore und Erker
am Bündner Haus»], 32 (3), Juni
1973, S. 152.



Abb. 140: Talstation, Bergbahn Furtischellas, Sils im Engadin, Robert Obrist, 1973.

Foto: Carmelia Maissen.



Abb. 141: La Flaine, Marcel Breuer, 1960–1976.

aus: Jean-Paul Brusson, «Flaine-la-ville, Flaine-la-montagen. Une station touristique de Haute-Savoie dessinée par l'architecte Marcel Breuer», in: *Kunst und Architektur in der Schweiz*, 50 (3), 1999, S. 40. Foto: Photozoom/Office du tourisme de Flaine.

Abb. 142: La Flaine, Situationsplan, Marcel Breuer, undatiert.

aus: Tician Papachristou, *Marcel Breuer. Neue Bauten und Projekte*, Teufen: Arthur Niggli, 1970, S. 71.

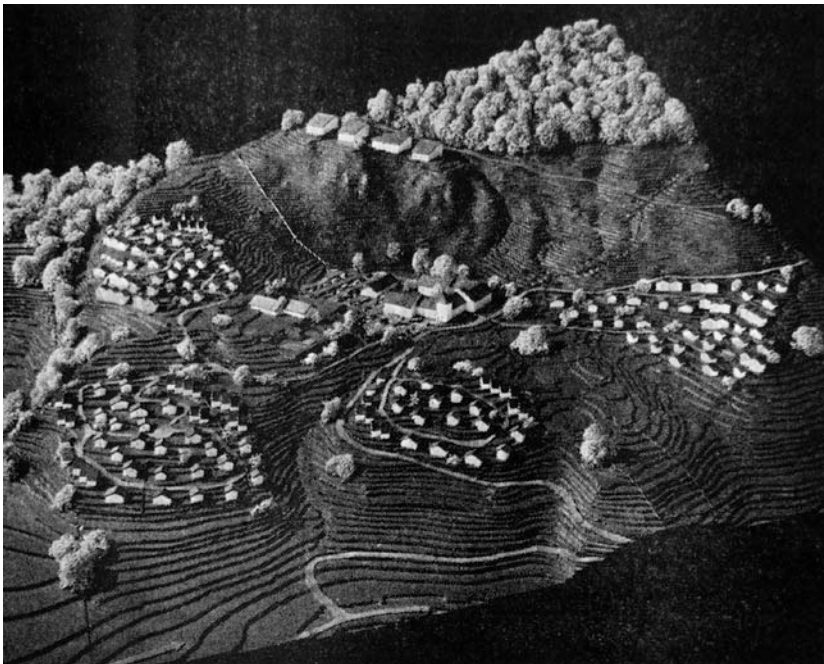
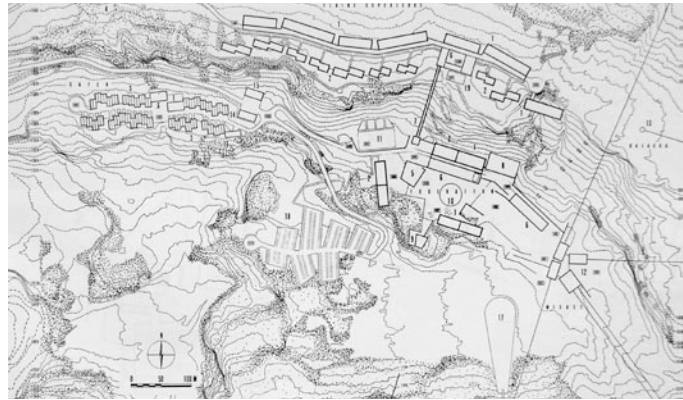


Abb. 143: Feriensiedlung Vallada Nova, Modell, undatiert.

aus: Carl Bieler, ««Vallada Nova»: Wird, was lange währt, endlich gut? Das touristische Grossprojekt im Lugnez», in: *Bündner Zeitung*, 99 (268), 11. Oktober 1975, S. 3. Foto: Grünert.

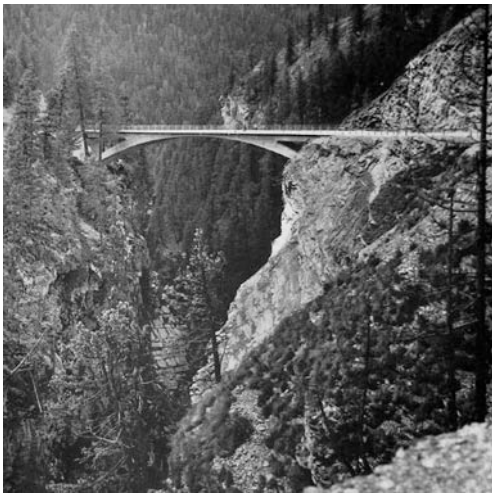


Abb. 144: Die neue Letziwaldbrücke über den Averser Rhein unterhalb von Cresta.

aus: *Terra Grischuna* [«Sondernummer zur Einweihung der Kraftwerkanlagen Hinterrhein-Valle di Lei»], 22 (4), August 1963, o.S.

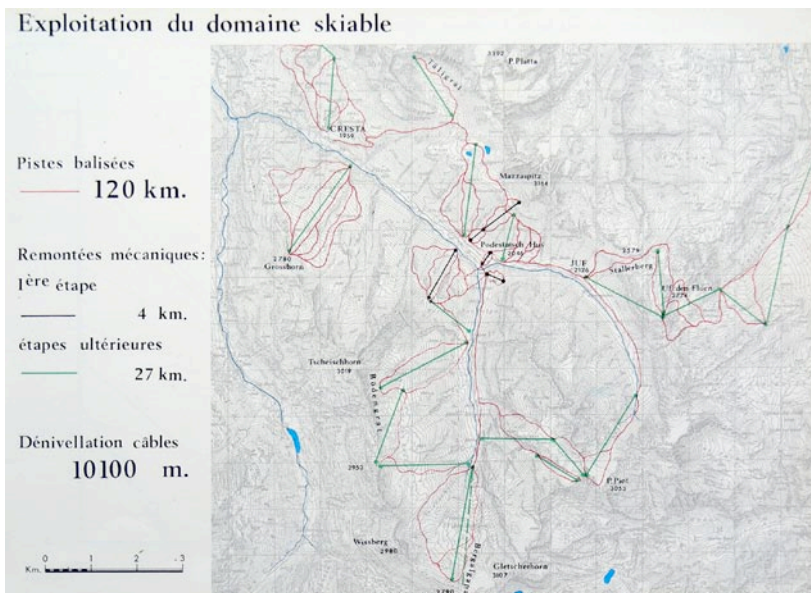


Abb. 145: Projektgebiet Skiregion Avers, 1966.

aus: Cresta-Juf Sportförderung AG, *Projet d'une station touristique à Cresta-Juf. Résumé de l'étude de synthèse SGI du 3 février 1967*, 20. Februar 1967, S. 14 [Archiv Gemeinde Avers, B 14 Bauwesen].

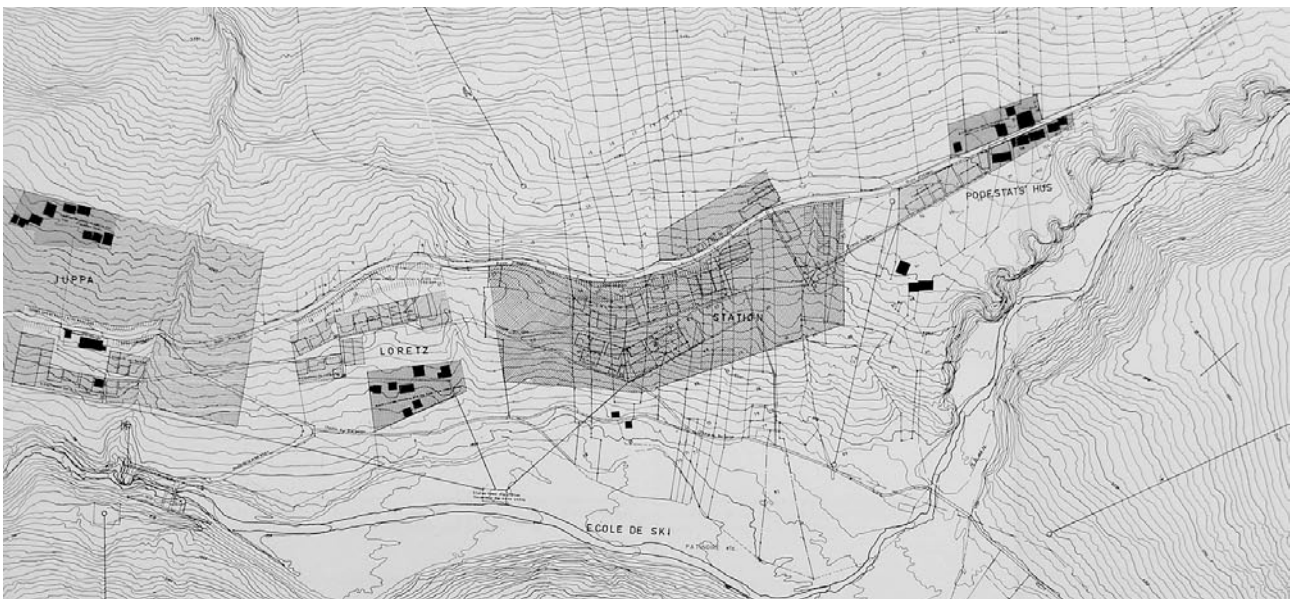


Abb. 146: Entwurf Übersichtsplan erste Ausbauetappe, Arthur Lozeron, Marc Mozer, René Koechlin, Stand 1966.

aus: Cresta-Juf Sportförderung AG, *Cresta-Juf*, [Mai 1966], S. 18 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].



Abb. 147: «Die traditionelle Architektur des Tals erinnert sowohl an die Engadinerhäuser als auch an Holzhütten.» Häuser des Weilers Podestatsch Hus im Avers.

aus: Cresta-Juf Sportförderung AG, *Cresta-Juf*, [Mai 1966], S. 10 [Akten Anna und Bartholome Klucker, Avers-Cresta].

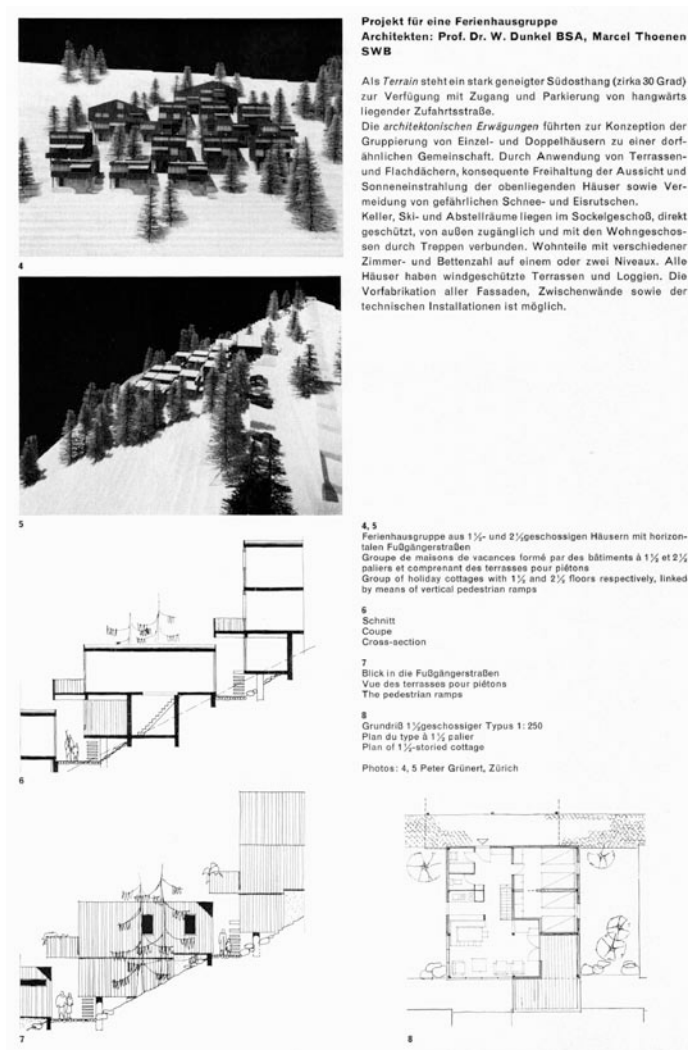


Abb. 148: Projekt für die Ferienhaussiedlung Moléson-Village, William Dunkel und Marcel Thoenen, 1965.

aus: William Dunkel, «Moléson-Village», in: *Werk*, 52 (4), April 1965, S. 134



Abb. 149: «Auch die kleine Schule von Avers-Cresta erhielt vor kurzer Zeit eine neue Unterkunft, die Lehrer und Schüler gleichermaßen erfreut. Das Haus bildet mit den älteren Bauernhäusern eine harmonische Einheit.» Schulhaus Avers-Cresta, Richard Brosi, 1964–1965.

aus: Chr. Schmid, «Das Schulwesen im Kanton Graubünden», in: *Terra Grischuna*, 29 (6), Dezember 1970, S. 273. Foto: Kuster, Zürich.

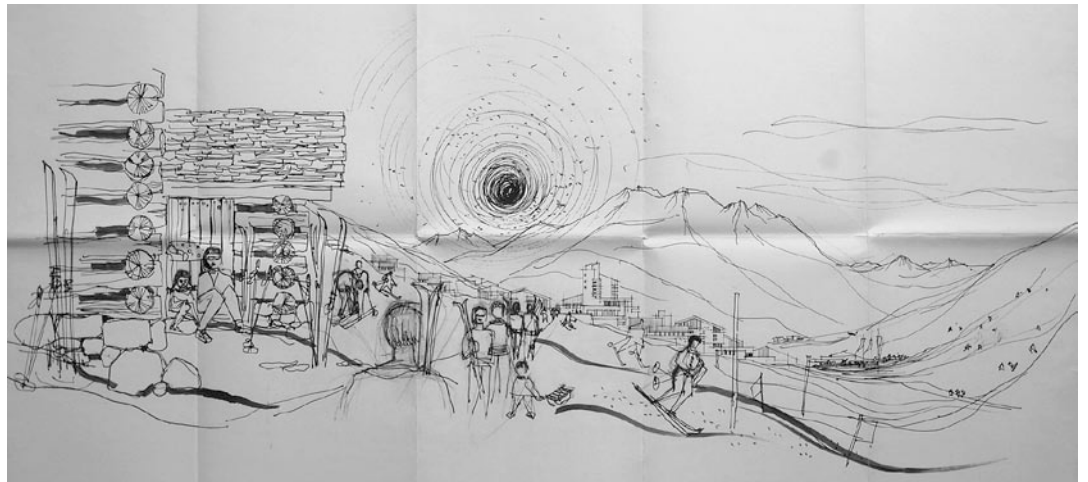
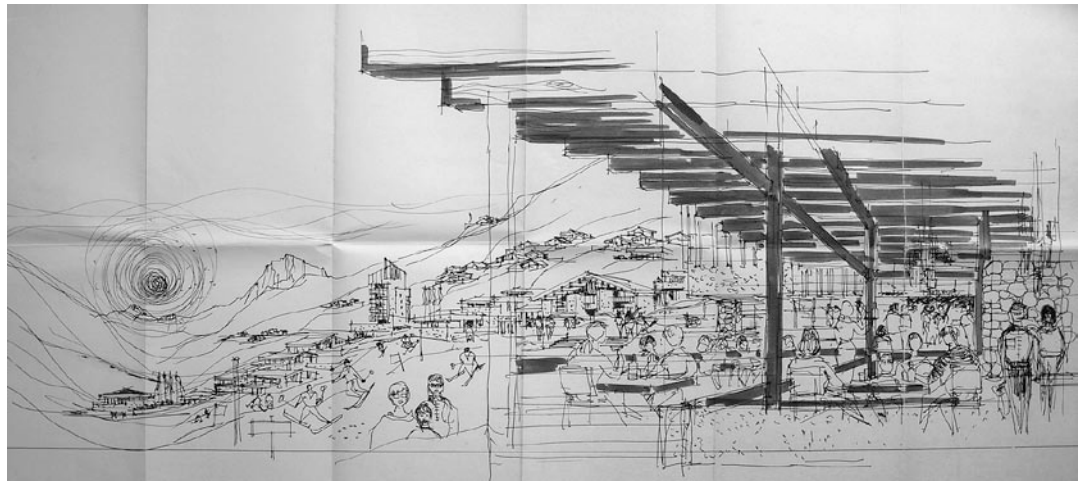


Abb. 150–152: Leitbild für die architektonische Gestaltung der Feriensiedlung Cresta-Juf, Avers, kolorierte Perspektiven, Richard Brosi, 1968.

[Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur]





Abb. 153: «Der touristische Ausbau des höchsten Dorfes der Schweiz würde den Charakter des Tales – des Quellgebietes des Averser Rheins – vollständig ändern. Einzig das Motiv der gruppierten Weiler erinnert an die alte Ordnung der Gemeinde.» Richard Brosi, 1971.

aus: Richard Brosi, «Cresta-Juf. Leitbild für die architektonische Gestaltung des Ferienzentrums Cresta-Juf im Averstal, Graubünden», in: *Werk*, 58 (1), Januar 1971, S. 23.

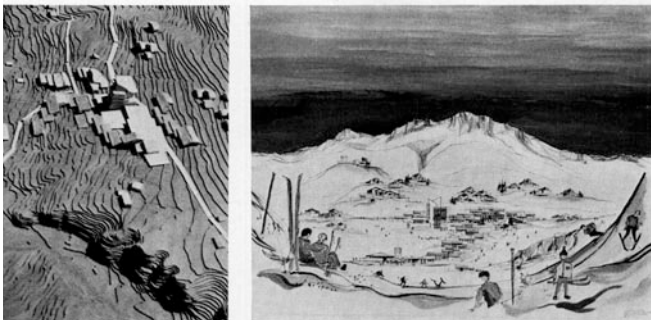


Abb. 154: Feriensiedlung Cresta-Juf, Avers, Lageplan, Stand 1969, Richard Brosi.

[Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur]

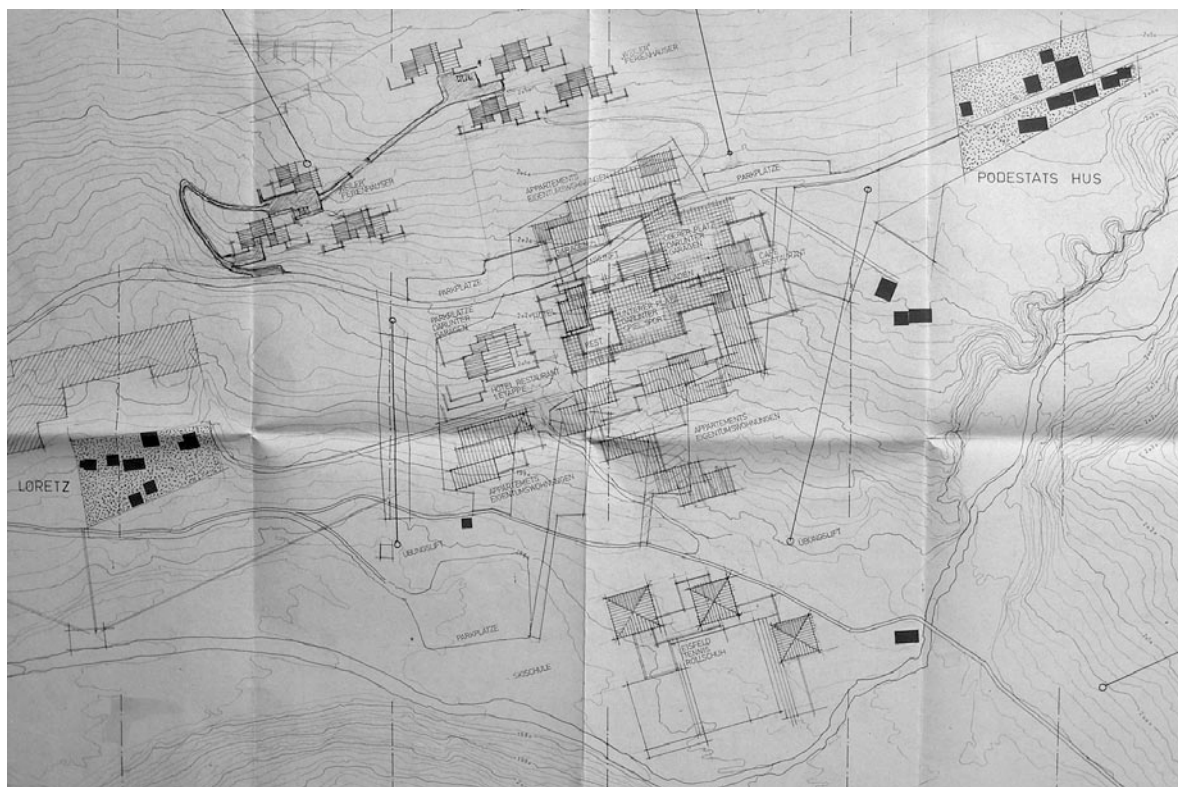




Abb. 155: Baustelle der Staumauer Valle di Lei mit der Barackensiedlung für die Bauarbeiter, Ende der fünfziger Jahre.

aus: Società Edison, «Impianto Valle di Lei-Ferrera. La diga della Valle di Lei», in: *Terra Grischuna* [«Sondernummer zur Einweihung der Kraftwerkanlagen Hinterrhein-Valle di Lei»], 22 (4), August 1963, S. 203. Foto: Società Edison.

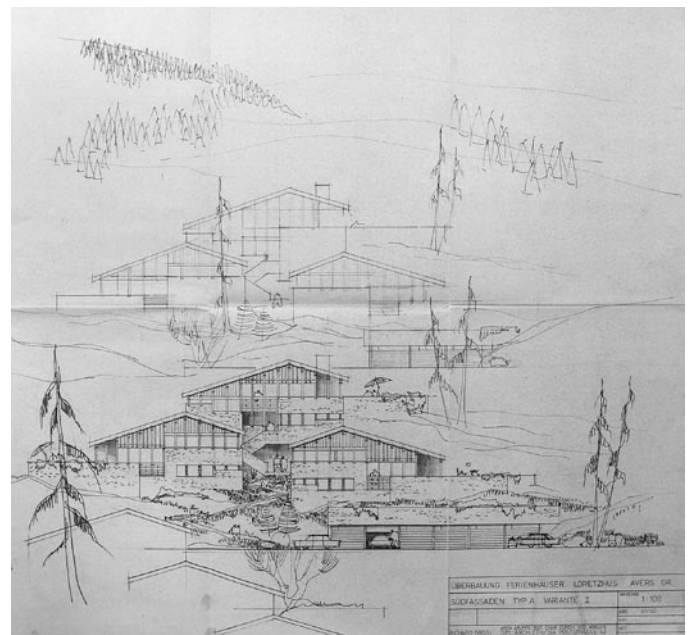
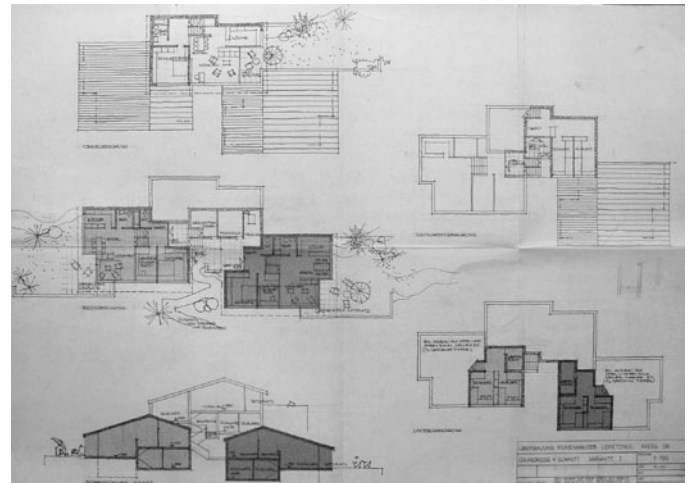


Abb. 156–157: Ferienhausüberbauung Loretzhaus, Avers, Grundrisse, Schnitte und Südfassaden Variante I, Richard Brosi, undatiert.

[Büroarchiv Richard Brosi, Zürich/Chur]



Abb. 158: Appartementanlage hinter Hotelurm Arabella, San Bernardino, siebziger Jahre.

Foto: Carmelia Maissen.



Abb. 159: Ferienresidenz Mons Avium, San Bernardino, siebziger Jahre.

Foto: Carmelia Maissen.

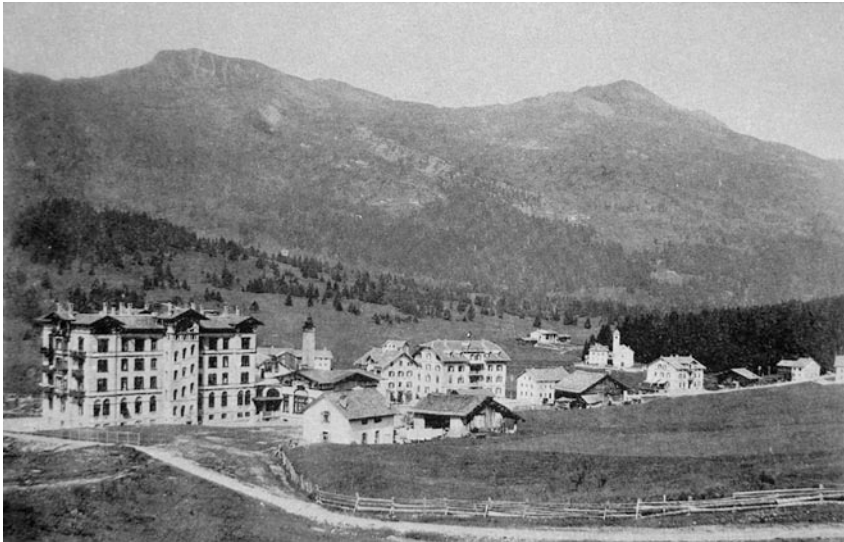


Abb. 160: Lenzerheide um 1900 mit dem Hotel Kurhaus links.

aus: R. Hefti, «Kurortsentwicklung von den Anfängen bis heute», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Kurortsentwicklung in Lenzerheide-Valbella»], 30 (5), Oktober 1971, S. 276.

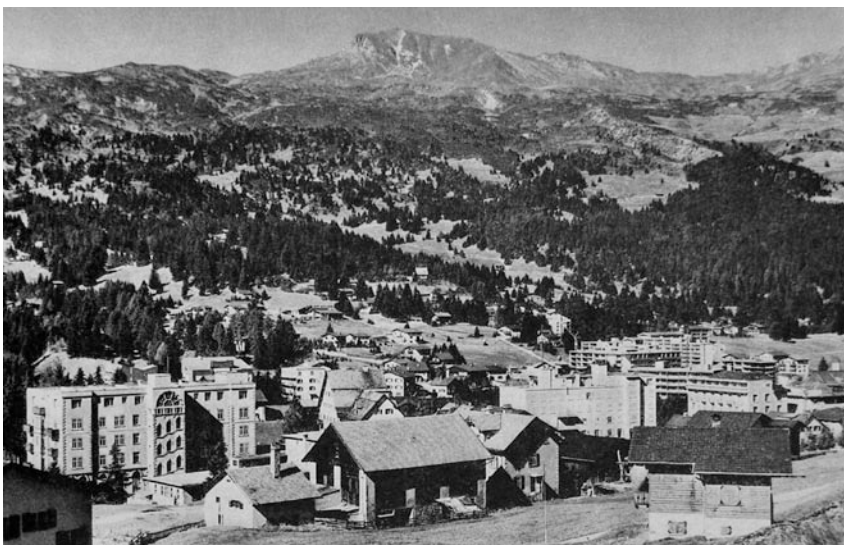


Abb. 161: Lenzerheide um 1970 mit dem Hotel Kurhaus links.

aus: R. Hefti, «Kurortsentwicklung von den Anfängen bis heute», in: *Terra Grischuna* [Themenheft «Kurortsentwicklung in Lenzerheide-Valbella»], 30 (5), Oktober 1971, S. 277. Foto: Genstetter, Davos.

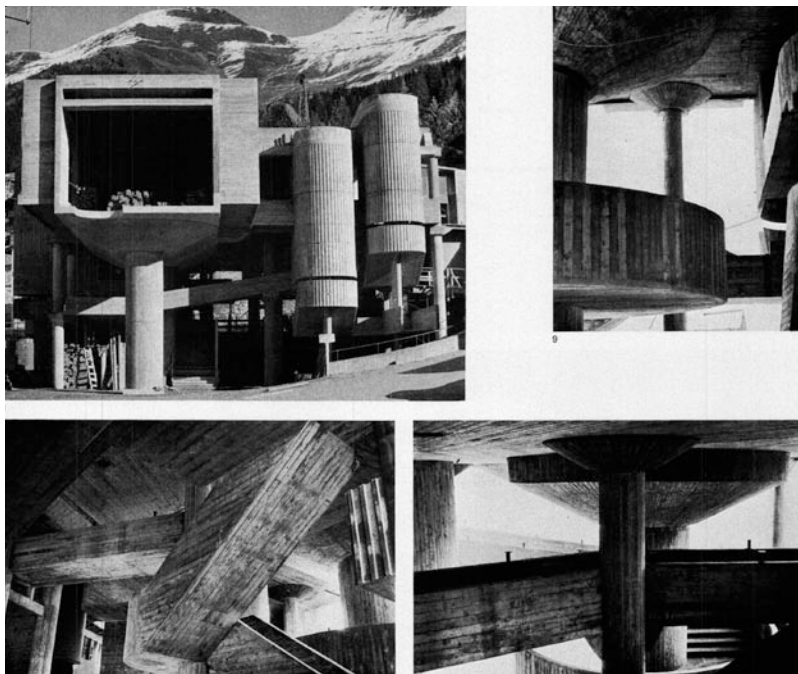


Abb. 162: Seilbahnstation Télérverbier, Verbier, Jean-Paul Darbellay, 1966–1972.

aus: Jean-Paul Darbellay, «Bauen in den Alpen – ein Panorama», in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 255.



Abb. 163: Wohnungen für die Angestellten der Grande Dixence, Les Haudères/VS, P. Morisod, J. Kyburz, Ed. Furrer.

aus: Jean-Paul Darbellay, «Bauen in den Alpen – ein Panorama», in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 249.

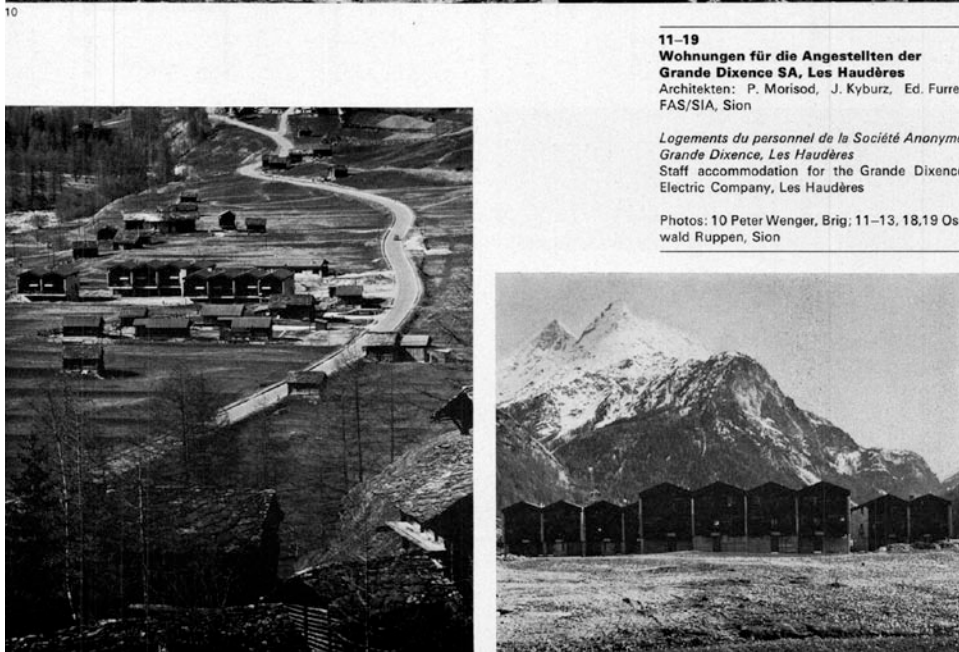




Abb. 164: Feriensiedlung Soleval, Lenzerheide, Zeitungsinserat, 1973.

aus: *Neue Zürcher Zeitung*, 194 (583), 15. Dezember 1973, S. [10].



Abb. 165: Feriensiedlung Soleval, Lenzerheide, Modell, Jean-Paul Darbellay, undatiert.

aus: Jean-Paul Darbellay, Fritz Maurhofer, «Ferienüberbauung Soleval», in: *Terra Grischuna*, 30 (5), Oktober 1971, S. 305.



Abb. 166: Feriensiedlung Soleval, Lenzerheide, Jean-Paul Darbellay, 1970–1980.

Foto: Carmelia Maissen.

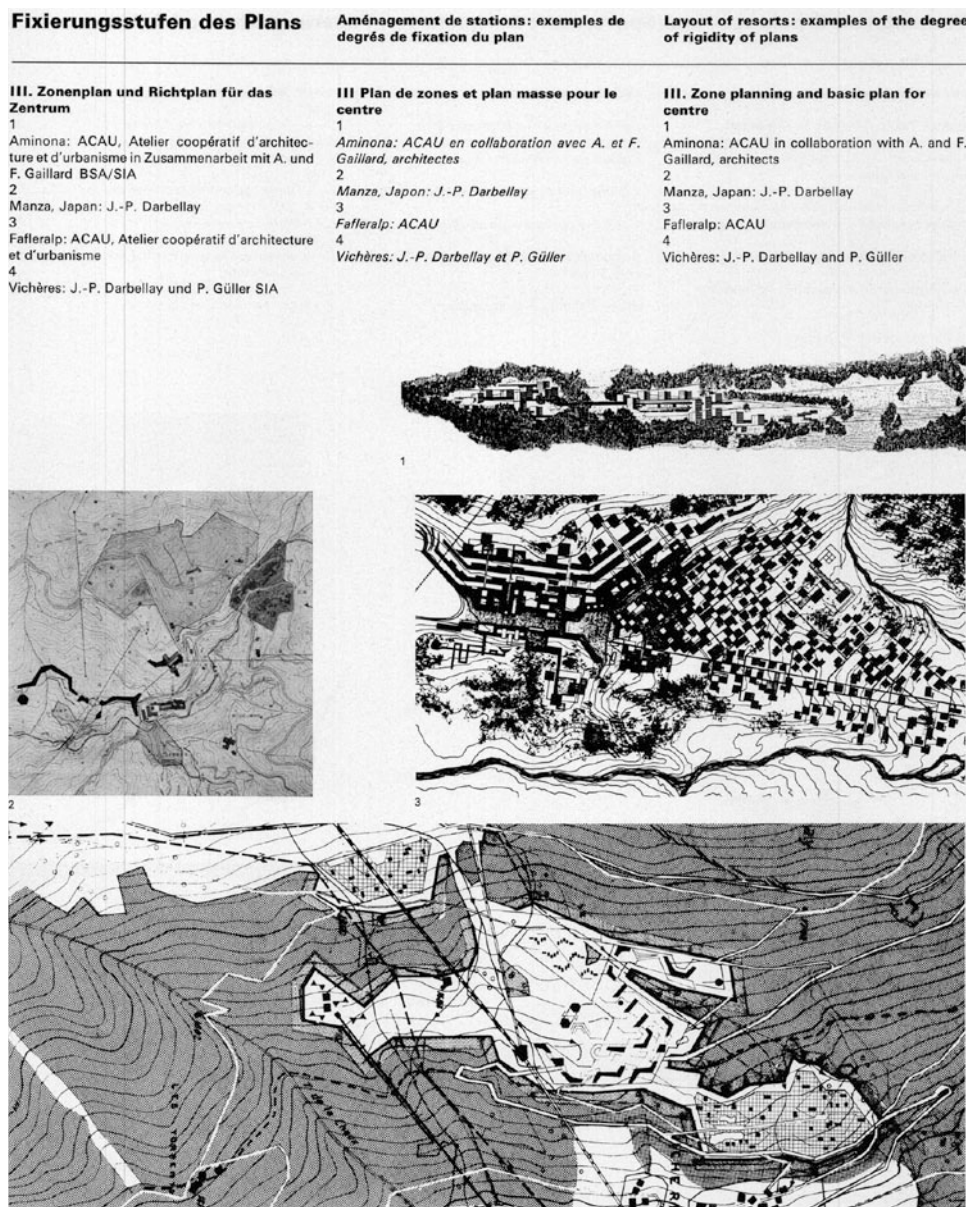


Abb. 167: Zonenpläne und Richtpläne für Skistationen von ACAU und Jean-Paul Darbellay (Station Manza, Japan, Abb. 2, Station Vichères, Unterwallis, Abb. 4), 1969.

aus: Jean-Paul Darbellay, «Bauen in den Alpen – ein Panorama», in: *Werk*, 56 (4), April 1969, S. 235.

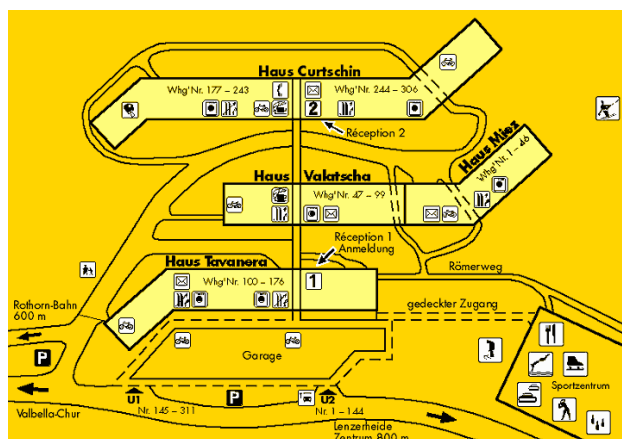


Abb. 168: Feriensiedlung Soleval, Lenzerheide, Dienstleistungsschema

aus: www.soleval.ch

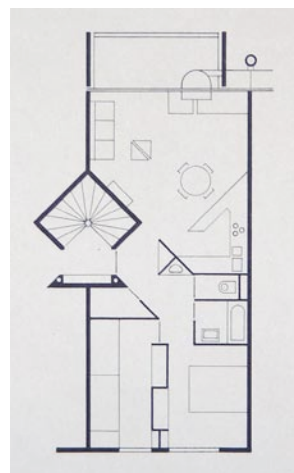


Abb. 169: Feriensiedlung Soleval, Lenzerheide, Grundriss Dreizimmerwohnung, Jean-Paul Darbellay, Juli 1969.

[Firmenarchiv Elektrowatt AG Zürich]

Abb. 170: Die Feriensiedlung Soleval als Beispiel für die Zersiedelung der Landschaft.

aus: Fritz Hans Schwarzenbach, *Alpen im Zwielicht oder zerstört der Tourismus sich selbst?*, Oberwil b. Zug: Rolf Kugler, 1979, S. 17.



Abb. 171: «station traditionnelle», Konzept für eine Feriensiedlung im Gebirge, ACAU, ca. 1965.

aus: ACAU, «Nouvelles conceptions spatiales de stations en montagne», in: *Architecture d'aujourd'hui* [Themenheft «La Suisse, les Suisses et l'architecture»], 35 (121), Juni/Juli 1965, S. 54.

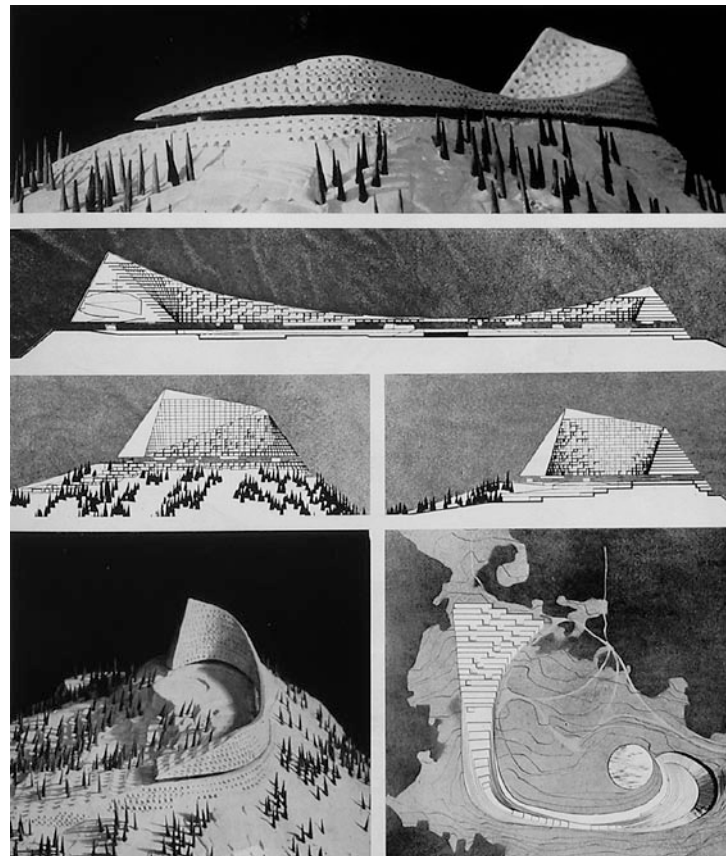
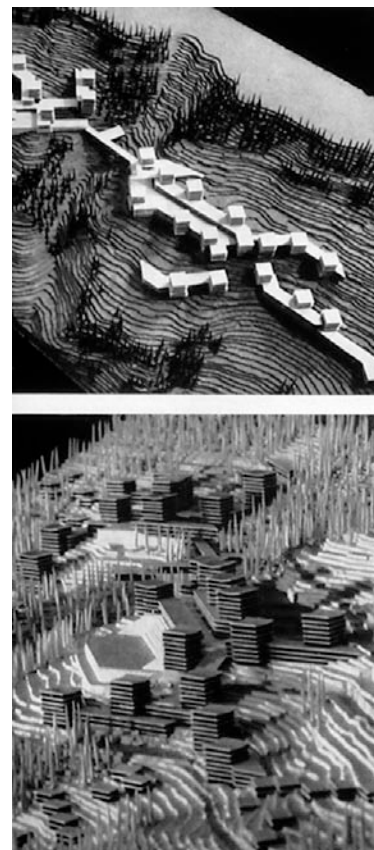


Abb. 172: «station spatiale», Konzept für eine Winterdestination im Gebirge, ACAU, ca. 1965.

aus: ACAU, «Nouvelles conceptions spatiales de stations en montagne», in: *Architecture d'aujourd'hui* [Themenheft «La Suisse, les Suisses et l'architecture»], 35 (121), Juni/Juli 1965, S. 55.



Abb. 173: Werbung für das «Ferienland Lenzerheide-Valbella» in der Neuen Zürcher Zeitung, 1973.

aus: *Neue Zürcher Zeitung*, 194 (583), 15. Dezember 1973, S. [41].

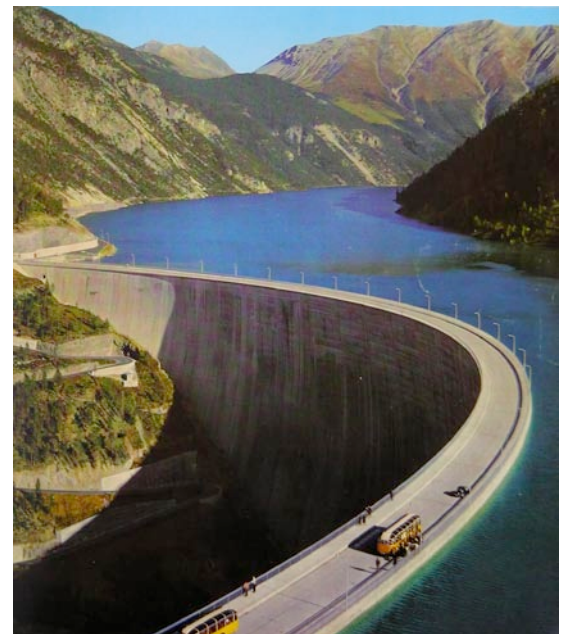


Abb. 174: Staumauer Punt dal Gall, Spöltal, und Postauto, 1971.

aus: *Terra Grischuna*, 30 (4), August 1971, Titelseite.
Foto: Feuerstein, Scuol.

Abb. 175: Ferienüberbauung Motor Columbus, Obersaxen, Modell, Max Stadler, undatiert.

aus: Max Stadler, «Ferienzentrum Obersaxen», in: *Neve internazionale*, 16 (2–3), Juni/September 1974, S. 51.

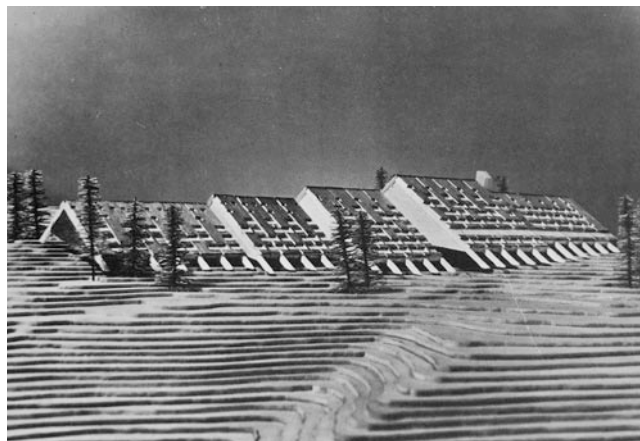


Abb. 176: Staudamm Castiletto, Marmoreraesee.

aus: Conradin Clavuot, Jürg Ragettli, *Die Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden*, Chur: Bündner Monatsblatt, 1991, S. 133.
Foto: Guler, Thusis.



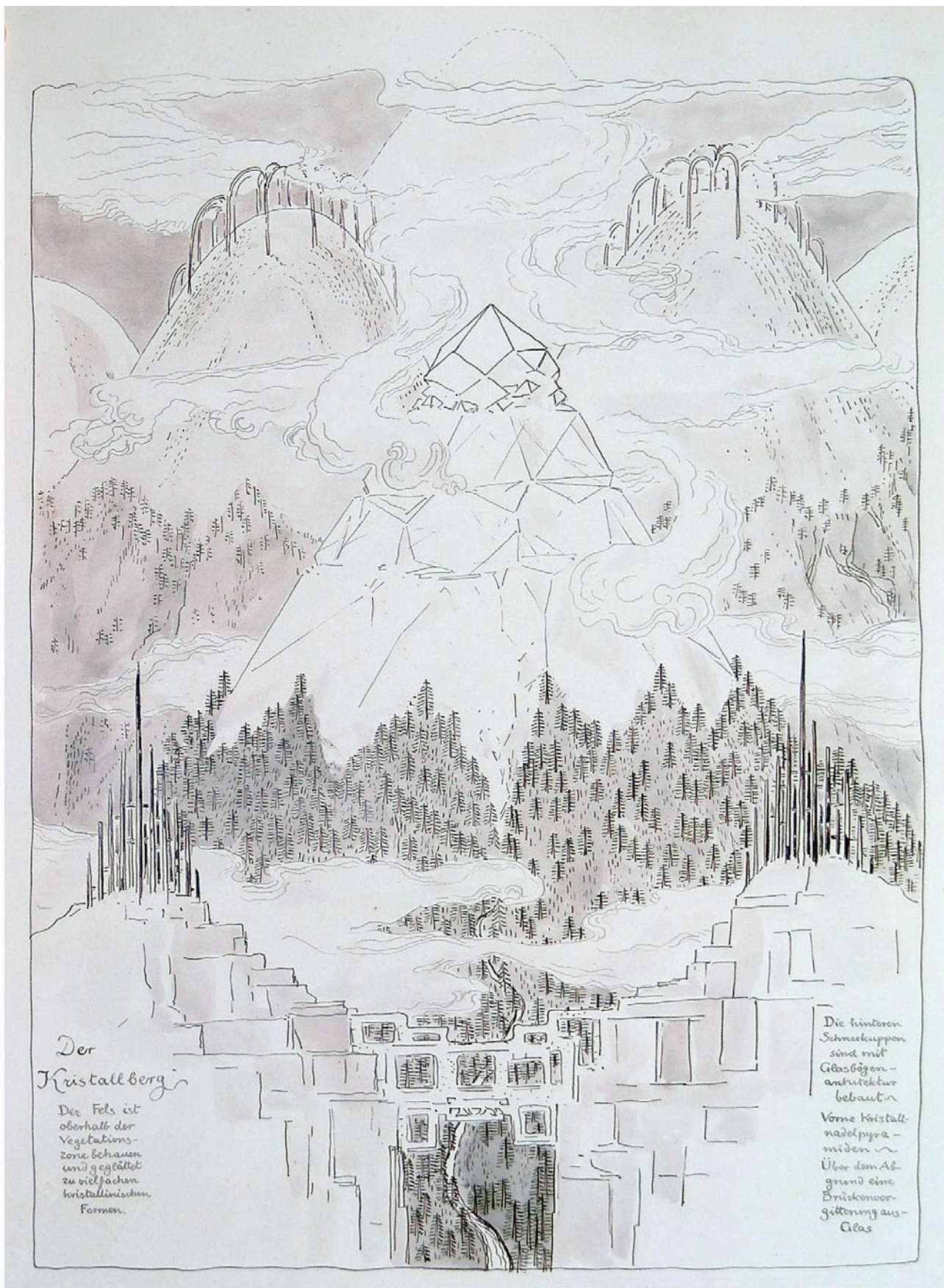


Abb. 177: Der Kristallberg, Federzeichnung von Bruno Taut aus *Alpine Architektur*, 1919/1920.

Abgebildet in: Matthias Schirren, *Bruno Taut. Alpine Architektur. Eine Utopie*, München – Berlin – London – New York: Prestel, 2004, S. [49].